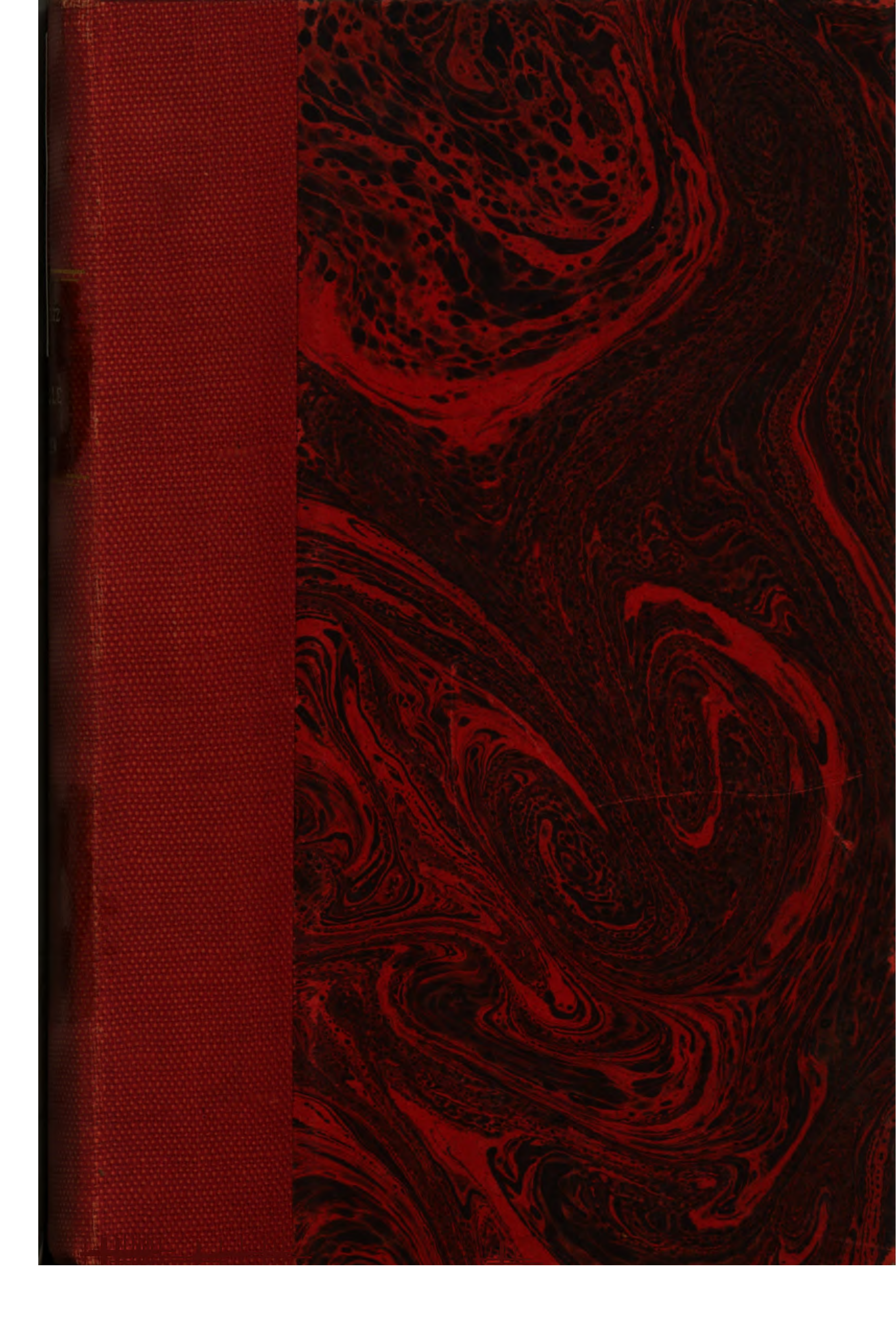
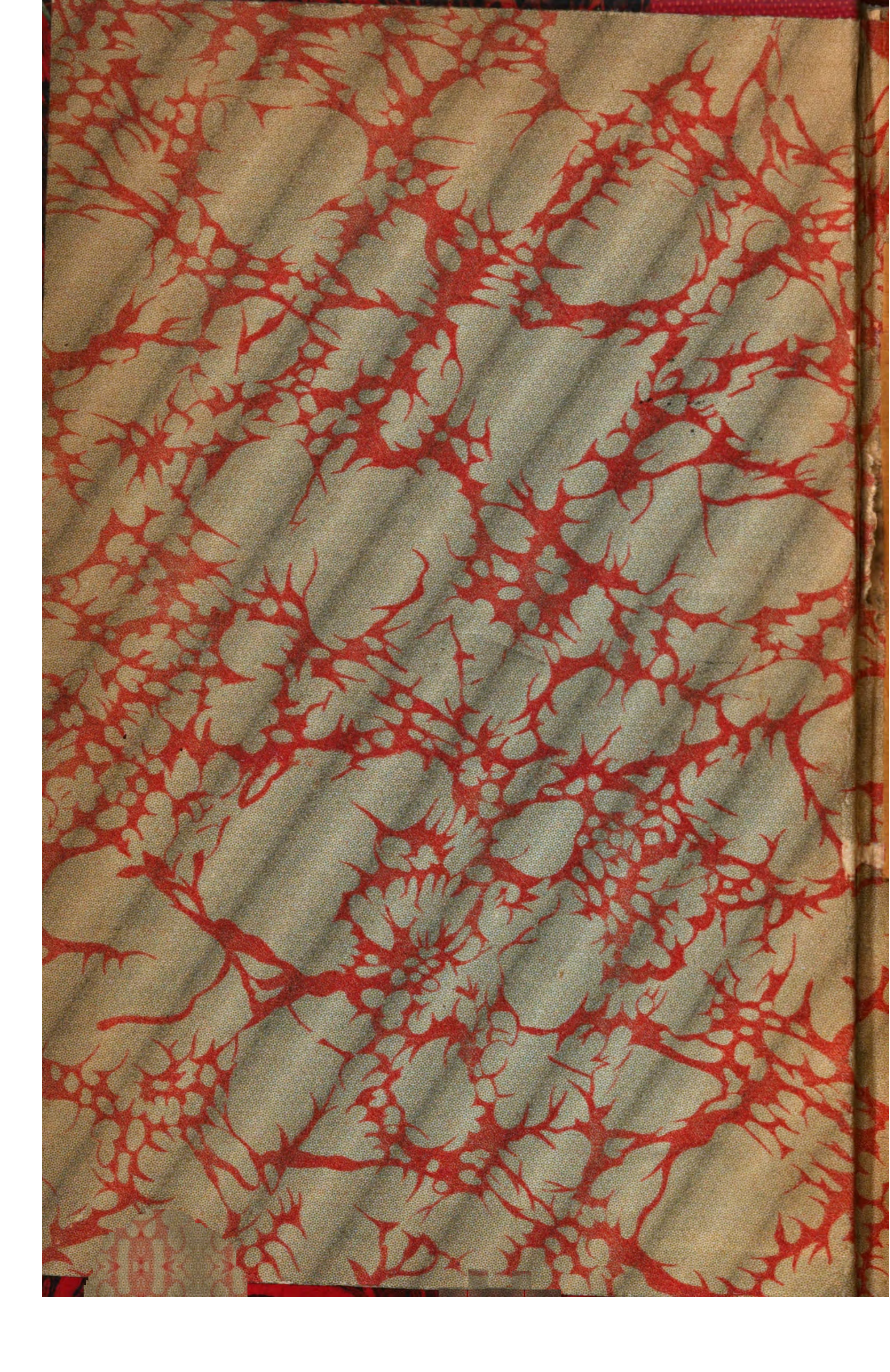
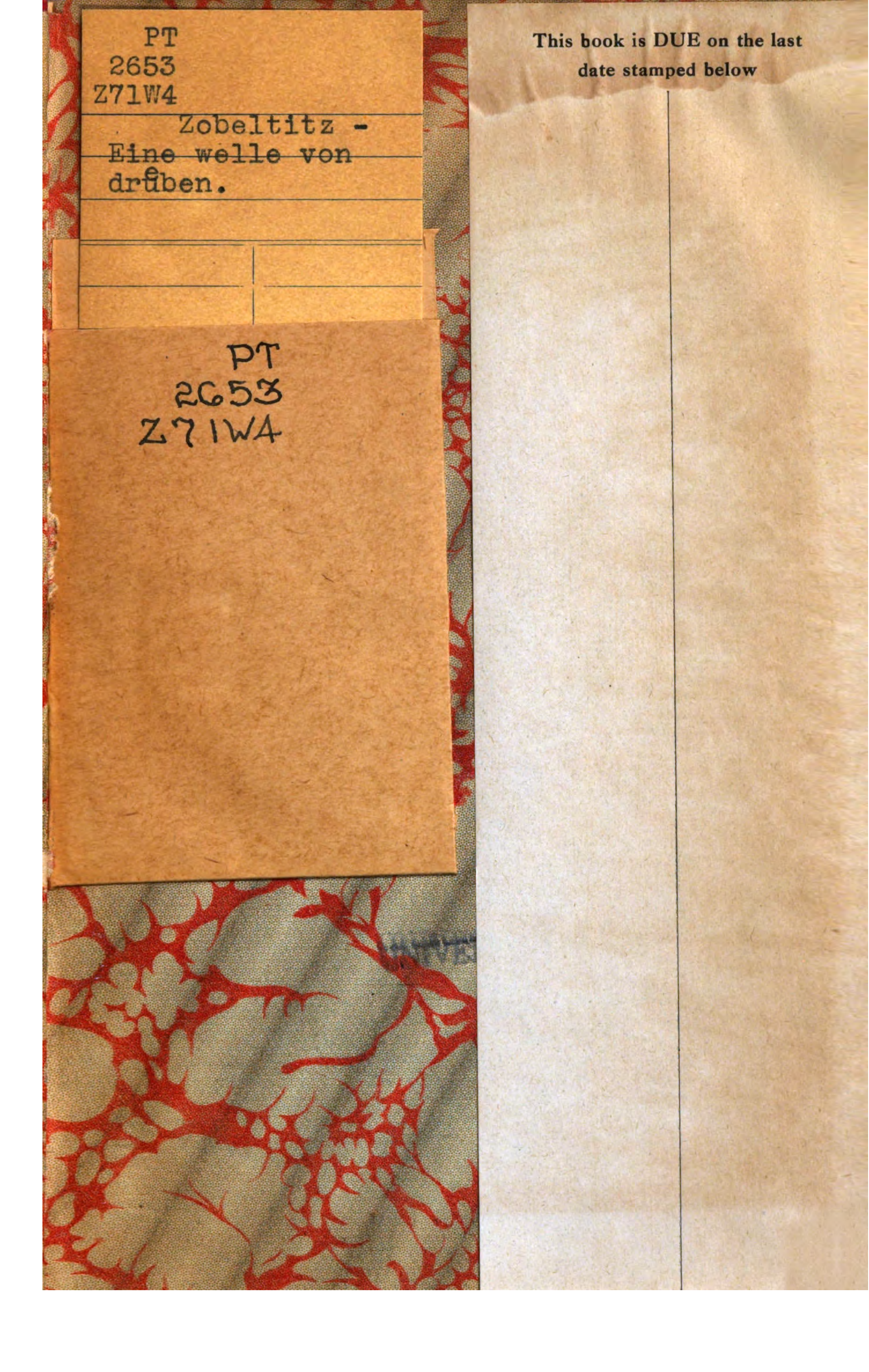


PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE





PT
2653
Z71W4
Zobeltitz -
Eine welle von
drüben.
PT
2653
Z71W4
This book is DUE on the last
date stamped below





Fedor von Zobeltitz

Eine Welle von drüben

Roman

Vierte Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1910

Eine Welle von drüben

Von Fedor von Zobeltitz erschienen im gleichen Verlage:

Besser Herr als Knecht. Roman.
Dem Wahren, Edlen, Schönen. Ein Großstadtroman.
Eine Welle von drüben. Roman.
Das Gasthaus zur Ehe. Roman.
Tröst-Einsamkeit. Roman.
Das nette Mädel. Roman.
Friedel halb-süß. Ein Sektroman.
Das eigene Blut. Ein märkisches Bauernstück in vier Aufzügen.
Neue Waffen. Schauspiel in fünf Aufzügen.

Eine Welle von drüben

Roman

von

Fedor von Zobeltitz

Vierte Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1910

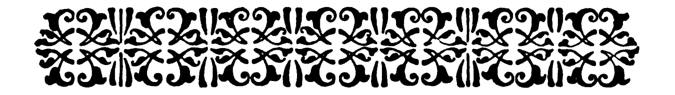
Seinem lieben

Albert Grafen von Schlippenbach

freundschaftlichst

Erstes Buch





1.

In grauen Schwaden wirbelte der Staub unter den Gummirädern des Motorwagens auf und bildete zwei rotierende Wolkenzüge zu beiden Seiten der Chaussee. Es war noch immer heiß, obwohl die Sonne sich schon dem düsteren Granit des Kleinen Atlas zuneigte, der sein Gewirr schwarzer Kuppen jenseits des Flusses emportürmte. Aber der Himmel war nicht mehr wolkenlos. Hinter den Bergen stieg eine dunkle Wand auf, nach oben zu gerade abgeschnitten wie mit einem Riesenmesser, einem mächtigen Vorhang gleichend, den unsichtbare Hände immer höher zogen. Das Schwarz dieser Wolkenwand war nicht intensiv; es leuchtete ein fahler Ton darin auf, ein schmutziges Gelb, das nach und nach, je mehr der Vorhang stieg und auch die Sonne zu verdunkeln begann, zu einem matten Opal wurde. . . . . .

„Schlafen Sie, Apotheker?"

Der andere schlug die Augen auf. „I wie werd' ich denn," sagte er, „im Gegenteil, ich bin fuchsmunter. Cum grano salis, Herr Rittmeister — ein bißchen hinkt der Vergleich. Wenn ich mich des Ausdrucks ‚munter' bediene, so meine ich damit, daß ich ganz gern ein kleines Nickerchen machen würde. Ich habe nun nachgerade genug afrikanische Landschaft genossen. Dabei bin ich wie zerschlagen, die Füße sind mir eingeschlafen, in den Kniekehlen fühle ich Nadelstiche. Das ist mehr spanische Inquisition wie Vergnügen. Und dieser Staub! Ich begreife nicht, wie man dabei die Augen offen halten soll. Kapitän, können Sie Ihre geehrten Beine nicht ein bißchen auf die andere Seite legen?"

„Nein," entgegnete der Angeredete etwas unwirsch, „das kann ich nicht. Ihnen zu Gefallen habe ich mich auf meinem Platz schon nach Möglichkeit eingeschränkt. Lieber Herr, ein Automobil ist keine Luxuskabine. Außerdem ist der Wagen für vier Personen eingerichtet, und wir sind unser nur drei. Sie nehmen zwei Plätze für sich in Anspruch und klagen noch!"

„Gewiß klage ich," äußerte der Apotheker und nickte lebhaft mit seinem kleinen schmalen Vogelkopf. „Ich klage laut. Ich klage als Passagier der ersten Klasse des Ihnen unterstellten Vergnügungsdampfers wider den Kapitän. Ich werde Ihrer Behörde Anzeige erstatten, daß Sie uns zu einer Landtour verführt haben, gegen die alle Phasen der Seekrankheit Wonnen des Paradieses sind. Ich klage; das ist mein Recht."

„Sie können ja aussteigen, wenn Sie wollen, lieber Herr Fahrenheit; das ist auch Ihr Recht."

Der Apotheker schlug eine eigentümlich klingende meckernde Lache auf. „Das könnte Ihnen so passen," rief er, „— aussteigen und mich in den Graben setzen, bis Sie zurückkehren und die Gnade haben, mich gütigst aufzulesen! Und inzwischen kommt ein Kabylenhäuptling und plündert mich aus, oder ein Schakal fällt mich von rückwärts an, oder ein Affe wirft mich mit Kokosnüssen. Nein, mein Bester, ich bleibe, wo ich bin, aber ein bißchen bequemer will ich mir's auf dieser Folterpritsche einrichten."

Er rückte bis an die Ecke der gepolsterten Bank und versuchte seine langen Beine auf diese zu legen. Es ging nicht; die Bank war zu kurz und zu mächtig das Wachstum der Beine. Außerdem raste der Wagen mit so gewaltiger Schnelligkeit über die ausgezeichnet gehaltene Chaussee, daß Herr Fahrenheit Sorge hatte, das Gleichgewicht zu verlieren. Er mußte notgedrungen wieder seinen alten Sitz einnehmen und tat dies stöhnend, schimpfend und fluchend, wütend darüber, daß er sich zu dieser unsinnigen Partie hatte überreden lassen, statt gemächlich in Algier zu bleiben.

„Sagen Sie selbst, Herr Rittmeister, ist es nicht eine Torheit? Der Kapitän hat uns mit feurigen Zungen die Reize der

Landschaft geschildert — du lieber Gott, ich muß gestehen, bei so einer Palme denkt man sich Wunder was, und wenn man sie vor sich sieht, ist es ein juxiger Staubwedel! Schauen Sie sich da hinten mal die drei Zypressen an! Wie zusammengeklappte Regenschirme. Vor jeder Bambusstaude soll ich die Augen aufreißen — unsre Schmackeduzien zu Hause sind mir lieber. Afrika hab ich mir ganz anders gedacht. Die Beduinen starren vor Schmutz, und überall riecht es so verflucht nach Knoblauch und Zwiebeln. Die paar plötrigen Weinberge imponieren mir auch nicht. Die haben wir bei Krossen und Grüneberg besser. Das sind hier ja überhaupt keine Weinberge. Wo sind denn die Berge? Da hinten, aber da wächst kein Wein. Da scheint überhaupt nichts zu wachsen. Das hier ist flaches Land; es ist ein Widersinn, das Weinberge zu nennen. Wenn doch die Menschen logisch bleiben wollten!“

„Sie sind ein unverbesserlicher Nörgler, Fahrenheit,“ sagte der Rittmeister lachend und stäubte mit dem Taschentuch über seinen starken rotblonden Schnurrbart. „Ich möchte wohl wissen, warum Sie sich überhaupt zu der Reise entschlossen haben, wenn Sie sich von vornherein klar darüber waren, daß es zu Hause am hübschesten ist.“

„Pardon — davon ist keine Rede,“ versetzte der Apotheker eifrig. „Ich bin kein Murmeltier und kein Haushuhn, aber ich sehe nicht ein, warum man in der Fremde alles schön finden soll, was im Grunde nur geschmacklos ist. Der Olivenwald, durch den wir vorhin fuhren, sah doch gerade aus, als wäre jeder Baum einzeln durch den Aschkasten gezogen worden. Staub scheint mir überhaupt die Signatur Algeriens zu sein. Ich habe schon so viel geschluckt, daß mir die Kehle wie zugeklebt ist. Krabbeln Sie doch mal Ihren Kognak heraus, Kapitän!“

„Aha — nun kommt er! Nun gibt er klein bei,“ frohlockte der Kapitän. Seit der Abfahrt des Dampfers stand er auf dem Kriegsfuß mit dem krakeelsüchtigen, immer unzufriedenen Apotheker. „Ich könnte Sie dürsten lassen, Herr Fahrenheit, um Ihnen recht sinnfällig zu zeigen, daß uns bloß noch

die Berge da drüben und ein Stückchen Hochland von der sogenannten Wüste trennen, wo ganze Karawanen elendiglich verschmachten müssen. Sie schimpfen darüber, daß Afrika Ihnen gar nichts Neues bietet; aber so einen gesunden Durst und eine so niedliche Verstaubung finden Sie zu Hause nicht. Und nun will ich Ihnen noch einen Anblick gönnen, dessen Sie sich lange erinnern werden — — passen Sie einmal auf . . ." Er zog eine halb gefüllte Kognakflasche aus dem Sitzkasten hervor; es war der Etikette nach ein guter Tropfen: ein Meukow fine Champagne — und er schwang die Flasche in der Hand, während der Apotheker, schmunzelnd und sich über die trockenen Lippen leckend, mit den Spinnenfingern nach der lockenden Letzung griff. Aber er griff vergeblich; er sah nur ein rasches Sonnenblitzen in dem Goldgelb des Inhalts — und da hatte der Kapitän auch schon wieder den Labetrunk mit schneller Bewegung im Sitzkasten versenkt. Der alte Seebär lachte, daß ihm die Tränen in das Auge traten. „Sehen Sie, Apotheker," rief er, „das ist Ihnen sicher etwas ganz Neues und noch nicht Dagewesenes: das war eine Fata Morgana!"

Herr Fahrenheit wütete. Aber nur innerlich. Er tat so, als amüsiere auch er sich über den Spaß des Kapitäns. Er lächelte, doch seine kleinen verkniffenen Äugelchen blitzten. Am liebsten wäre er grob geworden, und um seinen inneren Grimm abzulenken, machte er den, bei der rasenden Fahrt unmöglichen Versuch, sich eine Zigarre anzustecken.

Da legte sich der Dritte von der Partie, der mit Herr Rittmeister Angeredete, ins Mittel. „Seien Sie nicht so grausam, Kapitän," sagte er. „Strafe muß sein, aber nun ist's genug. Übrigens" — er schaute sich um und unterbrach sich — „Donnerwetter, da steigt ein guter Mummelsack herauf! Hoffentlich sind wir unter Dach und Fach, ehe der Kladderadatsch losbricht . . ." Er wandte sich an den Chauffeur. „Wie weit ist's noch bis zur Schlucht, lieber Freund?"

„Eine halbe Stunde, mein Herr," antwortete der Mann, ohne den Kopf zu drehen. Auch er starrte in die dunkle Wolkenwand, warf einen raschen Blick auf den Regulator des Motors und faßte nach der die Geschwindigkeit regelnden Kurbel. Die

Insassen fühlten eine leichte Erschütterung des Wagens, der dann mit vermehrter Schnelle, wie ein flüchtendes Wild, über die Chaussee jagte, während unter seinen Rädern der Staub emporquoll. —

Kapitän Dietrichsen war der Führer der Therapia, eines Dampfers der deutschen Levante-Linie, der auf seiner Frühlingsfahrt von Hamburg nach Konstantinopel gestern im Hafen von Algier angelangt war und morgen in aller Frühe die Reise nach Tunis fortsetzen sollte. Die beiden andern Herren gehörten zu den Passagieren des Dampfers. Rittmeister Graetz, ein märkischer Gutsbesitzer, hatte sich lange gesträubt, ehe er den Überredungskünsten des Apothekers Fahrenheit nachgegeben hatte. Er war keine Touristennatur, blieb lieber auf seiner Scholle und behauptete, daß er gerade in der Zeit der Frühjahrsbestellung mit ihrer Häufung des Geschäftlichen ganz unabkömmlich wäre. Aber Fahrenheit, der in der kleinen Kreisstadt eine gewisse führende Rolle unter den Honoratioren spielte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, auch einmal von einer Orientreise sprechen zu können, und wollte einen heimischen Begleiter haben, mit dem er unterwegs nach gewohnter Weise seinen Skat spielen und mit dem er streiten konnte, wann es ihm beliebte. Namentlich das letztere war maßgebend, denn hinter der langen und dürren Körperlichkeit des Apothekers steckte eine ewig fehdelustige und immer zur Verneinung geneigte Seele. Fahrenheit brachte den Doktor und die auf dem Nachbargute lebenden Eltern Graetzens auf seine Seite. Der Rittmeister hatte in den Wintermonaten an einer verschleppten Influenza gelitten, und nun dekretierte der Doktor energisch: ausspannen — nach dem Süden — am besten eine mehrwöchentliche Meerfahrt zur Erholung der Nerven und als heilbringende Nachkur. Die Eltern waren derselben Meinung; der alte Ökonomierat verschwor sich, tagtäglich die Inspektoren auf dem Gute seines Sohnes beaufsichtigen zu wollen, und die Mutter versprach, der die Hauswirtschaft leitenden Mamsell von Zeit zu Zeit einen aufmunternden Besuch zu erstatten. Man quälte so lange, bis Otto eines Tages erklärte: „Schön — wenn ihr mich durchaus auf sechs Wochen los sein wollt — ich reise.

Aber ich sehe es kommen, die Ernte ist futsch. Vater, ich bitte dich, hab' auf Schlag neun ein besonderes Auge. Da versuch' ich's mit Rüben . . ." Der Ökonomierat sagte, diese Rüben sollten in Traum und Wachen der Inbegriff seines Empfindens sein, und beruhigt reiste der Rittmeister in Begleitung von Herrn und Frau Fahrenheit ab.

Nun war man bis Algier gekommen, wo die Therapia Fracht zu verladen hatte und zwei Tage im Hafen blieb. Der erste Besuchstag hatte der entzückenden Stadt mit ihrem weißen Häusermeer und ihrem malerischen Leben und Treiben gegolten. Für den zweiten Tag hatte Kapitän Dietrichsen einen Ausflug nach Blidah und der sogenannten Affenschlucht am Hange des Atlas vorgeschlagen. Der Apotheker hätte sich lieber allein in Algier vergnügt; man hatte ihm merkwürdige Geschichten von den Geheimnissen des Kabylenquartiers erzählt, von den Tänzen der Naïlya=Mädchen und von dem Hause der schönen Fatme (einer Mozabitin, die schon der Afrikareisende Baron Heinrich Maltzahn vor fünfunddreißig Jahren als ‚schöne' Fatme kennen gelernt hatte und die sich einer merkwürdig konservierten Jugendblüte erfreuen mußte). Aber wenn Fahrenheit die Mysterien Algiers kennen lernen wollte, wünschte seine Frau auch mit dabei zu sein, und das ging nicht gut. So entschloß sich denn der Apotheker, sich an dem Ausfluge zu beteiligen. Frau Fahrenheit dankte, als sie erfuhr, man habe ein Automobil gemietet; sie flehte auch ihren Gemahl an, sich nicht unnütz in Lebensgefahr zu begeben und sich nicht einem dieser unvernünftigen Vehikel anzuvertrauen, die mit wahrhafter Molochsgier ihre Opfer verschlingen. Aber der schelmische Kapitän hatte Fahrenheit vorgeredet, in Blidah liefen die Kabylenfrauen noch im Urzustande der Natur herum, und für derlei Ethnographisches hatte der Apotheker immer Interesse.

Er fluchte, als alles anders kam; er nörgelte beständig. Und doch bot die Fahrt tausendfache Reize, die der eindrucksfähigere Rittmeister voll auf sich einwirken ließ. Hinter den gartenreichen Hügeln des Sahel, auf denen die Stadt wie ein Stein gewordenes Märchen sich aufbaut, breitete die fruchtbare Ebene der Metidscha

sich aus, mit wogenden Getreidefeldern und Orangenhainen, rieselnden Bächen, Olivenwäldern und ehrwürdigen Korkeichen am Wege, mit freundlichen Kolonistendörfern und schlanken Minaretts an den Grabstätten berühmter Heiliger. Darüber Sonnengold, das selbst in den aufwirbelnden Chausseestaub glitzernde Funken warf, und ein lachender blauer Himmel, in dessen unendlicher Weite kein Wölkchen schwamm. Die Straße war bis zu dem Flecken Bufarik belebt wie zu den Zeiten der großen Märkte. Ein Regiment Spahis rückte mit klingendem Spiel in seine Quartiere zurück, und dahinter folgte ein Trupp Chasseurs d'Afrique in ihrer phantastischen, der Nationaltracht angepaßten Uniform. Eine Kamelkarawane lagerte auf freiem Felde; man hatte Zelte aufgeschlagen, die Feuer flackerten, geschäftig huschten die dunkeln Gestalten der Beduinen hin und her. Es war ein reges Wandern auf der Chaussee. Kabylenweiber kehrten vom Felde heim, den Rücken hochbepackt mit Gemüsen und Früchten und mitten hineingeschnürt in den Wirrwarr von Grünzeug, Tomaten und gelben Melonen einen braunen Säugling mit Kohlenaugen im schmutzstarrenden Köpfchen. Dann wieder eine flotte Kavalkade: ein paar Offiziere mit lebenslustigen Pariser Gesichtern, Monocle in der Augenhöhle, den Schnurrbart keck gewirbelt, tadellos equipiert und, ganz Eroberer, auf schaumüberrieselten Pferden zwei junge Reiterinnen umringend. Eine Mailcoach führte eine Tennis-Gesellschaft zur Stadt zurück: lachende Leutchen in hellem Flanell und lichten Sommerblusen, jauchzend vor Übermut, als ein Zug Ochsengespanne ihren Wagen aufhielt; Omnibusse kreuzten sich; Radler glitten geschickt zwischen den hundert, sich ihnen in den Weg stellenden Hindernissen hindurch; ein paar Automobile als neuester, in Algier rege gepflegter Sport fauchten unter schrillem Tuten, das tierischem Gebrüll glich, wie rasend gewordene Stiere die Straße hinab. Über den Chausseegraben sprengte ein alter Spahi mit tiefernstem, kupferfarbenem Gesicht, die Stirn vom Turban umwunden, eine Reihe klirrender Denkmünzen am wehenden Burnus, einer vielleicht, der noch unter Abdul Kader gefochten hatte.

Otto Graetz schaute zum ersten Mal in die bunte, farbenfrohe und malerische Welt des Orients hinein. Er war entzückt.

Trotz einer gewissen Schwerblütigkeit war seine Empfänglichkeit für neue Eindrücke groß. Die Reise lohnte sich, das war schon wahr. Zwischen England und Portugal hatte er häufig an seine Felder gedacht: ob der Oberinspektor auch auf dem Posten sei und ob der infame Bengel, der Volontär, wohl wieder seine Abwesenheit benützen und die Pferde zugrunde reiten würde. Hatte sogar einen Anflug von Heimweh gehabt — das war im Golf von Biscaya gewesen und bei hohem Seegang. Hatte zwischen wechselnden Stimmungen je nach der Lebhaftigkeit des Wogenschlags Kabine, Schiff und Reise verwünscht und sein Schlößchen wie im Traume vor sich gesehen: die beiden Halalibläser aus Sandstein rechts und links von der Rampentreppe, dahinter den Gartensaal und sein gemütliches Herrenzimmer, wo man sich bequem auf den Diwan legen konnte, ohne bis zu wütender Magenrevolte hin- und hergeschaukelt zu werden. Dann waren wieder schöne Tage gekommen, an denen der Sonnenglanz die blauen Wasser bis in die Tiefen hinein durchstrahlte und das Schiff fast bewegungslos über die ölglatte Fläche glitt. Die tückische Influenza hatte Graetz den Winter hindurch gehörig geschüttelt. Nun spürte er, wie in der frischen Seeluft die Erholung wuchs. Der Gedanke an die Heimat, an die Frühlingsaussaat, den liederlichen Volontär, an die Sorgen der Feldbestellung, selbst an den Rübenversuch auf jahrelang vorbereitetem Boden — alles das rückte ferner. Er war ein passionierter Landwirt; aber hier auf dem weiten Meere dachte er schließlich gar nicht mehr an seine Erde, die er mit schöpferischer Zärtlichkeit liebte. Er vergaß sie. Er schrieb in jedem Hafen, in dem die Therapia anlegte, eine Postkarte an seine Eltern; das war die einzige Verbindung mit der Heimat. Er schrieb immer sparsam, immer nur ein paar Zeilen: ‚Liebe Alten; glücklich in Lissabon eingetroffen. Im Kanal Hundewetter, im Golf von Biscaya grobe See. Verteufelt seekrank gewesen, jetzt wieder ganz mobil. Herrliches Wetter, tropische Vegetation, häßliche Frauen. Tausend Grüße Euer Otto.' So ungefähr. Das genügte auch den alten Herrschaften; sie wußten, die Beschäftigung mit der Feder war die schwache Seite ihres Sohnes. —

Nach dreistündiger Fahrt hatte man in Blidah Halt ge-

macht und sich im Hotel ein Mittagessen bestellt. Der Apotheker prophezeite, es werde verbrannte Hammelkotelettes geben, und die gab es wirklich. Dann erschienen Wachteln, die er für angejahrte Spatzen hielt. Seine Laune sank immer mehr. Er bestellte sich einen Eierkuchen und erklärte, es sei eine Stiefelsohle; der Wein schmeckte ihm nach Schwefel und unreifen Johannisbeeren. Von nun ab blieb er in ständigem Schimpfen. Graetz kannte den ewigen Nörgler und kümmerte sich nicht viel um ihn. Aber der Kapitän war außer sich. Mit solchen Passagieren zu reisen, war wahrhaftig kein Vergnügen. War dieses Blidah nicht ein reizendes Städtchen? Dufteten die Orangen mit ihren kleinen goldenen Äpfeln, neben denen sich schon wieder frische Blüten von silbriger Farbe entfalteten, nicht wundervoll? Und welches rege Leben herrschte in der alten Maurenstadt! Es war die Stadt der Zuaven, die man überall sah, diese lustigen Rothosen mit ihren lachenden braunen Gesichtern, die Zigarette im Munde, die Hände im breiten bunten Hüftengürtel, leichtfüßig hin- und herschlendernd, ein lebenslustiges Völkchen, ganz anders wie die ernsten Araber mit ihren ruhigen und gemessenen Gebärden.

Hinter Blidah war die prächtige breite Fahrstraße, die sich in langgestreckten Serpentinen durch die Schluchten des Atlas bis zum Hochplateau von Medeah schlängelt, fast ganz unbelebt, so daß der Motorwagen freie Bahn hatte. In rasendem Laufe durchquerte er einen Olivenwald, dessen uralte Bäume groteske Astbildungen zeigten, gleichsam verkrüppelte Glieder, die sich zum Himmel reckten, die fahlgraue Rinde zerrissen und zerbeult, das Blattwerk bestäubt. Und dann öffnete sich wieder das weite Land, die Niederung des Flusses Kebir, endlose Weinplantagen, meist halbmannshohe Stöcke, zwischen denen Kabylenweiber reihenweise auf und ab schritten und die Blätter mittels eigenartig geformter Gießkannen mit einer metallisch schimmernden, öligen Flüssigkeit näßten, um die Reblaus fernzuhalten. Über der grünen Fläche hob sich in scharfer Silhouette ein turmartiger Bau, die Kubba eines heiligen Mannes, eines von den Moslems hochverehrten Marabut, der dem Kebir den Namen gegeben hatte.

Noch zog sich der Fluß in anmutigen Windungen durch das Gelände, aber seine Stromschnelle hatte sich bereits verstärkt — er näherte sich der reißenden Schiffa, über deren breites Bett eine Steinbrücke ihre Bogen spannte, deren massive Pfeiler schon die Römer gelegt hatten.

Das Automobil donnerte über die Brücke; aus dem Tamariskengebüsch, das sie umwucherte, stieg aufgeschreckt ein Schwarm Rebhühner auf.

„Donnerwetter," rief der Apotheker, „jetzt wird's Nacht!"

So war es beinahe. Die schwarze Wolkenwand war höher gerückt. Sie hing über der Zackenkrone des Atlas wie die Soffiten einer Theaterszenerie. Die Berge, die unvermittelt und ohne Übergang aus der Ebene steilauf zum Himmel stiegen, vermehrten das Dunkel. Aber es war doch nicht das Dunkel der Nacht. Es war ein schwarzer Dämmer, der noch alles erkennen ließ und sich nur in den tieferen Schluchten zu absoluter Finsternis verdichtete, in den Höhlen und Felsrissen, an denen diese steinerne Welt reich war. Dabei füllte ein wunderbarer Duft die ganz plötzlich empfindlich kühl gewordene Luft. Die Schlucht des Schiffa fiel in wilder Zerklüftung linksseitig vom Wege ab, und von unten herauf, aus der Tiefe, da wo die Wasser zwischen tausenden von Felssplittern und Blöcken und über wüstem Geröll zu schäumigem Gischt wurden, aus dieser dunkel durchschatteten Einsamkeit quoll der berauschende Duft zur Höhe empor. Die ganze Schlucht war ein gewaltiges Blumenbecken. Auf den Hängen buschte sich der Oleander, und zwischen aromatischen Lentisken wucherten Thuja und Myrte. Ganz unten an den Fußufern entfaltete eine wilde Flora ihre schimmernde Pracht. Wo zwischen dem Steingeröll ein Fleckchen Erde frei blieb, keimte, sproßte und blühte es in allen Farben. Weiter hinauf zogen sich, wie von eines Gärtners Hand geordnet, ganze Reihen dichten Strauchwerks, übersät mit den cyanenblauen Blumen des afrikanischen Feldsteinsamens, während an knorrigen Stöcken die zart rosigen und violetten Blüten des Sarcocapnos hingen. Rechts vom Wege türmten die Berge in kolossalen Formen sich auf, nackter Granit, von rötlichen Porphyradern durchsetzt, und überall

zwischen dem Gestein Humusflecken, auf denen Pistazien wuchsen und salbeiblättrige Citrosen, wilde Ölbäume emporschossen, der phönizische Wacholder sich zu einem bläulichen Gespinst zusammenwirrte und der Ginster seine leuchtenden Strahlenbüschel entfaltete. Es war unbeschreiblich schön in dieser duftenden Wildnis und in dem falben Dämmer unter dem Gewitterhimmel.

Obwohl es stark bergauf ging, hatte der Chauffeur die Geschwindigkeit des Automobils nicht verringert. Aber der Mann, der in seiner stachelhaarigen Schur und mit der Brillenmaske vor dem Gesicht wie teilnahmlos auf dem Gefährt saß, mußte scharf Obacht geben. Unaufhörlich wand und krümmte sich der Weg am Fuße des Bergrückens, schien vor den Augen der Reisenden plötzlich zu verschwinden und öffnete sich dann von neuem hinter einem Felsenvorsprung. Auf der einen Seite gähnte die Schlucht; die breite Chaussee war zu einem schmalen Bergpfad geworden; dazu kam, daß dem Motor eine Kolonne von zehn bis zwölf, von Ochsen gezogenen Lastwagen, mit Granitbruch und kupferfarbigem Sandstein beladen, entgegenrückte, die bei den zackigen Verschlingungen des Weges eine doppelte Aufmerksamkeit erforderte. —

Dem Apotheker wurde es unheimlich. Er hielt sich mit beiden Händen an den Eisen der Sitzstangen fest und schielte in das Dunkel der Schlucht, an deren nur durch niedrige Felsblöcke geschützter Kante der Wagen ängstlich dicht vorüberrasselte. Infolge der Aufwärtsbewegung war die Erschütterung ziemlich stark. Fahrenheit wollte sprechen, aber er biß sich auf die Lippen. „Verflucht!“ stammelte er, die Worte stoßweise hervorbringend: „Kapitän, diese — diese — diese Tour werd' ich — ich — ich Ihnen ge — gede — gedere — denken . . .“

„Wird mir eine Ehre sein,“ erwiderte der Kapitän. „Passen Sie auf, Herr Fahrenheit, jetzt geht's um eine Ecke. Wenn Sie nicht still sitzen, fliegen Sie aus dem Wagen, und dann garantiere ich nicht für das Heil Ihrer zarten Glieder.“

Fahrenheit war so blaß geworden, daß Graetz Mitleid empfand. „Halten Sie sich fest, dann kann Ihnen nichts passieren,“ sagte er. „Mann Gottes, Sie zittern ja wie Espenlaub! Ängstigen

Sie sich doch nicht! In fünf Minuten sind wir in Sicherheit."

„Mir — mir ist nicht wohl," stotterte Fahrenheit. „Mir ist so . . . ich weiß nicht . . ." Und dann biß er die Zähne zusammen; er wollte doch zeigen, daß er Mut habe.

Abermals wandte sich der Pfad. Nun tat sich rechtsseitig eine tief in das Felsmassiv gehackte Querschlucht auf, gefüllt mit einem buschartigen Hain subtropischer Bäume, und an ihrem Fuße, da wo sie die Fahrstraße berührte, sich zu einem halbmondförmigen Talkessel öffnend, durch den ein überbrückter Bach in die Schiffa strömte, deren Rauschen von unten herauf wie ferne Meeresflut tönte. Im Grunde des Talkessels lag ein freundliches Wirtshaus mit offener, weinumsponnener Veranda und einem riesigen Schilde, das die Aufschrift trug: ‚Russieau des singes.'

Der Apotheker war der erste, der mit einem gewaltigen Satz aus dem Wagen sprang. Gottlob, da stand man wieder auf festem Boden! Er dehnte, streckte und reckte sich, bog sich in den Kniekehlen und machte ein paar Freiübungen. „Ich bin wie gerädert," sagte er. „Lieber Herr Rittmeister, was Sie da von Angst sprachen — von Angst ist keine Rede. Ich bin eine furchtlose Natur. Aber diese höllische Maschine mit ihrem Rütteln und Schütteln irritiert mein Nervensystem. Angst — ich bitte Sie!"

Er machte mit den langen Armen eine Bewegung, als komme es ihm nicht darauf an, es mit einer ganzen Räuberbande aufzunehmen. „Nun möcht' ich aber die Affen sehen," fuhr er fort, „deshalb bin ich hier."

Er hatte kaum ausgesprochen, als ein jäh erwachender furchtbarer Windstoß ihn fast umriß. Im selben Augenblick wurde es völlig dunkel. Es war, als habe sich die schwarze Wolkenwand tief über die Berge gesenkt. Rauchige Schwaden hingen über den Felsgipfeln; da fuhr der Sturm hinein und zerfetzte sie und trieb sie mit eilender Windsbraut durch die Schluchten, wie galoppierende Fabeltiere, riesengroß und mit zottigen Fellen. Hier in diesem Talkessel verfing sich gewissermaßen das Wetter,

quirlte umher, durchpeitschte das Buschwerk, daß Blätter und Blüten flogen, schüttelte die Bäume und fuhr krachend, mit einem hellen Getöse, das wie Pelotonfeuer klang, in die Höhlungen und Risse der Felsen hinein. Auf den Hängen löste sich kleineres Geröll und polterte in die Tiefe; die Wolken senkten sich immer mehr, und in den höheren Schichten entlud sich die Elektrizität. Man sah nicht das Zucken der Blitze; über den Dunstschleiern flammte es in grellem Scheine auf, alles durchleuchtend, hellgelb, gemischt mit bläulichen Tönen, Lichtstrahlen bis zu den Sohlen der Schluchten sendend, tief hinein und in weite Fernen. Durch das Rollen des Donners, der in den Bergen ein vielfaches, langgezogenes Echo fand, als wolle er niemals verhallen, schrillte ein gellender Pfiff: über die Eisenbahnbrücke der Schiffa brauste der Schnellzug nach Constantine, das düstere Flußtal plötzlich mit weißem Dampfe füllend, der in das Schwarzgrau der brodelnden Wolken schneeige Flocken streute. Der Zug verschwand unter schallendem Tosen, unter Donner und Blitz, im Einschnitt der Felsen, die hier von Menschenhand gespalten waren. —

Die Reisenden waren eilends unter die Veranda des Gasthauses geflüchtet, in deren dichter Kapuze aus Weinranken der Wind riß und zerrte. Der Rittmeister hatte die Tür zum Wirtszimmer geöffnet und rief nach dem Hausknecht, der dem Chauffeur bei der Bergung des Automobils behilflich sein sollte. Der Hausknecht war ein baumlanger Neger, der Wirt ein Elsasser, der Gott weiß auf welche Weise in die Einsamkeit dieser Berge verschlagen worden war. Aber beide legten energisch Hand an, so daß der Motorwagen in wenigen Minuten im Schutz der Remise stand.

Inzwischen hatte der Kapitän Wein bringen lassen. Was sollte man machen! Das Unwetter mußte abgewartet werden. Es war Hoffnung vorhanden, daß es rasch vorüberziehen würde; schon begann der Regen zu fallen. Es rauschte auf allen Seiten. Mit voller Wucht stürzten die Wasser herab; tausend kleine Bäche hüpften und sprangen von den Felsen; im Augenblick waren die Hänge mit einem nassen Schleier überrieselt.

„Kommen Sie, Apotheker," sagte Graetz; „wir müssen uns in Geduld fassen. Ein Glas Wein wird uns gut tun."

Fahrenheit war in der offenen Tür stehen geblieben; er schnitt ein Gesicht. „Äh," machte er, „der algierische Wein! Rhabarber mit Fuselverschnitt. Wenn ich wüßte, daß man in dieser Bude einen leidlichen Rum bekommt, es kann auch ein Kognak sein, ließ ich mir ein Glas Grog brauen. Aber erst will ich die wilden Affen sehen. Die muß ich sehen. Das ist die Affenschlucht und der Affenbach. Ich will die Affen sehen."

Kapitän Dietrichsen hatte eine Bosheit auf der Zunge; er schluckte sie herunter. Graetz lachte. „Lieber Fahrenheit," meinte er, „die Affen sind bekanntlich possierliche Tiere. Sie zeigen sich nicht auf Befehl. In Gibraltar haben wir sie zu locken versucht; aber sie wollten nicht. Ich taxiere, der Regen wird sie in ihre Löcher getrieben haben."

„Es wäre eine große Gemeinheit," sagte der Apotheker. „Dieser Bestien halber habe ich bei der unsinnigen Tour mein Leben aufs Spiel gesetzt — und nun verkriechen sie sich!"

„Kriechen Sie ihnen nach," rief der Kapitän, „aber seien Sie vorsichtig, daß Ihnen die Biester nicht den Rock ausziehen. Das tun sie gern."

Fahrenheit wurde hitzig. „Kapitän, Ihre Witzchen nützen mir gar nichts. Sie haben mich hierhergeschleppt, Sie haben mich allen Gefahren dieses einsamen Strampelwagens ausgesetzt, Sie haben mich in die Wüste geführt. Komme ich wieder aufs Schiff und habe nicht einmal die wilden Affen gesehen, so lacht mich meine Frau aus oder sie wird rabiat. Ich bitte Sie, man schämt sich ja."

„Löüje dert!" rief in diesem Augenblick der hinter seinen Gästen stehende Wirt und deutete mit ausgestrecktem Arm auf den Berghang gegenüber. „Les voilà! Dert drewe — löüje Sie doch — dert sen sie jo! . . ."

Ja, da waren sie; ein ganzes Rudel der flinken Vierhänder, wenigstens fünfzehn bis zwanzig, ein einziger größerer vorweg, die übrigen kleines Gesindel; hinterdrein, deutlich erkennbar, eine Mutter, die zwei winzige Äffchen in ihren Armen hielt. Der ganze Schwarm jagte in eiliger Flucht bergauf, viel-

leicht erschreckt durch den Regen und durch das herniederprasselnde Geröll, und verschwand dann in einem Felsenspalt.

„Sind Sie nun endlich zufrieden?" fragte der Kapitän.

Fahrenheit schraubte noch an seinem Krimstecher. „Nein," antwortete er; „die Biester waren ja wieder fort, eh' ich mein Glas vorgeholt hatte. Ich habe bloß ein paar dunkle Punkte gesehen. Das sind gar keine richtigen Affen; das ist nuttiges Volk. Ich habe mir eingebildet, es wären Gorillas oder so etwas, Menschenaffen von riesiger Größe, wilde Ungetüme, es wären Tiere, wie man sie bei uns nicht zu sehen bekommt . . . Nee, lieber Freund, das hat man in jedem Zoologischen Garten bequemer. Und darum eine zehnstündige Fahrt über Land, darum beinah' den Hals gebrochen und beinah' verdürstet! Merci, Kapitän, ich mache nicht mehr mit."

Er steckte sein Glas wieder ein und trat in die Wirtsstube, begann sofort zu schnüffeln und behauptete, es röche nach kleinen Kindern. Aber Kapitän Dietrichsen packte ihn bei den Schultern und drückte ihn sacht auf einen Stuhl.

„Nu' stille, Alterchen," sagte er. „Sie haben die Sehenswürdigkeit des Orts bewundern können, wenn sie Ihnen auch nicht gefallen hat. Jetzt kriegen Sie Ihren Grog — und wenn Sie noch länger räsonnieren, fahren wir allein nach Algier zurück und dampfen morgen ohne Sie weiter."

„Bravo!" rief der Rittmeister; „wir werden Repressalien ergreifen, wenn Sie uns noch weiter mit Ihrer Opposition langweilen woll'n. Schenken Sie ein, Kapitän; der Wein sieht vertrauenerweckend aus, und meine Kehle ist auch verstaubt!"

Dietrichsen füllte die Gläser, hielt sein Glas gegen das Licht, suchte nach der Blume, die der Wein nicht hatte, und kostete. Er nickte. Es ließ sich trinken. Das Weinchen war nicht schlecht; ein wenig schwer, aber ganz süffig. „Prost," sagte er. Sonst sprach er nicht viel. Sobald er vor der Flasche saß, wurde er schweigsam. Im übrigen war er der Ansicht, daß man auf Reisen alle Landesprodukte kennen lernen müsse; er kostete sich gern durch, mehr mit Energie als mit Verständnis. Im Umsehen war die erste Flasche geleert und die zweite bestellt.

Es saß sich ganz behaglich in dieser kleinen Gebirgsschenke, von deren niedrigen, in allen Farben schillernden Fenstern der Regen troff und die draußen so dicht mit Weinlaub verhängt waren, daß das Tageslicht nur als grünlicher Dämmer in das Zimmer dringen konnte. Aber trotz der Schwüle flackerte auf dem Kaminherde ein Feuer, das gab auch Helle: ein rotes Licht, vor dem die Flamme in dem ewigen Lämpchen unter dem Marienbilde an der Wand erbleichen mußte. Über dem Herdfeuer hing an einem eisernen Dreifuß, der aussah, als stamme er noch aus römischer oder numidischer Zeit, der gewichtige Kessel, in dem das Wasser für den Grog des Apothekers siedete. Der Wirt wußte als Elsässer, was Grog war; das verstand man sonst nicht in diesem Lande; er war auch mit Eifer an seinem Geschäft, und an der reichen Fülle des kochenden Wassers sah man: er hoffte, der lange Herr mit dem Vogelkopf werde an einem Glase noch lange nicht genug haben. Die Deutschen vertrugen mehr als die kleinen Franzosen, die sich sogar den Wein mit Wasser verdünnten. Kamen Deutsche einmal nach der Affenschlucht, dann ging das Geschäft flott. Sonst war hier draußen wenig zu holen; die Bahn- und Bergarbeiter und die Fuhrleute, die gelegentlich vorsprachen, gaben nicht viel zu verdienen.

Ein paar saßen an dem Tische, über dem ein kolorierter Bilderbogen an der Wand klebte, der die Erstürmung des nahen Col de Tenia durch die Franzosen im Jahre 1830 darstellte und viel rote Hosen in einer Schneelandschaft zeigte. Die Männer, in Blusen und ungeheuerlich weiten Hosen, saßen schweigend am Tische und tranken einen grünen öligen Wein. Noch ein Gast war im Zimmer; er saß ganz hinten in einer dunklen Ecke, qualmte stark aus seiner Tonpfeife und hatte einen Absinth vor sich: ein stämmiger Bursche mit wirrem Blondkopf und ungepflegtem Knebelbart. Als die drei Touristen eintraten, stand er auf und warf ein Geldstück auf den Tisch; es schien, als wolle er weitergehen. Aber er stutzte, als er die deutschen Stimmen hörte, steckte sein Geld wieder ein, nahm von neuem Platz und rief nach noch einem Absinth. Er hatte die Beine lang ausgestreckt und hielt die Hände in den Hosentaschen, lehnte den

Kopf gegen die Wand und hatte die Augen halb geschlossen, als sei er müde und träume ein wenig vor sich hin. Aber der Blick unter den gesenkten Lidern sprach dennoch von lebhafter Aufmerksamkeit. Mit plötzlichem Ruck setzte er sich fester auf seinen Stuhl und nahm eine gerade Haltung an, während er mit dem Zeigefinger seiner Rechten und mit dem über das Glas geflossenen Absinth Kreise auf die Tischplatte zu malen begann.

Graetz unterhielt sich mit dem Wirt, der, noch immer am Kaminherd stehend, die schmutzige Schürze übergossen von den Reflexen des Feuers, in schauderhaftem Straßburger Deutsch, mit zahlreichen französischen Floskeln untermischt, ein Fragment seiner Lebensgeschichte zum besten gab und dann unvermittelt auf die Steuern zu schimpfen begann.

„I saa ne, Ehr Herre, net emol d' Hoor uf'm Kopf duen se n'eim lam. Do kamm'r schaffe n'un schaffe un sich kabüt rackſre — was eim bliht, des schdeckt d'r Schdaad en de Sack. E schoens Pläsier, wemm'r allewyl numme fur de Schdaad handiere mueß. Es esch ganz fuericht, wie sie eine drankreje! Vum e große G'schäft un apartiger Fortün esch do schunn ewerhaupt kein Redd; em Summer kummt sowieso niemes as viellicht e paar Arweitslytt, un em Wenter, wemm's em Schnee schdecke, breche n'eim die nundedie's Affe en de Keller un fresse n'eim f'letscht Schdeckl Brot eweck. Em vorige Johr haw i so e luschtige Brueder verwetscht, wie er mir e fresch gemetzte Mouton vum Hofft furt het welle schleife — er esch a schunn e Schdeckl furt g'senn, un ich henter dem Schender her, dem verdammte, wo sich a schunn ganz vergnuejt un met guetem Abbedid so peu a peu en sine Chigot ning'fresse het. Un des sen net d'einzige Spetzbuewe, mit dänne m'r ze duen het . . ."

Er hatte die Kognakflasche und einen mächtigen Topf voll heißen Wassers auf den Tisch der Touristen gestellt, die sich für diese merkwürdige Affengeschichte lebhaft interessierten. Der Apotheker wollte Näheres wissen. Also wahrhaftig, die Affen waren nicht menschenscheu, sie drangen sogar in das Haus ein und stahlen ganz nach Menschenart? — Sie stählen wie die Raben, erzählte der Elsässer; aber es seien schlaue Halunken; sie umschlichen

in der Nacht die Wirtschaft und brächen in Hof und Keller ein. Sie verteidigten sich auch, wenn sie erwischt würden; sie bombardierten den Angreifer mit faustgroßen Steinen und würfen ihm Erde in das Gesicht. Übrigens sterbe das Volk langsam aus. Noch vor zwanzig Jahren hätten alle Höhlen ringsum voll wilder Affen gesteckt; nun aber fände man sie im Winter massenweise erfroren vor.

Der Eintritt des Chauffeurs, der bis jetzt an seinem Wagen gebastelt hatte, brach die Unterhaltung ab.

„Alles in Ordnung?" rief ihm der Rittmeister zu.

„Ich hoffe ja," antwortete der Mann, „wenigstens wird es noch bis Algier gehen. An der Anlaßkurbel muß sich etwas verbogen haben; die Bremse funktioniert nicht mehr so recht."

„Auch das noch!" wetterte der Apotheker los und setzte sein Glas so heftig auf den Tisch zurück, daß ihm die heißen Tropfen auf die Finger spritzten. „Schließlich können wir hier übernachten."

„Das wär' eine verteufelte Geschichte," brummte der Kapitän. „Das geht ja gar nicht! Die Therapia muß morgen früh sechs Uhr wieder in See stechen. I der Deibel, das wär' hübsch, wenn uns zu guter Letzt noch mit dem Automoppel ein Malheur passierte! Dann bin ich aufgeschmissen."

„Hab' ich's nicht gleich gesagt?" zeterte der Apotheker. „Kapitän, diesmal ist's Ernst; diesmal geht's Ihnen an den Kragen. Wenn wir nicht pünktlich von Algier abdampfen, ist's mit Ihrer Seemannskarriere vorbei. Gute Nacht, Riekchen. Dann können Sie Heringe fischen oder 'ne Spreezille übernehmen."

„Immer noch besser wie Pillen drehen," sagte Dietrichsen boshaft.

„Zankt euch nicht," warf Graetz ein. Er beherrschte von den Dreien das Französische noch am besten und ließ sich von dem Chauffeur erklären, ob in der Tat ein Unfall zu befürchten sei. Der Mann bestritt das; man müsse ein wenig langsamer fahren, das sei alles; vielleicht eine Stunde Verspätung, nicht mehr. Schlimmstenfalls würde man schon in Blidah sehen, ob ein Weiterfahren unmöglich sei; und da finde man immer Wagen und Pferde.

„Na also,“ sagte der Rittmeister; „unnötige Sorge — bis zur Abfahrtstunde der Therapia sind wir jedenfalls wieder in Algier . . .“ Er beauftragte den Wirt, dem Fahrer ein Glas Wein zu geben. Der Chauffeur dankte, sah sich um und nahm, da er den Tisch unter dem Schlachtenbilde besetzt fand, im Hintergrunde bei dem blonden Arbeiter Platz. Die beiden begrüßten sich und begannen bald miteinander zu plaudern.

Kapitän Dietrichsen fand den Wein des Elsässers merkwürdig gut. Wenn der prächtige alte Seebär an Land war, pokulierte er sich gern einmal fest. Auch Graetz war kein Spielverderber, und selbst dem Apotheker schien sein Grog zu schmecken. Aber an allzu langen Aufenthalt konnte man nicht denken. „Herrschaften, ihr kennt mich,“ sagte der Kapitän; „ich klebe ganz gern, wenn mir die Feuchtigkeit mundet. Ich halte aus, bis der Hahn kräht. Aber der Dienst geht vor. Wenn der Chauffeur auch erklärt, es würde alles gut gehen — ich bin doch ein bissel in Sorge.“

„Stürmt es denn noch?“ fragte Fahrenheit und schaute nach den regenverwaschenen Fenstern.

„Ich ben ewwe drüsse g'sen,“ antwortete der Wirt. „D'r Rêje het nochgelonn, numme d'r Wend pfifft noch schdarik . . .“

Graetz erhob sich, selber einmal nach dem Wetter zu schauen. Während die beiden anderen Herren sitzen blieben, um ihre Gläser zu leeren, trat der Rittmeister auf die Veranda. Es stürmte allerdings noch immer, aber der wetterkundige Landwirt sah sofort, daß der Höhepunkt überschritten war. Der rauchige Dunst war verflogen; auch in den Taleinschnitten war es heller geworden. Der Himmel klärte sich langsam auf; weiße streifige Wolken zogen durch das Blau; nur über den Bergkuppen nach der Hochebene zu hing noch ein schwarzer Ballen.

Die Wucht des Gewitters war gebrochen. Der Donner rollte ferner; es klang, als würden drüben, in den Musajahbergen, Felsen gesprengt. Auch der Regen war zu sachtem Rieseln geworden. Es tropfte durch das Blätterdach der Veranda; es war in der ganzen Natur ein fröhliches Tropfen, Klingen und Rauschen. Graetz trat weiter hinaus ins Freie und atmete mit voller Brust die kühle, erfrischende Luft ein. Hellen Auges schaute er um sich:

jetzt erst taten sich die Schönheiten der Landschaft auf. Die Sonne begann schon das rote Gold der Tageswende um sich zu scharen; die Felsen leuchteten rosig, und auch der aus dem Schiffatale aufsteigende Dampf war gleichsam rosig durchflockt. Der Regen hatte den kleinen Affenbach anschwellen lassen; die Wasser sprangen und hüpften in lebhaftem Fall über das Gestein und bildeten eine ganze Reihe kleiner Kaskaden, von oben herab, wo der Bach aus einem Gewirr von Mandelsträuchern und Feigenbäumen auftauchte, bis zu seinem Verschwinden unter den Granitquadern der Fahrstraße. Überall wucherte die Myrte. Es war wirklich das Tal der Myrte, die auf jedem Felsblock, jedem Gemäuer ihr grünes zierliches Buschwerk entfaltete, durch das sich zarte Winden schlangen, deren blaue, gelbe und violette Dolden sich wie bunte Vögelchen hin- und herschaukelten.

Graetz warf einen letzten Blick auf den Sonnenuntergang, der die Bergwüste in eine phantastische Dekoration, in eine Art Zaubergarten verwandelte. „Es wird Zeit," sagte er sich und wandte sich um, seine Begleiter zur Rückfahrt aufzufordern. Da sah er, daß der blonde Arbeiter, an dessen Tische sich der Chauffeur niedergelassen hatte, auf die Veranda getreten war und ihn anscheinend erwartete. Der Mann hatte seinen kleinen runden Hut abgenommen, stand bescheiden zur Seite und sagte nun, sich ein wenig linkisch verbeugend, in deutscher Sprache:

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, dürfte ich Sie wohl auf ein paar Minuten in Anspruch nehmen? —"

2.

Der Rittmeister faßte mit unwillkürlicher Bewegung an seine Tasche: er dachte an eine Bettelei. Aber der andere trat einen Schritt zurück und erhob unter leichtem Erröten wie abwehrend die Hand; er mochte verstanden haben. Nun sah Graetz auch deutlicher das Gesicht des vor ihm Stehenden: offene, ein wenig

verhärmte Züge, die Nase etwas nach links verschoben, sehr helle blaue Augen, im blond überbuschten Mund gesunde weiße Zähne; alles in allem ein Gesicht von sympathischem Eindruck. Der Mann trug eine blaue Wollbluse und eine kurze Jacke darüber, im Schnitt den Zuavenjacken ähnelnd, dazu Leinenhosen, die in derben Kniestiefeln steckten. Der Anzug war gut erhalten, doch nicht allzu sauber.

„Also ein Landsmann," sagte Graetz. Der Mann bejahte, indem er abermals „gnädiger Herr" hinzufügte. Das fiel dem Rittmeister auf; im allgemeinen ist diese Anrede nur auf dem flachen Lande üblich, in den Gutsbezirken, der Herrschaft gegenüber.

„Wo stammen Sie her?"

„Aus der Provinz Brandenburg. Ich bin auf der Wanderschaft gewesen und viel umhergekommen, möchte nun aber wieder nach Hause. Da hörte ich von Ihrem Fahrer, daß morgen ein deutsches Schiff von Algier abgeht, und wollte mir die Frage erlauben, ob wohl noch ein Zwischendecksplatz frei ist."

„Zweifellos," antwortete Graetz, „aber ich will mich der Sicherheit halber noch einmal an den Kapitän wenden. Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß unser Dampfer zunächst nach Konstantinopel und Odessa fährt; wir sind erst auf der Hinreise."

„Das würde nichts schaden, gnädiger Herr. Da steige ich in Konstantinopel an Land."

„Wenn Ihr Paß in Ordnung ist, würde das keine Schwierigkeit machen. Aber die Paßrevision wird in der ganzen Türkei sehr streng gehandhabt."

Die Stirn des jungen Menschen verfinsterte sich. Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne und starrte vor sich hin. An diese Paßschterereien mochte er nicht gedacht haben. „Gnädiger Herr," sagte er, „schlimmstenfalls bleibe ich an Bord bis Hamburg. Ich habe mir ein paar hundert Franken gespart — das reicht zur Reise. Mir liegt nur daran, möglichst —" und jetzt dämpfte sich seine Stimme, und er sprach hastiger — „möglichst schnell aus diesem — diesem verdammten Lande herauszukommen . . . Ich muß hier fort . . . Ich habe mit Ihrem

Chauffeur gesprochen. Er sagt, der Platz neben ihm auf dem Automobil sei noch frei. Ich will gern bezahlen, was nötig ist; ich bitte nur herzlich: nehmen Sie mich mit, damit ich den Dampfer noch erreichen kann!"

Er sagte das alles in flehendem Tone, mit einem Ausdruck heißer Bitte. Dennoch war Graetz stutzig geworden. In dem Manne zitterte eine verhaltene Angst; sie schaute ihm aus den Augen, sie stand auf seinem Gesicht. Es war zweifellos: der Mensch war auf der Flucht; er flüchtete vor irgend etwas vielleicht vor der Sühnung eines Verbrechens.

Graetz strich über seinen Schnurrbart. Er war sehr gutmütig, er half gern. Aber alles Geheimnisvolle, alles Versteckte und Verdeckte widerstrebte seiner Natur. Und hier lag ein Fall vor, der in seiner Entwicklung unbequem werden konnte.

„Hören Sie, lieber Mann," sagte er, „das alles geht nicht so ohne weiteres. Wenn ich mich für Sie verwenden soll, muß ich klar sehen. Auf dem Dampfer erfolgt allerdings keine Kontrolle der Papiere. Sie können bis Odessa und wieder nach Hamburg zurückfahren, können aussteigen, wo Sie wollen — es kümmert sich kein Mensch um Sie; Sie brauchen sich nicht einmal zu legitimieren. Aber wenn Sie sich gewissermaßen unter unseren Schutz begeben, müssen wir wissen, wer Sie sind und was Sie für begründete Ursache haben, in so ängstlicher Hast Algier verlassen zu wollen. Sie dürfen mir meine Bedenken nicht übel nehmen, Bester; Sie haben sich an mich gewendet, und ich verbürge mich sozusagen für Sie dem Kapitän gegenüber. Da will ich keine Unannehmlichkeiten haben."

Der andere war wieder ruhiger geworden. Er warf einen scheuen Blick nach der Tür des Gastzimmers. Zwei von den Bahnarbeitern schritten über die Veranda und steckten sich draußen ihre Pfeifen an; sie hatten die Tür nicht fest geschlossen, sondern nur angelehnt. Man hörte aus dem Wirtszimmer die laute Stimme des Elsässers.

„Bitte, gnädiger Herr," sagte der Blonde, „lassen Sie uns ein paar Schritt weiter gehen. Ich traue denen da drinnen nicht recht . . ." Graetz nickte zustimmend. Der Regen hatte

inzwischen völlig nachgelassen; ein schöner dunkelblauer, vom Widerschein des Sonnenuntergangs durchleuchteter Abendhimmel wölbte sich über dem Gebirge. In der Schiffaschlucht tummelten sich die wilden Affen; hoch oben am Hange, auf einem spitzen Felsvorsprung, saß ein drolliges Kerlchen auf den Hinterbeinen und schaute einem Flug Tauben nach.

Graetz war mit dem andern eine halbe Minute weit schluchteinwärts gegangen.

„Nun also, mein Lieber," begann er von neuem, „hier hört uns keiner." Er zündete sich eine Zigarre an.

Der Mann vor ihm sah wie gebannt in das aufflackernde und verlöschende Streichholz. Es kämpfte sichtlich in ihm. Dann atmete er tief auf, als wolle er Mut fassen, und sagte rasch:

„Kurz, Herr, ich bin desertiert. Ich irre seit drei Wochen umher. Wenn man mich fängt, komm' ich nie wieder nach Deutschland . . ." Und mit einer verzweifelten Gebärde fügte er, die Hände faltend, hinzu, während ihm das Wasser in die Augen schoß: „Nehmen Sie mich mit! Nehmen Sie mich mit! In Ihrer Gesellschaft vermutet kein Mensch in mir den Deserteur. Ich gehe noch heute abend auf das Schiff, und dann bin ich in Sicherheit. Nehmen Sie mich mit! Ich zahle alles, ich bin kein Lump. Ich habe meinen Soldatenpaß bei mir; wollen Sie ihn sehen, damit Sie mir Glauben schenken? Ich hielt es nicht aus bei der Legion. Es ist ein Hundeleben, es ist der reine Mord. Ich habe auch Heimweh. Ich werde verrückt, wenn ich nicht fortkomme. Ach, gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, was ich alles durchgemacht habe!"

Er hatte seinen Paß hervorgezogen, einen verschwitzten, zerrissenen und fleckigen Fetzen Papier. Graetz sah ihn gar nicht an. Die Sache interessierte ihn plötzlich. Also kein Verbrecher, nur ein flüchtiger Fremdenlegionär, einer von den zahllosen Narren, die sich einfangen ließen — einer von den vielen Deutschen, die ein unklares Empfinden von Romantik, vielleicht auch eine Dummheit, ein Augenblick der Unüberlegtheit unter die fremden Fahnen trieb . . . Er sah, wie der arme Kerl zitterte — er mußte eine gewaltige Angst haben, wieder in die Hände seiner Quäler zu

fallen. Graetz entsann sich, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß man gerade die deutschen Soldaten in der Fremdenlegion am menschenunwürdigsten zu behandeln pflegte; der Mann tat ihm leid. Trotzdem legte er sich eine gewisse Zurückhaltung auf und beschloß vorsichtig zu sein.

„Sind Sie auch in Deutschland desertiert?" fragte er.

„Nein, gnädiger Herr. Ich habe meine drei Jahre beim Regiment Kurfürst-Dragoner regelrecht abgedient. Man hat mir sogar angeboten, zu kapitulieren, aber ich wollte nicht. Ich habe mich sehr gut geführt."

Graetz schaute aufmerksamer in das Gesicht des Mannes.

„Die Kurfürst-Dragoner sind auch mein Regiment," sagte er. „Da war ich aktiv — und gehöre noch der Reserve an. Wie heißen Sie?"

„Friedrich Brettschneider," war die Antwort.

Graetz stampfte mit dem Fuße auf. „Donnerwetter!" rief er und lachte. Wenn er das nach Hause schrieb! Da hätte der gute Alte wieder einmal seine berühmte Theorie des Zufalls entwickeln können. Fuhr man da ein kleines Stückchen nach Afrika hinein und fand geradezu am Wege einen armen Teufel aus dem eigenen Heimatsneste, der in tausend Nöten steckte, der wie ein gefangener Vogel im Netze saß und nach der Freiheit schrie. „Donnerwetter!" wiederholte Graetz noch einmal. Natürlich, das war ja ein Kütnersdorfer Gesicht, das war ja die schiefe Nase der Brettschneider! — Ein rasches Bild stieg vor seinen Augen auf, das Bild des alten versoffenen Brettschneider, den man im Dorfe ‚Piepmaul' nannte, weil man ihn nie ohne die Stummelpfeife im Munde sah, eines wunderlichen Greises, den man für sehr reich hielt und der sich kaum das trockene Brot gönnte. Der hatte in seinem, wie aus fahlem Kork geschnitzten Gesicht auch die schiefe Brettschneidersche Nase.

Graetz amüsierte sich innerlich über die Verblüfftheit des jungen Menschen, der sich seine plötzliche Heiterkeit sicher nicht zu erklären wußte. Er verschränkte die Arme über der Brust und sagte schmunzelnd:

„Fritze Brettschneider aus Kütnersdorf, Sie können wahr-

haftig Gott danken, daß Sie mich hier gefunden haben. Gucken Sie mich einmal an, Mensch — reißen Sie die Augen recht weit auf — wissen Sie nicht, wer ich bin?!"

Da riß der andere wirklich die Augen auf. Er wurde blaß, und seine Lippen bebten. Mein Gott, wer war das denn?! Es war sechs Jahre her, daß er auf und davon gegangen war, weil er die Behandlung bei dem geizigen Ohm nicht mehr zu ertragen vermochte. In diesen sechs Jahren hatte er manches vergessen; er hatte auch vergessen wollen, das und das und vieles; bloß die Sehnsucht nach der Heimat blieb. Die blieb haften. In den kleinen Militärstationen an der Grenze der algierischen Sahara, im glühenden Sonnenbrande, bei den fürchterlichen Märschen durch den gelben Wüstensand und in den trostlosen Nächten, die er, eingepfercht mit rohem Gesindel in schmutzigen Baracken, schlummerlos verlebte, da wuchs diese Sehnsucht und trieb ihn schließlich zur Flucht. Wie er es möglich gemacht hatte, sich den Verfolgern zu entziehen,das erschien ihm selbst rätselhaft. Es waren schreckliche Wochen gewesen; er dachte mit Schaudern daran zurück. Endlich war er nach Medeah gekommen und war zu Fuß durch das Hochgebirge gestiegen, um in Algier einen deutschen Dampfer zu erreichen. Er wußte, mit welchen neuen Gefahren dies verknüpft war; die Polizei, die Konsulate, die Schiffsbureaus mußten sein Signalement haben. Aber er hatte wieder Hoffnung geschöpft. Und hier nun, fast vor den Toren von Algier, traf er auf einen Landsmann.

Auf einen Landsmann, das war gewiß. Und noch mehr: auf einen, der ihn kannte. Er versuchte, seine Gedanken zu sammeln. Er starrte den fröhlich Lachenden an, der seinen Heimatsort nannte, als stamme er selbst dorther. Und plötzlich schoß es durch sein Hirn: mein Himmel, war das nicht der Sohn des Stockhausener Herrn?! — Er war stark befangen; er glaubte noch nicht recht an diesen glückbringenden merkwürdigen Zufall, und ganz leise und zag flüsterte er fragend:

„Herr Rittmeister Graetz —?"

„Na endlich!" sagte er. „Hab' ich mich denn so gewaltig verändert?" —

In Brettschneider quoll eine starke Bewegung auf. Nun wußte er, daß er eine Hilfe gefunden hatte, die ihn in Sicherheit brachte. Leid und Not waren vergessen, ein jubelndes Glücksgefühl überströmte ihn. Er hätte Graetz zu Füßen stürzen, hätte ihn umarmen können. Er stieß einen leisen Schrei aus, ergriff die Hände Graetzens und drückte sie fest und stammelte dabei zusammenhangslose Worte.

„Herr Rittmeister — ach, Herr Rittmeister . . . . lieber Gott . . . Herr Rittmeister . . . .“

Der kräftige Mensch schluchzte leise; er strich mit dem Handrücken über die tropfenden Augen.

„Man immer Ruhe, Brettschneider,“ sagte Graetz. „Da kommen wieder ein paar Arbeiter — Ihre Heulerei macht sie bloß aufmerksam . . .“ Er lachte abermals und strich sich den Bart. „Sehen Sie, daß ich ein besseres Gedächtnis habe als Sie! Wie lange ist's her — sechs Jahre? Freilich, eine hübsche Zeit. Damals war ich noch aktiv. Nun hab' ich den Abschied und Kütnersdorf übernommen. Ihr alter Onkel lebt auch noch; ist immer noch derselbe, immer noch Piepmaul mit der ewigen Pfeife und den ewigen Prozessen. Jetzt streit' ich mich der Abwechslung halber mit ihm herum. Brettschneider, Sie wissen doch, die Wiesengrenze hinter Piepmauls Gehöft ging immer längs den Weiden; jetzt hat der Alte auf einmal einen Meter weiter seinen Grenzgraben gezogen. Er hätt's in den Rezessen gefunden: das wäre die frühere Grenze.“

„Es ist nicht wahr,“ antwortete Brettschneider lebhaft; „als Vater noch lebte, hat er einmal die Weiden umhauen wollen, weil sie die Wiesen dämpften. Da hat der Onkel gesagt, das dürfe er nicht, die wären das Grenzzeichen. Er quengelt nur.“

„Das sag' ich auch; er ist ein Prozeßhansel. Brettschneider, Ihre Aussage müssen Sie zu Protokoll geben —“

„Das tu' ich, Herr Rittmeister. Ich kann's beeidigen.“

„Die Weiden sind immer die Grenze gewesen. Seh'n Sie mal . . .“ Er brach ab. „Aber das können wir alles in Ruhe besprechen,“ fuhr er fort. „Erst müssen Sie wieder auf deutschem Boden sein — auf unserm Dampfer. Es ist eine verdammtige

Geschichte. Für Desertion hab' ich wenig übrig. Es ist immer ein Treubruch — und ich bin selber ein alter Soldat."

„Herr Rittmeister, wenn Sie wüßten, wie man bei der Legion behandelt wird, da würden Sie anders sprechen. Die Hunde bei uns haben's besser. Ich weiß, was Dienst ist. Ich habe als Soldat meine Pflicht getan. Ich hätte auch bei der Legion ausgehalten. Aber die ewige Quälerei ertrug ich nicht länger. Ich kann Ihnen zeigen, wie man mich geschlagen hat — um nichts. Mein ganzer Rücken sitzt voll Narben und Striemen. Weil ich Deutscher war, ging mir's um so schlechter. Da war kein Tag ohne Mißhandlungen. Ich war nahe daran, mich ums Leben zu bringen. Ich hielt's nicht mehr aus."

„Glaub's Ihnen, Brettschneider. Ich will Sie auch nicht im Elend lassen. Wir werden Sie mit nach Algier nehmen und auf die Therapia bringen. Es ist vorläufig noch nicht nötig, daß Sie von Ihrer Desertion erzählen; ich werde später mit dem Kapitän sprechen. Nun kommen Sie; es ist höchste Zeit, daß wir abfahren . . ."

Graetz ging, und Brettschneider folgte ihm. Er stotterte ein paar Dankworte; dann trat er an seine Seite.

„Herr Rittmeister bewirtschaften Kütnersdorf jetzt selbst?" fragte er.

„Jawohl — seit vier Jahren."

„Kennen Herr Rittmeister die Frida Schulze, die Tochter vom Doppel-Schulze?"

„Aber natürlich! Was soll mit der sein?"

„Ach . . . ich wollte bloß fragen: hat die einen Mann?"

„Nee, noch nicht . . . Ist die mal Ihr Schatz gewesen?"

„Nein," sagte Brettschneider, „damals war sie ja erst sechzehn. Ich fragte nur . . . man hat doch noch Interesse für alles . . . Lebt denn die Maracken noch?"

„Die ist tot. Aber sie ist an die hundert geworden."

„Das kann wohl sein. Und der Herr Pastor Freyhold? Und der Kantor Resemann? Und der lange Kretschmann?"

„Sind alle noch da. Die älteste Tochter von Kretschmann, die dicke Guste, ist Mamsell bei mir."

„Ach, die dicke Guste! . . .“ Brettschneider machte ein glückliches Gesicht. Er sah alle vor sich, das ganze Dorf. Es tauchte vor ihm auf: in der Mitte die Kirche, gegenüber das Pfarrhaus, daneben die Schule; am Friedhofszaun die beiden alten Maulbeerbäume, die noch aus der Zeit Friedrichs des Großen stammen sollten, und vor der Pfarrei der alte Birnbaum, mit dessen unansehnlichen, harten kleinen Früchten sich die Konfirmandenkinder bombardierten. Dann kam der Dorfanger, den auf der einen Seite der Schloßpark begrenzte: hohe Silberpappeln, Birken und Buchen, dazwischen Schwarztannen. Gegenüber lag der Krug, und die Verbindung zwischen diesem und dem Herrensitz bildete das Gehöft des alten Ohms, dessen Wiesengrund an die Parkwiesen stieß. Das stand alles ganz deutlich vor Brettschneiders Augen. Er sah das Dorf in sommerlichem Grün liegen, unten im Tale, dahinter den Bergzug mit dem fiskalischen Eichenwalde und dem trigonometrischen Dreigestell, das auf der Höhe stand und durch eine kerzengerade Schneise aus weiter Ferne zu erkennen war.

Aber das Bild verflog. Da war man wieder an der Affenschlucht; der Chauffeur und der schwarze Hausknecht zogen das Automobil aus der Remise; der Wirt stand daneben und redete klug. Auf der Veranda, durch deren Blätterdach immer noch ein sanftes Tröpfeln und Rieseln ging, sprach der Rittmeister mit seinen beiden Begleitern. Der Apotheker gestikulierte heftig: die neuerliche Belastung des Automobils schien ihm nicht recht zu passen. Aber der Kapitän widersprach; man sah an seinen ruhigen Bewegungen und seinem Lächeln, daß es ihm Spaß machte, Herrn Fahrenheit zu opponieren.

Endlich winkte der Rittmeister. „Vorwärts, Brettschneider!“ rief er; „es geht los!“

Brettschneider hatte nur eine Art Rucksack bei sich, der seine Siebensachen barg und den er in einem Winkel der Veranda hatte. Er nahm ihn und warf ihn in den Sitzkasten des Wagens; dann schwang er sich neben den schon reisefertigen Chauffeur. Graetz, der die Kasse führte, ließ ein Geldstück in die Riesentatze des Negers gleiten; der Elsässer zog seine Mütze und sagte:

„Guet Nocht bisame, Ehr Herre — au revoir, kumme Sie guet unewer . . .“

Fahrenheit hatte nicht eine Spanne Raum von seinem Platz einbüßen müssen; nichtsdestoweniger brummte er leise vor sich hin und her, als belästige es ihn, daß der blonde Bursche neben dem Chauffeur die Aussicht versperre. Aber mit der Aussicht war es sowieso vorbei. Der Abend war gekommen, und seine wachsenden Schatten hüllten die Landschaft in dunkle Schleier. Bergab donnerte der Maschinenwagen in scharfer Fahrt. Die weite Ebene erstreckte sich wie ein Dämmermeer über Blidah hinaus. Über der Schiffa brodelten Nebel; auch über den Weinplantagen hatte sich atmosphärische Feuchtigkeit gesammelt, die im zunehmenden Dunkel der Nacht einer helleren, über den Boden streichenden Wolkenschicht glich. In der Schwärze flammten Lichter auf, hie und da, in den Farmen und Weinbergshäuschen — dann auch die Gaslaternen in den Straßen von Blidah — und auf einmal leuchtete roter Feuerschein über die Felder, und rasch hintereinander stieg eine Anzahl Raketen empor, unhörbar in der Luft zerplatzend und einen Hagel blitzender Stern verstreuend: die Zuaven und Jäger der Garnison waren zu einer Nachtübung ausgerückt.

Das militärische Schauspiel war besonders für Graetz interessant. Er war ein ebenso passionierter Soldat gewesen wie er jetzt Landwirt war. Auch das Malerische des Anblicks nahm ihn gefangen. Im Dunkel der Nacht ließ sich die Entwicklung des Gefechts freilich schwer übersehen. Längs der Chaussee rückten die Zuaven in aufgelöster Linie vor. Im Licht der beiden Motorlaternen flammte zuweilen das Rot der Pluderhosen auf; unter den grün und weißen Kopftüchern blitzten dunkle Augen in fast schwarzbraunen Gesichtern. Ein Offizier mit gezogenem Säbel blieb stehen und schaute dem vorüberrasselnden Automobil nach. In weiterer Ferne schien man ein Biwak zu beziehen: da stiegen Rauchsäulen empor, die mit Funken durchwirkt waren. Die ganze Ebene belebte sich. Aber es war still, nicht einmal ein Kommando ertönte. Es war wie ein Schattenspiel.

Nun ratterte der Wagen durch die Straßen von Blidah.

Ein rascher Szenenwechsel. Der Chauffeur mußte vorsichtig fahren. Eine Batterie rückte ihm entgegen: schwere Geschütze mit Gespannen von merkwürdig kleinen Pferden, auf denen die Reiter nachlässig hockten, ohne Seitengewehr, nur einen Kantschu am Lederriemen um das Handgelenk geknüpft. Hinter der Batterie bildeten zwei offene Equipagen, umringt von berittenen Offizieren, den Abschluß des Zuges. Jäger mit Magnesiumfackeln geleiteten die Wagen, in denen eine Anzahl Damen saß, die mit den Offizieren heiter plauderten und scherzten. Man hörte ihre hellen Stimmen und ihr fröhliches Lachen. Sie mochten hinaus in das Biwak fahren. Es war eine Lustkampagne, bei der Champagner floß, aber kein Blut.

Das Nachtmanöver schien auch von Algier aus Neugierige anzulocken. Trotz der späten Stunde traf man auf der Chaussee hinter Blidah zahlreiche Gefährte: Droschken, Motore, Equipagen und elegante Selbstfahrer. Es machte auf die Touristen den Eindruck, als befände man sich irgendwo in der Umgebung von Paris und nicht auf afrikanischem Boden. Fahrenheit schimpfte, als der Chauffeur die Geschwindigkeit noch mehr mäßigte. Der Mann war unruhig geworden; er ließ den Wagen in ruhigem Tempo laufen, weil er für die Bremsvorrichtung fürchtete, die nicht ganz in Ordnung war und ein rasches Stoppen erschwerte.

Hinter dem Dorfe Beni Mered trafen die Touristen auf drei mit Reisenden dicht besetzte Diligencen; dann wurde der Weg einsamer, und der Chauffeur konnte mit erhöhter Schnelligkeit einsetzen.

„Gottseidank," brummte der Apotheker; „bei dieser Schneckenfahrt hätte es Morgen werden können, ehe wir in Algier angelangt wären!"

Den Kapitän gelüstete es, Herrn Fahrenheit noch ein wenig zu ärgern.

„Abwarten," sagte er. „Ich traue der Sache nicht recht. Unser Chauffeur macht ein etwas bekümmertes Gesicht. Wenn wir in den Graben rasseln, ziehen Sie die Beine an, Apotheker! Nicht gleich abspringen — da kommen Sie unter die Räder!

Beine anziehen und ruhig bleiben. Dann kostet's höchstens ein paar gebrochene Glieder . . ."

„Machen Sie den Nebenmenschen nicht scheu," warf Graetz lachend ein. Aber dies Lachen beruhigte Fahrenheit wenig. Es war gut, daß es dunkel war; da sah man nicht, wie er sich verfärbte. Er sprach gar nicht mehr. Heimlich zog er die Beine jetzt schon ein wenig in die Höhe. Dennoch entschied er sich in Gedanken für das Abspringen. Er überlegte: auf den elektrischen Bahnen in Berlin springt man nach vorn ab. Dann kann nichts passieren. Aber hier saß er auf dem Rücksitz; da mußte er sich erst umdrehen, und inzwischen sauste das fauchende Ungetüm vielleicht schon in den Graben und zerbrach ihm die Knochen. Ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Hören Sie, Kapitän," sagte er, „Sie sind ja an alles gewöhnt. Wollen wir nicht mit den Plätzen tauschen? Das Rückwärtssitzen bekommt mir nicht. Ich habe so ein eigentümliches Gefühl in der Magengegend . . ."

Dietrichsen nickte und wollte antworten. Doch er kam nicht dazu. Der Chauffeur hatte das Ventil berührt: ein gellender Heulruf klang durch die Nacht — zum zweiten und dritten Male, wie der Schrei eines gespenstischen Tiers. Ein Hindernis mußte den Weg kreuzen. Man vernahm auch die laut scheltende Stimme des Fahrers.

„Was ist los?!" kreischte der Apotheker und fuhr jach in die Höhe.

„Sitzen bleiben!" schrie Graetz.

Der Chauffeur bremste mit aller Gewalt und wendete zugleich. Der Wagen zitterte gewaltig, bog sich ein wenig zur Seite, begann gleichsam zu hüpfen und beschrieb dann eine Kurve. „Sitzen bleiben," wiederholte Graetz ruhig und legte seine Hände auf die Kniee des zitternden Apothekers.

Noch ein starker Ruck, dann stand das Automobil ganz still. Nun sah man den Grund des Aufenthalts. Ein zweiter Motorwagen, ein großes ungefüges Ding, nahm die Breitseite der chaussierten Weghälfte ein und lag da im Schwarz der Nacht wie eine gefällte Riesenbestie der Vorzeit. Der Mond war noch

nicht aufgegangen; aber die Lichter der beiden Gefährte warfen Scheintrichter quer über die Straße, helle Streifen von konischer Form, so daß wenigstens die nächste Umgebung erleuchtet war.

Der Chauffeur fluchte auf den Führer des andern Wagens. Der gab eine grobe Antwort zurück. Zum Vergnügen halte man nicht mitten auf der Chaussee — der verdammte Klapperkasten wolle nicht mehr, aber der Teufel wisse, was mit ihm los sei. „Fahrt doch weiter zum Schwerenot, was geht es euch an! . . .“

„Ganz meine Ansicht,“ rief der Kapitän. „Los, Chauffeur!“

„Ich glaube, unser Wagen ist auch entzwei,“ sagte Fahrenheit mit bebender Stimme. „Ich möchte am liebsten aussteigen.“

Er hob schon den rechten Fuß. Aber Dietrichsen und Graetz hielten ihn zurück.

„Angsthase,“ lachte Graetz, „wollen Sie die drei Meilen vielleicht zu Fuß zurücklegen?! Chauffeur, sind wir all right?“

„Alles in Ordnung, Herr, aber ich hatte schon Angst. . . . Es geht gleich weiter.“

„Na Gottseidank,“ stöhnte Fahrenheit.

In diesem Augenblick trat hinter dem verunglückten Motor ein Schatten hervor. Nun nahm das Licht der Laterne den Schatten auf. Eine junge Dame in einem langen Mantel aus Waterproof stand vor den Reisenden.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ sagte sie in französischer Sprache, mit ganz leichtem englischem Anklang, „wenn ich Ihnen lästig falle. Ich hatte mir in Blidah ein Automobil genommen, ich will nach Algier. Aber der Wagen rückt und rührt sich nicht mehr. Könnten die Herren mich vielleicht mitnehmen?“

Der Apotheker stieß eine Art Grunzen aus. „Auch noch,“ brummte er, „das wär' Nummer zwei! . . . Non!“ rief er, „impossible . . .“ Andere Vokabeln fielen ihm nicht ein. „Herr Rittmeister,“ wandte er sich an Graetz, „machen Sie der Dame mal klar, daß sie sich dann schon einem von uns auf den Schoß setzen müßte.“

„Das käme mir im Notfall auch nicht darauf an,“ ent-

gegnete die Dame, zur Überraschung der drei in flüssigem Deutsch. Sie lüftete ihren Staubschleier und schob ihn über den Hutrand zurück. Ein reizendes Gesichtchen lachte den Touristen entgegen: ein roter Mund, ein Stumpfnäschen, taubengraue Augen — ein unregelmäßiges Profil, aber fein in den Linien und in der Gesamtheit bildhübsch. „Nein," fuhr sie fort, „es käme mir wirklich nicht darauf an. Ich bin resolut und habe es eilig. Aber ich sehe, Sie haben sogar noch über einen Platz zu verfügen . . ."

Ihr Blick blieb auf Fahrenheit haften, der verlegen wurde und auf seiner Bank hin- und herrutschte. Graetz war inzwischen aus dem Wagen gesprungen und hatte seinen Hut gezogen.

„Wir sind glücklich, Ihnen einen Ritterdienst erweisen zu können," sagte er. Diese Höflichkeit wirkte anfeuernd auf den Kapitän. Mit einem Satz war auch er aus dem Wagen, verbeugte sich und fügte hinzu: „Wollen die Gnädigste gütigst Platz nehmen . . ." Jetzt blieb auch Fahrenheit nichts weiter übrig als auszusteigen. Er tat es mit steifen Gliedern und bitterbösem Gesicht; aber seine Handbewegung war einladend.

Als die junge Dame die drei Ritter neben sich sah, lächelte sie wiederum.

„Aber, meine Herren — das wollte ich nicht. Ich bin klein und schmächtig, ich finde immer noch Platz. Ich würde Sie auch nicht belästigt haben, müßte ich nicht notgedrungen nach Algier. Ich will morgen früh mit dem Dampfer weiter — und der ist weniger galant als Sie: er wartet nicht!"

„Mit welchem Dampfer fahren gnädiges Fräulein?" fragte Graetz.

„Mit der Therapia, mein Herr."

„Ah!" rief der Kapitän heiter, „nun bin ich orientiert! Der einzige in Algier erwartete Passagier. Ich weiß sogar Ihren Namen." Er verneigte sich leicht. „Madame de la Rocque?"

„Richtig, mein Herr. Und woher diese Kenntnis?"

Jetzt wurde Dietrichsen feierlich, legte die Rechte zu militärischem Gruß an die Mütze und verbeugte sich abermals. „Kapitän Dietrichsen von der Therapia," sagte er.

Die junge Dame reichte ihm die Hand, die er mit Feuereifer ergriff und küßte. Er küßte zwar nur perlgraues dänisches Leder, das nach Eisenkraut duftete; aber es genügte ihm.

„So lesen wir uns're Passagiere gewissermaßen am Wege auf," scherzte Graetz. „Unser Kapitän hat immer Glück. Aber Verzeihung — sollen wir dies Kolloquium zwischen Meeresküste und Kleinem Atlas fortsetzen? Wär' es nicht zweckmäßiger, wir setzten lieber unsere Reise fort?"

„Einsteigen!" rief Dietrichsen im Tone eines die Abfahrt ankündigenden Schaffners. „Ist Ihr Gepäck schon voran, gnädige Frau?"

„Längst. Es muß sogar schon auf dem Schiffe sein. Ich hatte nur in Blidah vorübergehend zu tun — aus trauriger Ursache . . . Übrigens, Kapitän: wenn ich bitten darf, nicht ‚Gnädige Frau'. Im Französischen muß ich mir das ‚madame' schon gefallen lassen — im Deutschen opponiere ich. Ich bin durchaus unverheiratet . . ."

Aller Herzen schlugen höher. Sogar der Apotheker wurde interessierter und half dem neuen Passagier in das Automobil. Sechs Hände waren dabei tätig. Während der Rittmeister der jungen Dame ein Kissen in den Rücken schob, stellte er Fahrenheit und sich selbst vor. „Der Herr drüben ist Apotheker, gnädiges Fräulein, und wie alle seines Zeichens sehr sanft von Gemüt, geduldig, harmlos, jedwedem Widerspruch fremd. Meine Wenigkeit Agrarier von Beruf, auch friedfertig und kein übler Reisegefährte. Sitzen Sie bequem? Fahrenheit, geben Sie Ihr Kissen auch noch her! Kapitän, Ihr Kissen!"

„Aber ich bitte Sie —"

„Ruhe, gnädiges Fräulein! Jetzt sind Sie einmal in unsern Händen, und da haben wir auch die Verpflichtung, Sie wohlbehalten an Bord des Dampfers zu bringen . . . Was wollen Sie?"

Die letzte Frage galt dem Chauffeur des verunglückten Automobils, der näher getreten war und nun an seine Mütze faßte.

„Er will sein Geld haben," sagte Fräulein de la Rocque. „Er kann nichts für den Unfall . . ." Sie riß ihren Vater-

proof auf und zog die Geldtasche hervor, die sie um die Hüften geschnallt hatte . . . „Einen Augenblick, meine Herren! . . .“ Sie drückte auf eine Feder am Silberbügel der Tasche und kramte darin herum. Graetz sah mit Verwunderung zwischen ihren behandschuhten Fingern eine Menge zusammengeknüllter Tausendfrankbilletts, die sie wieder in das Täschchen zurückpfropfte, um ungeduldiger weiter zu suchen. „Diantre, hab' ich denn kein Gold?!“ murmelte sie.

„Darf ich nicht auslegen?“ fragte der Rittmeister.

Das Fräulein klappte die Tasche zu. „Ja bitte. Geben Sie dem Mann zwanzig Frank.“

Es geschah. Dann nahmen auch die Herren Platz, und unter dem Lärm der Signalpfeife donnerte der Wagen weiter.

Nun mußte man sich in der Tat ein wenig einschränken. Das Fräulein nahm bei aller Zierlichkeit mit ihrem bauschigen Mantel und der Umgebung der Kissen, die die fürsorgliche Hand des Rittmeisters für sie geschaffen hatte, den meisten Platz ein. Neben ihr saß Graetz, gegenüber Fahrenheit, der nicht wußte, wie er seine langen Beine unterbringen sollte und mit dem rechten Arm krampfhaft den Arm des Kapitäns umklammert hielt. Sein Inneres empörte sich. War das erhört! War das eine Lustfahrt! Man hatte schon zu dreien recht unbequem gesessen, und nun lud man noch ein paar Menschen dazu, Leute, die man sozusagen auf der Straße fand — einen fragwürdigen Vagabunden und eine ebenso fragwürdige Person weiblichen Geschlechts . . . jawohl, sagte sich der Apotheker, dieses Dämchen macht nicht den Eindruck der Solidität, man fährt als zartes Fräulein nicht mutterseelenallein in Afrika herum und bringt sich in die Gefahr, am Chausseegraben liegen zu bleiben, kramt in Tausendfrankscheinen umher und hat nicht so viel Reisegeld bei der Hand, den Kutscher bezahlen zu können, und läßt sich schließlich auf gut Glück mitnehmen zum Dampfer, dessen Abfahrtszeit man doch schon seit Wochen kennen muß . . . Dem Apotheker mangelte es keineswegs an dem Empfinden für weibliche Schönheit, aber er saß zu schlecht, um sein Gegenüber reizend zu finden, er war Gift und Galle über den neuen Zwischenfall, der ihn dazu verdammte,

seine Sitzbank mit dem Kapitän zu teilen, der sich rücksichtslos breit machte. Ja, es schien, als bereite es diesem behäbigen Seebären ein ganz besonderes Vergnügen, den dürren langen Nachbar seine Gewichtigkeit fühlen zu lassen, wohl wissend, daß Fahrenheit sich in Gegenwart des Fräuleins doch wohl ein wenig Scheu auferlegen und seinem Mißmut nicht ohne weiteres die Zügel schießen lassen würde. Das war denn auch wirklich der Fall. Der Apotheker schwieg, doch in ihm brüllte ein grimmer Zorn. Er sagte kein Wort, aber in seiner Seele sprudelte es vor Ärger. An dieser ganzen verfehlten Expedition mit ihrem Staub, dieser Höllenmaschine von Wagen, der brütenden Sonne, dem schlechten Wein und den lächerlichen Vierhänderexemplaren in der Affenschlucht war kein anderer schuld als der Kapitän. Nimm dich in acht, Kapitän Dietrichsen! Mit gekrümmten Beinen und ängstlich vorgebeugtem Oberkörper brütete Fahrenheit Unheil. Eine Meuterei an Bord — das ging nicht gut. Aber eine Rebellion unter den Passagieren ließ sich schon anzetteln . . . „Au!" schrie der Apotheker plötzlich. Dietrichsen hatte seinen großen Fuß auf den des Nachbars gesetzt. Er zog sehr höflich die Mütze und sagte:

„Ich bitte, mich huldvollst entschuldigen zu wollen, verehrter Herr Fahrenheit; es ist nicht gern geschehen . ."

3.

Graetz war kein Schürzenjäger, er lief nicht den Frauen nach, er machte sich sogar wenig aus ihnen. Aber das kleine Fräulein neben ihm interessierte ihn doch. Das ganze Abenteuer war nicht ohne Reiz. Wahrhaftig, man mußte nur einmal hinaus in die Welt, um etwas erleben zu können! Im Einerlei des Alltags spann sich immer wieder derselbe Faden ab, gestern so wie heute und morgen. Da war der Tag geregelt, da schnurrte das Räderwerk in unermüdlicher Gleichförmigkeit, da sah man

kaum andere als bekannte Gesichter. Aber das Reisen frischt auf — tausend ja, Graetz war doch froh, daß er sich zu dieser Orientfahrt hatte bewegen lassen! Merkwürdig, was einem alles begegnet, setzt man den Fuß einmal über die heimische Scholle hinaus! Wohl gibt's, wo Götter schaffen, nichts Unmögliches, sagt Sophokles. Die Welt ist klein, sagt Rudolph Lindau, man trifft sich immer wieder. Und der alte Ökonomierat Graetz pflegte zu sagen: Zufall ist alles; nur der regiert. Zufall oder nicht: es war immerhin seltsam, dieses Zusammentreffen am Fuße des Atlas mit einem Bauernjungen aus der gemeinsamen märkischen Heimat. Da wachte ein wenig ererbter Aberglaube in dem Rittmeister auf: sollte es seine Bedeutung haben, daß er den Deserteur vor schimpflicher Strafe retten konnte? Und der zweite närrische und niedliche Zufall, der ihm ein hübsches Dämchen zur Seite gesetzt hatte, war der vielleicht auch von Bedeutung? —

Graetz lächelte vergnügt. Er grübelte wohl einmal, das kam vor; aber an Überstürzung der Gedanken litt er nicht. Er war nur eine brave, rechtliche Natur, mit mancherlei guten Gaben, aber kein weiter Geist und keiner, den es zum Hochfliegen lüstete. Ihm fiel ein, wie man sich zu Hause amüsieren werde, wenn er auf der nächsten Ansichtskarte von den Geschehnissen auf dieser Motorfahrt berichten würde. Die Deserteurgeschichte war für den Vater interessant; die geheimnisvolle Dame konnte die Mutter beunruhigen. Es war eine Mutter, die ihn schon ein halbes Dutzend Mal hatte unter die Haube bringen wollen. Sie wählte unter den Töchtern des Landes, und jede hätte ihn gern genommen; er hätte nur winken brauchen. Aber er winkte nicht. Sie gefielen ihm allesamt: das Landratsmädelchen mit ihrem aschblonden Gelock, die kleine schwarze Komteß Barby, die schöne stolze Käthe von Feldern, das niedliche Braunauge des Forstmeisters, die Tochter des Landesältesten, die Zwillinge von Adlich-Bartlau — allesamt. Aber an heiraten dachte er nicht. Er hatte das Zeug zum sogenannten unverbesserlichen Junggesellen. Und das war der Mutter schrecklich. Diese Unverbesserlichen kannte sie; die machten endgültig immer eine Dummheit. Sie hatte einen Vetter, einen Grafen Limbach (Limbach-Rade-

berg; er legte nachher den Grafentitel ab und nannte sich Herr von Radeberg), der hatte als Fünfziger seine Geliebte geheiratet. Sie war eine Portierstochter. Den Vetter und die Portierstochter hielt die Annafreda Graetz ihrem Sohn häufiger vor. Die Unverbesserlichen neigen zu späten Dummheiten.

Es war gewiß: die Mutter würde sich wieder mit Sorgen tragen, wenn sie von dieser Straßenbegegnung erfuhr. Das schadete nichts — die Begegnung war hübsch. Graetz fühlte, wie in der kühler werdenden Nacht eine angenehme Wärme seine Adern füllte. Er saß dicht neben dem Fräulein; so mußte er sitzen, es gab auf der schmalen Bank kein respektvolles Abrücken. Beider Arme berührten sich bei der leisesten Bewegung. Anfangs zog sie den ihren in hastiger Scheu zurück und sagte „oh pardon." Dann mußte auch er mehrmals um Verzeihung bitten. Schließlich ließ man die Höflichkeitsfloskeln fallen; man ermüdete sich; man berührte sich doch immer wieder, es ging nicht anders. Der Wagen war schuld.

Nun zeigte sich auch der Mond. Er hatte heute ein eigenes Gesicht. Er sah dunkelrot aus, kupferfarben wie ein blank geputzter Kessel. So hing er am schwarzblauen Himmel, und ein Schwarm weißer Wölkchen um ihn, die waren rosig umrändert. Er gab auch nicht viel Helle; nur gerade genug, die nächste Umgebung erkennen zu lassen. In der Ferne verwebten sich die Schatten und gestalteten die Wirklichkeit zu unwirklichen Phantomen um: eine Weinplantage zu einem riesigen Friedhof, ein einsames Araberzelt zu einem geheimnisvollen Monument, eine Piniengruppe zu einem phantastischen Dombau.

Auch das Gesicht des Fräuleins war nicht zu erkennen. Doch das war nicht des roten Mondes Schuld, sondern es lag an dem Schleier. Fräulein de la Rocque hatte augenscheinlich die Absicht gehabt, den Herren nur zu zeigen, daß der neue Passagier des Mitnehmens wert sei. Dann ließ sie den Vorhang wieder über ihre Schönheit fallen. Freilich nicht ganz. Der Schleier, ein graues Unding von meterlanger Ausdehnung, war so über das Gesicht gespannt, daß er die Mundpartie freiließ, schlang sich hierauf um den Hals und zwar in eigentüm-

licher Knüpfung, so daß er wiederum das Gesicht verbarg. Vielleicht hatte die junge Dame diese Art der Verhüllung von den Mauresken gelernt. Der Kapitän, ein feuriger Anbeter der Frauenschöne, gab sich schon zufrieden, daß der graue Neidbold nicht auch den Mund verbarg: einen sehr hübschen Mund mit vollen und blühenden Lippen und einem winzigen Leberfleckchen am rechten Winkel, auch mit kleinen weißen, gerade gesetzten Zähnen die viel sichtbar waren. Denn das Fräulein de la Rocque war nicht stumm wie der grimmige Apotheker, sondern plauderte munter, sichtlich froh, so liebenswürdigen Samaritern in die Hände gefallen zu sein.

„Also, meine Herrn," sagte sie, „nochmals herzlichsten Dank für ihr mitleidsvolles Entgegenkommen. Es gehen ja viele Schiffe nach Europa hinüber, aber ich hatte nun doch einmal schon heute vormittag mein Gepäck auf die Therapia schaffen lassen — und denken Sie, wie schauderhaft es für mich gewesen wäre, in diesem einzigsten Kostüm am Lande zu bleiben, während alle andern dem Goldenen Horn zusteuerten! Es gibt schmerzliche Trennungen m Leben; aber nichts schrecklicher für uns arme weibliche Wesen ials die Trennung von unseren Effekten."

„Jedenfalls sind Sie ein besonderes Glückskind, gnädiges Fräulein," bemerkte der Kapitän. „Ich pflege nämlich sonst nicht meinen Passagieren nachzureisen, um sie wie die Schmetterlinge einzufangen."

„Glückskind?" wiederholte die Angeredete, und um den frischen Mund grub sich ganz rasch eine herbe kleine Linie ein, gleich wieder verschwindend. „Meinetwegen. Im übrigen war ich fest entschlossen, jeden nach Algier fahrenden Wagen anzuhalten und als arme Reisende um Mitnahme zu bitten."

„Begleiten uns gnädiges Fräulein bis nach Konstantinopel?" fragte Graetz.

„Bis nach Odessa. Ich will von da nach Petersburg. Und Sie? Bleiben Sie in Konstantinopel?"

„Ich hatte die Absicht — und wollte dann quer durch den Balkan zurück."

„O, das ist langweilig!" erwiderte sie lebhaft. „Ich kenne

die Tour. Adrianopel ein schmutziges Nest — Philippopel wacht nur auf, wenn der Fürst von Bulgarien einmal zu Besuch kommt — Sofia ein Dorf mit neuen Häusern. Rußland ist tausendmal interessanter. Rußland ist wunderbar. Nirgend weiß man so intensiv zu leben als dort. Und wie lebt man! Versteht sich, ich spreche nur von der eleganten Welt, nicht von dem barbarischen Volk. Der vornehme Russe ist der wahre Lebenskünstler. Die Gesellschaft von Petersburg ist die erste auf dem Kontinent."

Sie sagte das alles mit einer gewissen unbefangenen Sicherheit, in anmutigem Plaudertone, aber so fest formuliert, als sei gar kein Widerspruch möglich: wie ein erfahrener alter Reisender, der die Welt kennt und sich durch das Urteil anderer nicht irre machen läßt.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, „das ist der Unterschied: in London langweilt man sich mit Anstand, in Wien schläft man, in Paris amüsiert man sich, in Petersburg lebt man. Von Berlin will ich nicht sprechen, ich kenne es zu wenig, aber man sagte mir einmal: in Berlin verdirbt man sich den Magen."

Der Kapitän protestierte heftig, und Graetz fragte:

„Wie kommt es, daß Sie als geborene Französin ein so vortreffliches Deutsch sprechen, gnädiges Fräulein?"

„Ich bin keine geborene Französin," erwiderte sie, „oder doch nur Französin der Abstammung nach. Meine Ureltern wanderten in Kanada ein. So bin ich also Nordamerikanerin und dabei englische Untertanin; meine Großmutter war eine Deutsche, meine Mutter eine Russin. Französisch und englisch sind meine Heimatssprachen, von der Mutter lernte ich russisch, von der Großmutter deutsch. Daher meine polyglotte Zunge, die Sie in Verwunderung setzt. Daher auch der Zusammenfluß verschiedenster Temperamente, der mich wie einen Wirbelwind durch die Lande treibt. Das ist das Schlimme: ich halte es nirgends lange aus. Es jagt mich bald wieder weiter. Jetzt will ich auf ein paar Monate zu Verwandten nach Petersburg, wo ich auch geschäftlich zu tun habe. Den Winter möchte ich zu einer Reise durch Kleinasien benützen und will in Konstantinopel die

Gelegenheit wahrnehmen, mich ein wenig zu informieren. Ich bin eine leidenschaftliche Touristin, ich reise für mein Leben gern."

Der Apotheker sah die Sprechende mit seinen runden Glotzaugen starr an. Sie gefiel ihm nicht; alles Frische und Elementare war ihm unangenehm. „Haben Sie denn keine Eltern mehr?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, mein Herr — ich stehe allein," antwortete sie. „Aber ich bin früh selbständig geworden."

„Wie alle Amerikanerinnen," fiel Graetz ein. „In Gibraltar frühstückten wir mit drei bildhübschen jungen Damen, die direkt aus der Wüste kamen — aus Tuggurt. Sie waren allein gereist; eine gemeinsame Zofe war ihr Schutz."

Fräulein de la Rocque lachte. „Ja — so machen wir's," sagte sie. „Ich habe nicht einmal eine Zofe. Die kann leicht lästig werden. Ich engagiere mir überall da, wo ich ein paar Wochen bleiben will, eine Dienerin, die das Land und seine Gebräuche kennt. Das ist ungleich bequemer. Hier hatte ich eine alte Negerin, ein Monstrum von Häßlichkeit, aber eine treue Seele. Ich vermute, sie läuft schon seit Stunden an den Kais auf und ab; sie wollte mich partout auf das Schiff steigen sehen. Hanifa heißt sie und ist trotz ihrer schwarzen Farbe eine eifrige Katholikin." . . .

Unter der reger gewordenen Unterhaltung verging der letzte Teil der Rückfahrt rasch. Der Chauffeur ließ den Wagen wieder mit erhöhter Geschwindigkeit laufen. Schon hatte man das vielbesuchte, inmitten üppiger Vegetation gelegene Dörfchen Birmandreis hinter sich, und nun sah man bei einer Wendung der Straße Algier liegen: ein ganzes Meer von Lichtern, das sich in anmutigen Wellenlinien die Hänge hinaufzog. Das Automobil donnerte durch die tief eingerissene Schlucht ‚der wilden Frauen'; der Lichtglanz schwand, und es wurde von neuem dunkel, während aus dem düsteren Erdschacht am Wege der Duft von Thymian und Wacholder stieg. Dann tauchten die ersten Villen der Vorstadt Mustapha Supérieur auf, zwischen Palmen und Eukalyptusbäumen, die wiederum einen neuen starken, doch nicht

unangenehmen Duft durch die Nacht trugen, und nach einer abermaligen Wendung breitete sich zu Füßen der Touristen die Stadt in ihrem vollen Umfange aus — tief unten die Kai-Boulevards mit ihren schnurgeraden Lichterreihen, die Reede und der Hafen, das große Flammenauge des Leuchtturms, die dunkle Zackenlinie der Befestigungen — weiter rechts, in tiefschwarzen Konturen, die Berge der Kabylie, mit einem zart dämmernden Strich, der Schneekuppe der Dschurdschura. Auch am Wege mehrten sich nun die Lichter, die Laternen traten näher zusammen; durch prächtige Gärten schimmerten die weißen Fronten einzelner Landhäuser und Hotels; links blieb die wunderschöne Sommerresidenz des Generalgouverneurs liegen, in dunklem Grün ein Gewirr schlanker Marmorsäulen und leuchtender Filigranstukkaturen, und dann bog der Wagen in die untere Stadt mit ihrem geräuschvollen Straßenleben ein und rollte den Boulevard Carnot hinab bis zu den Hafenrampen.

Es war in der Tat nahe an Mitternacht geworden. Aber Algier ist das afrikanische Paris, das die Nächte zu feiern weiß. Über die den Hafen umkränzenden Boulevards, die der Platz der Republik mit seinen Parkanlagen in zwei Teile zerschneidet, tummelte sich noch eine dichte Menschenmenge, und auf dem Makadam blitzten unaufhörlich die Wagenlaternen auf. Das Munizipaltheater auf dem Platz der Republik konnte eben erst geschlossen worden sein, denn von der Westseite flutete eine ganze lebendige Welle herüber, verteilte sich zwischen den Palmen, die lange zitternde Schatten warfen, und strömte über die Boulevards. Eine Equipage, mit einem wundervollen Rappenpaar bespannt, die ein in einen weißen Burnus gekleideter Neger lenkte, erregte Aufsehen; drei Offiziere blieben vor der Brasserie Lorraine stehen, taxierten die Gäule und erzählten sich von dem Sohne des reichen Scheikhs, dem sie gehörten und der, eben von St. Cyr gekommen, aus einem Vollblutaraber ein ganzer Pariser geworden war. Vor den Cafés herrschte ein ewiges Kommen und Gehen. Da standen die Tische im Freien, in dieser keineswegs lauen Nacht bis auf den letzten Platz besetzt von schwatzenden Männern und Frauen, einer seltsam gemischten Gesellschaft,

in der eine Gruppe ernster Araber auffiel, die Mastixschnaps tranken. Geputzte Dämchen strichen umher, auch verschleierte Muresken, die aber trotzdem die Augen zu gebrauchen verstanden — Kinder mit Wachszündhölzern und Händler mit Ansichtskarten und allerhand Kleinkram drängten sich zwischen den Tischchen vor den Bier- und Kaffeehäusern hindurch — ein Drehorgelspieler ließ unermüdlich die Marseillaise ertönen. Hie und da waren auch noch die Läden erleuchtet, so daß das Trottoir vor ihnen weiße Einschnitte in dem Schatten der Häuser bildete. Auch nach dem Hafen zu, auf den Rampen, den gigantischen Steintreppen, die hinab zum Damm führten, wogte ein spätes Leben. Vor den Speichern wurde bei Fackellicht gearbeitet; auf der Mauer am Wasser saßen und kauerten reihenweise die Schiffer und Bootsleute, dunkle Silhouetten, in die ein Araberburnus wieder einen helleren Ton brachte; in einem Winkel, zwischen Tauen, Fässern und Säcken und den Resten einer Fischmahlzeit, erzählte ein alter Kabyle einer Bande halbwüchsiger brauner Jungen als Gegenleistung für ein Dutzend aufgelesener Zigarrenstummel eine Geschichte aus dem letzten Feldzuge. Das Licht des Leuchtturms glänzte weithin über die stille See. Es war nicht das einzige Licht auf dem Meere. Noch immer kreuzten Boote hin und her, Laternen am Bug — ein großes russisches Kriegsschiff war gleichsam festlich erleuchtet und schaute mit hundert hellen Augen in die Nacht. Andere Dampfer lagen still und unbeweglich im kaum sich kräuselnden Wasser, in dem die rote Mondscheibe sich widerspiegelte, als wäre sie eine geheimnisvolle Blume der Tiefe. Mit vorschreitender Nacht begann auch die Kühle sich zu mindern. Von Westen her strich ein leichter warmer Wind, der erste Odem eines nahenden Schirokko, der über die Berge kam, von fern her, aus den Weiten der Wüste. —

Die Touristen waren aus dem Automobil gestiegen. Der Apotheker reckte und streckte sich und warf einen sehnsüchtigen Blick den Boulevard der Republik hinab, wo er die großen Spiegelscheiben des Café Gruber hell glänzen sah und an den Pilztischen auf dem Trottoir ein paar Bekannte von der Therapia zu erkennen glaubte.

„Ich hätte nicht übel Lust, noch ein Glas Bier zu trinken," sagte er; „ich bin wie ausgedörrt."

„Lassen Sie sich nicht stören," entgegnete Graetz, „wir bringen die Gnädigste inzwischen zum Dampfer."

Fahrenheit streckte den Zeigefinger seiner Linken aus, als wolle er die Richtung markieren, die er einzuschlagen habe. „Verirren kann man sich ja nicht," meinte er; „Kapitän, wenn Sie meine Frau sehen, sagen Sie ihr doch bitte, ich wäre in einem halben Stündchen an Bord — ich hätte noch einen Bekannten getroffen . . ." Er zog den Hut und entfernte sich.

Graetz hatte inzwischen den Chauffeur bezahlt; dann stieg man die Treppen zum Hafendamm hinab.

„Lieber Herr Rittmeister," sagte Dietrichsen, „eins schwöre ich Ihnen zu: diesen nörgelnden Pillendreher fordere ich mein Lebtag nicht mehr zu einem Ausflug auf. Ich möchte behaupten, er verschandelt das schönste Landschaftsbild."

„Der Herr scheint ein wenig hypochondrisch veranlagt zu sein," bemerkte Fräulein de la Rocque.

„Er ist ein ausgesuchtes Ekel," erklärte der Kapitän.

Graetz lachte. „Da hören Sie, gnädiges Fräulein, wie kritisch unser Kapitän seine Reisegesellschaft beurteilt! Aber man muß es ihm lassen: er hat einen sicheren Blick. Er sieht sich die Menschen erst gar nicht an. Er liest sich die Passagierlisten durch, und wer ihm nach Name und Stand zusagt, den setzt er bei den Mahlzeiten an seinen Tisch und den protegiert er mit Majestät und Gnade."

„Für gnädiges Fräulein habe ich bereits einen Tischplatz reservieren lassen," sagte Dietrichsen, neigte dabei den Kopf ein wenig auf die Schulter, lächelte diskret und machte kleine Augen, was seinem Gesicht einen verliebten Ausdruck gab.

„Charmant," entgegnete die junge Dame kurz und nickte dankend. Ihr Blick flog im Dunkel suchend umher. Ein Schwarm von Bootsleuten umringte die Reisenden mit Anerbietungen; ein großes Geschnatter hub an, französisch, mit deutschen und englischen Brocken vermischt; man unterbot sich gegenseitig im Preise für die kurze Kahnfahrt zum Dampfer. Und mitten

hinein in das Stimmengewirr tönte plötzlich ein gurgelnder Schrei, ein merkwürdiger Kehllaut, irgend ein arabischer Ausruf, und eine dicke Negerin drängte sich durch den Kreis der Bootsleute, stürzte Fräulein de la Rocque entgegen, umarmte sie, zog einen Zipfel ihres Mantels an die Lippen und bedeckte ihre Handschuhe und Ärmel mit Küssen, dabei in schluchzenden und gutturalen Tönen verworrene Worte stammelnd, man verstand nicht recht, ob in französischer oder arabischer Sprache oder in der Lingua franca.

„Hanifa," sagte das Fräulein lächelnd, mit einem Blick auf Graetz. „Dacht' ich mir's doch! . . . Einen Moment, Herr Rittmeister — ich muß mich von der Alten verabschieden, sonst schwimmt sie mir nach wie das Kamel Tartarins . . ." Sie zog die Negerin aus dem Kreise heraus, während Graetz ein Boot bestellte und sich dann nach Brettschneider umsah, der bescheiden zur Seite stand.

„Vorwärts, Brettschneider," rief Graetz, „klettern Sie voran! Die Gefahr ist vorüber — in einer Viertelstunde sind Sie auf deutschem Boden!"

Der Mann gehorchte, schwang sich in das Boot und nahm schweigend Platz. Er war sehr bleich. Er schien noch nicht fassen zu können, daß nun sein Leiden dem Ende entgegenging, und schielte ängstlich zu den beiden Hafenpolizisten herüber, die an der Kaimauer plaudernd auf und ab spazierten.

Man wartete noch auf das Fräulein.

„Der Abschied zieht sich in die Länge," brummte der Kapitän. „Teufel, was macht denn das Mädelchen! Sie wühlt wieder in ihrem Mammon — sie wird doch nicht etwa . . ."

Er brach ab. Fräulein de la Rocque stand mit der Negerin unter einer Laterne, hatte wieder ihr Geldtäschchen hervorgezogen, kramte suchend in den Banknoten herum und reichte dann der Alten mit schneller Bewegung ein Papierbillett.

„Sie gibt ihr einen Tausendfrankschein," flüsterte der Kapitän.

„Verdreht," sagte Graetz.

„Donnerwetter, die muß es dicke haben," meinte Diet-

richsen. „Hören Sie, lieber Ritmeister, das ist charakteristisch: die Engländer sind geizig und zähe wie Leder — bei den Amerikanern fliegt der schnöde Mammon . . .“

Die Herren wurden wieder aufmerksam. Fräulein de la Rocque sprach ein paar scharfe Worte zu der Negerin. Es schien sogar, als werde sie ein wenig heftig. Sie machte eine barsche Bewegung. Die Alte knickte zusammen und küßte den Mantelsaum ihrer Herrin. Mit raschen Schritten trat das Fräulein zu ihren Begleitern zurück.

„Allons,“ rief sie, „die Schwarze ist nicht los zu werden! Machen wir, daß wir davonkommen!“

Sie sprang in das Boot. Graetz und Dietrichsen folgten, und der Kahn stieß ab. Er glitt mit leisem Plätschern über das Wasser, an anderen Booten vorüber, geschickt zwischen den straff gespannten Ankerketten der großen Schiffe hindurch. Dicht an der Kaimauer tauchte noch einmal die groteske Erscheinung der Negerin auf. Plötzlich schwang sie sich auf die Mauer; die Linien ihrer Silhouette verschwammen im Halbdunkel. Sie schien zu winken, sie rief auch. Es waren nur kreischende Laute; man verstand nicht, was sie sagte.

„Brute,“ murmelte Fräulein de la Rocque, den Schleier zurückschlagend und tief aufatmend. Ihr Gesicht war weiß, und zwischen den schön gezeichneten Augenbrauen lagen zwei kleine senkrechte Falten.

Die Therapia hatte sich ziemlich weit draußen verankert. Man sah ihren schlanken Rumpf einsam auf dem vom Monde rötlich gefärbten Wasser liegen. Die Salons und einige der Kojen waren noch erleuchtet. Die Falltreppe war herabgelassen. Oben stand der erste Offizier; man hatte den Kapitän erkannt in dem nahenden Boote, das vorsichtig anlegte.

Brettschneider klimmte im Sturmschritt die Treppe hinauf. Es war, als könne er gar nicht erwarten, das Schiff zu besteigen. Er war eine weiche Natur. Es tobte und schrie in ihm. Er hätte am liebsten laut geweint; seine Augen tropften unwillkürlich, und rasch wischte er die Tränen ab, als er sah, daß einer der Matrosen ihn erstaunt betrachtete. Er hatte sein

Felleisen über den Buckel gehängt und fragte nach dem Zwischendeck. Der Matrose wies ihn eine Treppe hinab. Brettschneider schaute sich etwas verwundert um. Das also war das Zwischendeck — keine Kabinen, keine Hängematten — ein großer Raum unter freiem Himmel, und wie es schien, war er der einzige Passagier in dieser Abteilung. Er sah in der Tür zur Mannschafts-Messe den Koch stehen, der sich das Vergnügen machte, eine kleine gelbe Katze in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen, und wandte sich an diesen. Jawohl, das sei das Zwischendeck, belehrte ihn der Koch, während er die kleine gelbe Katze in die Tasche seiner weißen Jacke versenkte, aus der sie artig das Näschen hervorstreckte. Die Therapia habe nur eine einzige Klasse, nehme aber auch zuweilen Passagiere mit, die nicht in diese Klasse gehörten. Die müßten es sich dann auf dem Hinterdeck bequem machen. Das sei ganz hübsch, namentlich um diese Zeit, wo die Stürme schwiegen und die Nächte lau und sternenklar seien. Da wickle man sich in seine Decke und schlafe im Freien besser als in der heißen Kabine — und wenn es regne, krieche man einfach unter das wasserdichte Schutzdach des nächsten Lichtschachts. Das gehe ganz gut. Im übrigen habe dieser Platz noch einen sehr großen Vorzug: den des billigen Preises.

Brettschneider nickte. Verwöhnt war er nicht. Es war ihm alles recht. Er stand jetzt mit beiden Füßen fest auf deutschem Boden — das war die Hauptsache. Er nickte nochmals, nickte gleichsam sich selbst zu, wie in glücklicher Befriedigung, legte dann sein Felleisen in einen geschützten Winkel und trat an die Deckverschanzung. Da lag Algier, und weit, weit dahinter, da lag das Land seiner Qualen. Es war ihm auf einmal, als spüre er wieder den heißen Sand unter seinen müden, blutenden Füßen, als sehe er den Gitterschatten der Dattelbäume auf dem weißen Staub und die grauen Lehmwände der Baracken auf seiner Station; als sehe er auch im flimmernden Sonnendunst die Trikolore wehen, die er sich in einem törichten Augenblick, verführt von einem gewissenlosen Freunde, mit Blut und Leben verschrieben hatte. Die Wunden auf seinem zer-

fleischten Rücken schmerzten wieder, infame Schimpfworte schlugen an sein Ohr, er stöhnte unter der furchtbaren Fron dieses Dienstes . . . Aber sein Gesicht lächelte glücklich. Das war alles vorüber. Er war ein Narr gewesen, doch die harte Lehrzeit hatte ihn klug gemacht. Dann dachte er an den Freund von damals, an Peter Tittmann, der schon nach den ersten Wochen desertiert war und von dem er nie wieder etwas gehört hatte. Vielleicht war Peter längst wieder in Deutschland, vielleicht hatten die Beduinen ihn erschlagen, oder es hatte ein Sandsturm den Flüchtling gepackt, und er war eine Beute des Schakals geworden . . . Brettschneider starrte in den Lichterglanz von Algier. In der unteren Stadt flammten noch die Laternenlinien der Boulevards, nach oben zu wurde es dunkler, schwarz stand die Wand des Sahels zum Himmel.

Auch auf dem Oberdeck gab es noch Leute, die der Reiz des Bildes von den Kabinen fern hielt. Graetz hatte Fräulein von la Rocque bei der Installierung geholfen. Es stellte sich heraus, daß alles in Ordnung war; die Handkoffer standen in der Koje, das größere Gepäck war verstaut worden. Aber die junge Dame sehnte sich noch nicht nach dem Bette; sie wollte noch ein wenig frische Luft genießen. Der Rittmeister erklärte, er sei ihr ergebener Diener und werde ihr auf dem Promenadendeck einen würdigen Platz bereiten. Das geschah denn auch. Graetz schaffte einen bequemen Lehnstuhl herbei und hüllte das Fräulein sorgsam in Decken. Auch der Kapitän fand sich ein; sein Leibsteward folgte ihm und trug zwei Flaschen Pommery und ein Tablett mit Gläsern.

„Mir ahnte," sagte Dietrichsen mit der ihm eigenen feierlichen Verbeugung, bei der Ober- und Unterkörper einen rechten Winkel zueinander bildeten, „daß Gnädigste noch nicht in die Federn schlüpfen würden, und da möchte ich mir denn erlauben, althergebrachter schöner Sitte folgend, Sie zu einem Begrüßungsschluck einzuladen . . . Schenke die Gläser ein, Proppen!" schrie er den Steward an, einen siebzehnjährigen Jungen, dem anbefohlen war, bei der Bedienung stets ein freundliches Gesicht zu machen und der nun beständig grinste, um sich beliebt zu machen.

Fräulein von la Rocque schien sich sehr wohl zu befinden. Sie hatte sich auf dem beweglichen Triumphstuhl der Länge nach ausgestreckt; ihren Körper bedeckte fast bis zum Kinn eine amarantfarbene seidene Decke, auf dem dunkelbraunen Haar saß eine kleine rote, goldgestickte Mütze, eine Art Fes. Aber kein Schleier verbarg mehr das Gesicht, es zeigte hüllenlos seine anmutigen Züge: das kecke, aber doch sehr feine Näschen, den hübschen frischen Mund mit seinem winzigen Leberfleckchen, das wie ein pikantes Schönheitspflästerchen aussah, und dem runden Kinn, dessen Grübchen dem Eindruck eines Fingernagels glich, die Augen, die in einem sanften Grau schimmerten, sich jedoch verdunkeln konnten und wunderschön in dem Wechsel der Grundfarbe waren, und die ein paar kräftige, lang geschwungene, fast schwarze Brauen überwölbten. Der Kapitän hatte auch bereits entdeckt, daß der neue Passagier sich durch außerordentlich zierliche Füßchen auszeichnete, trotzdem sie in derben, starksohligen gelben Stiefeln mit flachen Absätzen steckten. Graetz wiederum bewunderte die niedliche Hand, die bei aller Kleinheit nervig und kräftig erschien, auch bräunlicher war, als man es von der ihr zukommenden Pflege erwarten konnte. Es war eine hübsch geformte Hand, aber sie hätte doch den Kenner enttäuscht; sie paßte nicht so recht zu der ganzen Erscheinung.

Der Rittmeister war kein Kenner. Er fand die junge Dame reizend und auch ihre Hand. Er fand auch die Art reizend, wie sie den Sektbecher umfaßte und wie sie ohne Ziererei das erste Glas in einem Zuge leerte und hierauf lustig sagte: „Das ist ein Labsal. Ich trinke gar zu gern einen Schluck Champagner. Es ist Pommery — auf meine Zunge kann ich mich verlassen. Kapitän, die Verpflegung an Bord scheint gut zu sein. Auf Sekt versteh' ich mich übrigens. Drüben in Amerika und in Rußland ist er sozusagen das Nationalgetränk der oberen Zehntausend. Ich glaube, man braut ihn für Uncle Sam und Väterchen besonders stark und herbe. Aber das liebe ich nicht. Dieser Pommery hält die rechte Mitte. Er ist sanft und doch anregend, pikant und schmeichlerisch, er hat Nerven und Seele."

„Tausend und eins!" rief der Kapitän bewundernd, „dies

Urteil lob' ich mir! Gnädiges Fräulein, ich bezeuge Ihnen meinen ganz besonderen Respekt. Darf ich fragen, ob sie sich auf Rotspohn und Rhein auch so verstehen?"

Das Fräulein lachte. „Nein, Herr Kapitän — nicht ganz so, aber immerhin — einen Rauzan Ségla weiß ich schon von einen fragwürdigen Médoc zu unterscheiden."

„Müssen wir ausprobieren!" rief Dietrichsen, und Graetz fragte: „Ist die feine Weinzunge Produkt der Vererbung oder anerworben?"

„Sagen wir Vererbung, Herr Rittmeister. Die Firma Savin de la Rocque ist in Europa so gut wie unbekannt. Aber drüben genoß sie einmal großes Ansehen. Irgend ein Ahn wanderte bei der Hugenottenverfolgung unter Ludwig dem Vierzehnten — war es der Vierzehnte? jawohl — nach Kanada aus. Da gründete er denn seinem schönen Adel zum Trotz ein Weingeschäft; es gehörte zweifellos Mut dazu, denn in Kanada trank man zu jener Zeit höchstens Feuerwasser. Aber trotzdem: die Geschichte ging und entwickelte sich, und das Haus Savin de la Rocque in Montréal beherrschte schließlich den Weinmarkt von Britisch-Amerika. Nun bin ich die Letzte der de la Rocques. Aber da Vater, Großvater und Ahn sich mit Kennerschaft durch eine Masse feiner Weine hindurchgekostet haben, so ist mir ebenfalls etwas von ihrer guten Zunge geblieben. Übrigens — wenn ich auch kein Kostverächter bin — im Grunde genommen ist es mir furchtbar gleichgültig, ob ich Pommery oder Brunnenwasser vor mir habe. Ich bin nicht verwöhnt — oder vielmehr: ich habe mir immer Mühe gegeben, meine Verwöhnung zu bekämpfen . . ."

Der Kapitän war abberufen worden. Verschiedenfach legten Boote an der Falltreppe an und brachten Passagiere zurück, die den Aufenthalt in Algier gründlich ausgekostet hatten. Ein paar Herren schritten einige Mal auf dem Promenadendeck auf und ab, lugten neugierig zu Graetz und der fremden Dame hinüber, grüßten höflich und gingen dann in den Salon. Es war ziemlich still hier oben und fast dunkel. Nur hoch oben im Takelwerk leuchtete ein elektrisches Licht.

Der Rittmeister saß, den Champagner neben sich auf der

Erde, auf einem kleinen Feldstuhl dicht zur Seite der jungen Dame. Es interessierte ihn, etwas über ihre Familie zu hören. Diese flüchtige Bekanntschaft wurde schon durch den Umstand intimer, daß man für die nächsten Wochen sich einem ziemlich engen Nebeneinanderleben fügen mußte. Zudem gefiel Graetz das Fräulein. Die jungen Damen an Bord ließen sich zählen; die eine war unausstehlich hochmütig, die zweite sehr häßlich, eine andere fand alles komisch und lachte zu viel, wieder eine andere war so schweigsam, daß die Unterhaltung mit ihr keine angenehme Aufgabe war. Da tat ein frisches Element wohl. Übrigens fragte sich der Rittmeister gar nicht, warum Fräulein von la Rocque ihm sympathisch war. Eine diffizile Zergliederung seines Empfindens war nicht seine Sache. Vorläufig reizte es ihn, dahinter zu kommen, was diese hübsche Weltreisende eigentlich war; das machte ihm Spaß. Alles in allem: sie gefiel ihm. Es genügte.

Sie war eine Weinhändlerstochter. Das hatte er nicht gedacht. Warum, wußte er nicht. Es erschien ihm prosaisch, sprach aber für die Solidität ihrer Familie. Er füllte die Becher von neuem, sorgfältig, die Gläser schief haltend, um zu starkes Schäumen zu vermeiden, und fragte dabei: „Ihre Firma existiert nicht mehr?“

„O doch,“ antwortete sie, „aber sie ist verkauft worden. Der Prokurist wollte mich heiraten, um den letzten Träger des Namens im Geschäft zu haben. Aber ich habe gedankt. Seit fünf Jahren bin ich nicht mehr drüben gewesen; ich möchte auch nicht zurück.“

„Und sind seitdem in der Welt umhergereist?“

„Ja. Es ist doch das Hübscheste. Mein kleines Vermögen genügt dazu gerade. Nun habe ich noch etwas geerbt, so daß ich auch meinen sportlichen Neigungen ein wenig mehr nachgeben kann.“

Das erregte das Interesse des Rittmeister von neuem. „Jägerin, Reiterin, Radlerin oder was sonst?“ fragte er.

„Alles,“ erwiderte sie. „Wir Amerikanerinnen werden ja sozusagen von der Wiege an sportmäßig gedrillt. Sie sollten mich turnen sehen! Fühlen Sie einmal meine Muskeln! . . .“

Sie zog den rechten Arm unter der Decke hervor und streckte ihn aus. Graetz umspannte mit seiner Hand den Biceps. Nun krümmte Fräulein de la Rocque in langsamer Bewegung den Arm. „Allerhand Hochachtung," sagte der Rittmeister. Er hätte gern noch eingehender geprüft; aber die Dame zog wieder die Decke hoch.

„Haben Sie Reitpferde auf Ihrem Gute?" fragte sie.

„Versteht sich, gnädiges Fräulein."

„Auch Zucht?"

„Keine systematische."

„Aber Sie reiten gern?"

„Sehr gern. Ich bin ein alter Kavallerist."

„Und ich eine passionierte Amazone. Wenn ich einmal sechs Wochen auf einem Fleck bleibe, kaufe ich mir ein Pferd. Ich bin schon ganz geübt im Pferdehandel. Ich schachere wie ein polnischer Jude. Gewöhnlich bedinge ich mir den Rückverkauf zu einem bestimmten Preise aus. O, ich bin sehr verständig! Heute vormittag habe ich noch zwei Reitpferde an einen französischen Offizier verkauft."

„In Algier?"

„Nein, in Blidah. Ich mußte dahin. Exzellenz Gudowitsch, der russische Generalkonsul in Algier, war mein Onkel — ein Verwandter meiner Mutter. Er ist vor ein paar Tagen infolge eines Sturzes gestorben und in Blidah, wo er ein Landhaus hatte, beerdigt worden. Da sollte ich seine Pferde losschlagen. Es war ein saures Geschäft. Graf Rivaud von den Chasseurs, der sie haben wollte, dachte mit mir ein leichtes Spiel zu haben. Er bot einen Pappenstiel. Aber ich habe ihm gedient. Ich holte Sachverständige herbei, ich trommelte das ganze Offizierkorps, drei Tierärzte, den Bürgermeister und zwei Banditen von Pferdeverleihern zusammen. Die Szene wurde zum Tribunal. Schließlich schämte Graf Rivaud sich so, daß er schlankweg bezahlte, was ich forderte."

Der Pferdehandel ließ Graetz herzlich gleichgültig; aber die Verwandtschaft mit dem russischen Generalkonsul bot ihm eine neue Anknüpfung. Er hatte den Tod des Herrn Ge-

heimrats Gudowitsch schon gestern in einem Café gelesen: allerlei Klatsch über sein gastliches Haus, seine glänzenden Gesellschaften, sein jähes Hinscheiden infolge einer Gehirnentzündung, die er sich durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte. „Also das war ein Verwandter von Ihnen," sagte Graetz; „wohnten Sie im Konsulatsgebäude?"

Fräulein de la Rocque schüttelte den Kopf. „Nein. Der Onkel war Junggeselle, hatte freilich eine dame d'honneur im Hause, es wäre also möglich gewesen. Aber diese dame d'honneur war eine Cousine von unleidlichem Wesen, daß ich die Einladung, in das Konsul überzusiedeln, dankend ablehnte. Außerdem sprach sie stets im Falsett, so daß man nervös wurde, wenn man sich fünf Minuten lang mit ihr unterhielt. Überdies bin ich lieber meine eigene Herrin und mache mich nicht gern abhängig."

„Das verstehe ich," entgnete Graetz; „ich frage übrigens nur, weil ich eine Empfehlung an einen Angestellten des russischen Konsulats in der Tasche habe —"

„An wen?"

„An den ersten Dragoman Doktor Hackert."

„Ah ja — ich erinnere mich, ihn gesehen zu haben. Ein großer Herr, nicht wahr? mit blondem Spitzbart und ewigem Monokel?"

„Ich kann es nicht sagen, da ich ihn nicht kenne. Ein Gutsnachbar ist ein Verwandter von ihm und gab mir für alle Fälle die Empfehlung mit; aber ich fand gar nicht die Zeit, sie auszunützen. Werden Sie Trauer anlegen?"

„Nein" . . . Sie sagte das knapp und scharf, und plötzlich erschien wieder das kleine Fältchen über ihrer Nasenwurzel . . . „Nein," wiederholte sie leichthin und kopfschüttelnd, „die Verwandtschaft ist zu weitläufig. Zudem hasse ich die äußere Form der Trauer; Crêpe de Chine und schwarzer Taffet sind keine Hilfen für die Erinnerung."

„Ganz meine Ansicht. War Exzellenz Gudowitsch noch ein jüngerer Herr?"

Sie antwortete nicht sogleich, schlang spielend die langen

Fransen ihrer Seidendecke um ihren Finger und schien in Gedanken versunken, schaute dann wieder, mit rascher Kopfbewegung, zu Graetz empor und entschuldigte ihre Unaufmerksamkeit . . . „Mille fois pardon — was fragten Sie? — Nein — kein jüngerer Herr — so um die Fünfzig — übrigens der beste Schütze, den ich je kennen gelernt habe, und ein famoser Reiter. Der Sturz vom Pferde war geradezu unbegreiflich. Denken Sie: wir reiten nach Sidi Ferudsch, Gudowitsch, Graf Rivaud, noch ein Spahi-Offizier und ich. Der Weg ist tadellos. Auf einmal scheut der Gaul des Onkels vor einem an der Straße kauernden Bettler und bäumt. Der Bettler will ihm in die Zügel fallen — ich höre noch Gudowitsch rufen: ‚Hände weg, Lümmel!' — Da steigt der Gaul kerzengerade in die Höhe und überschlägt sich. Es ist mir rätselhaft. Es war ein frommes Tier, ließ sich auch unter dem Damensattel reiten — ich selbst habe oft genug auf dem Biest gesessen — es ist geradezu unverständlich . . ."

Die weiße Mütze des Kapitäns Dietrichsen tauchte auf. Der Seemann schimpfte. „Sobald man den Rücken dreht, passiert irgend ein Unfug," brummte er. „Der Obersteward hat dem Barbier eine Ohrfeige gegeben, darauf hat der Barbier dem Obersteward einen Tritt versetzt. Nun klagen beide, und ich soll Salomon sein. Ich will aber nicht."

Er ließ sich ein Glas Sekt geben, setzte sich auf ein Kissen und sagte Fräulein de la Rocque einige Liebenswürdigkeiten. Aber die junge Dame schien die Stimmung verloren zu haben. Sie erklärte, müde zu sein, schloß plötzlich die Augen, blieb einige Minuten unbeweglich liegen und sagte dann mit matter Stimme: „Helfen Sie mir auf, meine Herren, wenn ich bitten darf. Ich möchte in meine Kabine gehen."

Beide Herren halfen. Das Fräulein dankte und gab jedem die Hand. „Bonne nuit et au revoir, messieurs!" Sie nickte ihnen freundlich zu und ging.

„Ganz famos," sagte der Kapitän, ihr nachschauend. Übrigens kann ich Bericht erstatten. Sie hat mir ihren Paß gegeben — hat natürlich vergessen, ihn für die Türkei visieren zu

lassen, ich soll das in Tunis besorgen — wie, weiß ich noch nicht, aber ich mach' es. Sie heißt Marie Angélique mit Vornamen und ist zweiundzwanzig Jahre. Ich weiß auch ihren Geburtstag. Der achte Juni! Mein lieber Herr Rittmeister, das ist der Tag, an dem wir die Dardanellen passieren — den wollen wir nicht vergessen und eine Überraschung vorbereiten. Unter uns: um ein Beispiel anzuführen — den Geburtstag der Frau Fahrenheit würde ich mir nicht erst notieren. Aber den von der da — oho, den müssen wir feiern! Wie ist's — trinken wir noch ein Pülleken?"

„Morgen," antwortete Graetz; „ich sehne mich auch nach der Klappe. Haben Sie alle Ihre Passagiere an Bord?"

„Ich glaube, die männliche Jugend fehlt teilweise noch. Aber das beunruhigt mich nicht. Das bin ich gewohnt. Wenn der Dampfer früh um halb sechs abfährt, trifft alles, was noch bummeln darf, nicht vor fünf ein. Na, gu' Nacht denn oog un sliepen Se well!" —

Der Kapitän stieg auf das Sonnendeck und suchte seine Klause auf. Graetz schlenderte noch ein Viertelstündchen auf dem Promenadendeck auf und ab, blieb auch ein paar Minuten an der Verschanzung stehen und warf einen letzten Blick auf Algier, das die meisten seiner Lichter gelöscht hatte und sich in stummer Schläfrigkeit am Berghang streckte. Dann fiel ihm auf einmal der Landsmann ein, den er vor schimpflicher Strafe errettet hatte. Er stieg auf das Oberdeck und schritt an den riesigen Schornsteinen, den Ventilatoren, Schachtzylindern und Rettungsbooten vorüber nach der Treppe zum Zwischendeck, wo ein einsamer Matrose stand und seine Pfeife rauchte. Graetz schenkte ihm eine Zigarre und sah sich nach Brettschneider um. Aber er suchte ihn vergeblich, bis er endlich eine Art Rolle dicht an einem der Lichtschachte entdeckte und gleichzeitig auch seinen Namen rufen hörte.

„Guten Abend, Herr Rittmeister," sagte Brettschneider; „entschuldigen Sie, daß ich nicht aufstehe, doch der Koch hat mir eine Schlafdecke geliehen und mich gleichzeitig so fest eingewickelt, daß ich mich kaum bewegen kann. Aber trotzdem, es

liegt sich ganz prächtig so. Nur bei hohem Seegange wünsche ich es mir anders, sonst rolle ich bei einer etwas heftigen Welle hilflos ins Meer."

Graetz lachte. Diese lebendige Roulande sah äußerst komisch aus. „Jedenfalls sind Sie zufrieden — was?" fragte er.

„Ach, Herr Rittmeister," antwortete eine bewegte Stimme aus der Rolle, „ich bin ja so glücklich — und ich danke Ihnen so von Herzen . . ."

Ein Wort des Dankes tut immer gut. Aber Graetz hatte hier auch das Empfinden, daß es nicht beim Wort bleiben würde, daß er sich den Burschen für immer verpflichtet hatte. Er entsann sich seiner noch recht wohl, obwohl er zur Zeit, da der junge Brettschneider verschwand, Kütnersdorf noch nicht selbständig bewirtschaftete. Die Eltern hatten ihm von der Geschichte erzählt, die im Dorfe Aufsehen erregte. Der Fritz war ein Waisenkind, ein Neffe des alten Brettschneider, der Piepmaul genannt wurde, weil man sagte, er schliefe sogar mit der Pfeife im Munde, und er galt nach Recht und Gesetz für den Erben des Großbauern. Aber dieser schreckliche Alte war von einem fürchterlichen Geize und behandelte Fritz wie einen Knecht, dessen Kraft man nach Möglichkeit ausnützen mußte. Da rückte der denn eines Tages aus und kam nicht wieder. Es hieß zuerst, er habe sich das Leben genommen; die Gendarmen griffen ein, und es gab eine große Aufregung. Später erfuhr man, Fritz habe zusammen mit einem aus Langenpfuhl, zwei Meilen von Kütnersdorf, das Weite gesucht. Das war ein gewisser Tittmann, auch ein Bauernsohn, ein verwegener Bursche, der die störrischsten Pferde zahm ritt, aber ein infamer Taugenichts. Er war Sergeant beim Train gewesen und mußte da böse Geschichten getrieben haben; es hieß sogar, daß ihm die zweite Klasse des Soldatenstandes gedroht habe — man erzählte sich wenig Gutes von ihm. Mit dem sollte Fritz ausgewandert sein. Nach Amerika sagten einige, nach den afrikanischen Kolonieen sagten andere. Afrika stimmte freilich; die kleine Frida, die Tochter des Doppel-Schulze, hatte eines Tages eine Ansichtskarte von Fritz aus Toulon bekommen, die hatte widerum Aufsehen erregt. Wo lag Toulon?

Man erregte sich im Kruge darüber; es war weit weg, noch weiter als Paris. Aber die Erregung wuchs durch den Inhalt der Karte. Da schrieb Fritz, er habe sich mit Tittmann bei der Fremdenlegion in Algerien anwerben lassen; morgen ginge es nach Afrika. Die beiden Entflohenen bekamen etwas Heldenhaftes. Die Karte aus Toulon wanderte durch alle Häuser; sie wurde abgegriffen durch Dutzende von Bauernfingern, wurde unsauber und rissig. Lange Zeit bildeten Fritz Brettschneider und Peter Tittmann das einzige Gesprächsthema im Kruge von Kütnersdorf. Was diese Fremdenlegion eigentlich war, hatte der Doppel-Schulze vom Pastor erfahren. Und nun war es mit dem Heldentum der beiden vorbei. Nein, das war keine Art, in französische Dienste zu treten. Vier Leute aus Kütnersdorf hatten im Jahre Siebzig gegen die Franzosen gefochten. Klein-Hedicke sagte, in Afrika ständen die Turkos. Bei Weißenburg hatte man die Kerle zum ersten Mal gesehen, Gesindel mit Mohrenköpfen, und auf den Tornistern trugen sie wilde Katzen. Es war eine Schande, daß Brettschneider und Tittmann unter die Turkos gegangen waren. Wenn es nun wieder zum Kriege kam? In den Zeitungen stand allerlei — wer konnte es wissen? Dann mußten die beiden gegen die eigenen Landsleute kämpfen. Das wollte keinem in den Sinn. „Es ist sehr gemein," bemerkte der Doppel-Schulze im Kruge und spuckte aus. Er hatte recht; alle teilten seine Ansicht. Nur der alte Brettschneider nicht, der immer gegen die Bauern war. Er hielt viel von den Franzosen und sagte, wir hätten Siebzig die schönsten Prügel bekommen, wenn Bazaine nicht sein Vaterland verraten hätte; aber der sei von Moltke bestochen worden und hätte sein Armeekorps absichtlich in die Alpen geführt . . .

Das alles fiel Graetz ein, als er seine Kabine aufsuchte. Er sah im Rauchzimmer noch Licht und warf einen Blick hinein. Drei Herren saßen beim Skat und tranken Bier dazu. Salon und Speisesaal waren schon verdunkelt. Graetz schritt durch den Kabinengang und blieb hier einen Augenblick stehen. Hinter der Tür Nr. 22 hörte er die Stimme des Apothekers: „Mutter, ob du mir nun glaubst oder nicht — ich bin noch bei Gruber gewesen, ich weiß nicht, was du willst. Wie sagst

du? Odalisken? Wo sollen denn hier Odalisken herkommen! Laß dir doch nichts vorschwindeln. Es ist wirklich kein Vergnügen, mit dir zu reisen, wenn du einen ausgewachsenen Menschen wie einen Primaner behandelst . . ."

Graetz schmunzelte: Fahrenheit bekam seine Gardinenpredigt. Er schritt weiter. Da kam die Kabine Nummer 16. War das nicht die Koje des neuen Passagiers? Oder war es Nummer 18? — Schließlich, was ging es ihn an! Er schüttelte den Kopf, noch immer lächelnd. Es amüsierte ihn, daß er sich in Gedanken so lebhaft mit der hübschen Kleinen beschäftigte. Gott, es war einmal eine Abwechslung! Und sie war wirklich niedlich, sie hatte in ihrem Sichgeben auch etwas entschieden Originelles. Das konnte man von den Mädeln daheim nicht behaupten . . .

Der Rittmeister stand nun in seiner Kabine und drehte das elektrische Licht auf. Er schloß das runde Fenster nachtsüber; der scharfe Geruch des Seewassers störte ihn. Dann kleidete er sich langsam aus und ging zu Bett. Als er schon beim Einschlafen war, fuhr er plötzlich jach in die Höhe und lauschte. Ihm war, als hätte er die Stimme des Fräuleins von la Rocque gehört; sie rief ihn, und zwar beim Vornamen, sie rief Otto. Eine halbe Minute saß er aufrecht im Bette. Natürlich war es nur eine Täuschung gewesen. Er wurde ärgerlich. „Das ist zu albern," brummte er und streckte sich wieder aus. Aber der Schlummer wollte nicht ohne weiteres kommen. Graetz horchte noch lange auf das leise Plätschern des Wassers, das an die Bordwand schlug und wieder herabrieselte. Er war der Ansicht, daß der starke algerische Landwein wenig bekömmlich sei.

4.

Als Graetz am nächsten Morgen das Deck betrat, um vor dem Frühstück die Lunge mit frischer Luft zu füllen, befand sich

der Dampfer schon wieder auf hoher See. Nur ein ganz zarter, wie Nebel verdämmerter Strich zeigte im Süden die afrikanische Küste an.

Das Wetter war prachtvoll, die See spiegelklar und bis in die Tiefen hinab von der Sonne durchleuchtet; man merkte kaum die Bewegung des Schiffes, das ruhig wie ein großer Schwan durch das Wasser rauschte.

Die meisten der Passagiere waren schon auf den Beinen. Graetz hielt rasche Umschau auf dem Deck, grüßte hierhin und dahin, reichte einigen Herren die Hand und zog die Rechte einer alten Dame respektvoll an die Lippen. Er hatte geglaubt, Fräulein von la Rocque auch bereits aufzufinden, aber er sah sie nicht. Vielleicht war sie auf der anderen Seite des Decks — Graetz schwankte einen Augenblick, ob er einen Rundgang unternehmen sollte — dann entschloß er sich kurz und ging wieder hinab, um sich im Speisesaal sein Frühstück zu bestellen.

Er traf dort auf das Ehepaar Fahrenheit, das beim Kakao mit der Ordnung und der Lektüre einer Unlast von Zeitungen und Briefen beschäftigt war. Der Apotheker sah unwirsch aus, seine rundliche Gattin schien dagegen in bester Stimmung zu sein.

„Guten Morgen, Herr Rittmeister," rief sie und legte ihre Hand auf das Paket von Briefen. „Sehen Sie mal: das alles sind Nachrichten aus der Heimat! Auch mancherlei dabei, was S i e interessieren dürfte."

„Hoffentlich nichts Unliebsames," erwiderte Graetz, den Fahrenheits gegenüber Platz nehmend.

„Im Gegenteil. Zuerst eine Verlobung: Käthe von Feldern und Herr von Robinski, wissen Sie, der Volontär auf Scharlibbe, der Lange mit den schwippen Beinen. Was sagen Sie dazu, Herr Rittmeister? Die schöne Käthe mit ihren Toiletten! Ein Millionär sollte es wenigstens sein. Und nun Herr von Robinski! Der Wasserpolacke. Sein Vater ist Steuerinspektor in Bielitz-Biala; es sollen ganz dürftige Verhältnisse sein. Frau von Uhlenhausen hat mir einmal erzählt, zwölf Kinder wären da. Sie hat den alten Robinski noch gekannt, als er in Linz

in Garnison stand. Frau von Uhlenhausen ist doch Österreicherin . . ."

Graetz knabberte gedankenlos an einem Zwieback. Käthe von Feldern hatte auch ihn einstmals sehr liebenswürdig behandelt; er wünschte ihr alles Gute, aber im Grunde genommen war ihm ihre Verlobung recht gleichgültig.

„Wir werden an Käthe Feldern von Tunis aus einen gemeinsamen Glückwunsch schicken," fuhr Frau Fahrenheit fort.

„Sehr einverstanden," entgegnete Graetz sehr trocken; „wir können auch telegraphieren."

„Doktor Harbs läßt Sie grüßen," sagte der Apotheker, der gleichfalls seine Briefe las. „In Rocknow sind die Masern. Der Landrat hat den Vorsitz in der Landwirtschaftlichen Gesellschaft niedergelegt, weil der dicke Fiddichow ihn einen heimlichen Deutschsozialen genannt hat."

„Gräßlich," meinte der Rittmeister.

Fahrenheit las weiter. „Die Deutschsozialen versuchen jetzt sogar den Kampf mit den Konservativen im Kreise aufzunehmen," sagte er. „Doktor Goessel hoffe diesmal zuverlässig in die Stichwahl zu kommen, schreibt mir mein Provisor."

Graetz leerte seine Tasse. „Das gönn' ich ihm. Augenblicklich sind wir nicht gerade respektabel im Reichstage vertreten. Goessel ist wenigstens ein zuverlässiger Charakter."

Der Apotheker legte seinen Brief neben sich. „Hören Sie mal, Herr Rittmeister, Sie sollten sich mal als konservativer Kandidat aufstellen lassen! Der ewige Barby ist schon etwas abgestanden. Er hat auch an Anhang verloren."

„Sollte mir fehlen," entgegnete Graetz. „Ich habe genung an der Krakeelerei in der Wirtschaftlichen Vereinigung. Wer nicht für Fiddichow ist, wird niedergeschrieen; wer einmal eine eigene Meinung entwickelt, wird moralisch an die Luft gesetzt. Ich danke für unseren politischen Zopf; ich liebe auch meine Ruhe."

„In Adlich-Bartlau ist der Storch angekommen," erzählte Frau Fahrenheit aus ihren Briefen heraus. „Wieder ein Mädchen. Das vierte. Die Ada Gerlach ist aus dem Luisenstift

zurück und soll schrecklich blaß aussehen. Warum stecken sie das Kind unnötigerweise in die Pension . . ."

Graetz war im Begriff aufzustehen. Es war wirklich nicht wert, die köstliche Seeluft auf dem Deck über all diesen heimischen Klatsch zu vernachlässigen.

„Ganz richtig," sagte er und legte seine Serviette beiseite, „warum stecken sie das Kind erst in eine Pension . . ."

Er erhob sich. Da trat Fräulein von la Rocque ein den Speisesaal, sehr frisch, mit rosigem Gesicht, in einem englischen Kostüm, heller Jacke, schottischer Mütze und einem derben, stockartigen Sonnenschirm in der Rechten. „Voilà!" rief sie, als sie Graetz sah, und streckte ihm freundschaftlich beide Hände entgegen. „Guten Morgen, cher ami — ich bin ein Faulpelz, nicht wahr? Aber ich scheine nur so — in Wirklichkeit ist es nicht so schlimm. Ich war schon um fünf aus den Federn, habe die Therapia abdampfen sehen, ein Bad genommen und dann meine Koffer ausgepackt — und nun habe ich unglaublichen Hunger . . . Guten Morgen, Herr" — sie suchte nach Fahrenheits Namen, aber sie hatte wenigstens seinen Beruf behalten — „Herr Apotheker!"

Auch ihm drückte sie herzhaft die Hand. Das war eine Vertraulichkeit, die Fahrenheit verlegen werden ließ. Er erhob sich ein wenig von seinem Platze, machte eine ungeschickte halbe Verbeugung und wies dann auf seine, in vornehme Ruhe erstarrte Gattin.

„Meine Frau," sagte er, „Fräulein de — de —"

„de la Rocque," vollendete sie, während Frau Fahrenheit würdig den Kopf neigte und eine ernste Miene beibehielt. „Ich habe Ihren Herrn Gemahl gestern zwischen Blidah und Algier kennen gelernt, gnädige Frau — vielleicht hat er Ihnen erzählt —"

„Jawohl, mein Fräulein," fiel Frau Fahrenheit ein, „er hat mir davon erzählt . . ."

Es lag im Tone der in ihrer Behäbigkeit so gutmütig ausschauenden Dame etwas wie eine Abweisung, wie ein Verzicht auf die Fortsetzung der Unterhaltung. Sie hatte auch eine eigen-

tümliche Art, ihr Gegenüber zu betrachten. Bei der Vorstellung, die sie mit eisiger Kühle entgegennahm, schweifte ihr Blick, während sie langsam den Kopf neigte, gleichsam prüfend von unten nach oben und dann wieder von oben nach unten über das Mädchen. Der Blick war neugierig und verletzend zugleich. Er blieb schließlich haften; er versenkte sich in die Toilette, schien die Perlmutterknöpfe an der sandfarbenen Jacke des Fräuleins entschieden zu mißbilligen, schien auch Einwendungen gegen den Schlips der jungen Dame erheben zu wollen und verachtete sichtlich die schottische Mütze.

Fräulein von la Rocque nahm das gleichmütig hin; nur der linke Mundwinkel zuckte ein wenig. Sie ließ die Unterhaltung mit dem Ehepaar auf der Stelle fallen, bestellte ihren Tee und wandte sich an Graetz zurück, mit dem sie lebhaft zu plaudern begann, ohne die Fahrenheits weiter zu beachten, die sich bald erhoben und den Speisesaal verließen.

„Ich glaube nicht, daß ich mich der Sympathieen der Madame Fahrenheit zu erfreuen habe," sagte Fräulein von la Rocque heiter; „ihr Blick spießte mich anfänglich auf und begann mich sodann allgemach zu sezieren. Ich fühlte, wie er langsam schneidender wurde und immer tiefer drang; er zerteilte mich sozusagen."

„Das hat sie an sich," entgegnete Graetz, „doch man gewöhnt sich daran. Ich will nicht sagen, daß sie geradezu harmlos ist — seiner Wesenheit nach paßt das Ehepaar zueinander. Aber sie ist respektabel, hält auf gute Sitte und bürgerlichen Anstand, bäckt ausgezeichnet Streuselkuchen und vereinigt eine Menge häuslicher Tugenden in der Umfassenheit ihrer Erscheinung. Nur ist sie etwas scharf in ihrem Urteil. Der Blick, mit dem sie Sie prüfte, war eine ganze Kritik. Ihr Äußeres ist ihr zweifellos zu modern, Ihr Inneres wird ihr zu frisch sein. Sie ist mehr für das, was ihr selber entspricht."

„Gut," sagte das Fräulein und begann zu frühstücken, „nun weiß ich Bescheid. Erzählen Sie mir noch mehr von der Schiffsgesellschaft, wenn ich bitten darf. Wer gehört zu Ihren Intimeren?"

„Keiner,“ erwiderte Graetz. Er schloß sich nicht allzu leicht an. Er hatte ein paar nette Leute gefunden, mit denen er gelegentlich eine Stunde verplauderte: einen jungen Artillerieoffizier, der erstaunlich musikalisch war, einen Professor der Chemie, ein Ehepaar aus Danzig. Aber im allgemeinen hielt er sich ziemlich zurück. „Die Gesellschaft auf dem Schiff ist eine gut bürgerliche,“ sagte er. „Da ich selbst bürgerlich bin, so wäre eine Ironisierung Torheit. Aber es läuft doch auch ein Zug Spießbürgertum mit unter, und den kann ich nicht leiden. Eine Gruppe von Herren kommt nicht aus dem Rauchzimmer heraus. Da wird ununterbrochen Skat gespielt und Bier getrunken. Andere lernen den Bädeker auswendig, andere räsonnieren von früh bis spät über das Essen, die Betten, die Bedienung, über alles. Dann gibt es sezessionistische Strömungen. Wir haben einen militärischen Tisch, eine Börsenecke, einen Kavalierswinkel. Zu letzterem gehört aber nicht etwa nur der hohe Adel. Ein Graf präsidiert freilich — er hat eine Nichte bei sich — dazu zählt jedoch auch der bessere Bürgerstand: ein Fabrikbesitzer, dem man den Parvenü auf zehn Schritt ansieht, ein sehr vornehmer Assessor, ein ältereres Fräulein von auserlesener Beschränktheit der intellektuellen Fähigkeiten, und derlei mehr. Da bleibe ich lieber allein; ich habe von Beginn der Reise ab auf einen Anschluß an Parteien oder einzelne verzichtet und mich recht wohl dabei befunden.“

„Ich will das als einen guten Rat auffassen und mich ebenso verhalten,“ entgegnete Fräulein von la Rocque. „Übrigens geht es mir wie Ihnen: ich bin mehr Einzelwesen als Herdentier. Viele sagen, man genieße in Gesellschaft doppelt. Das ist individuell. Mir ist nichts greulicher, als Urteile zu hören, die meinen Widerspruch herausfordern, und da mir das Widersprechen irgend einer gleichgültigen Person zu langweilig ist, so ärgere ich mich gewöhnlich schweigend, was wiederum von wenig Nutzen ist. Ist das Apothekerpaar auch nur eine Reisebekanntschaft?“

Nein, das war es nicht; das war ein Anhänger von daheim. Das Fräulein wollte näheres wissen, und Graetz erzählte. Fahrenheit war Apotheker in Rocknow; Rocknow war die Kreis-

stadt jenes ländlichen Bezirks in der brandenburgischen Neumark, in dem die Güter des Rittmeisters und seines Vaters lagen. O, Rocknow war eine höchst bedeutende Stadt! Ihre Originalität beruhte darin, daß sie im Zeitalter der Industrie und des Verkehrs weder Gasbeleuchtung noch Wasserleitung besaß. Zwei Öllaternen leuchteten durch die Nacht von Rocknow; sie hingen an rostigen Drähten am Anfang und Ausgang der Hauptstraße. Aber wenn der Mond am Himmel stand, wurden sie nicht angezündet, und wenn der Sturm blies, verlöschten sie von selbst und rochen schlecht; bei starkem Wind überschlugen sie sich wohl auch, und bei zagem kreischten die Drähte. Dennoch: Rocknow war für den Landbesitz der Umgegend ein Mekka. Da wohnten Bernstein und Goldstein, zwei Nebenbuhler, die sich tödlich haßten, Vermittler für jedweden Handel, der von den Gütern ausging, Leute, die man brauchte, mit denen man sich wütend zankte, und zu denen man immer wieder zurückkehrte. Da wohnte ferner der Kreisarzt Doktor Harbs, der seit Jahren ein Serum zu erfinden trachtete, aber kein Serum fand — weiter eine nicht minder gesuchte Persönlichkeit, der Kreistierarzt Lummer, ein ehemaliger Garde du Corps von ungeheurem Riesenmaß der Glieder und selten ganz nüchtern. Da war das Landratsamt mit Herrn von Uhlenhausen an der Spitze; da war alljährlich zweimal Pferdemarkt und einmal Wollmarkt; da spielte im Winter die Theatertruppe des Direktors Feldmesser-Jakobi ernsthafte Stücke, die zum Kranklachen waren, und komische, bei denen man traurig werden konnte; da war ein Johanniterhospital und eine alte Templerburg, in welcher der Major von Albinus hauste, ein menschenscheuer Sonderling; da war endlich das Hotel Markgraf Johann. Dieses Gasthaus war die Krone von Rocknow. Es war ein grün angestrichenes Haus mit rosafarbenen Fensterläden; vor seiner Front lag Trottoir, das einzige in Rocknow. Im Parterre war die allgemeine Wirtsstube und oben die Herrenstube. Dort traf man immer Bekannte. Und es war merkwürdig: in den schlechtesten Zeiten, wenn die Getreidepreise am tiefsten standen, wenn die Ernte erfroren war und der Himmel nicht regnen lassen wollte, da war man im Markgrafen Johann

am vergnügtesten. Der Ärger schlug um, wenn der Champagner schäumte. In der Herrenstube wurde auch hohe Politik gedrechselt, wurden feine Reden gehalten, die Abgeordneten aufgestellt, die Sozialdemokraten vernichtet; hier tagte die Landwirtschaftliche Gesellschaft und der Mittwochsklub, wurde Königsgeburtstag gefeiert und jedes Geschäft mit Bern- oder Goldstein abgeschlossen: zusammen kamen die beiden niemals. Das war der Markgraf Johann, und das war Rocknow, wo der Apotheker Fahrenheit residierte. —

Fräulein von la Rocque amüsierte sich sehr über diese Schilderung der Kleinstadt. Kleinstädtisches Leben war ihr fremd; als Weltenbummlerin hatte sie entweder die Natur in ihrer grandiosen Einsamkeit oder die Zentralen des Lebens kennen gelernt. „Aber,“ sagte sie und erhob sich, während sie einen Berg von zerschnittenem Schinken auf einen Sandwich häufte, „komme ich das nächste Mal nach Norddeutschland, so suche ich ganz gewiß auch Ihr Rocknow auf. Zuweilen fühl' ich mich großstadtmüde. Da wird mir der Markgraf Johann wohltun, der sicher grün angelaufene Fensterscheiben und keine elektrischen Klingeln besitzt. Dieser Schinken ist für die Möwen; wir wollen sie füttern, Herr Rittmeister . . .“

Sie gingen auf das Hinterdeck, wo sich die gesamten Passagiere versammelt hatten, um in angenehmem Nichtstun den wonnigen Tag zu vertrödeln. Man promenierte auf und ab oder lag träumend und lesend in den Deckstühlen. Ein paar Herren spielten Shuffle-Board, bei dem man runde Holzscheiben auf ein mit Zahlen besetztes Feld schleudert; wer die festgesetzte höchste Zahl zuerst erreicht, ist Sieger. Ein älterer Herr, ein Oberst a. D., umraste in wildem Sturmschritt die Decks, um seine gewohnte halbe Meile Tagestour zurückzulegen; von Zeit zu Zeit zog er einen Schrittmesser aus der Tasche und kontrollierte seinen Weg. Eine junge Dame aquarellierte in ihrem Skizzenbuch ein Segelschiff, das sich in der Ferne zeigte. Eine andere irrte mit ihrem Kodak umher, um mit einem hastigen Knips irgend etwas Interessantes photographisch festzuhalten: zuerst eine Möwe, dann einen Schiffsjungen und schließlich den

Kapitän, der ihr lachend zurief: „Fräulein Müller, na nu' haben Sie mich wenigstens siebzehn Mal in effigie aufgenommen! Ich fange allmählich an, mir was darauf einzubilden." Doch Fräulein Müller entgegnete: „Das tun Sie nicht, Herr Kapitän. Ich habe zweihundert Films mit, und die müssen draufgehen . . ." „Ah so, daher," sagte Dietrichsen; „na dann knipsen Sie nur weiter . . ."

Die Fahrenheits mußten schon von dem neuen Passagier erzählt haben. Diskrete und undiskrete Blicke streiften Fräulein von la Rocque von allen Seiten. Ein hübscher junger Mann nickte Graetz freundschaftlich zu, der ihn seiner Begleiterin vorstellte: „Leutnant von Struensee, Kriegsmann und Musiker, besonders groß auf dem Klappenhorn." Auch das Danziger Ehepaar wurde begrüßt: ein Arzt, Doktor Besser, mit seiner bildhübschen brünetten Frau. Dann ging es zu den Möwen.

Ein ganzer Schwarm folgte dem Schiffe von Algier aus, und man sah es den Möwen an, daß es ihnen recht gut erging. Sie waren drall wie die Tauben auf San Marco in Venedig. Sie schwangen sich mit weit gebreiteten zitternden Flügeln über dem Silberstreifen des Kielwassers auf und ab und warteten auf den Ausguß der Küchenabfälle. Doch sie waren wählerisch. Brotkrumen verachteten sie, die ließen sie liegen; fiel aber ein Fleischstück in das Wasser, so schossen sie pfeilartig und mit mißtönendem Aufschrei in die Wellen, um mit erstaunlicher Sicherheit den Leckerbissen zu erhaschen.

Fräulein von la Rocque hatte sich sofort einen besonderen Liebling ausgewählt: ein silbergraues Tier mit schwarzen Flügelspitzen, das sich dicht an Bord hielt und auf die Stimmen zu lauschen schien. Zuweilen fing die Möwe ein Schinkenstückchen im Fluge auf und erhob sich dann hoch in die Luft, um vor ihren beutegierigen Gefährtinnen geschützt zu sein; sie wiegte sich hin und her, ließ sich gleichsam vom Äther tragen und stieß hierauf wieder, den Schnabel nach abwärts gekehrt, in die Wellen.

Hier, am Ende des Dampfers, hinter dem Schraubenhaus, war ein stillerer Winkel. Durch das Rauschen des Wassers hörte man wie aus der Ferne die Stimmen der Passagiere, das Auf-

schlagen der Rundbretter beim Shuffle-Board, die Musik des Orchesters. Man war förmlich abgesperrt von dem gesellschaftlichen Leben auf dem Dampfer. Das Schiff zog einen schillernden kegelförmigen Streifen durch das Wasser, einen Silbersprudel, dessen obere Gischtflocken die Sonne vergoldete. Dann und wann tauchte ein Rudel Delphine auf, eine Robbe schoß in anmutigem Bogen über das tiefe Blau, ein riesiger Thunfisch wurde sichtbar. Die See war belebt. Man erwartete in Tunis den Besuch des Präsidenten von Frankreich, und da erschien um die Mittagsstunde von Toulon her ein ganzes Geschwader Kriegsschiffe, und im hellen Sonnenglanze sah man die Trikoloren leuchten. Das Geschwader beschrieb zwischen Sardinien und Sizilien einen weiten Bogen und hielt dann mit der Therapia östlichen Kurs, der es gewissermaßen das Geleite gab. Doch auch sonst herrschte auf dem Meere ein reger Verkehr. In der Nähe der afrikanischen Küste, deren kahle Berghänge und öde Uferstrecken zeitweilig deutlich sichtbar wurden, kreuzten Segelschiffe und eine Menge großer Fischerboote, und einmal strich ein feuerrot angestrichener eleganter kleiner Dampfer unter dem Zeichen des Sternenbanners fast beängstigend nahe an der Therapia vorbei: vermutlich die Lustjacht eines reichen Amerikaners, den die tunesischen Feste locken mochten . . .

Fräulein de la Rocque hatte sich mit den Armen auf die Deckverschanzung gelehnt und schaute wie träumend in das Wasser hinein. Sie war stiller geworden, und ein sinnender Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. Graetz machte seine diskreten Beobachtungen. In dem weiten Waterproof und unter der Schlafdecke hatte man gestern von der Figur der interessanten Kanadierin wenig gesehen. Trotzdem glaubte er, sie wäre ihm gestern größer erschienen als heute. Sie war nur mittelgroß, war eine zierliche Erscheinung mit feiner Taille, doch verhältnismäßig breiten Schultern und schöner Wölbung der Hüfte. Was ihm am meisten gefiel, war ihre geschmeidige Biegsamkeit, die jeder Bewegung Grazie gab, eine Mischung von Kraft und Anmut, wie man sie bei den jungen Amerikanerinnen häufig findet. Graetz sagte sich, daß sie zu Pferde ganz prächtig aussehen müsse. Es war frei-

lich kaum anzunehmen, daß er sie als Amazone werde bewundern können. Aber er sah sie im Geiste auf seiner ‚Trilby‘, einer schönen braunen Stute, die er für die Komteß Anna Barby zugeritten hatte und die ihm dann auf dem Halse geblieben, weil der Komteß der Sport verboten worden war. Und in weiterer Ausspinnung des Gedankens sah er sich selbst an ihrer Seite über die Felder der Heimat reiten ... Auch er träumte im Sonnenschein. Sie ritten die Nußbaumallee hinab, die zum Forst-Vorwerk führte, und dann am Fasanenwäldchen vorüber zu den Schleusen. Die lagen inmitten großer Wiesen, auf denen der Frühling blühte. Der Tag war heiß; sie ließen die Zügel hängen, und die Gäule reckten die Köpfe und schnoperten im kühlen Grase, und ihre Hufe zertraten Anemonen und Butterblumen und wilde Margeriten. Aber jenseit der Wiesen zog man die Zügel wieder an. Da führte ein fester Weg über die Brache. In schlankem Trabe ging es nach dem Dorfe zurück und durch den Park nach dem Schlosse, wo schon der Reitknecht wartete. Aber Graetz half seiner jungen Frau selber vom Pferde ...

Nun war der Traum aus, und Graetz erschrak fast. Er schalt sich in Gedanken. Das war ja zu verrückt — wie kam er nur auf so närrische Ideen?! — Er summte ein Liedchen vor sich hin. Aber er war doch ernst dabei. Er ärgerte sich. Gestern abend hatte er das hübsche Mädchen kennen gelernt, und heute sollte er schon verliebt sein? — Ach nein, so rasch ging das nicht. Er hatte durchaus kein verliebtes Herz. Er war sehr kühl, sehr verständig, sehr gemäßigten Temperaments. Er war in die Dreißiger gekommen und hatte sich noch nie zu einer regelrechten Dummheit hinreißen lassen: er war eine solide Natur. Nun schwand der Ärger von seinen Zügen, und er lachte wieder. Er zeigte seiner Nachbarin drei Delphine, die seit einiger Zeit, angelockt durch die Musik des Bordorchesters, dem Dampfer folgten. Sie gaben eine förmliche Vorstellung und vollführten die seltsamsten Evolutionen im Wasser. Bald schwammen sie hintereinander, so daß sie mit ihrem schwarzen Rücken einen langen dunklen Strich im hellen Blau bildeten, bald wieder in schräger

Richtung nebeneinander, bald zogen sie Kurven und Schlangenlinien durch das Wasser, überschlugen sich oder übten sich im Salto mortale wie ein paar Parterreakrobaten. Und ganz plötzlich verschwanden sie. „Ein Walfisch!" rief Fräulein von la Rocque, „— nein, ein Hai!" und zeigte in die Ferne. Da tauchte etwas Dunkles über dem leuchtenden Seespiegel auf, die Wellen kräuselten sich, und Gischtlinien wurden sichtbar. Graetz zog seinen Krimstecher. Aber es ließ sich schwer unterscheiden: war das Dunkle ein großer Raubfisch oder ein schwimmendes Wrackstück? — „Es ist etwas Geheimnisvolles," sagte er; „dabei wollen wir bleiben. Das läßt sogar den Gedanken an eine Seeschlange offen . . ."

Von nun ab war Rittmeister Graetz der unzertrennliche Begleiter des Fräuleins de la Rocque an Bord. Unter den jüngeren Passagieren war bisher eine heitere Flirtstimmung noch nicht so recht aufgekommen; das lag wohl an der Gesellschaft selbst. Aber das Beispiel des Rittmeisters schien anfeuernd zu wirken. Fräulein Müller irrte fürderhin nicht mehr mit gespanntem Kodak einsam umher, sie fand in einem jungen Kaufmann, dem die stete Beschäftigung mit Hopfen und Hülsenfrüchten nicht genügte, einen Genossen, der ihre Photographiewut teilte. Leutnant von Struensee, der musikalische Landsknecht, begann sich für Fräulein von Becker zu interessieren, die Tochter eines Landgerichtspräsidenten, die bisher im stolzen Bewußtsein ihres jungfräulichen Adels unter dieser meist bürgerlichen Gesellschaft ihre eigenen Wege gewandelt war. Die junge Dame, die alles so schrecklich komisch fand und angesichts eines schönen Naturbildes in fröhliches Lachen ausbrechen konnte, ein Fräulein Gumpert, Tochter eines Obersten a. D., sah man nunmehr häufiger in eifriger Unterhaltung mit einem Witwer in besten Jahren, Herrn Riesenkamp, Besitzer einer Korkfabrik in Dessau. Auf dem blauen Mittelmeere, das Neptun segnete und über dem ein sonniger Himmel lachte, fanden sich die Paare zusammen. Es waren köstliche Tage bei glatter See und wolkenlosem Firmament, und ebenso wonnevoll waren die Nächte unter dem leuchtenden Sternenmantel, wenn das schöne schwimmende Haus mit leisem Rauschen

die Wasser teilte, in denen der Mond sich spiegelte und die zuweilen in goldig-purpurnem Phosphorglanz erglühten. Man verlängerte die Tage bis weit über Mitternacht hinaus. Die größten Philister bekamen ästhetische Anwandlungen, im Rauchzimmer wurden die Skattische gesprengt, Fahrenheit vergaß sogar sein beständiges Nörgeln. Leutnant von Struensee kroch in schweigender Nacht in das Takelwerk und blies in luftiger Höhe schöne Lieder auf dem Klappenhorn. Wenn Heines ‚Das Meer erglänzte weit hinaus' an die Reihe kam, wurde sogar das lustige Fräulein Gumpert ein klein wenig melancholisch und warf dem Dessauer Korkfabrikanten einen schmachtenden Blick zu, und Fräulein von Becker wurde in plötzlicher Nichtachtung ihres stolzen Adels von allgemeiner Menschenliebe erfaßt und würdigte den netten Reisenden in Hopfen und Hülsenfrüchten eines freundlichen Wortes. In diesen heiteren Nächten wurde auf den Decks viel geflüstert und gewispert; wo ein Schatten das Mondlicht durchquerte, standen zwei und hatten sich Wichtiges zu erzählen. Es war ein harmloses Vergnügtsein, und nur Frau Fahrenheit äußerte gelegentlich ihrem Gatten gegenüber mit der Schärfe der Befremdung: „Jetzt weiß man gar nicht mehr recht, wer eigentlich verheiratet ist und wer nicht. Aber wenn 'mal wieder ein tüchtiger Sturm kommt, da wird man's schon merken . . ."

Als der Dampfer in die Bucht von Tunis einbog, wurde das Wetter unfreundlich. Die Therapia mußte in weiter Entfernung von der Hafenstadt Goletta vor Anker gehen, und es hieß allgemein, der Seegang sei zu hoch, um die Passagiere in der kleinen Barkasse des tunesischen Agenten der Linie an Land zu bringen. Zudem verbreitete sich die Nachricht, daß sowohl in Goletta wie in Tunis infolge des Besuchs des Präsidenten von Frankreich alle Hotels bis auf das letzte Zimmerchen besetzt seien. Nun herrschte allgemeine Unzufriedenheit an Bord. Das war in der Tat ärgerlich! Man sah den Hafen gefüllt mit Schiffen des Ehrengeschwaders, sah durch die Krimstecher das rege Leben auf den beflaggten Kais von Goletta auf und nieder wogen, und war selbst an die Planken des eigenen Fahrzeugs gebannt. Der Apotheker schimpfte laut: nun sei seine Gutmütig-

keit zu Ende; Tunis stehe auf dem Reiseprogramm — er wünsche unbedingt Tunis zu sehen oder er werde an Bädeker schreiben und öffentlich vor diesen Mittelmeerfahrten warnen, auf denen durchaus nicht das gehalten werde, was man vorher mit großen Worten versprochen habe.

Der Kapitän hörte den Wutausbruch und wies auf die sich dicht neben der Therapia schaukelnde Dampfbarkasse des Agenten. „Bitte sehr, Herr Fahrenheit," sagte er, „benützen Sie die Barkasse, wenn Sie nicht ängstlich sind. Ich kann nichts weiter tun als Sie warnen."

„Ich bin nicht ängstlich," rief Fahrenheit, „ich bin kein Hasenfuß!" — Er sah sich wie ein gegen die Türken ausziehender Kreuzfahrer um. „Wer kommt mit?!"

„Moi," sagte Fräulein de la Rocque; „nehmen Sie mich unter Ihren Schutz . . ." Aber energisch hob sich die gewaltige Persönlichkeit der Frau Fahrenheit zwischen die beiden. „Du bleibst gefälligst hier, Mann," sagte sie mit einem scharfen Seitenblick auf das Fräulein; „dein Leben und deine Gesundheit sind etwas mehr wert als . . . Du gehst mir nicht vom Schiffe, verstehst du? Es zieht hier, du wirst dich wieder erkälten. Führe mich in den Salon."

Sie legte ihren Arm in den des Gatten und wuchtete davon. „Ein verlorener Ritter," sagte Fräulein von la Rocque; „Herr Rittmeister, wollen w i r beide die Fahrt wagen?"

„Mit Vergnügen," entgegnete Graetz. „Ertrinken werden wir ja nicht. Das Schlimmste wäre, wir blieben in Tunis zurück. Doch das wollen wir nicht hoffen . . ." Der Kapitän wurde befragt. Dietrichsen nahm Graetz beiseite. Das bißchen Wellenschlag sei das wenigste, sagte er, und ein paar Personen trüge die Barkasse schon. Aber die gesamten Passagiere nach Goletta zu befördern, sei bei dem Seegange und der leichten Bauart der Barkasse in der Tat nicht möglich. Außerdem liege bei dem Festtrubel in Tunis wirklich die Gefahr nahe, daß man die Abfahrtszeit verfehlen könne, und er müsse unbedingt am nächsten Morgen weiter.

„Wir sind schon heute abend wieder an Bord," rief Fräu-

lein von la Rocque lebhaft. Der Kapitän hatte sein Bedenken; er warnte. Die Warnung erfüllte insofern ihren Zweck, als keiner der übrigen Passagiere mit von der Partie sein wollte; auch Leutnant von Struensee, der sich gern beteiligt hätte, wurde durch ein bittendes Wort von Fräulein von Becker zurückgehalten. So bestiegen denn nur Graetz und Fräulein von la Rocque die Barkasse, aber schon der Wechsel des Schiffes hatte bei dem starken Wellengang seine Schwierigkeiten.

„Herr Rittmeister," rief der Kapitän vom Deck der Therapia herab, „ich erinnere noch einmal daran: Punkt acht Uhr morgen früh stech' ich wieder in die See! Ich muß! Nicht eine Viertelstunde später!"

„Sela!" rief Graetz lachend zurück, und Fräulein von la Rocque winkte mit ihrem Taschentuch.

Die beiden sahen noch, wie der Kapitän achselzuckend von der Deckverschanzung zurücktrat; dann mußten sie sich schleunigst setzen. Alle Wetter, was schaukelte dieser kleine Dampfkahn! Man konnte sich wirklich nicht auf den Füßen halten, und selbst, wenn man saß, mußte man sich mit den Händen festklammern, um nicht über Bord geschleudert zu werden. Die Barkasse schoß auf und nieder wie eine Möwe, die sich von den Wellen tragen läßt; der Gischt der Wogen näßte das Deck, das schäumige Wasser rann in schmutzigen Linien über die Planken. Fräulein von la Rocque trug ihren Waterproof und hielt tapfer Stand. „Das ist hübsch," sagte sie; „eine Nußschale und ein Sturm im Waschbecken . . ." Mehr sprach sie nicht. Sie erblaßte plötzlich, sie wurde ganz weiß. Graetz sah es und rief: „Ach herrje! Demoiselle Marie, mir ahnt etwas. Dieser Tücke müssen sich die größesten Geister fügen. Neptun will es. Non dolet, und es schadet auch nichts . . ." Er stützte die Schwankende. Sie lächelte trotz der Unbehaglichkeit und war ihm dankbar. Aber sie ärgerte sich auch. Wo blieb ihr hoher Mut!? Drüben lag wetterfest die Therapia. Fast sehnte sie sich nach ihr zurück. Doch der Wunsch wurde nicht laut. Sie hätte sich geschämt, umzukehren. In wenigen Minuten mußte man in Goletta sein.

Sonst ja. Aber heute dauerte die Fahrt über eine Stunde:

auf der Höhe der Wogen und in den aufgewühlten Wassern, hinauf und wieder hinab, geschaukelt und hin und her geschleudert, während die Wellen über den Bug schlugen und der Gischt wie ein eisiger Regen spritzte. Fräulein von la Rocque war schließlich ganz hilflos geworden. Sie ließ sich in die Arme nehmen von Graetz, der sie festhielt, damit sie nicht zu Boden geschleudert würde; ein Bootsmann deckte noch ein wasserdichtes Leinentuch über beide, und nun saßen sie still nebeneinander, ganz warm unter ihrer Hülle, und es war fast, als höre ein jeder das Herz des anderen schlagen.

So ging es ganz gut. Graetz bedauerte es fast, als die Barkasse am Leuchtturm von Goletta vorüberfuhr und an der Reede anlegte. Er hätte diese letzte Sturmstunde nicht missen mögen. Übrigens fühlte sich Marie, als sie das Land betrat, wieder ganz wohl. Sie begriff die Erregung des Meeres nicht, da doch der Himmel fast wolkenlos war und die Sonne freundlich lachte. Einer der Schiffer belehrte sie, an der Küste von Tripolis habe ein heftiger Sturm gewütet, und die starke Dünung im Golf von Tunis sei nur eine Nachwirkung jenes Sturms; aber schon morgen könne wieder das schönste Wetter sein. Diese Prophezeiung verscheuchte auch den letzten Rest unangenehmer Stimmung; unter heiterem Plaudern suchte man den Bahnhof auf, bestieg den nächsten Zug und fuhr nach Tunis, das man in einer halben Stunde erreichte.

In der Stadt herrschte ein ungeheures Leben. Der Besuch des französischen Präsidenten schien wirklich die halbe Bevölkerung der Regentschaft nach Tunis gelockt zu haben. In der Avenue de la Marine kam man nur langsam vorwärts. Zuweilen stauten sich die Menschenmassen auf den Trottoirs; alle Sprachen schwirrten durch die Luft, alle Nationen schienen vertreten zu sein. Wimpel und Flaggen wehten herab von hohen Masten, um die sich Girlanden schlangen; große gelbe Ballons, für die abendliche Illumination bestimmt, leuchteten wie Riesenorangen aus dem Grün der Steineichen, Olivenbäume und Palmen. Eine wundervolle Farbenfreudigkeit breitete sich im Glanz der Sonne und des Frühlingshimmels aus. Der tunesische Maure liebt die

bunten Farben; immer schimmert sein hemdartiger Kaftan in den zartesten Tönen, violett, rosa, maigrün, goldbraun, korngelb, und Weste und Jäckchen sind reich gestickt. In dem Menschengewimmel flossen gewissermaßen alle diese Farben wie auf einer Palette zusammen; es war ein fröhlicher Anblick und ein festlicher, es war gleichsam ein großes Maskenspiel, bei dem die europäische Kleidung in der Minderheit blieb.

In der Avenue de France mußten die beiden Touristen wiederum stehen bleiben. In dieser elegantesten Straße des Frankenviertels war das Gedränge geradezu lebensgefährlich. Ein Kordon von Spahis sperrte den Makadam ab, der wie rein gefegt war, während ihn Menschenmauern begrenzten. Graetz hatte für sich und seine Begleiterin unter dem Vorbau des Café Glacier mit Hilfe eines Fünffrankstücks noch ein Plätzchen erobern können. Sie hatten kaum auf den schmalen strohgeflochtenen Stühlen Platz genommen, als eine Abteilung Chasseurs die Straße hinabjagte, der die Scheikhs der Regentschaft folgten, prächtige Gestalten in wallenden farbigen Dschobbas, mit bunten Turbantüchern, die Leibbinden gespickt mit kostbaren Waffen, und alle wunderbar beritten. Die zierlich gebauten arabischen Rosse mit ihren feinen Köpfen und buschigen Schweifen, den drahtigen Beinen und der rassigen Fesselung, den klugen Augen und rosig gefärbten Nüstern interessierten Fräulein von la Rocque ganz besonders. Sie war aufgesprungen, um besser sehen zu können. „Parbleu," rief sie, „Herr Rittmeister, der erste Schimmel — was ist das für ein herrliches Tier! Möchten Sie sich den nicht mit nach Deutschland nehmen?"

„Ich möchte schon," antwortete Graetz, „aber ich fürchte, sein Besitzer wird etwas dagegen haben. Übrigens gehen die meisten Araber auf der Reise drauf. Trakehnen kann froh sein, daß es eine konstante Züchtungsrasse erzielt hat — andere Gestüte haben ihre Versuche mit arabischem Blut teuer bezahlen müssen."

Sie sprachen noch ein paar Worte über die Leistungsfähigkeit des arabischen Vollbluts gegenüber dem englischen, als ein brausendes „Vive la France!" hörbar wurde. Gebirgsartillerie ras-

selte über den Makadam, Spahis und Turkos folgten, dann begann die Reihe der Wagen, die für die Seeoffiziere und Beamtenwelt gestellt waren. In jeder Equipage saßen vier Herren, und es amüsierte Graetz, daß nicht ein einziger unter den Zivilisten da war, der nicht ein großes tunesisches Ordenszeichen um den Hals getragen hätte. Der Bey selbst saß an der Seite des französischen Präsidenten und sah außerordentlich gelangweilt aus. Er blickte stumpfsinnig vor sich hin; es schien durchaus keinen Eindruck auf ihn zu machen, daß ihn das Volk im Lande seiner Väter immer wieder mit einem weithin schallenden „Vive la France!“ begrüßte.

Die Ehrengarde des Beys, eine Kohorte nach Zuavenart gekleideter Eingeborener, beschloß den Zug, der sich über den Börsenplatz der Kasba zuwandte, der alten, als Kaserne eingerichteten Janitscharenfeste, die im Norden die Stadt überragte Die Spahikordons lösten sich auf, die ganze Straße wurde freigegeben, das Volk überflutete nun auch die Mittelgänge des Boulevards.

„Ein hübsches Bild,“ sagte Graetz; „was machen wir jetzt?“

„Wir frühstücken,“ sagte Marie. „Es wird der Zartheit meiner Wesenheit keinen Eintrag tun, wenn ich Ihnen zugestehe, daß ich gehörigen Hunger habe. Und dann bummeln wir durch die Bazare . . .“

Die beiden gingen hinüber nach dem Grand Hotel und bestellten ihr Frühstück. Sie fanden in dem geräumigen Restaurationssaal noch einen freien Platz am Fenster, von dem sie einen prächtigen Ausblick auf das Leben und Treiben der Straße hatten. Fräulein Marie war glücklich. „Ist das Reisen nicht wirklich wundervoll?“ fragte sie. „Ist es nicht der einzig praktische Anschauungsunterricht? Denken Sie, was wir hier im Laufe einer Stunde nicht alles gelernt haben! Zuerst ethnographisch-anthropologisch. Ein ganzes Rassenbild rollte sich vor uns auf. Europäer, Mauren, Juden, reinblütige Araber, Berber. Die Berber lieb' ich besonders. Es gibt famose Erscheinungen unter ihnen, manche mit blondsprossendem Kinnbart im braunen Gesicht, gleichsam eine letzte Erinnerung an die Invasion der Van-

dalen und an die normannischen Seeräuber. Sehen Sie da drüben den langen Kerl mit gesträubtem Schnurrbart, wie die Natur ihn keinem Araber wachsen läßt — das ist Türkenblut, ich wette, einer der letzten Nachkömmlinge der Janitscharen! — Dann die politische Lehre. Der blasse Bey an der Seite des Präsidenten: eine Puppe Frankreichs. Dann sprachwissenschaftlich: französisch, italienisch, Lingua franca, arabisch, Berberdialekte. Dann die Geldmarktsresultate: Frankreich ist Trumpf, aber seine Franken gelten nicht, sondern nur die tunesischen. Und dann — und dann . . . ich könnte Ihnen noch eine längere Rede halten, aber mich lockt die Languste, darum schweige ich."

Sie brach mit behenden Fingern das Schaltier auf ihrem Teller auf und begann mit gutem Appetit zu speisen.

„Meine Hochachtung," erwiderte Graetz; „Sie reden wie ein Buch, gnädiges Fräulein — ich glaube, Sie haben unheimlich viel gelernt."

Sie lachte. „Man hat schrecklich viel in mich hineingestopft," sagte sie, „ich sollte auf die Universität, meinen Doktor machen und gelehrte Werke schreiben. Aber ich tat es nicht Dafür kann ich auch nicht kochen. Ich glaube, zu der vielgerühmten deutschen Hausfrau würde mir manches fehlen."

„Da muß ich widersprechen. Kochtopf und Leinenschrank sind nicht mehr die Ideale der deutschen Hausfrau. Jetzt stecken unsere Frauen ihre Zielpfosten höher — manchmal sogar gar zu hoch. Haben Sie einmal etwas von der sogenannten Frauenbewegung gehört?"

Sie antwortete nicht. Sie schaute auf die rechte Hand Graetzens und fragte plötzlich: „Sagen Sie, sind Sie verheiratet?"

Diese Frage dünkte Graetz sehr komisch. Seiner Ansicht nach mußte sie längst wissen, daß er Junggeselle war. Mein Gott, so etwas merkt man doch am ganzen Sichgeben! —

Er schüttelte ernsthaft den Kopf. „Nein," entgegnete er, „durchaus nicht. Ich bin noch zu haben. Und Sie?"

„Was — ich?" fragte sie in heiterer Verwunderung; „ob auch ich noch zu haben bin? Versteht sich; bis jetzt hat mich keiner gewollt."

Das forderte, während der Kellner die Teller abräumte und das bestellte Entrecôte zu servieren begann, die Entrüstung des Rittmeisters heraus. „Hat Sie keiner gewollt,“ wiederholte er; „Fräulein Marie — pardon, gnädiges Fräulein —“

„Sagen Sie ruhig Marie,“ fiel sie ein, „es klingt behaglicher, auch klüger. Der Vatersname ist zu lang; Savin de la Rocque ist noch nicht alles; der ganze Name lautet Savin de la Rocque de Bausset-Castay und als Endschnipfel kommt noch das längst verlorene Marquisat von Saint-Gosselin dazu. Ein fürchterlicher Name. Also nennen Sie mich nur Marie. Ich nehme es nicht übel; im Gegenteil. Es klingt so hübsch väterlich.“

„Merci. Das Väterliche sagt mir nicht vollends zu. Aber sei es. Wovon sprachen wir? Ah, ich weiß . . . Hat Sie keiner gewollt, äußerten Sie. Ich muß das bezweifeln. Schlagen wir eine Volte: Sie haben keinen gewollt.“

Marie ließ sich die Kräuterbutter reichen. „So kam es und so,“ sagte sie; „es wechselte. Aber das Resultat war immer das gleiche. Zum Stillsitzen bin ich noch nicht gekommen.“

„Und möchten auch nicht?“

„O warum nicht! Man gewöhnt sich an alles. Und außerdem erreicht das Umherschwirren auch einmal die Grenzen des Angenehmen. Und noch ein Außerdem: das Herz klopft ja noch immer. Vielleicht klopft es gelegentlich stärker. Dann sind die Fesseln da, die dem Wandervogel die Flügel binden.“

„Richtig.“ Graetz erhob sein Glas. „Auf daß diese Fesseln köstlich sein mögen —“

„Rosenketten, sagt der Dichter. Gut, ich trinke darauf. Aber Sie? Warum haben Sie bisher diesen Rosenketten gewehrt? Gehören Sie zu den Männern der ausgezeichneten Herzensdisziplin, die genau so lange zu warten verstehen, bis die geeignete Partie sich zeigt?“

Graetz zuckte mit den Schultern. „Was heißt geeignete Partie? Eine sogenannte ‚gute‘? Ein glücklicher Zufall hat mich ganz unabhängig gestellt. Aber ich warte doch, und in der Tat genau so lange, bis die Passende kommen wird.“

„Vielleicht kommt sie gar nicht. Sie werden anspruchsvoll sein.“

„O gewiß bin ich das. Aber doch nur in bezug auf meinen eigenen, meinen individuellen Geschmack. Da müßte freilich alles passen."

„Madame désire-t-elle des fruits? du fromage?" fragte der Kellner, auf seinen flachen Händen zwei Schüsseln balancierend.

Das war eine materielle Unterbrechung, die das Gespräch wiederum ablenkte. Marie schälte ein paar Orangen. Das machte sie sehr niedlich. Sie schnitt die Schale ein und löste sie dann in Blattform ab, so daß sie wie eine abgebrochene Blume aussah, aus der ein Hesperidenapfel hervorwuchs. „Bitte," sagte sie und präsentierte Graetz die Frucht. Apfelsinen waren die einzigen Früchte, aus denen sich Graetz gar nichts machte. Aber er sah unter dem goldgelben Apfel eine rosige Handfläche und darüber ein lächelndes Antlitz; da nahm er denn die Orange, und sie schmeckte ihm merkwürdig gut.

„Delikat," sagte er.

Der Nachmittag schritt vor. Der Himmel war nicht blau geblieben; er hatte eine dunkelgraue Färbung angenommen und schien tiefer zu rücken. Vom Fenster aus sah man, daß auch der Wind wach geworden war; er trieb den Staub durch die Straßen und schüttelte die Platanen und Palmen.

„O weh!" rief Fräulein von la Rocque, „es wird wieder einmal stürmisch! Kommen Sie, Herr Rittmeister, damit wir uns wenigstens die Bazare ansehen können!"

Nun brach man schleunigst auf. Das Wetter war in der Tat unfreundlich geworden. Es begann zu regnen; die Tropfen waren eiskalt, und plötzlich schlug ein Hagelschauer hernieder. Aber die beiden waren schon am Eingang zu den Suks den gedeckten Bazargassen, die sie vor dem Unwetter schützten.

Das farbenreiche Bild nordafrikanischen Lebens, das sich auch hier entfaltete, nahm Marie völlig gefangen. Sie begann einzukaufen und wollte nicht aufhören. Sie verstand auch zu handeln. Sie setzte sich in den kleinen höhlenartigen Läden fest, nippte an dem türkischen Kaffee, den man ihr präsentierte, und ließ sich die Waren ballenweise vorlegen. Dann wählte sie aus und bot die Hälfte des geforderten Preises. Nun ging das Geschrei los. In mißtönendem Französisch schworen die Verkäufer, daß man

sie zugrunde richten wolle; sie riefen die Nachbarn herbei und Vorübergehende als Eideshelfer an; sie wandten und krümmten sich und wurden dann ganz plötzlich ruhig, legten die ausgewählten Stücke beiseite und machten einen neuen Preis. Das wiederholte sich mannigfach. Dem lebhaften Geschrei und der aufgeregten Gestikulierung gegenüber blieb Marie völlig gelassen. Sie bezahlte erst, wenn der Verkäufer sich einverstanden erklärt hatte. Graetz hatte gebeten, auslegen zu dürfen. Doch sie dankte; sie hatte sich einen Tausendfrankschein in Gold wechseln lassen und paßte genau auf, daß man ihr richtig herausgab. Ihr praktisches Gehaben stand in grellem Gegensatz zu der Leichtfertigkeit, mit der sie ihr Geld bei sich führte und mit ihrer maurischen Dienerin im Hafen von Algier verhandelt hatte. ‚Ein merkwürdiges Geschöpf,' sagte sich Graetz; ‚es ist nicht ganz leicht, sie auszukennen, sie zeigt sich immer wieder von anderen Seiten' . . .

Anfänglich hatte ihn ihre Art und Weise, mit den einheimischen Kaufleuten umzugehen, amüsiert. Als aber die Ankäufe sich häuften und der Führer noch ein paar Packträger engagieren mußte, begann ihn die Sache zu langweilen. Im Suk der Goldarbeiter handelte Marie um ein silbernes Gürtelband. Da ging Graetz in den Laden nebenan und ließ sich die Schmuckstücke vorlegen. Er wählte lange und entschied sich endlich für eine Halskette aus sechs Schnüren kleiner, durchbrochener, sehr fein gearbeiter Silberperlen, die ein mit farbigen Edelsteinen ausgelegtes Filigranschloß vereinigte. Als er zu Marie zurückkehrte, hatte auch diese ihren Einkauf beendet.

„Fini," sagte sie. „Nun kann es weiter gehen. Lockt Sie der Waffenladen da drüben nicht?"

„Nein," erwiderte Graetz. „Das Dolchmesser und die beiden Flinten, die ich Ihrer Begeisterung zuliebe gekauft habe, genügen mir. Ich taxiere, die Flinten sind ausrangierte Chassepots und nur ein wenig arabisiert worden. Das Dolchmesser stammt sicher eher aus Marseille als aus Damaskus. Aber ich habe für Sie eine Kleinigkeit erstanden und bitte Sie, diese Kette als Erinnerung an heute — sagen wir besser, als Andenken an unsere Bekanntschaft annehmen zu wollen . . ."

Marie erötete, als Graetz ihr das Geschenk reichte. Sie erschien verlegen und dabei unverkennbar erfreut. Ein Ausdruck von warmer Herzlichkeit trat in ihr Auge; sie lächelte glücklich, aber es stand auch ein gewisser Ernst auf ihrem Antlitz.

Sie gab Graetz die Hand und drückte die seine fest. „Lieber Freund," sagte sie, „das ist ein kostbares Andenken. Aber sein Wert für mich liegt doch mehr im Geben. Ich will die Kette oft tragen, und dann denke ich an Tunis zurück — und an Sie. Haben Sie herzlichen Dank."

Nun sprach sie nicht mehr von dem Geschenk. Unvermittelt begann sie von etwas anderem zu plaudern, als sei es ihre Absicht, diesem Andenken eine nicht erwünschte Bedeutung zu nehmen.

Man schlenderte noch hierhin und dorthin: es wurde dämmerig in den überwölbten, immer nur halbhellen Suks. Graetz hielt es für angebracht, zur Rückkehr zu mahnen. Aber der Führer schlug vor, die Herrschaften möchten doch noch einer jüdischen Hochzeit beiwohnen, die um diese Zeit im Hara, dem Judenviertel der Altstadt, stattfinde. Nun ließ Fräulein de la Rocque nicht locker: das mußte man sehen — die tunesischen Juden mit ihren althergebrachten Sitten und Gebräuchen waren eine Berühmtheit, die sich des Kennenlernens lohnte. Graetz zog seine Uhr. Wenn man den Sechsuhrzug nach Goletta benützen wollte, hatte man noch eine Stunde Zeit vor sich. Also los! —

Als man die Bazare verließ, kam man wieder in Sturm und Regen hinein. Graetz schaute mit bedenklicher Miene zum Himmel auf, an dem sich die Wolken jagten. Die Prophezeiung, daß der morgige Tag schönes Wetter bringen würde, schien sich nicht bewahrheiten zu wollen. Aber es war im Grunde genommen gleichgültig; die Hauptsache war, daß man erst wieder trocken an Bord der Therapia saß.

Die Judenhochzeit war interessant. Die Feier in der Synagoge hatte zwar schon stattgefunden, aber die Reisenden wurden ohne weiteres in das Haus des Hochzeiters geführt, wo sie der Tafelung zuschauen durften. Kein Bild von Canae, aber eine Miniatur von glänzender Farbenpracht: Dschobbas in allen Ton-

nüancen, Jäckchen von blutigem Rot, in Kobaltblau und Zinnober, Safran und Himmelblau, überreich gestickt in Silber und Gold wie auch die kurzen, unter den Leibgurten verschwindenden Westen; dazwischen ein einziger ganz moderner schwarzer Frack, der eines Reformjuden. Die Menschentypen ausdrucksvoll und noch rasserein: ein Greis von patriarchalischer Schönheit, ein junges Mädchen wie die biblische Rebekka, die Inkarnation des alten Bundes, ganz weiß gekleidet, die schlanken Beine in eng anliegendem Leinen, an den nackten kleinen Füßen, deren Zehen mit Ringen geschmückt waren, klappernde Holzsandalen. Man speiste unbekannte Speisen und trank einen tintenblau schimmernden Wein, sprach in seltsamen Gaumenlauten, gestikulierte ungemein lebhaft, sang uralte Hymnen und hielt sich sehr feierlich. Rasch verrann diese Stunde. Wieder mußte Graetz zum Aufbruch mahnen: es war die höchste Zeit.

Der Führer hatte einen Wagen besorgt. Man fuhr im Galopp zum Nordbahnhof und erreichte auch noch glücklich den Zug. Aber in Goletta fand sich niemand, der es wagen wollte, die beiden nach der Therapia zu bringen, die im Regen und Abendnebel gar nicht zu sehen war. Das Meer ging gewaltig hoch und war mit Schaum bedeckt. Es war klar, daß eine Überfahrt im Boote unmöglich war. Einer der Schiffer riet Graetz, nachtsüber ruhig im Gasthause zu bleiben und für den nächsten Morgen eine Barkasse zu mieten; es war anzunehmen, daß sich der Sturm legen würde, und die Barkasse gewährte eine gewisse Sicherheit, auch wenn der Seegang noch stark war.

Graetz hielt, an der Reede stehend, seinen Regenschirm über Marie, deren Strohhut völlig durchweicht war und von deren Waterproof das Wasser herabplätscherte. „Was tun?" fragte er.

„Hierbleiben," antwortete sie, „und abwarten."

„Gut," sagte Graetz ebenso lakonisch. Er winkte dem Führer und den Packträgern und ließ sich den Weg nach dem ersten Hotel Golettas zeigen. Nach Tunis zurück wollte man nicht; hier war man wenigstens am Hafen — oder dem sogenannten Hafen, denn mangels schützender Wellenbrecher mußten die großen Schiffe sich noch immer ziemlich weit draußen im Meere ver-

ankern — und konnte bei günstigem Winde am Morgen in einer halben Stunde die Therapia erreichen. Das empfohlene Hotel de France erwies sich als leidliche Unterkunft; man fand wenigstens saubere Zimmer und war im Trocknen. Als man eine Stunde später im Speisesaal das gemeinsame Souper einnahm, war Marie wieder unbekümmert und heiter. Graetz hatte bei der Compagnie générale transatlantique für sieben Uhr früh eine Barkasse bestellt und sich nach dem Barometer umgetan. Der zeigte unverkennbar steigende Tendenz. „Wenn wir aufwachen, wird uns die Sonne in das Gesicht scheinen," meinte der Rittmeister; „daraufhin wollen wir ein Glas Sekt trinken — wenn es in diesem bescheidenen Hause überhaupt so leichtsinnige Getränke gibt . . ." Es gab Clicquot, man hatte sogar Eis zur Hand, ihn zu kühlen. Nun war alles Ungemach vergessen; es wurde gemütlich. Der Sturm tobte, der Regen prasselte gegen die Fenster. Aber der Oberkellner, ein kluger Mann aus Malta, der sich ein gutes Trinkgeld versprach, hatte ein lustiges Feuer im Kamin entfachen lassen, und da die beiden zur Zeit die einzigen Gäste im Wirtszimmer waren, so waren sie auch ungestört. Sie saßen plaudernd nebeneinander, wie gute Kameraden; Graetz rauchte seine letzte Havanna, und Marie knackte Mandeln auf und aß frische Feigen.

„Was will man mehr?" sagte sie. „Besser hier wie draußen auf hoher See."

„Es ist richtig," entgegnete Graetz; „der Zustand ist erträglich. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß der Wettergott Rücksichten auf den Präsidenten von Frankreich nehmen und uns für morgen gelinde Winde bescheren wird."

„Ich habe kein Geld mehr," erklärte Marie. „Ich habe tausend Franken in den Bazaren verläppert. Wenn wir hier bleiben müssen, pump' ich Sie an."

„Das würde mir jederzeit eine besondere Freude sein. Aber in diesem Falle würde ein Pump fruchtlos ausfallen. Es geht mir wie Ihnen. Ich hatte nur ein paar hundert Franken bei mir — die sind draufgegangen. Mein sonstiges Reisegeld liegt beim Kapitän Dietrichsen."

„Reizend," sagte Marie lachend. „Einen Paß habe ich auch nicht. Der liegt gleichfalls beim Kapitän."

„Meine Stiefelsohlen trennen sich langsam ab," klagte Graetz. „Der Regen, das Pflaster von Tunis und der Urbrei Golettas haben es ihnen angetan. Wenn wir sitzen bleiben, muß ich mir neue Stiefeln kaufen."

„Ich Kleider und Wäsche," fügte Marie hinzu. „Aber wovon?"

„Ja, wovon?" wiederholte Graetz. „Die Aventiure wird romantisch, wenn das Wetter nicht umschlägt."

„Hoffen wir das beste!" rief Fräulein von la Rocque und leerte ihr Glas. „Vorläufig will ich ausschlafen. Lassen Sie mich rechtzeitig wecken; klopfen Sie so lange gegen die Türe, bis ich antworte. Ich habe einen Schlaf wie ein Murmeltier . . ." Sie erhob sich. „Gute Nacht, Leidensgenosse."

„Ich bringe Sie bis an Ihr Zimmer," sagte Graetz. Dort küßte er ihre Hand. Es war das erste Mal. Es entsprach auch nicht der landläufigen Sitte; aber er tat es.

„Gute Nacht! . . ."

In seinem Zimmer öffnete Graetz das Fenster. Der Sturm riß es ihm fast aus der Hand; er mußte es schleunigst wieder schließen. Nun schaute er durch die Scheiben in die Nacht. Er sah das Meer, eine bewegte, fahlgrüne schäumige Fläche, eine weite Wüste voll Bergen und Tälern.

Die Hoffnungen sanken trotz des steigenden Barometers. Aber Graetz lächelte. Auch dies kleine Abenteuer hatte seinen Zauber. Und der Zauber wohnte nebenan.

5.

Der Zauber wohnte nebenan und schlief. Schlief so fest, daß kein Klopfen am jungen Morgen ihn wachrufen wollte. Graetz stand vor der Tür und lächelte. Mein Gott, war das ein ge-

segneter Schlummer! Nichts rührte und regte sich da drinnen im Zimmer. Der Rittmeister überlegte kurz. ‚Lassen wir sie schlafen,‘ sagte er sich, ‚bis ich Gewißheit habe, ob wir die Theraphia erreichen werden oder nicht . . .‘

Diese Gewißheit war Graetz fraglich erschienen, als er früh gegen fünf Uhr aus dem Fenster gesehen hatte. Himmlischer Vater, war das ein Unwetter! Der Barometer und alle Schifferprophezeiungen hatten schandbar getrogen: der Sturm brauste von der See herüber, und das Meer schien in allen Tiefen aufgerührt zu sein. Noch schlimmere Nachricht erwartete Graetz unten im Gastzimmer, wo er bereits den Führer traf, der ihm erzählte, daß die französische Flotte im Hafen von Bizerta Schutz gesucht habe und daß auch von der Therapia nichts mehr zu sehen sei.

Graetz wollte fürchterlich losfluchen. Aber er besann sich, daß das unnütz gewesen wäre. Er fluchte nicht; er überlegte wieder. Wo steckt die Therapia!? Sie konnte doch nicht untergegangen sein. Er spannte seinen Regenschirm auf und watete durch den zähen Straßenschmutz zur Reede von Goletta. Sie war um diese Stunde menschenleer. Die Wasser brachen sich an dem Gestein, schäumten weit über das Dammwerk und spritzten einen sprühenden Regen über die Dächer der Magazine. Graetz suchte sich einen gesicherten Platz und zog seinen Krimstecher hervor. Auf dem rasenden Meere war kein Schiff zu sehen; in weiter Ferne glaubte der Rittmeister ein schwaches Dampfwölkchen zu entdecken — es konnte auch eine Täuschung sein. Nur in einem war keine Täuschung möglich: die Therapia war verschwunden.

Als Graetz nach dem Hotel zurückkehrte, hüpfte ihm auf der Treppe Marie von la Rocque munter und leichtfüßig entgegen.

„Guten Morgen, Herr Rittmeister!“ rief sie. „Warum haben Sie mich nicht rechtzeitig wecken lassen?“

„Guten Morgen, Fräulein Marie,“ antwortete Graetz. „Ich habe sogar eigenhändig an Ihre Tür geklopft, erst mit zagem Finger, dann mit den Knöcheln, dann mit der Faust. Zuletzt eine förmliche Reveille. Aber es war zwecklos.“

„Tut mir aufrichtig leid. Wie ist das Wetter?"

„Jammervoll."

„Und was macht unser Dampfer?"

„Er ist auf und davon."

Marie war betroffen. „Was heißt das? Er kann uns doch nicht ausgerückt sein!"

„Er ist es. Und läge er auch wirklich noch vor Anker — kein Boot und keine Barkasse würde uns zu ihm bringen."

Marie setzte sich auf die Treppenstufe.

„Der Schreck ist mir in die Glieder gefahren," sagte sie. „Verlassen wie Robinson Crusoë. Wenn ich wenigstens meine Koffer hier hätte!"

„Wenn ich wenigstens trockene Stiefeln hätte!"

„Mein Hut sieht wie eine Melone aus, auf die sich ein Elefant gesetzt hat."

„Meine Beinkleider sind unten ausgefranst wie die Hosen eines mexikanischen Goldgräbers."

„Und Geld habe ich auch nicht mehr."

„Ich erst recht nicht."

„Können wir nicht die Unmasse Sachen wieder veräußern, die wir gestern in den Bazaren zusammengekauft haben?"

Graetz lachte. „Vielleicht bleibt uns wirklich nichts anderes übrig," meinte er. „Nun geben Sie mir einmal die Hand und versuchen Sie, sich zu erheben. Wir werden erst frühstücken und unsere Lebensgeister sammeln. Dann werden wir Rat pflegen."

Man bestellte den Tee. „Eier," befahl Graetz, „und etwas kalten Aufschnitt!"

„Seien Sie nicht so leichtsinnig," flüsterte Marie, „wer weiß, ob wir überhaupt noch unsere Rechnung bezahlen können."

„Dann geh' ich auf unser Konsulat," erklärte Graetz, „oder ich gehe zum Bey. Also nun Spaß beiseite: überlegen wir weise. Wie steht Ihr Budget?"

Marie suchte ihr winzig kleines Juchtenportemonnaie hervor und legte es auf den Tisch. Graetz revidierte. „Zweiundzwanzig Franken und achtzig Centimes," sagte er. „Raffe auch ich die Reste meines nicht fürstlichen Vermögens zusammen, so bleibt uns

immerhin soviel, daß wir uns mit Anstand aus der Affäre ziehen können. Das heißt, wir können die Rechnung, den Führer und die Rückfahrt nach Tunis bezahlen. Dort müssen wir nun als Leute von bedeutendem Reichtum auftreten. Wir werden uns in dem ersten Hotel einlogieren und acht Tage auf Kredit leben. Inzwischen lasse ich Telegraph und Kabel nach Ressourcen spielen. Haben wir erst wieder die nötigen Moneten, dann besteigen wir den nächsten Dampfer, der nach Osten steuert, und fahren der entflohenen Therapia nach."

„Gut," erwiderte Marie. „Ich würde ‚sehr gut' sagen, wäre nicht ein Aber dabei, wie bei den meisten Zukunftsplänen. Bei unserm außerordentlich vornehmen Gehaben wird man es im Hotel nicht wagen, uns unerwünscht die Nota zu präsentieren. Aber es fehlt mir an Wäsche und mancherlei und Ihnen an tragfähigen Stiefelsohlen, von den am gestrigen Tage der Unrast zerfaserten Pantalons ganz zu schweigen. Wie sollen wir mit kecker Miene fürstlich auftreten, wenn das Äußere mangelhaft ist?"

„Schandbar," entgegnete Graetz; „o Kapitän Dietrichsen, o Therapia! Indes seien wir ehrlich: wir selbst sind der schuldige Teil. Wir spotteten aller Warnungen und trennten uns leichtherzig von den festen Planken unseres Schiffes. Nun sitzen wir regelrecht in der Tinte. Aber wir haben noch Wertobjekte bei uns, Uhren, Ringe und allerhand Schmuck, und einen Mont de piété wird es ja wohl auch in Tunis geben."

Die Aussicht auf das rettende Versatzamt stimmte Fräulein de la Rocque wieder sehr heiter. „Es ist fabelhaft, wie leicht der Mensch herunterkommt," meinte sie. „Gestern streuten wir noch das Gold mit vollen Händen aus, und heute fußt unser Glück auf einer Reihe von Pfandscheinen."

„Man könnte von der Hand des Verhängnisses sprechen oder auch von der Ironie des Lebens," bemerkte Graetz tiefsinnig. Da trat mit eleganter Verbeugung der Oberkellner aus Malta heran und reichte dem Rittmeister eine Visitenkarte und meldete, der Herr stehe draußen und bitte empfangen zu werden. Die Karte lautete auf den Namen Aristide Drakopulos. „Wer ist das?" fragte der Rittmeister.

„Sicher ein Grieche," sagte Marie, „und vielleicht ein Glücksbringer."

Der Mann wurde eingelassen: ein ungeheurer dicker Herr in einem wassertriefenden Havelock, in der einen Hand einen triefenden Regenschirm, in der anderen einen Kalabreser. Er schien asthmatisch zu sein, schnaufte vernehmlich und sprach absatzweise, mit kurzhalsig und verfettet klingender Stimme.

„Mein Herr," sagte er französisch, „ich bin glücklich, daß ich Sie gefunden habe. Herr Rittmeister Graetz, nicht wahr, und Fräulein Savin de la Rocque?"

„Beides richtig, mein Herr."

„Mein Herr, ich bin der Cavaliere Aristide Drakopulos, der Agent der Levantelinie am hiesigen Platze, von Geburt Grieche, aber als Italiener naturalisiert, Offizier der französischen Ehrenlegion, Besitzer des Medschidje fünfter und des preußischen Kronenordens vierter Klasse. Letzterer wurde mir bei Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Franz Joachim in Gnaden verliehen."

„Sehr angenehm," sagte Graetz, weil er nicht recht wußte, was er sonst äußern sollte.

„Mein Herr," fuhr Drakopulos fort, „ich habe die Ehre, Ihnen einen Brief zu überreichen, der in früher Morgenstunde durch einen Lotsen überbracht wurde und aus dem Sie vermutlich alles Nähere ersehen werden . . ." Er gab Graetz ein in präpariertes Ölpapier eingeschlagenes Schreiben. Als die Hülle fiel, erkannte der Rittmeister auf dem einliegenden Kuvert die Handschrift des Kapitäns Dietrichsen.

Dietrichsen schrieb: ‚Mein sehr lieber Herr Rittmeister; ich bin in Verzweiflung. Die Wetteraussichten sind derart, daß ich schleunigst und notgedrungen die hohe See aufsuchen muß, wenn ich bei dem infamigten Nordwind nicht losgerissen werden und mich der Gefahr der Strandung aussetzen will. Das passiert hier nämlich zuweilen. Ich muß auf meine dreiundachtzig Passagiere Rücksicht nehmen; ich bin selber ratzibus verloren, wenn ich mich nicht mit Volldampf auf und davon mache. Ein braver Lotse, den ich durch ein Notsignal herbeirufen konnte, will gegen

eine Stange Goldes diesen Schreibebrief und einen beigelegten an unsern Agenten Herrn Drakopulos befördern; hoffentlich ko.nmt er glücklich in Ihre Hände. Herr Drakopulos hat Auftrag, Ihnen mit Rat und Tat beizustehen; Sie können sich auf das dicke Ungeheuer verlassen. Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, in Tunis zu bleiben, bis der ‚Bourrasque' von der Compagnie de Navigation mixte eintrifft; das muß in einigen Tagen geschehen. Der fährt direkt nach Smyrna und Konstantinopel, so daß wir uns dort also wieder treffen würden. Ich wiederhole: es ist mir grenzenlos peinlich, Sie im Stiche lassen zu müssen, aber erinnern Sie sich meiner Warnungen! Schließlich denke ich, daß ein paar Tage Aufenthalt in Tunis immer noch nicht der Gipfel des Schrecklichen sind. Ich begrüße Sie und Ihre allergnädigste Begleiterin herzlichst, wünsche Ihnen beiden viel Vergnügen und hoffe auf baldiges Wiedersehen. Ihr ganz ergebener

Heinrich A. Dietrichsen.'

Graetz gab den Brief an Marie weiter und wandte sich hierauf an den Agenten zurück.

„Sie kennen durch Kapitän Dietrichsen unsere eigentümliche Lage, Herr Drakopulos?" fragte er.

„Ich bin auf das genaueste informiert, mein Herr," entgegnete dieser, „und stelle mich völlig zu Ihrer Verfügung." Dabei schnaufte er, während über seine rötlich schimmernde Glatze ein einzelner Regentropfen langsam der Stirn und Nase entgegenperlte.

„Sehr liebenswürdig," sagte Graetz. „Erstens brauchen wir Geld —"

„Ganz zu Ihrer Verfügung," wiederholte Drakopulos und verneigte sich.

„Ein paar hundert Franken werden vorderhand genügen. Ich bin beim Crédit Lyonnais akkreditiert und werde mir telegraphisch Hilfe schaffen können. Vor allen Dingen möchten wir uns in Tunis installieren und unsere Garderobe vervollständigen."

„Zu Ihren Diensten," sagte Drakopulos und schüttelte den Regentrophen ab, der sich an seine Nasenspitze gehängt hatte. Nun einigte man sich rasch. Der Grieche zog sein großes Por-

tefeuille und reichte Graetz fünf Hundertfranknoten. Dann wurde die Rechnung im Hause beglichen, und man fuhr mit dem nächsten Zuge nach Tunis, wo Drakopulos den Kurier spielte und im Hotel de Paris eine ganze Zimmerflucht mietete. Er hatte eine lockere Hand und tat, als ob er es mit hohen Fürstlichkeiten zu tun hätte, war aber von großer Gewandtheit und Umsicht. Er besorgte eine Modistin und eine Hutmacherin für Fräulein de la Rocque, Schneider und Schuster für den Rittmeister. Er telegraphierte für Graetz an den Crédit Lyonnais, ordnete die Anmeldungen auf dem Konsulat und der Polizei, bestellte bei der Agentur der Navigation mixte Plätze auf dem ‚Bourrasque' und entwarf schließlich ein wohlgeordnetes Vergnügungsprogramm: Ausflüge nach dem Bardo-Palast, nach der Residenz La Marsa, dem Fort Manubia und nach Karthago, nach Porto Farina, Beja und Zaghuan — er schien zu glauben, daß das ihm empfohlene Paar die ganze Regentschaft kennen zu lernen wünsche.

„Da segeln wir also nun wieder in günstigem Fahrwasser," sagte Graetz zu seiner Begleiterin, als man sich im Hotel eingerichtet hatte. „Die Robinsonade hat ohne das Pfandhaus und andere peinliche Zwischenfälle eine Wendung zum Angenehmen genommen. Wir schwimmen wieder im Golde, bewohnen eine halbe Etage —"

„Zwei Zimmer hätten auch genügt," warf Marie ein.

„Gewiß. Aber konnte ich dem griechischen Gentleman widersprechen, ohne sein Vertrauen zu uns ins Wanken zu bringen? Er hat uns etwas hoch eingeschätzt — wir wollen uns nicht wieder erniedrigen. Kostet unser Nachsitzen in Tunis auch acht gute Groschen mehr — sei es uns die Pönale für unsern Leichtsinn! Nun wünsche ich mir nichts weiter als blauen Himmel! . . ."

Der kam auch. Über Nacht verflog der Sturm. Die Wolken rollten sich auf, der Wind legte bei, die Sonne siegte wieder. Sie leuchtete hell und glänzend über Tunis, dem ‚Burnus des Propheten', wie ein poetischer Mund es getauft hat, über seine Kuppeln und Minaretts, seine würfelförmigen Bauten und flachen Terrassen. Nun konnte man an die Ausflüge denken. Der

erste Besuch galt dem Bardo, der alten Winterresidenz der tunesischen Beys mit ihren verfallenden Herrlichkeiten, den weißen venezianischen Marmorlöwen auf der Freitreppe und den duftigen Filigranornamenten in der Vorhalle. An einem anderen Tage fuhr man nach dem Belvedere, von dessen Höhe sich das Panorama bis zu den blauschwarzen Hängen des Dschebel Kornin wie eine Landkarte ausbreitet, über der eine goldige Sommerluft flimmerte. Dann ging es wieder nach dem Fort Manubia, einer in Trümmern liegenden alten Feste, die nach dem Süden zu einen weiten Blick in das Land gestattete. Da lag zu den Füßen der Reisenden, westlich der Zuavenkaserne, der Salzsee Sedschumi, eine ausgetrocknete grauweiße Fläche, bedeckt mit unabsehbaren Salzkristallen, die wie silberne Sternchen schimmerten. Dahinter rollte die öde, buschlose Ebene sich auf, fernhin bis zu den Bergen Zaghuan; im Osten blauten die Wasser des Bahirasees, an dessen schilfumsäumten Ufern hunderte von Flamingos rasteten, und weiter nördlich sah man den byzantinischen Kuppelbau der Kathedrale von Karthago und die Buchten des Meeres.

Es waren herrliche Tage. Graetz dachte nicht mehr grimmigen Herzens an die entflohene Therapia. Er fühlte sich glücklich. Seit er Marie de la Rocque kennen gelernt hatte, war kaum eine Woche verflossen, und in dieser kurzen Spanne Zeit war er ihr freundschaftlich näher getreten. Jawohl, freundschaftlich. Er bildete sich immer noch ein, es sei lediglich Freundschaft, die er für das reizende Mädchen empfinde. Es kamen wohl dann und wann Augenblicke der Selbstprüfung, aber er wehrte rasch jedem Grübeln ab. Er belächelte sich dann. Verliebt? — Gott bewahre — oder doch nur gerade so viel, um diesem hübschen Flirt eine pikante Würze zu geben. Von ernsthaften Absichten war keine Rede. Er meinte auch, diese lebhafte kleine Kanadierin mit ihrem ausgesprochenen Hang zu fröhlicher Unrast passe weder zu ihm noch in die Einsamkeit seiner stillen Scholle. Das war ja alles Unsinn. Es handelte sich um eine anmutige und reizvolle Courschneiderei — nicht um mehr. Man war noch vierzehn Tage zusammen, und dann trennte man sich und sah sich vielleicht niemals wieder . . .

Aber an diese Trennung dachte Graetz ungern. Das gab ihm jedesmal einen Stich ins Herz, und er wurde mißmutig. Er täuschte sich vor, dieses abwechslungsreiche Bummelleben in Gesellschaft eines scharmanten Mädchens gefalle ihm so, daß ihn der Gedanke an die Rückkehr zu solider Arbeit förmlich verstimme. Er sagte sich: nicht die Trennung von ihr, sondern das baldige Ende dieses vollen Atemzuges goldiger Freiheit — das ist's, was dir zuweilen das Herz beschwert. Er sagte sich noch viel; er belog sich geflissentlich. Er machte weite Umwege um jedes reifliche Nachdenken, um sich nicht auf einer Dummheit ertappen zu müssen. Aber er sagte sich nicht, daß alle diese Umwege erst recht eine Dummheit waren.

Die beiden waren jetzt den ganzen Tag über beieinander. Das Hotelpersonal nannte sie Madame und Monsieur und tat so, als gehörten sie zusammen. Daß sie verschiedene Namen führten, genierte nicht — jedenfalls kümmerte man sich nicht darum. Morgens um neun Uhr trafen sie sich am Frühstückstische. Graetz, der als Landmann ein Frühaufsteher war, hatte dann gewöhnlich schon einen Spaziergang unternommen. Auf dem Rückwege beschleunigte er den Schritt, während sein Herz stärker zu schlagen begann — vor regem Appetit, sagte er sich. Konnte er dann seine Reisegefährtin begrüßen, die ihm in strahlender Frische, ausgeschlafen und mit sonnigem Antlitz entgegen zu treten pflegte, so war der ganze Mann wie verwandelt. Graetz war ein großer, stattlich gewachsener Mensch; aber er neigte trotz seiner sportlichen Vorliebe ein wenig zur Behäbigkeit. Jetzt schien eine neue Elastizität über ihn zu kommen; er wurde beweglicher, rascher in seinem Sichgeben, lebhafter und kecker. Sein hübsches Gesicht mit den gutmütigen Augen gewann an Fähigkeit des Ausdrucks. Er hatte nicht allzuviel gelernt, besaß aber Intelligenz, Mutterwitz und gute Beobachtungsgabe; nun ließ er sich minder gehen als sonst, konzentrierte sein Denken, war schlagfertiger und gewählter in der Sprache. Auf seine Garderobe hatte er immer Wert gelegt; aber der marchand tailleur in der Rue Al-Djazira konnte ihn kaum befriedigen. Er parfümierte seine Taschentücher und steckte Rosen in das Knopfloch. Seine gute alte Mutter

würde die Hände zusammengeschlagen haben, wenn sie diese Wunder des Himmels erlebt hätte. Es war ersichtlich: Otto Graetz wollte gefallen.

Den Vormittag über schlenderte man durch die Straßen und Bazare, besuchte das Judenviertel, die Kasba, die Märkte, Friedhöfe und Moscheen, frühstückte im Hotel oder im Grand Restaurant an der Marina und ging in ein Café, um die Zeitungen durchzusehen. Dann zog man sich auf ein Stündchen zurück und fand sich wiederum zu irgend einem Ausfluge zusammen. Nach dem Diner wurde zuweilen noch die Operette im Munizipal-Theater oder das Politeama besucht, oder man sah sich die arabischen Tänzerinnen und das Volksleben auf dem Halfaouine-Platz an, oder man verplauderte den Abend vor dem Kamin des gemeinschaftlichen Salons.

Das war Graetz am liebsten. Es waren wirklich glückliche Stunden für ihn, in denen er seine Reisegefährtin auch ihrem Charakter und Wesen nach näher kennen lernte. Daß sie nur mit einer gewissen Oberflächlichkeit spielte, vielleicht um auf ihren Reisen sich eine lästigere Annäherung fern zu halten, vielleicht auch aus geistiger Bequemlichkeit, glaubte er längst empfunden zu haben. Nun war er freilich kein Menschenkenner und verstand sich schlecht auf seelische Anatomie. Aber er sah immerhin klar genug, um sich davon zu überzeugen, daß Marie nicht nur den Firnis schillernder Weltbildung, sondern auch tiefere Veranlagung besaß. Wenn sie von ihrer Kindheit sprach, zitterte ein Klang von Weichheit und Rührung durch ihre Stimme, als taste sie an Saiten, die nur noch leise und schmerzlich vibrierten. Die Heimat schien ihr gänzlich entfremdet zu sein. Sie hatte ihren Vater sehr geliebt; der war früh gestorben, doch sein Bild stand in lichten Farben in ihrer Seele: ein großer schöner Mann, schon als Vierziger ganz weiß von Haar und mit weißem Knebelbart. Aber erwähnte sie ihrer Mutter, so ging ein herber Zug über ihr Antlitz. Es mußte ein harte, strenge und lieblose Frau gewesen sein. Der Vater hatte die junge Russin auf einer Geschäftsreise in Bordeaux kennen gelernt; sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Astrachan, der den gesamten Kaviarmarkt

am Kaspischen Meer und an der unteren Wolga beherrschte aber infolge wahnsinniger Spekulationen sein Vermögen verlor und sich das Leben nahm. Die Ehe war wohl nie glücklich gewesen; nach dem Tode de la Rocques vermählte die Witwe sich zum zweiten Mal, und von diesem Augenblick an zerfiel Marie mit ihrer Mutter gänzlich. Von diesem Augenblick an begann auch ihr Wanderleben. Sie erhielt die Nachricht, daß ihre Mutter am gleichen Tage wie deren zweiter Gatte an den schwarzen Pocken verstorben sei auf hundert Umwegen, als sie in Kairo zu einer Nilfahrt rüstete. Es erschütterte sie nicht; sie hatte sich schon vorher als Waise gefühlt und schon vorher ihre Heimat verloren.

Graetz wußte nicht recht: litt Marie unter dieser Heimatslosigkeit? — Sie verneinte es. Die ganze große Welt bot ihr Ersatz. Aber zuweilen glaubte Graetz doch, etwas wie verschleierte Müdigkeit in ihrem Auge zu lesen. Zuweilen sprach sie auch davon, sich da oder dort ansässig zu machen, sich irgendwo einen festen Punkt zu suchen, zu dem sich die Rückkehr lohnte, wenn dem Wandervogel einmal die Flügel erlahmen sollten. Das waren Momente, in denen ihr natürlicher Frohsinn auszusetzen schien — und gerade in solchen Augenblicken empfand Graetz mit starker Gewalt, was er für dieses Mädchen fühlte. —

Der Crédit Lyonnais in Algier hatte die Übersendung der verlangten Gelder vermittelt; nun konnte man also in Ruhe die Ankunft des ‚Bourrasque' abwarten. Einen Tag vor Eintreffen des Dampfers bat der wackere Herr Drakopulos um die Ehre, die beiden bei sich zum Diner begrüßen zu können. Da der dicke Grieche sich in der Tat außerordentlich gefällig und liebenswürdig gezeigt hatte, so sagten Graetz und Marie zu. Das Diner sollte indessen erst um sieben Uhr abends stattfinden, und deshalb beschlossen die Reisenden, den Tag noch auszunützen und den aus allen möglichen Gründen immer wieder aufgeschobenen Ausflug nach Karthago zu unternehmen.

Man wählte nicht die Bahn, sondern einen Wagen. Das war ein Fehler, denn die Fahrstraße bietet nur geringe Abwechslung, und die Sonne brannte so sengend, daß der weiße Schirm Maries nur geringen Schutz gewährte. Die Ufer des

Bahira waren wieder von zahllosen Flamingos belebt; die meisten schienen zu schlafen, ein Bein hochgezogen, das bunte Gefieder aufgeplustert, als solle es die Sonne durchwärmen; andere stolzierten im Schilf umher und suchten nach Nahrung. Die See war glatt und von bleierner Farbe; zuweilen überschlug sich ein Fisch. Ein Reiher hing mit weit gebreiteten Schwingen bewegungslos in der Luft und lauerte auf sein Opfer.

Eine weiße Staubwolke zog hinter dem Wagen her. Eine halbe Stunde lang trotteten ein paar nackte braune Buben mit und wälzten sich schreiend auf der Erde, als Graetz ihnen einige Kupferstücke zuwarf. Kahl und öde dehnte das Feld sich aus; unter dem Tamariskengebüsch am Wege züngelten Eidechsen hin und her; ein verkümmerter Johannisbrotbaum reckte sein Geäst gleich verdorrten Gliedmaßen empor.

Am rauchigen Horizont blitzte etwas Helles auf; ein Kreuz. Dann verbreiterte sich der Glanz: man sah die Kuppel der Kathedrale auf dem alten Burghügel Karthagos. Der Katholizismus hatte über den Molochsdienst gesiegt. Was Römer, Vandalen und Araber nicht völlig vermocht, das vollendete das siegreiche Kreuz. Karthago wurde ein Steinbruch, aus dessen marmorner Ruhe zahllose Kirchen emporwuchsen; weithin verschleppte das Christentum die alten Säulen und Täfelungen für seine Gotteshäuser.

Graetz war enttäuscht, und mehr noch Marie. Sie hatte bei der Byrsa Karthagos an die leuchtende Akropolis von Athen gedacht, an Pompeji, an das alte Rom und an Lambessa, das aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder auferstandene ehemalige Standquartier der berühmten dritten Legion des Augustus. Aber hier erinnerte nichts mehr an die Größe der punischen Hauptstadt; das punische Karthago war von der Erde gefegt, und der heiße Sturmwind der Zeiten hatte keinen Stein auf dem andern gelassen. Die beiden wanderten durch die Zisternen Hadrians und die Ruinen der vandalischen Basilika. Was da noch stand, stammte aus römischer und christlicher Zeit. Ein paar moderne Villen ließen ihre weiß gekalkten Wände in der Sonne glitzern; ein paar Hotels erhoben sich aus bestaubtem Grün. In einem

stachligen Meer von blühenden Aloën stand der kahle Jesuitenkonvent des Kardinals Lavigerie, auf dem Byrsahügel der ungeheure maurisch-byzantinische Bau der großen Kathedrale, und westlich davon, da wo die Römer dem Äskulap einen heiteren Tempel errichtet hatten, die Kapelle des Heiligen Ludwig. So herrschten auch hier der Katholizismus und der Jesuitenhut über der antiken Welt; Karthago war ein Erzbistum geworden.

Graetz und Marie standen an der Umfassungsmauer der Terrasse des Grand Hotel de Carthago. Da ging der Blick weiter. Am Meer reckte der Dschebel bu Korneïn seine beiden felsigen Gipfel, deren einer die Nekropolis getragen haben soll; nordwestlich lag das freundliche Araberdorf Sidi bu Saïd und in der Nähe Marsa, die Sommerresidenz des Beys, dazwischen ein Wechsel kahler, kupferroter Berghänge mit üppigem Grün, Pinienkronen und sich schaukelnden Palmen. Am Fuße des Korneïn die weißen Häuschen des Bades Hamman-el-Euf und südwärts davon die Silhouette des Dschebel R'saß, ganz hinten aber, im blauen Dämmer, die verschwimmenden Konturen des Zaghuan. Und unten der Hafen, der Form nach unverändert geblieben, zu dem einst eine riesige Marmortreppe hinabführte, die Vorstadt Megara mit dem seebeherrschenden Tempelbau des höchsten der Kabiren verbindend. —

Marie hatte den Schleier von ihrem Gesicht gezogen und über ihren kleinen Reisehut drapiert. Sie schaute mit aufmerksamem Auge umher, und, anscheinend lebhaft interessiert, deutete sie auf die Landzunge, die den Hafen teilt.

„Da unten," sagte sie, „in Megara muß der Palast des Hamilkar gestanden haben, mitten in einem Sykomorenhaine, dessen Wege mit Korallenstaub bedeckt waren. Haben Sie Flauberts ‚Salambo' einmal gelesen?"

Graetz verneinte es; er war wenig beschlagen in der Literatur. Nun begann Fräulein von la Rocque zu erzählen. Ihre Koffer steckten immer voll Bücher; sie plünderte die Buchhandlungen in den größeren Städten und ließ das Gelesene sodann in den Hotels liegen, um ihr Gepäck nicht unnütz zu beschweren. Sie bedauerte, daß sie ‚Salambo' nicht bei sich hatte. Hier an

dieser Stätte mußte man den im alten Karthago sich abspielenden Roman noch einmal lesen.

Ihr Gedächtnis war glänzend; sie hatte die Flaubertsche Erzählung im Kopfe. In Hamilkars Parke zu Megara feierten die punischen Söldner ihre Orgien, und da sah der Lybier Matho zum ersten Male Salambo, an der er zugrunde gehen sollte. Auf breitem Unterbau aus goldgeflecktem numidischem Marmor erhob sich Hamilkars Palast, mit einer großen Ebenholztreppe, roten Türen und ehernen Gittern und vier Terrassen, auf deren oberster Salambo in Vollmondnächten der Tanit opferte, der Mondgöttin und Schützerin Karthagos. Amphitheatralisch türmte die Stadt sich auf, ein Häuserberg, in dem die Tempelhaine wie smaragdfarbene Seen erschienen. Unter einer gewaltigen Anhäufung regelloser Bauwerke verschwand fast die Akropolis. Man sah da Tempel mit Säulenstumpfen, die eherne Kapitäle trugen, Kegel aus blauem Gestein, kupferne Kuppeln, Marmorarchitrave, babylonische Strebebogen, Obelisken, die umgekehrt aus dem Boden wuchsen. Hinter der Akropolis durchschnitt eine Gräberstraße die Stadt in gerader Linie bis zu den Katakomben und an die felsige Küste, wo der Leuchtturm sein Licht im Meere badete. Über die flachen Dächer der Häuser ragten die Tempel heraus. Überall, auf der Höhe der Mauern, den Giebeln und Terrassen der Häuser, auf den öffentlichen Plätzen und in den Höfen, sah das Auge Götterstatuen mit gnomenhaften oder übermenschlich vergrößerten Köpfen, mit aufgetriebenen Bäuchen, grinsenden Mäulern, ausgereckten Armen, Ketten und Speere in den Händen; sah Bronzebilder von scheußlichen Bestien mit grotesk vervielfältigten Gliedmaßen, die heiligen Tiere der Babylonier, neben anderen Götzen stammverwandter Länder — sah im Dämmerschatten der geweihten Haine die Mysterien Chaldäas und Lybiens, von bleichen Eunuchen bewacht. Und zwischen diesen tausenden von toten Wächtern brauste unaufhaltsam das Leben. Vom Morgen bis zum Sonnenuntergange waren die Straßen von lärmenden Menschenmassen erfüllt. Die Luft hallte wieder von dem Dröhnen der Ambosse, dem Gebrüll der Ausrufer, dem Geschrei der Pfauen in den Gärten, dem Krähen der weißen, der Sonne geweihten

Hähne auf den Tempelterrassen. Im Kothon, dem Kriegshafen, wiegte sich die Flottille Karthagos; zwischen den Riesenbarken im benachbarten Handelshafen schossen flache Fischerkähne hin und her, eine wimmelnde Menge ergoß sich über die Kais, und vom Tempel Eschmuns schritt die breite Freitreppe eine Schar Priester herab, in gelben Mänteln mit himmelblauen Säumen und spitzen Mützen, den Meergöttern einen Tribut zu bringen. Im Schiffer=viertel sangen sizilische Lautenspielerinnen, verkauften Negerinnen allerlei Tand aus den Tiefen Numidiens, trieben sich weiße Gal=lierinnen umher und Weiber von fernen Küsten, braun von Haut wie getrocknete Datteln oder gelb wie Orangen. Da unten in Malqua, der Schifferstadt, dicht am Meere, lagen auch die Villen der karthagischen Reichen und stand das Admiralsgebäude des Suffeten Hanno, in dem die Mondsteine aufbewahrt wurden, die vom Himmel fielen, und die man nur berühren durfte, wenn ein safranfarbener Schleier die Augen verhüllte. Weiterhin schimmerte das blaue Meer, bedeckt mit Galeeren, die vergoldete Chimären am Kiel trugen oder hölzerne Stierköpfe mit silbernen Hörnern. Und landeinwärts, bis zur Kolonie Tunes, lachten gelbe Gersten=felder zwischen Wäldern von Zedern, Zitronenbäumen, Sykomoren und Palmen, und auf den breiten Fahrwegen zogen Karawanen dahin, dröhnte der Schritt der Kohorten und der gezähmten Ele=fanten mit den Katapulten auf dem Rücken, der Ochsengespanne und Viehherden — und aus dem Grün blühender Granatbäume und duftender Myrtenbüsche tauchten Fabriken auf zur Gewinnung des Purpurs, Ölmühlen und Tuchwirkereien, während nach dem Gestade zu sich die weißen Zelte der Perlenfischer ausbreiteten wie rastende Schwäne . . .

Das war das Karthago zu Hamilkars Zeiten.

Marie hatte sich, während sie sprach, auf einen der kleinen eisernen Stühle gesetzt, die auf der Terrasse standen, hielt die Arme über der Brust verschränkt und ließ den Blick sinnend und wie verloren in Phantasieen über die Landschaft schweifen. Graetz stand neben ihr und lauschte. Seine Augen waren weiter ge=worden, es lag eine naive Bewunderung auf seinen ehrlichen Zü=gen. Herrgott, war das ein Mädel! Wie sprach und erzählte

sie, wie wurde bei ihren Schilderungen eine tote Welt wieder lebendig, wie beredt war dieser lachende Mund! — Fast schämte sich Graetz. Der Name Flaubert klang ihm so gut wie fremd im Ohr, und von Karthago, den punischen Kriegen, dem Söldneraufstand, von Hamilkar Barkas und seinem großen Sohn Hannibal wußte er nur das, wes er sich noch schwach aus der Schule her erinnerte. Wetter, wie ungebildet kam er sich dem hübschen Mädchen gegenüber vor! — ‚Ich bin ein Esel,‘ sagte er sich, ‚und sie ist eine grundgescheite kleine Person.‘ Aber das sprach er nicht aus; er wiederholte nur einen seiner Lieblingsausdrücke: „Allerhand Hochachtung!“ und fuhr dann fort: „Merci, Fräulein Marie — nun brauche ich den empfohlenen Roman gar nicht mehr zu lesen, jetzt kenne ich das alte Karthago aus dem FF. Aber ich wundere mich über Ihr phänomenales Gedächtnis. Und noch über mehr. Das Gedächtnis allein tut es schließlich auch nicht, wenn einem die Gabe der Darstellung fehlt. Und darauf verstehen Sie sich.“

„Wenn ich Lust habe,“ antwortete Marie. Einen Augenblick schwieg sie und sagte dann lächelnd: „In Stunden der Langeweile dichte ich sogar zuweilen. Ich habe eine Zeitlang ganze Packen von Manuskripten mit mir geführt. Aber das wurde mir unbequem. Da habe ich sie im letzten Winter auf dem Wege zwischen Biskra und Tuggurt in die Wüste flattern lassen.“

Graetz fand das unerhört. Dann wurde er stiller. Also sie dichtete sogar. Vielleicht malte sie auch und formte in Ton und sang wie eine Primadonna und spielte Klavier wie Liszt. Er wagte gar nicht zu fragen. Ihre Vielseitigkeit beunruhigte ihn. Wie ärmlich mußte sie ihn bei seiner Talentlosigkeit finden. Es war noch ein Glück, daß sie nicht eitel war und sich wenig auf ihre Begabung einzubilden schien, denn lachend fuhr sie fort: „Diese Manuskripte verdienten kein anderes Schicksal. Ihre Abfassung hat mir ein paar müßige Stunden gekürzt. Es war eine hübsche Unterhaltung mit dem eigenen Ich; aber es war nichts für andere. Zwischen der Oase Sidi Okba und dem Walde von Saada überfiel uns ein regelrechter Samum. Diese

Gelegenheit nützte ich aus. Meine Begleitung hielt mich für verrückt, als ich im Wüstensturm meinen Koffer öffnen und ein paar hundert beschriebene Blätter in alle Winde flattern ließ. Aber es war so tröstend. Das waren Sünden, die sich nicht rächen konnten. Der Sand begrub sie, der Sturm trug sie bis in das Innere der Sahara; vielleicht flog auch ein Blatt weiter fort, bis über die tunesische Grenze und bis Marokko — vielleicht bis an das Meer, und die Schiffer mochten es für eine über die Wellen streichende Möwe halten. Es war tröstend, so seine Gedanken wandern zu wissen bis zum Untergange — und schmerzlich ist nur, daß man nicht alles, was man denkt, auf die Wanderschaft schicken kann . . ."

Ihr Auge wurde auf einmal starr. Es verglaste sich förmlich; die Brauen schlossen sich enger aneinander, ein Schatten strich über die Stirn.

„So ist's," sagte Graetz; „und ich wette, auch den Gedanken, der Sie im Augenblick beschäftigt, wünschten Sie über die Grenze und in das Meer —"

„In das Meer der Vergessenheit," fügte sie kopfnickend hinzu. „Lieber Freund, wir werden elegisch, und die Sonne scheint. Das darf man nur in Mondnächten werden. Da war es auch der schönen Salambo erlaubt, da spielte sie mit ihrem Python und hätschelte die Schlange ihres Gewissens. Unten auf der Landzunge stand der Palast ihres Vaters. Man weiß es nicht, aber was weiß man denn?! Unser Führer beschreibt alles genau. Drüben erhob sich die Akropolis und da der Baalstempel, und wo die Piscinen liegen, soll Gelimers Gefängnis gewesen sein, vielleicht auch Didos Schatzkammer. ‚Vielleicht' sagt der Führer. Was kommt es auf tausend Jahre an! Wir sind keine Archäologen, aber wir haben Phantasie. Die baut kühner als die Wissenschaft. Die schiert es auch nicht, ob Dido wirklich gelebt hat oder ob sie eine Göttin war. Für sie hat sie gelebt — und wenn Virgil erzählt, daß sie an der Untreue des Aeneas ihren Tod gefunden habe, dann suchen wir nicht nach ihrem Epitaph und Totenschein, aber an ihre Liebe und Leidenschaft denken wir. Es muß eine Sturmnacht gewesen sein,

da der treulose Aeneas flüchtete. Von den Zinnen der Akropolis sah Dido noch im zerpeitschten Meere die Galeere des Geliebten, im grünen Gischt, über den ein Mondstrahl aus zerrissenen Wolken huschte — und dann verhüllte sie ihr Gesicht und stürzte sich hinab in die Felsen."

„Amen," sagte Graetz.

Marie lachte herzlich. „Das ist eine schnöde Blasphemie, aber sie hat mir wohlgetan. Man soll die Phantasie zuweilen ducken. Lieber Rittmeister, da kommt schon wieder ein karthagischer Kellner, der uns ein déjeuner à prix fixe anbieten möchte. Das ist eine noch herbere Reaktion als Ihr blasphemisches Wort. Lassen Sie uns flüchten. Wir wollen wahllos umherschlendern und uns irgendwo im Grünen lagern."

„Einverstanden," erwiderte Graetz und winkte den mißmutigen Kellner ab, an dem nur die Serviette über dem Arm an eine graue Vergangenheit erinnerte. Man stieg wieder hinab in das wellige Land mit seinen kümmerlichen Trümmerbrocken und den starrenden Aloëschanzen an der Felsenwand und schlug den Weg nach Sidi-bu-Saïd ein. Einige Zeit schritten beide stumm nebeneinander her, dann begann der Rittmeister mit einem vernehmlichen Seufzer.

„Es war ein Seufzer," sagte er, „und er galt dem Morgen. Denn morgen geht es weiter, und es tut mir leid, daß diese hübsche Episode schon wieder zu Ende ist."

Marie nickte. „Ja, es war hübsch," gab sie zu. „Gerade das Unvorbereitete, das Absonderliche, der Schritt vom Wege, der Sprung über das Reiseschema — das war es! Ich liebe so etwas; ich bin gegen alle Pedanterie."

„Ich auch. Ich weiß nicht recht: ist das wahr? Bin ich ein Gegner der Pedanterie? Wenn ich's überlege, war ich bisher eigentlich ein ausgemachter Pedant. War unglücklich, wenn sich nicht alles folgerichtig nach der Regeldetri des Tages entwickelte, wenn mir einmal etwas Unverhofftes dazwischen kam, das die bequeme Gleichförmigkeit über den Haufen stieß. Aber heute fühle ich, daß es anders geworden ist. Wissen Sie, Fräulein Marie, ich komme mir vor wie ein Schlafwandler, der plötz-

lich erwacht ist — und ich kann mir nicht helfen, ich muß es aussprechen: die Weckerin sind Sie."

„Wär' ich das, lieber Freund, dann würde ich sehr glücklich sein, denn dann hätte ich wirklich einmal etwas Gutes gestiftet. Aber ich glaube, Sie täuschen sich. Der Anstoß kam von außen her. Nicht ich habe Sie geweckt — das tat die Reise. Die große Welt hat Sie aus dem Gleichmaß gerüttelt. Sie haben zum ersten Male weiter sehen können als über Ihre Felder und Wälder, und da ist nicht nur das Auge weiter geworden, sondern auch die Seele."

Er blieb hartnäckig. „Nein, Sie sind es — Sie," sagte er. „Ich spüre es ja. Es ist lächerlich: ich bin ein ganz anderer Mensch geworden. Ich habe mich binnen acht Tagen vollständig umgekrempelt, so wie das berühmte Krempeltier im Märchen — ich habe mich gehäutet und entpuppt, ich habe das Gefühl, als finge ich nun erst an zu leben. Ich war als Soldat ein Gamaschenknopf und als Landwirt ein Stoppelhopser, eine Drillmaschine, eine pustende Lokomobile. Sie sprechen von Seele. Ich hatte gar keine. Meine Rübenversuche, mein Roggen und Hafer, meine Kartoffelernte, meine Brennerei und die Jagd — das war meine Seele. Was waren denn meine Interessen!? Die Getreidebörse, die Wollpreise, der Anstand, der Spieltisch im ‚Markgraf Johann' zu Rocknow und vielleicht noch der kleine Klatsch von einem Herrenhause zum andern. Tun Sie mir den Gefallen und widersprechen Sie nicht: ich war ein vollendeter Banause. Die Reise, sagen Sie, hat's getan. Nun ja, die Reise — aber zuerst die Reisegesellschaft. Und das sind Sie und zwar ganz allein. Und deshalb graule ich mich, wieder zu den andern zurückzukehren und möchte am liebsten solo mit Ihnen weitertrotten, bis —"

Er brach ab. Man stand nochmals vor dem Eingang zu der Trümmerstätte der vandalischen Basilika. Das Ausgrabungsfeld lag ziemlich tief unter dem Niveau der Bodenfläche, und an dieser Stelle führten weder Treppen noch Leitern hinab, nur ein großer Ginsterbusch hängte seine gelben Blüten über die abschüssige Erdwand.

„Wollen wir hinunter?“ fragte Graetz.

„Ja. Ich habe da vorhin ein Plätzchen gefunden, das mir gefiel. Das möchte ich photographieren.“

Graetz sprang ohne weiteres in die Tiefe; dann streckte er die Arme aus. „So,“ sagte er, „nun geben Sie mir Ihren Kodak — und nun machen Sie sich einmal ganz klein und hüpfen Sie an meine Brust. Ich fange Sie auf.“

Marie zögerte einen Augenblick. Ein plötzlicher Schwindel überkam sie oder ein ähnliches Gefühl. Einen Moment schien es ihr, als schlügen Flammen aus der Erde. Es war sehr merkwürdig. Die geborstenen Mauern der alten Kirche schimmerten blutrot, und überall wuchsen rote Rosen hervor. Aber es war wirklich nur ein Moment. Sie beugte sich in den Knieen, erhob gleichfalls die Arme und sprang.

Graetz hielt sie an seiner Brust. Er wankte nicht. Er trug sie noch einige Schritt; er hätte sie gern noch viel weiter getragen. Sie dünkte ihm federleicht. Er hatte ihre Taille umschlungen, ihr Gesicht lag an seiner Schulter; aus ihrem, im Nacken aufgesteckten und verschlungenen kastanienfarbenen Haar stieg ein zarter Duft auf.

Er mußte sie an sich pressen, damit sie ihm nicht entglitte. Er fühlte die Rundungen ihres geschmeidigen Körpers, unter der lockeren Bluse die Linien ihres jungen Leibes. Ihre Stirn berührte fast seine Wange. Er hätte sie gern geküßt. Der tolle Wunsch stieg in ihm auf, sie vorsichtig nieder zu betten, dann neben ihr in die Kniee zu sinken und ihr Antlitz mit Küssen zu bedecken, den Mund und die Augen, Wangen und Stirn und die Löckchen im Nacken.

Es war ringsum eine große stille Einsamkeit, kein Mensch unter den Trümmern, über die der Sonnenschein brütete, eine flimmernde Luft, die die grauen Mauern wie mit goldigen Tropfen überrieselte. Lazerten raschelten über das Geröll und durch das dürre Gras am Boden, und über einen Säulenknauf, der in der Mitte gesprungen war, huschte eine glitzerige kleine Schlange.

Aber auf einmal durchbrach Glockenton die Feier dieser Mittagsstille. Von der Kathedrale her klang der Ruf erzener

Zungen, voll und stark, und das hellere Geläut der Kapelle des Heiligen Ludwig fiel ein. Da regte sich Marie, hob den Kopf ein wenig und schaute Graetz mit feuchten Augen an, mit seltsam verschleiertem Blick, der wie aus der Tiefe kam und Funken trug, die hinter einer Rauchwand blinkten. Auch ihre Lippen waren gleichsam feucht, nicht heiß und trocken, sondern frisch wie eine aufgebrochene Kirsche, rot und süß. So süß lächelte sie auch und stammelte leise: „O Otto — lassen Sie mich los — Sie drücken mich ja tot . . .“

Der Glockenruf klang Graetz wie ein Lobgesang. Er wußte nun, daß sie ihn lieb hatte, so wie er sie liebte. Er hätte sie küssen können, und sie würde ihre Arme um seinen Hals geschlungen und ihn wieder geküßt haben. Aber in seinem Glücksgefühl, beim Hasten seiner Pulse, bei dem erregten Hämmern seines Herzens brach doch wieder der Pedant in ihm durch, die anerzogene Korrektheit. Er sagte sich nicht: ‚Narr du, was zögerst du noch! Schau' ihr in die Augen und auf den lockenden Mund und nütze die Minute und küsse, küsse sie! . . .‘ Er sagte sich: ‚So soll es nicht sein — kein Rausch, kein Sturm der Leidenschaft. Ich liebe sie viel zu sehr, und sie entgeht mir nimmer. Sie soll meine Frau werden, da will ich erst Klärung schaffen . . .‘

Und der korrekte Mann, der sein Glück zu beherrschen gedachte, öffnete die Arme und ließ Marie los. Sie sprang zur Erde, ganz verwirrt und mit rotem Kopf, strich die ringelnden Löckchen von ihrer Stirn zurück und lachte dann auf und rief: „Sie starker Mann — Sie erstickten mich ja! Ich armes gebrechliches Wesen — ich — ich — rang nach Luft! . . . Nun kommen Sie — ich will Ihnen meine Grotte zeigen! . . .“

Sie sprang leichtfüßig voran, und er folgte mit schweren Schritten. Das Gestein knirschte unter seinen Sohlen; er zertrat den Wegerich und die blauen Glockenblumen, er ging gewichtig. Seine ganze kühle Überlegung lag in diesem festen, schwerfälligen Auftreten. Er sah ihren Schleier flattern und unter ihrem Rocksaum die hurtigen kleinen, in gelben Stiefelchen steckenden Füße. Und wieder sprach er zu sich: ‚Sie muß

mein werden. Aber in Ehren. Ich bin ein Gentleman. Es muß alles klar liegen zwischen uns — das bin ich auch den Alten schuldig. Dann führ' ich sie heim . . .'

Er war nicht blutfarben im Antlitz wie sie, sondern war bleich geworden. Auch lag ein sehr ernster Ausdruck auf seinem Gesicht; er dachte an einen Ausspruch seiner Mutter: ‚Diese sogenannten unverbesserlichen Junggesellen machen zu guter Letzt gewöhnlich eine Dummheit . . .' Davor wollte er sich hüten; er war auch wirklich kein ‚unverbesserlicher' Junggeselle. Nein, wahrhaftig nicht! Und er wurde heiterer.

Es war in der Tat eine Art Grotte, die Marie entdeckt hatte. An der Felsenwand sah man noch einen Rest des Gemäuers der alten Kirche, von rostig braunen Flechten und grünem Moose überwuchert. An einer Stelle quoll dichtes Buschwerk aus der Mauer und hängte sich über den Fels, eine Strauchart, die weder Graetz noch Marie bekannt war: myrtenähnlich, doch mit größeren Blättern und mit kleinen zarten, weißen Blüten bedeckt, deren Staubfäden rosig schimmerten und in rote Knöpfchen ausliefen. Dieses Buschwerk bildete einen förmlichen Vorhang und senkte sich an hunderten von schlanken, vielfach verästeten Zweigen tief hinab bis zu dem Feigenkaktus, der hier seine stachlige Wehr über den Boden breitete.

„Nun passen Sie auf!" rief Marie und schob mit den Händen das Gebüsch auseinander, so daß man bequem hindurchlugen konnte. Dieser riesengroße hängende Buschen verdeckte den Eingang zu einer geräumigen Höhle. Aber nicht die Natur hatte sie geformt, sondern Menschenhand. Es war eine tiefe gemauerte Nische mit hochgespanntem Bogen und hatte vielleicht einmal, da diese zertrümmerte Basilika noch stolz ihren Kuppelbau gen Himmel hob, für ein Gnadenbild gedient, vielleicht auch zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes. Jetzt überzog die Mauern hängendes Moos und ein duftiger Schleier von grünem Venushaar. Ein kühler Luftzug wehte Graetz entgegen, als er den Kopf weiter vorstreckte, um den Dämmer im Hintergrunde der Grotte durchdringen zu können. Es schien ihm, als sehe er da etwas Weißliches schimmern.

„Lüften wir das Geheimnis,“ sagte er, „und dringen wir in die Höhle ein!“

„Aber wie?“ antwortete Marie; „der Kaktus versperrt uns den Weg.“

Graetz zog sein Taschenmesser hervor, ein echtes Landwirtsmesser, eine gewaltige Klinge zwischen Hirschhornschalen, und begann die dicken Blätter des Kaktus abzusäbeln, so daß der Saft durch seine Finger troff und die Stacheln seine Hand blutig ritzten. Es war keine leichte Arbeit, aber es genügte schon ein Einschnitt in die Wirrnis des Gestrüpps, um einen leidlichen Durchgang frei zu legen. Nun ließ sich das Buschwerk bequem teilen; das Tageslicht flutete in die Nische hinein, aus der ein kleiner weißer Falter ins Freie flog.

„Halt!“ rief Marie munter. „Erst will ich die Aufnahme machen — wer kann wissen, ob es sich nicht um eine wichtige archäologische Entdeckung handelt, und dann habe ich wenigstens den Platz fixiert! Bleiben Sie so stehen, mit der einen Hand das Gebüsch lüftend, in der anderen das blanke Messer! Das sieht gut aus; Sie kommen mit auf die Photographie. Nun bitte recht freundlich!“

Sie richtete ihren Kodak und nahm das Bild auf. Dann stieg Graetz voran über die zerfleischte Kaktushecke und half Marie, ihm zu folgen.

Hinter den beiden schlug der Buschvorhang wieder zusammen. Aber zwischen Blättern und Blüten hindurch drang doch noch genügend Sonne und durchwebte den Raum mit grünlichem Licht. Hohes Gras wuchs am Boden, ein Stelldichein für die Eidechsen, die mit zitternden Leibern und zuckenden Schwänzen zwischen den Füßen der Reisenden umherhuschten. Dicht am Eingang der Nische sprangen zwei massive quadratische Marmorblöcke rechts und links aus der Mauer, die Säulen getragen haben mochten. Von der Höhe herab, aus einem dunklen Gespinst von Moosen und Flechten, die die Wölbung mit dicker Polsterung überzogen, fiel in gleichen Zwischenräumen ein vereinzelter Wassertropfen.

Nun sah man auch, was das Weißliche im Hintergrund war: ein wohlerhaltener Katafalk aus hellem Marmor, dachartig

geschlossen und schmucklos in der Form, aber doch edel in den Linien und nach dem Stil des Bandornaments unterhalb des Deckels wohl griechischen Ursprungs. Es war möglich, daß die Leiter der Ausgrabungen den Steinsarg nur vorübergehend hier untergebracht hatten; es war aber auch möglich und das Wahrscheinlichere, daß diese von der Natur geschützte Nische bisher dem Forscherauge entgangen und daß der Sarkophag noch nicht geöffnet und entweiht worden war. Wer schlummerte in dem steinernen Sarg? Vielleicht ein arianischer Patriarch, vielleicht ein vandalischer Held, den man in der Basilika beigesetzt hatte.

„Es möge Geheimnis bleiben," sagte Marie, „ich wollte, es bliebe es. Da hat nun der Tote über tausend Jahre in Frieden geruht, und keine frevle Hand vergriff sich an seinem Grabe. Wenn man diese Stelle entdeckt, wird man den Sarg öffnen und die Gebeine herauszerren und nach Schmuckstücken suchen. Und dann gehen die Archäologen an die Arbeit, und ein großer Widerstreit der Meinungen beginnt, und schließlich wird man genau wissen wollen: hat man hier Bonifazius oder Travestinus oder den Heiligen Astulf begraben? Es kann aber auch ein ganz anderer gewesen sein. Jedenfalls schleppt man den Sarg von hinnen, und vielleicht stellt man ihn in der großen Kathedrale auf, wenn man ihn schön genug findet, oder im Vorhofe der Ludwigskapelle, wenn nur ein schlichter Mönch in ihm geschlafen hat, und dann kommen die Touristen mit dem Bädeker in der Hand und beschnüffeln ihn. Das könnte mich ärgerlich stimmen. Ich möchte, der Sarg bliebe in seiner Einsamkeit, in dieser kühlen Nische, die ein lebendiger Vorhang abschließt, und bliebe hier noch weitere tausend Jahre. Aber das ist nicht zu hoffen. Ich will dem toten Mann meine Rose weihen . . ."

Bei der Abfahrt aus Tunis hatte Graetz ihr ein paar Rosen gereicht, die trug sie an ihrer Brust. Nun nahm sie die Blüten und legte den Frühling auf den kalten Marmor des Sarkophags, auf jene Seite, da sie das Haupt des Toten vermutete. Die Rosen dufteten stark und schimmerten wie große Blutstropfen durch das dämmernde Licht.

Graetz stand an der Seite und schaute schweigend dem Be-

ginnen des Mädchens zu. Es lag für ihn ein eigener Reiz in ihren wunderlichen Einfällen; fast etwas wie ein poetisches Mitempfinden stieg in ihm auf. Sie hatte die Arme auf das Dach des Sarges gelegt und stützte das runde Kinn auf die Hände und schien wieder zu träumen. Aber rasch wechselten ihre Stimmungen. Ein gurrender Laut wurde draußen vernehmbar.

„Horch!" rief Marie. „Das sind wilde Tauben! Sie nisten im Busch — still, daß wir sie nicht stören! . . ." Sie setzte sich auf einen der beiden Marmorblöcke und machte eine einladende Handbewegung . . . „Bitte, mein Herr — da ist noch ein zweiter Platz. Lassen Sie uns noch ein wenig verweilen. Ich finde es unsagbar wonnig hier. Diese kühlende Frische im Gegensatz zu dem Sonnenbrand draußen — und diese stille Abgeschiedenheit . . . Davon träume ich manchmal im Reisetrubel. Sie haben schon recht: es ist keine erfreuliche Aussicht, wieder unter die Fahrenheits zu kommen . . . Haben Sie noch andere Bekannte in Konstantinopel?"

Er bejahte es: einen Vetter, den Grafen Wilhelm Limbach von den Blücher-Husaren, der als Instruktor der türkischen Kavallerie seit zwei Jahren in Konstantinopel lebte. Ein Wort gab das andere. Man begann sich in diesem einsamen Winkel zu verplaudern. Das war Graetz recht so. Er sprach Marie zum ersten Male von seinen häuslichen Verhältnissen; er wollte, daß sie Bescheid wisse.

Er stammte aus einer sehr begüterten und angesehenen Bürgerfamilie, die ursprünglich am Rhein, an der holländischen Grenze, angesessen gewesen, aber etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in die Brandenburgische Mark eingewandert war. Die Liebe zur Landwirtschaft war bei den Graetzens gewissermaßen erblich: Bernhard von Graetz war unter Friedrich Wilhelm II. Landwirtschaftsminister gewesen und für seine Verdienste geadelt worden. Aber sein Sohn, der sich in der Demagogenzeit politisch kompromittierte, hatte den Adel abgelegt, und die Nachkommen nahmen ihn nicht mehr auf, obwohl man es dem Vater Ottos nahe gelegt hatte, als er um die Komteß Annafreda anhielt, eine Tochter des bei Le Bourget gefallenen

Generals Grafen Wiwisenz von Limbach. Wäre der Schwiegervater am Leben geblieben, so hätte der Ökonomierat Graetz dem braven alten General vielleicht den Gefallen erwiesen und den Adelspartikel wieder vor seinen Namen gestellt. Aber der Alte war tot, und Frau Annafreda in bezug auf Adelsstolz ein wenig aus der Familie geglitten. Es war ihr merkwürdig ergangen. Sie hatte sich als blutjunges Mädchen in einen armen Vetter verliebt (denselben, der später ein Portierstöchterchen heiratete und als Herr von Radeberg nach Amerika ging); aber die Eltern bevorzugten den reichen Rittergutsbesitzer Graetz, der sich erst vor kurzem die beiden schönen Besitzungen Stockhausen und Kütnersdorf gekauft hatte und noch eine stattliche Herrschaft im Posenschen besaß. Es kam zu lebhaften Szenen und Auseinandersetzungen, und schließlich erklärte Annafreda: „Gut — ich heirate euern dicken Graetz mit der Warze auf der Nase — aber ich werde ihn ewig hassen! . . ." Der Haß währte nicht lange; Annafreda wurde sehr glücklich, wurde sehr rund und vergaß äußerst rasch den Vetter von der Radeberger Linie.

Otto Graetz war ein ungezogener Junge und ein nicht zu bändigender Wildfang. Da steckten ihn die Eltern ein paar Jahre in das Kadettenkorps und ließen ihn sodann bei den Kurfürst-Dragonern eintreten. Aber der Ökonomierat wurde älter, und Otto blieb der einzige, und die Güter wollten verwaltet sein. So quittierte Otto denn mit dem Charakter als Rittmeister den Dienst, erhielt die Erlaubnis, die alte Uniform zu tragen und noch den Roten Adler vierter Klasse und übernahm zunächst das zweite Graetzesche Gut, das Dominium Kütnersdorf. Er wurde ein vortrefflicher Landwirt, dem seine günstige Vermögenslage auch die agrarischen Sorgen fern hielt, und an dem die Eltern nur das eine auszusetzen hatten: daß er partout nicht heiraten wollte. „Aber es kann ja nach kommen," meinte er und senkte ein wenig den Kopf; „nicht heute und nicht morgen und ohne Übereilung — wenn nur die Rechte erst da ist . . ." Und Fräulein von la Rocque nickte ernsthaft und sagte: „Versteht sich — die muß erst da sein . . ."

So saßen sie sich gegenüber auf den beiden Marmorblöcken,

grün umschattet von dem im Buschvorhang sich brechenden Tageslicht, in der köstlichen Frische der gemauerten Nische, von deren Höhe noch immer in gleichen Pausen ein Wassertropfen fiel, der sich im Moospelz der Bogenwölbung langsam sammelte. Hinten im Sarkophag schlummerte der arianische Mönch unter den fünf roten Rosen, die das blühende Leben ihm auf die Grabstätte gelegt hatte, und draußen gurrten die wilden Tauben.

Sie saßen sich gegenüber und sprachen von allerlei. Auch Marie erzählte wieder von der kanadischen Heimat — es klang melancholischer als die Geschichte Ottos. Sie hatte die Hände im Nacken verschränkt und lehnte sich rückwärts gegen die Mauer. „Seien Sie froh," sagte sie, „daß Sie Eltern hatten, die Ihre Jugend behüteten. Das klingt wie eine sentimentale Phrase und ist doch keine. Ich kann nicht ohne Bitterkeit an meine Kindheit zurückdenken. Solange mein Vater lebte, gab es wenigstens zuweilen noch einen Sonnenblick, obwohl auch schon damals der Einfluß meiner Mutter sich geltend machte. Aber dann . . . als ich mich endlich frei fühlte, da war es eine förmliche Flucht aus dem Vaterhause. Wahrhaftig, ich floh! Ich jagte förmlich in die Fremde — ich schauderte vor dem Gedanken, zurückkehren zu müssen, und ich träume noch heute zuweilen davon, man schleppe mich wieder in diese eisige Atmosphäre. Das ist wie ein Alpdruck . . . Nun steh' ich seit Jahren auf eigenen Füßen. Ich stehe ganz allein . . ." Sie zuckte mit den Achseln . . . „Ich habe mich daran gewöhnt und fühle mich wohl in dieser unbeschränkten Freiheit. Wenigstens sozusagen wohl: ich kann tun, was ich will, und leben, wo ich es mir wünsche. Aber das bannt nicht die Sehnsucht nach einer Erinnerung ,die das Herz wärmt. Ich habe nie gewußt, wie Heimweh tut. Ich glaube, das muß ein köstlicher Schmerz sein, ein süßes Martyrium, das uns Heimatlosen versagt bleibt."

„Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie einmal eine neue Heimat finden werden," erwiderte Graetz.

„Jawohl," entgegnete Marie lebhaft, „wenn und wenn und wenn . . . Wir tranken schon einmal auf die Rosenketten, die da kommen sollen. Ach, lieber Freund, das alles ist ja

Unsinn! Sagten Sie vorhin nicht, Sie warteten noch immer auf die ‚Rechte‘? Ich warte auch; ich warte auf den, der mir recht ist. Aber er zeigt sich nicht . . .“

Sie stand auf. Nun kam für Graetz wiederum ein Augenblick des Schwankens. Jetzt hätte er sprechen sollen. Er räusperte sich. Eine wahnsinnige Schüchternheit packte ihn plötzlich. Er schaute zu Boden. Da wollte er niederfallen und von seiner Liebe stammeln. Doch er blieb stehen. Nein, so ging es nicht. Nicht hier. Da konnte die Reisegesellschaft ihre Glossen machen über das Pärchen, das so verständig gewesen war, die Therapia weiter fahren zu lassen, um sich in aller Heimlichkeit zusammenzufinden. Das wollte er nicht. Er wollte jedem Klatsch aus dem Wege zu gehen — er wollte auch erst mit dem Vetter Wilhelm Limbach sprechen. Er war vorsichtig.

Er merkte nicht, wie sich das Auge Maries gleichsam fragend auf ihn heftete. Sie sah ihn an — mit einem ernsten, herzenswarmen, auch erwartungsvollen Blick. Ihr Gesicht schien sich zu verändern. Es war nicht mehr das fröhliche, ein wenig kecke Soubrettenprofil; das Antlitz wurde reifer, schwermütiger und älter. Die kleine senkrechte Falte zwischen den Brauen kehrte zurück, und die Mundwinkel senkten sich. Ein Schatten fiel über die Stirn. Der Schatten fiel auch über das Buschwerk am Eingange. Ein Vogel flog draußen vorüber, und seine Schwingen strichen über die weißen Blüten mit den rosigen Staubfäden.

„Kommen Sie,“ sagte Marie.

Seine Hand zerteilte den grünen Vorhang. Sie traten wieder ins Freie und in die helle Sonne. Die Nische blieb einsam, und der tote Mann im Steinsarg schlief weiter. Aber die Rosen auf dem Marmor entfalteten noch immer ihre Blüten und sprachen stumm von Liebe und Lenz, indes der korrekte Herr Rittmeister seine Begleiterin durch die Ruinen der Basilika zuführte zu dem sie erwartenden Wagen.

6.

Der ‚Bourrasque‘ ging zu angesagter Stunde ab. Herr Drakopulos, der dicke Agent der Levantelinie, hatte es sich nicht nehmen lassen, das ihm anempfohlene Paar bis nach Goletta zu geleiten. Er brachte für Fräulein von la Rocque einen riesigen Blumenstrauß und einen Karton zuckerglasierter Veilchen als tunesische Spezialität mit und blieb an der Reede stehen, unaufhörlich mit einem gewaltigen rotseidenen Taschentuch winkend, bis die Barkasse, die die beiden an Bord des Dampfers trug, nur noch einem Pünktchen im blauen Meere glich.

Der ‚Bourrasque‘ war leider kein Sturmvogel, und auch an Komfort mangelte es dem Schiffe. Zur Erhöhung der Unbehaglichkeit verschlechterte sich dazu wieder die Witterung. Pantelleria lag noch im Sonnenschein, und auch das merkwürdige kleine Eiland westlich der Insel, das 1891 infolge einer unterseeischen Eruption emporgehoben wurde, war deutlich zu erkennen. Als aber der Dampfer an Gozzo und Malta vorübersteuerte, wurde es böse. Der Nebel fiel, und die See begann unruhig zu werden. Es war kein regelrechter Sturm, kein Wüten der Elemente, gegen das der arme Mensch machtlos ist. Es war nur ein ungezogenes Benehmen Neptuns, ein Quirlen und Trichtern im Meere, dessen kurze Stoßwellen den schlecht gebauten Dampfer hin- und herschleuderten, einen Spielball übermütiger Najaden. Das Tageslicht verdunkelte sich; das Nebelhorn schrie unausgesetzt; graugrüner Gischt umzischte das Schiff.

Der arme Mensch hielt auch diesmal nicht stand. Er verkroch sich in die Kabinen. Bei Beginn der ‚groben See‘ wagten sich noch verschiedene beherzte Leute auf das Deck, machten unbekümmerte Gesichter und scherzten frohgemut über den stürmischen Wogendrang. Aber auf einmal verblich dieses Antlitz und jenes. Das heitere Lächeln wurde krampfhaft; der eine stürzte plötzlich an die Verschanzung und neigte den Kopf in die Tiefe, als locke da unten eine feuchtholde Teufelinne; der andere verschwand in den Kojen. Das Deck leerte sich, es vereinsamte. Der arme Mensch sah ein, daß sein Mut fruchtlos war.

Marie spielte die Tapfere. Sie hatte Graetz von dem Einfluß der moralischen Stärke auf die Schwäche des Körpers erzählt und gedachte sich kraft der Moral durchzukämpfen. Sie erschien noch beim Lunch. Aber schon der Speisesaal erweckte ein heimliches Gruseln in ihr. Da sah alles so unheimlich aus. An den Tischen waren die Verkantungen aufgeklappt worden; Teller, Gläser und Flaschen waren zwischen Holzleisten eingespannt: man hatte eine förmliche Fortifikation geschaffen, um durch Menschenlist der Tücke der See zu begegnen.

Trotzdem nahm Marie freundlich lächelnd Platz. Die Suppe kam, und gleichzeitig kam eine stärkere Welle und legte das Schiff auf die Seite. Die Suppe floß über den Tellerrand, und Marie machte eine unwillkürliche Verbeugung. Doch noch immer hielt sie sich wacker. Da flutete abermals eine arge Welle heran, diesmal von rückwärts, und hob den Dampfer kieloben, und die Schraube kreischte und knirschte, und das ganze Schiff erzitterte. Es klirrte und klapperte; ein paar Flaschen rollten zu Boden und zersplitterten; ein paar Teller flogen durch die Luft; zwei der servierenden Stewards sausten gegen die Wand; ein Glas Madeira entleerte sich im Schoße Maries. Da erhob sie sich, totenblaß, wenn auch immer noch mit schwachem Lächeln, und sagte zu Graetz: „Lieber Rittmeister, die Moral ist gut, aber Nachgiebigkeit besser. Ich werde mir meine innere Stärke für das Land reservieren. Ich sehe, hier wird sie schwankend —"

Sie wollte noch ein weniges hinzufügen, aber sie schwankte selber zu sehr. Da flüchtete auch sie in ihre Kabine.

Es mußte überwunden werden wie alles im irdischen Leben. Graetz schickte ihr durch die Stewardeß allerlei Mittel gegen die Seekrankheit in ihre Koje, die ihm der Schiffsarzt gegeben hatte: mehrere Pulver, ein paar Dragees und ein Fläschchen mit Tropfen. Sie ließ ihm dankend erwidern, sie habe nur den einen Wunsch, in Ruhe zu sterben. Die Hälfte der Passagiere teilte übrigens diesen Wunsch. Es war ringsum in den Kabinen ein großes Stöhnen, und nur Graetz wandele noch aufrecht auf und ab und freute sich, wenn ihn der Sturm schüttelte und der Gischt mit hellen Flocken übersäete. Er blieb ruhig

auf dem Deck, speiste mit unverringertem Appetit und trank viel Porter.

In der zweiten Nacht flaute der Wind ab, und gegen Morgen brach die Sonne durch. Im Nu verflog das Gewölk; es war, als wische es eine unsichtbare Hand vom Himmel. Eine blasse Engländerin steckte als erste das sommersprossige Näschen in die frische Luft, und nun folgte in langer Schar der Reigen der übrigen Passagiere. Das ganze Schiff war wieder zum Leben erwacht. Die da hatten sterben wollen, jubelten am lautesten. Das Schiffsorchester stimmte die Marseillaise an; man sang mit, man holte Krocket und Ringspiel und Shuffle-Board hervor; ein dicker Südfranzose bestellte Champagner.

Graetz stand an der Deckwand und schaute in den heiteren Morgen. Der ‚Bourrasque‘ steuerte durch die Inselwelt der Zykladen in geradem Kurs auf Smyrna. Links blieb, in feinen Duft getaucht, das Bergland von Euböa liegen, rechts sah man die gleichsam verdampfenden Konturen der Insel Andros, geradeaus öffnete sich das blaue ägäische Meer.

Von rückwärts legten sich zwei kleine Hände über die Augen Ottos.

„Wer ist's?“ fragte eine helle Stimme.

„Eine arme Tote,“ erwiderte Graetz lachend.

Aber sie war nicht mehr tot. Mit frischem, heiterem und sonnigem Gesicht stand Marie vor ihm, wie neugeboren.

„Da bin ich wieder,“ sagte sie. „Mein lieber Freund, ich renommiere nimmer. Ich halte nie wieder Vorträge über den Mut der Seele, wenn das Barometer tief steht. Ich gestehe zu, daß ich ein klägliches Geschöpf bin, in dem das Allmenschliche im Übergewicht ist. Ich habe einem Wüstensturm Stand gehalten, ich habe Gletscher erklettert und einmal einen Dieb mit dem Revolver in der Hand aus meinem Hotelzimmer vertrieben. Aber gegen die Seekrankheit bin ich nicht gewappnet.“

„Das bedauere ich persönlich,“ entgegnete Graetz, „weil es mir leid tut, Sie elend zu wissen. Und doch freue ich mich darüber, daß auch Sie Ihre Schwäche haben. Es rückt mich

das Ihnen sozusagen ein Stückchen näher. Es nimmt Ihnen etwas von Ihrer sonstigen Unnahbarkeit —"

„Und so weiter," ergänzte Marie. „Es ist nett von Ihnen, daß Sie Ihre kleine Schadenfreude in Süßigkeit einwickeln. Oder sollte es eine zierlich umschriebene Schmeichelei sein?"

Graetz antwortete nicht sogleich. Er starrte auf das Musikprogramm, das an einer Wand des Promenadendecks angeheftet war. Das Datum fiel ihm auf: der achte Juni. Heut war der achte Juni — mein Gott, war das nicht Maries Geburtstag, den Kapitän Dietrichsen bei der Einfahrt in die Dardanellen hatte feiern wollen?! — Eiligst zog Graetz sein Notizbuch hervor und durchblätterte es; er wußte genau, er hatte sich das große Ereignis vorgemerkt, aber es fiel ihm im Augenblick nicht ein: war es der achte oder der zehnte Juni gewesen? —

„Wollen Sie mir Ihre Denkwürdigkeiten während meiner Leidenszeit vorlesen?" fragte Marie.

Graetz schob das Notizbuch wieder in seine Tasche. „Nein," erwiderte er, „ich wollte mich nur einer Vergeßlichkeit vergewissern, einer ganz abscheulichen Vergeßlichkeit, die mir das Datum auf dem Musikprogramm in das Gedächtnis zurückgerufen hat. Fräulein Marie, wir begehen heute ein Fest der Weihe. Wäre ich weniger gedankenlos gewesen, so hätte ich Ihnen bereits in aller Frühe ein Ständchen bringen lassen. So kann ich Ihnen nicht einmal zu Ehren des Tages ein Bukett überreichen, denn die Blumen des Meeres sind etwas feucht und auch schwer zu erlangen. Ich beschränke mich also vorderhand darauf, Ihnen bei Ihrem Eintritt in das dreiundzwanzigste Lebensjahr meine allerherzlichsten Glückwünsche auszusprechen . . ."

Er reichte ihr die Hand. Sie war ganz verblüfft. Auf Reisen kümmerte sie sich wenig um Zeit und Datum; sie hatte gar nicht daran gedacht, daß man heute den achten Juni schrieb; sie hatte den eigenen Geburtstag vergessen.

„Tausend Dank, lieber Freund," rief sie. „Und entschuldigen Sie sich nicht weiter ob Ihrer Gedächtnisschwäche. Die meine ist ärger. Wahrhaftig, heute ist Geburtstag! Den vorjährigen verlebte ich in Kiew. Bester Rittmeister, es schadet

nichts, wenn man allmählich anfängt, seine Geburtstage zu vergessen. Die Jahre nahen, da man ganz gern die Erinnerung an das steigende Alter auslöschen möchte."

„Was soll ich dann sagen!? Ich bin rund ein Dutzend Jahre älter als Sie, und wenn Sie recht genau hinsehen, werden Sie an meiner Schläfe schon einen verdächtigen Silberglanz entdecken."

„Männer werden nur ‚reifer', nicht älter. Wenn wir die letzte unserer Hoffnungen mit den liebsten Erinnerungen sacht einpacken können, beginnt für Sie die zweite Jugend. Übrigens — ich werde nicht drei-, sondern vierundzwanzig. Warten Sie mal — wann bin ich geboren? — Weiß Gott, es ist möglich, daß ich mich um ein Jahr irre ... Sehen Sie, das ist auch wieder einmal charakteristisch: habe ich Siebenundsiebzig oder Achtundsiebzig das Licht der Welt erblickt — ich weiß es wahrhaftig nicht genau! In bezug auf die eigene Person lebe ich gern im Dunkeln. Aber wir wollen das sofort feststellen. Meinen Geburtsschein habe ich im Geldtäschchen ..." Sie sprang davon.

Graetz steckte sich eine Zigarette an und schaute ihr sinnend nach. Sie war ein seltsames Mädchen. Sie vergaß ihren Geburtstag und wußte kaum, wie alt sie war. Es war ihm schon öfters aufgefallen, daß sie dem Biographischen in ihrem Leben eine vollkommene Nichtachtung entgegenbrachte. Sie hielt das für Überflüssigkeiten im Ichkultus, für die Torheiten eines kleinen Backfisches, der jede unwichtige Einzelheit seines Daseins mit eitler Selbstgefälligkeit notiert.

Ihre zierliche Gestalt tauchte soeben wieder auf dem Promenadendeck auf. Sie schwenkte ein Stück Papier in der Hand. „O, lieber Freund," rief sie, „ich bin wahrhaftig jünger als ich dachte! Ich bin wahrhaftig erst dreiundzwanzig! Ich darf noch ein Jahr länger leben. Da!"

Sie gab ihm ihren Geburtsschein. Das war ein Dokument, gewissermaßen ein Ausweis für ihre Person, und Graetz überflog das Papier mit Interesse. Die Aufnahme war durch den Pfarrer der protestantischen Christuskirche an Dominion Square in Montreal erfolgt und vom Küster der Gemeinde gegengezeichnet und

lautete auf Anna Josefine Marie-Angélique Savin de la Rocque, eheliche Tochter des Herrn Antonin Savin de la Rocque de Bausset-Castay Marquis de St-Gosselin und dessen Gemahlin Wera, geborenen Tschertkow.

Es war für Graetz ein eigentümliches Empfinden, als er dieses Dokument las. Es erfüllte ihn mit einer gewissen Befriedigung, ein Gefühl, über das er sich aber nicht Rechenschaft zu geben wußte. Er hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß alles, was Marie ihm über sich selbst und ihre Familie erzählt, Wahrheit sei; trotzdem erregte ihn dieser erste Beweis der Wahrheit. Es war eine freudige Erregtheit, und eine so starke, daß die Hand leicht zitterte, die dem Mädchen das Papier zurückreichte.

„Merci, Frau Marquise," sagte er, und da unterbrach sie ihn lachend: „Marquise — o wie das klingt! Unser armes Marquisat! Ich weiß nicht einmal, wo St-Gosselin gelegen hat oder noch liegt. Ich glaube, in der Dauphinée. Der Urururahne muß es schon verpulvert haben. Der Marquisentitel ist eine unbequeme Schleppe für ein armes Mädchen wie ich. Schon das ‚de la' Rocque mahnt an Prätensionen und verteuert mir das Hotelservice unnötigerweise. Ich würde mich schlankweg Rock nennen, mit einem ck, wenn das deutsche Wort nicht auf allerhand Kostümliches auch im Dessous hinwiese . . ."

Nun waren beide wieder heiter. Beim Frühstück begoß man den Geburtstag mit Schaumperlen aus der Champagne. Am Nachmittag wurde Chios sichtbar, und dann blieb man bei herrlichstem Wetter bis tief in die Nacht hinein auf dem Deck, um die Einfahrt in den Golf von Smyrna beobachten zu können, wo der Dampfer bis zum nächsten Abend liegen bleiben sollte. In der hellen Frühlingsnacht, unter dem sternenklaren und vom Mondlicht gesättigten Himmel, war der Eindruck dieser Golffahrt ein unbeschreiblich schöner. Ein fast ununterbrochener Kranz von Lichtern umrahmte unterhalb der finster dräuenden Berghänge die Küsten mit ihren Olivenwäldern und Zypressenhainen. Der ‚Bourrasque' legte im Binnenhafen an und zwar dicht am Kai, so daß die Passagiere am nächsten Morgen direkt an das Land steigen konnten.

Hier fand Graetz die erste Nachricht von Kapitän Dietrichsen vor, die ihm durch einen Angestellten des deutschen Konsulats überbracht wurde. Die Therapia war ein paar Tage vorher in Smyrna gewesen, und Dietrichsen hatte einen Brief hinterlassen, in dem er die Bitte aussprach, Graetz möge ihm nach Odessa telegraphieren, ob seine Weiterreise glücklich vonstatten gegangen sei. Der brave Kapitän befand sich sichtlich in Ängsten um seine beiden wider Willen in Tunis zurückgelassenen Passagiere. Ein beruhigendes und sehr vergnügt abgefaßtes Telegramm sollte ihn trösten; eine zweite Depesche ging an den Grafen Wilhelm Limbach, den Vetter des Rittmeisters nach Konstantinopel ab, meldete den Tag der Ankunft und erbat Reservierung von Zimmern im Pera Palace Hotel.

Im übrigen wurde der Tag mit einem Bummel durch die Bazare und einer Wagenfahrt die Karawanenstraße hinab nach alten Aquädukten ausgefüllt. Natürlich versäumte Graetz auch nicht, noch nachträglich für eine kleine Geburtstagsaufmerksamkeit zu sorgen. Er ließ heimlich die ganze Kabine Maries mit Blumen dekorieren. Das sah wunderhübsch aus, und als Marie am Abend die Koje aufsuchte, freute sie sich ehrlich über dieses blühende Wunder. Aber schlafen konnte sie bei dem starken Duft der Blumen unmöglich. Sie wartete also geduldig, bis auch Graetz sein Lager aufgesucht hatte, rief dann die Stewardeß und ließ den ganzen Frühlingsflor wieder aus der Kabine räumen. Freilich blieb immer noch Duft genug zurück, den sie am nächsten Morgen mit einer argen Migräne bezahlen mußte. Aber sie sprach nicht davon. Die unpraktische Liebenswürdigkeit hatte sie dennoch sehr erfreut.

Nun währte es nicht mehr lange, bis man das vorläufige Ziel der Reise erreicht hatte. In der Nacht fuhr der Dampfer an der nebelumsponnenen Küste von Lesbos vorüber, landeinwärts Pergamons leuchtendes Trümmerfeld liegen lassend. Im Norden schimmerte durch den Glast des Mondes die weiße Schneekuppe des Idagipfels, und als der ‚Bourrasque', den Kurs nach Norden wendend, die Besika-Bai durchquerte, wurde Trojas sich weithin erstreckende flache Ebene sichtbar. Die meisten Passa-

giere waren noch auf Deck geblieben. Die Nacht war köstlich, und es ließ sich hier oben mit wachen Augen so wundervoll träumen. Da sah das wache Auge in der glühenden Luft streitende Geisterzüge, sah am Sigeion=Vorgebirge aus lichtem Dunst des Herakles riesige Gestalt auftauchen, sah die Argonauten landen und das zum troischen Kriege ausziehende Griechenheer, Alexander den Großen mit seinen Kohorten und die holde Helle, wie sie von dem durch die Wolken stampfenden Widder mit dem goldenen Vließ hinabstürzte in das dunkle Meer. Sah die Ufer wechseln: an der Mündung des Hellespont die Zackenlinien starker Befestigungen mit den Feuerschlünden Kruppscher Kanonen — an der asiatischen Küste das Gischtgekräusel des in die See strömenden Menderes, des homerischen Skamander, weiter hinauf das sagenhafte Lampsak und am Chersones den Leuchtturm von Gallipoli auf blau=schwarzem Felsen — und dann, wie zu zärtlichem Umfangen sich öffnend, wie ein großes blaues Auge, das ‚Himmelswasser‘ der Propontis, das wunderreiche Marmarameer . . .

Als Graetz und Marie am frühen Morgen das Deck betraten, strich der ‚Bourrasque‘ gerade an den grünen Prinzeninseln vorüber. Die Sonne war aufgegangen, ein Funkengestäube lag über der See; um den weißen Leanderturm inmitten der Propontis flatterten die Möwen. Aus den Tälern Asiens dampfte bläulicher Nebel zur Höhe des Burgurluberges, an dessen Fuße, von schwarzen Zypressengirlanden umrahmt, sich Skutaris düstere Häusermasse erstreckte. Aus feinen Wolkenschleiern ragte in weiter Ferne ein noch schneebedecktes Felsenhaupt empor: der thrakische Olymp. Im Vorblick, am Eingang zum Bosporus, wurde auf europäischer Seite Stambul sichtbar mit den byzantinischen Umfassungsmauern und dem grauen Mauerwerk des Schlosses der sieben Türme — und drüben, über den runden Bleidächern, Kiosken und Kuppeln, den Platanen und Zypressen des Alten Serail, glänzte in der Frühsonne der riesige Halbmond auf der Spitze der Aga Sophia. Nun öffnete sich auch das Goldene Horn mit der wie eine Ameisenstraße belebten langen Brücke — und die Siebenhügelmetropole des Ostens lag

weit gebreitet vor dem schwelgenden Auge. Gegenüber Stambul stieg Pera, die Frankenstadt, am Berghange auf; unten trat die See bis dicht an die Kais von Galata heran, ein ultramarinblaues durchsichtiges Wasser, durchkreuzt von den Schwalben des Bosporus, den pfeilschnell die Wogen durchschneidenden Kaïks . . .

Hier unten, am Kai von Galata, rasselte auch der Anker der ‚Bourrasque' in die Tiefe. Im Augenblick, da das Schiff anlegte, waren Decks und Kabinengänge überschwemmt von dem durcheinander wirbelnden, schreienden und gestikulierenden Heer der Lastträger, Fremdenführer und Kommissionäre. Marie hatte ihre gesamten Gepäckstücke auf das Promenadendeck schaffen lassen, thronte auf dem größten der Koffer, den Sonnenschirm wie einen Zepter in der Hand, und rief Graetz zu: „Ich warte hier und rühre mich nicht, bis Sie den Dragoman von Pera Palace gefunden haben! . . ." Das war in dem Gewühl aber gar nicht so leicht. Graetz arbeitete sich bis zur Schiffstreppe durch, um zunächst einmal ein paar Gepäckträger zu erhaschen und die Koffer nach der Douane schaffen zu lassen, als eine Hand seinen Arm berührte und eine lustige Stimme ihm zurief: „Otto — mein alter Junge — na wie geht dir's denn?!"

Graetz sah einen hohen türkischen Offizier in der geschmackvollen Uniform des Regiments Ertogrul vor sich stehen. Alle Wetter, das war ja Bill Limbach, der Blücherhusar — den hätte er weiß Gott kaum wiedererkannt! Sein Schnurrbart war länger geworden und martialisch aufgesträubt wie der eines alten Janitscharen das Gesicht braun gebrannt, keck saß der Kalpak auf dem dunklen Haar, und an der Schulter baumelten die silbernen Fangschnüre eines Flügeladjutanten Seiner Kaiserlichen Majestät des Sultans. Das war Graf Limbach-Pascha, Brigadier und General der Kavallerie mit dem Titel Exzellenz — nur die lustigen Augen erinnerten noch an den preußischen Husarenrittmeister.

„Oho — Bill-Pascha, Effendi, alter lieber Mamelucke! . . ." Sie umarmten sich und schüttelten sich die Hände.

„Wie geht's zu Hause?" fragte Bill. „Was machen die Alten? Was macht die Jagd? Was machen die Gäule?

„Alles in Kondition, Bill — danke für gütige Nachfrage. Nun hilf uns mal durch die Douane. Ich denke mir, deine Uniform wird uns den Schmerzensweg erleichtern helfen."

„Ein Backschisch ist zweckmäßiger. Nimm ein Goldstück in die Hand. Wo sind deine Sachen?"

„Ich möchte dir erst einmal eine liebenswürdige Reisebegleiterin vorstellen, die mir den unfreiwilligen Aufenthalt in Tunis mit Würde ertragen half."

„Toller Kerl," sagte Limbach. „Bleibt unterwegs kleben. Bleibt sitzen wie ein Quartaner, der zum ersten Mal Eisenbahn fährt. Mit Kapitän Dietrichsen habe ich mich bei Janni festgekneipt. Famose alte Haut. Er hat mir da allerlei von einer bildhübschen kleinen Kanadierin erzählt, die Europas übertünchte Höflichkeit nach jeder Richtung hin kennt —"

„Liebe Marie, darf ich Sie mit meinem Vetter Grafen Limbach bekannt machen, Pascha und Exzellenz, noch ohne Roßschweife, aber sonst sehr bedeutend. Fräulein de la Rocque . . ."

Bill verneigte sich. Ganz scharmant! Waren das ein paar Augen! — Er sagte sofort einige liebenswürdige Worte, schrie dann nach seinem Dragoman, winkte einige Hammâls, kurzhosige Gepäckträger, heran und blinzelte heimlich Graetz zu, indem er ihm freundschaftlich in die Seite puffte. „I du infamigter Schwerenöter!" flüsterte er mit pfiffigem Lächeln.

Graetz tat befremdet. Was dachte sich denn der Bill?! Dachte der vielleicht . . . ah, da hörte doch alles auf! — Aber es war jetzt keine Zeit zur Aufklärung. Während die Hammâls die Koffer auf ihre riesigen Schultern luden, als sei es eine Spielerei, erzählte Limbach, daß Dietrichsen ihm den Paß des gnädigen Fräuleins übergeben habe, daß er amtlich visiert worden und nun alles in Ordnung sei. „Aber es hat Mühe gemacht, gnädiges Fräulein. Ich bin von Pontius zu Pilatus gelaufen, auf die englische Botschaft und das englische Konsulat, zum Nasir der Polizei und zum Stadtpräfekten, bis endlich mein Freund, der Großwesir, das entscheidende Wort gesprochen hat. Sonst hätte man Sie überhaupt nicht in dieses Paradies Muhammeds hinein gelassen . . ."

Marie bedankte sich herzlich. Aber Graetz war etwas verstimmt. Bill hatte seiner Begleiterin gegenüber eine Vertraulichkeit, die ihm nicht gefiel. Er war tadellos höflich, äußerst zuvorkommend, sehr liebenswürdig; aber sein eigentümliches Lächeln, ein Lächeln des linken Mundwinkels, das sich gewissermaßen den Schnurrbartspitzen mitteilte und das zu sagen schien: ‚Kinder, macht mir doch nichts vor, ich weiß ja Bescheid, ich kenne das —' dies ironisch-zutunliche Lächeln paßte Graetz durchaus nicht.

Übrigens schien Marie Ähnliches zu empfinden. Auf dem Wege zur Douane schritt Limbach eilfertig voran, um die nötigen Trinkgelder an die Zollbeamten zu verteilen; Marie und Graetz blieben ein wenig zurück, und erstere bemerkte, ohne Bitterkeit und ganz harmlos: „Cher ami, ich fürchte beinahe, ich komme in eine etwas schiefe Situation."

Da nahm Graetz ihre liebe kleine Hand und drückte sie herzhaft. „Lassen Sie mich dafür sorgen, daß das nicht geschieht," erwiderte er halblaut.

Die Zollscherereien waren bald erledigt; dann fuhr man zwischen Lastwagen, Equipagen und Pferdebahnen und Rudeln kläffender wilder Hunde auf entsetzlichem Pflaster die Große Pera-Straße bergan bis zu dem Pera Palace Hotel der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft, wo Limbach bereits Quartier gemacht hatte. Die Zimmer waren komfortabel; Marie erfreute sich an der wundervollen Aussicht aus ihren Fenstern über Stambul und die Villeggiaturen am Goldenen Horn, bat dann, ein wenig Toilette machen zu dürfen, und versprach, zum Frühstück im Speisesaal zu sein. Graetz verschob das Auspacken seiner Koffer auf eine spätere Stunde; ihm lag daran, sich zunächst einmal mit dem Vetter aussprechen zu können.

Graf Limbach erwartete ihn in dem großen maurischen Parlour des Hotels, in dem es um diese Zeit ziemlich einsam war.

„Na, mein Alterchen," sagte er heiter, „nun laß dich doch einmal anschaun! Siehst prächtig aus — keine Spur mehr von überstandener Krankheit . . . und höre, du, deine kleine Reisegenossin — allen Respekt! . . . . Glück muß der junge Mensch haben. Aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit — Vorsicht,

Otto! Ich kenne den Rummel. Der Flirt wird Liebe, die Liebe Leidenschaft — und dann pardautz, dann sitzt man fest, möchte wieder los und kann nicht mehr. Ich kenne den Rummel."

„Zunächst mißverkennst du die Hauptsache, mein lieber Bill," entgegnete Otto. „Von einem amüsanten Flirt ist keine Rede mehr. Ich würde mich mit Marie schon in Tunis verlobt haben, wenn ich nicht dem Klatsch unserer Reisegesellschaft hätte aus dem Wege gehen wollen. Nun wollte ich nur noch mit dir Rücksprache nehmen, als Verwandtem, weißt du, und gutem Freunde — und mich dann Marie erklären. Ich will auch keine lange Verlobungszeit — ich will sie als meine Frau mit nach Hause nehmen . . ."

Bill Limbach machte ein höchst erstauntes Gesicht. Er schnippste mit den Fingern und sagte ein paar Mal: „I du Donnerwetter!" — Dann schwieg er, sagte nur noch „hm", senkte den Kopf und wiegte ihn auf den Schultern hin und her. Graetz nahm den Vetter unter den Arm und führte ihn zu einem Polsteretablissement am Fenster, wo man ganz ungestört war. Im Saal befand sich im Augenblick nur noch ein alter Engländer, der hinter dem Riesenformat der ‚Daily News' ein kleines Schläfchen hielt.

„Setz' dich, Bill," sagte Graetz; „du siehst, daß es mir Ernst ist — bitte fasse die Angelegenheit ebenso auf. Sieh' mal . . ." Er stockte, nahm ein paar Schwefelhölzer aus dem Feuerzeug und zerbrach sie . . . „ja du lieber Gott, was soll ich dir das noch lang und breit erklären — ich liebe das Mädchen — nicht so en passant, nicht bloß, weil sie niedlich ist — ich liebe sie von ganzem Herzen . . ." er atmete stark auf — „und will sie heiraten. Das steht fest . . ."

Graf Limbach nickte. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und zog den Rauch seiner Zigarette durch die Nase. Er wartete noch einen Augenblick, ehe er antwortete; er glaubte wohl, Graetz sei noch nicht zu Ende mit seinen Ausführungen. Dann nickte er nochmals und entgegnete:

„Also das steht fest. Schön. Das ist eine bestimmte Mitteilung, die keinerlei weitere Deutung zuläßt. Ist klipp und klar.

Und was wünschest du denn da eigentlich noch mit mir zu besprechen?"

Graetz wurde ein wenig verlegen. Die Frage war berechtigt. Einen guten Rat konnte er sich nicht mehr von dem Vetter holen. Sein Entschluß stand ja fest.

„Gib mir eine Zigarette," sagte er. „Merci. Ist das hiesige Regie? — Sehr feiner Tabak ... Wie meinst du?"

„Gar nichts."

„Bill, ich bin alt genug, um mich in einer so wichtigen Lebensfrage mit mir selbst auseinander zu setzen. Trotzdem — man spricht sich doch gerne aus. Du wirst Fräulein von la Rocque ja näher kennen lernen — und ich bin der Überzeugung, du wirst meine Wahl nur billigen. Ich bin freilich an zwölf Jahre älter als sie, aber schließlich — was macht das!? Sie ist kolossal verständig, keine von unseren Landputen, ist innerlich viel reifer als sie scheint — kurzum, ich glaube, der Altersunterschied spricht gar nicht mit."

„Keine Spur. Darauf kommt es nicht an. Aber ... lieber Otto, ich habe wirklich zuerst an nichts anderes als eine kleine Liaison gedacht, so ein Reisetechtelmechtel. Man hat sich kennen gelernt, ein paar reizende Wochen miteinander verlebt, und sagt sich dann schmerzlos adieu. Daß die Sache ernster liegen könne, ahnte ich nicht. Aber es ist gut. Du hast ganz recht, wenn du sagst, daß du das mit dir selber abzumachen hast. Als Vetter und Freund kann ich höchstens fragen: paßt sie in unsere Familie?"

„Ich habe ihren Geburtsschein gesehen. Die Familie ist altfranzösischer Adel, in Kanada naturalisiert. Der Vater war Kaufmann. Sie selbst ist Waise und hat keinerlei Anhang."

„So sagte sie dir?"

„So sagte sie mir. Natürlich, ich habe sie nicht direkt befragt. Es ergab sich das alles aus gelegentlicher Unterhaltung. Lieber Bill, es liegt kein Anlaß zu irgend welchem Mißtrauen vor — verlaß dich darauf."

„Ich bin auch nicht mißtrauisch. Nichtsdestoweniger wirst du meine Fragen verzeihen. Fräulein von la Rocque ist uns

doch absolut fremd. Und wir sind nicht einmal in der Lage, Erkundigungen über sie einzuziehen. Um Gottes willen, verstehe mich recht! Ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit alles dessen, was sie dir erzählt hat — aber . . . aber bei der Heirat bindet man sich schließlich für das ganze Leben, und ich meine, da ist das erste Erfordernis, daß man sich auch über die gegenseitigen äußeren Verhältnisse vollkommen im klaren ist."

„Richtig, Bill. Ich bin unbedingt für Klarheit. Ich will nichts Wolkiges, will keinen dunkeln Punkt. Das entspricht auch durchaus meiner Natur. Nur vergiß nicht, wie in diesem Falle die Sache liegt. Marie steht ganz allein. Du sagst selbst, daß es uns schwer fallen würde, Erkundigungen einzuziehen. Wir sind also auf ihre eigenen Darlegungen angewiesen. Und schlage mich tot: ich glaube ihr bedingungslos. Auch das ist gut; denn ohne absolutes — ohne uneingeschränktes Vertrauen würde ich überhaupt nicht in die Ehe gehen."

„Selbstverständlich, Otto."

Graetz wurde eifriger. „Es liegt ja gar kein Grund vor, an ihr zu zweifeln — gar keiner. Sie ist so bescheiden. Sie lebt von den Zinsen eines kleinen Kapitals, das bei Ritchie in London verwaltet wird — sie nannte mir auch die Summe — ich glaube, es sind gegen —"

„Halt' mal," fiel Limbach ein; „Ritchie, sagst du? Ritchie and Son in London, Radcliffe Road?"

„Ja. Sie hat mir neulich einmal eine Abrechnung gezeigt, weil sie aus dem Staffeltarif nicht klug werden konnte."

„Hm . . ." Bill stäubte gedankenvoll die Asche seiner Papyros ab . . . „Das ließe sich machen," fuhr er fort. „Ich habe hier einen guten Freund, einen englischen Offizier, Instruktor wie ich, den Oberst Putnam. Das ist ein Schwiegersohn des Bankiers Ritchie — nebenbei bemerkt ein unheimlich reicher Kerl. Vielleicht läßt sich da auf Umwegen eine Erkundigung über Fräulein de la Rocque einziehen —"

Graetz schüttelte den Kopf. „Das ist ja alles Unsinn, Bill. Ritchie wird seinem Schwiegersohn vielleicht mitteilen, wie hoch sich das Konto Maries bei ihm beläuft — aber nicht mehr."

„Das ist jedenfalls etwas. Mein guter Junge, es würde immerhin eine Probe auf das Exempel sein — sagen wir besser: eine Stichprobe. Der schnöde Mammon spielt nun einmal eine gewichtige Rolle in der Welt. Hat dir deine Marie in diesem Punkte die Wahrheit berichtet, so ist hundert gegen zwanzig zu wetten, daß auch ihre sonstigen Angaben stimmen."

„Bill, das ist sozusagen ein Hintenherum, das ist mir greulich!"

„Es ist nur verständig, mein guter Otto."

„Was gehen mich denn im Grunde genommen ihre Geldverhältnisse an! Ich bin reich genug, sie zu meiner Frau zu machen, auch wenn sie keinen Centime besäße."

„Darum handelt es sich nicht. Ich wiederhole: diese Erkundigung soll nur eine Stichprobe sein. Vielleicht weiß Ritchie auch mehr — vielleicht gibt er uns auch Einzelheiten über ihre Familie . . ."

Graetz war aufgesprungen. Er warf einen raschen Blick auf den schlafenden Engländer, dessen ganzer Oberkörper hinter dem Zeitungsblatte verschwunden war, und ging ein paar Mal unruhig auf und ab. Er sah ernst und verärgert aus. Natürlich — auch er war für klare Verhältnisse — selbstverständlich — aber der Vorschlag Limbachs paßte ihm trotzdem nicht. Der hatte so etwas Brutales; im letzten Grunde schien da immer die gleichgültige Geldfrage mitzusprechen. Ekelhaft! — War eine solche Erkundigung überhaupt nötig? Glich sie nicht schon einem Mißtrauensvotum? —

Auch Limbach hatte sich erhoben. Er merkte die Verstimmung Ottos. „Hör' zu," sagte er. „Ich verstehe, daß dir das alles sehr peinlich ist. Bekümm're dich nicht weiter darum; laß' mich für dich handeln. Ich tu' es auf eigene Verantwortung — ich würde es schließlich auch gegen deinen Willen tun. Du hast nichts weiter nötig als noch zwei Tage zu warten. Ob du dann der Verlobung kurzerhand auch gleich die Heirat folgen läßt oder ob du deine Braut zunächst den alten Herrschaften in Stockhausen gebührend vorstellst — das wollen wir später besprechen."

Graetz nickte. „Gut. Es ist zwar auch nicht . . . aber gut. Ich will kein Dickkopf sein. Frühstückst du mit uns? Du bist feierlich geladen. Ich möchte, daß du Marie ein wenig näher kennen lernst.“

„Einverstanden. Um vier muß ich zum Kriegsminister — da hab' ich noch hinlänglich Zeit. Nun Schluß. Ich sehe, der Saal belebt sich . . .“

Die Fahrenheits traten in das Parlour. Sie hatten bereits an dem Zimmertableau beim Portier gelesen, daß Graetz eingetroffen war und suchten ihn. Nun schossen sie ihm entgegen — Frau Fahrenheit wie eine große federngeplusterte Henne, der Apotheker wie ein Habicht, der sich auf Raub stürzt.

„Rittmeister, mein lieber Rittmeister,“ rief Frau Fahrenheit, „na Gott sei Dank, daß wir Sie wieder haben! Ich habe dem Kapitän eine ensetzliche Szene gemacht, als er ohne Sie weiterfahren wollte, aber mit dem Menschen war ja nichts anzufangen! Das will nun der Führer eines Vergnügungsdampfers sein — ich bitte Sie um Gottes willen, dagegen ist ja ein Piratenhäuptling gar nichts! Es paßte uns zuletzt überhaupt nicht mehr auf dem Schiff, es war kaum noch auszuhalten — in allen Winkeln saßen die Liebespärchen, bei hoher See hielten sie sich gegenseitig den Kopf und bei schönem Wetter flüsterten sie sich ihre Dummheiten in die Ohren. Als wir im Piräus anlegten, wurden zwei Verlobungen verkündet —“

„Fräulein Gumpert mit Herrn Riesencamp und Herr von Struensee mit Fräulein von Becker,“ ergänzte der Apotheker.

„Na was will man denn mehr,“ sagte Graetz, um überhaupt etwas zu sagen.

„Ein Vergnügungsdampfer ist am Ende kein Heiratsbureau,“ fuhr Frau Fahrenheit fort. „Der Kapitän begünstigte sichtlich den ganzen Unfug, er verschob plötzlich die Tischordnung, er hatte überall mitzuflüstern, er möchte auch Fräulein Müller, wissen Sie, die Dame mit dem permanent gespannten Kodak, die möchte er mit dem Reisenden in Hopfen und Hülsenfrüchten zusammenkoppeln. Es ist nicht zu sagen.“

„Es ist wirklich nicht zu sagen,“ wiederholte Fahrenheit.

„Ich bin furchtbar mit ihm zusammengeraten. Im Hafen von Piräus wurde die ganze Nacht hindurch Kohle verladen. Ich konnte nicht schlafen und beschwerte mich. Da antwortet er mir, ich hätte Brom nehmen sollen."

„Ist das eine Art!?" rief Frau Fahrenheit. „Darf sich ein Kapitän über einen Passagier lustig machen?! Wir ließen uns in Athen von ihm eine Weinstube empfehlen. Als wir hinkamen, saßen fünf Sängerinnen auf einem Podium und sangen Lieder, die ich nicht verstand, sie sangen griechisch oder italienisch, aber ich bin gewiß, es waren frivole Gräßlichkeiten."

„Das empfiehlt er uns," rief der Apotheker, „er tat es aus Niedertracht! . . . Es war eine gemeine Schenke, der Wein schmeckte nach Baumöl, die Kellner verstanden kein Deutsch, ich habe Lärm gemacht, da hätten sie uns beinahe hinausgeworfen. Das ist Ihr lieber Dietrichsen!"

„Herr Rittmeister," sagte Frau Fahrenheit, „dieser Kapitän . . . aber ich will ruhig sein. Die Passagiere haben ihm einen schönen Spruch in sein Schiffsbuch geschrieben. Wir haben nicht unterzeichnet! Herr Rittmeister, es war meine erste und letzte Seereise. Athen — Gott im Himmel! Was machen sie da ein Wesen von! Staub und Stiefelputzer, das ist Athen. Die sogenannte Akropolis — da liegt alles 'rum, keine Bildsäule hat ihren Kopf, den Göttinnen haben sie die Nasen abgeschlagen, es ist wie bei einem in Konkurs geratenen Steinmetz. Das nennt man klassisch, ich weiß schon. Es ist eine Lodderei, ob klassisch oder nicht. Von Konstantinopel will ich gar nicht sprechen."

„Aber ich!" fuhr der Apotheker auf. „Morgen geht's mit dem Orientexpreß direkt nach Hause. Herr Rittmeister, ich habe ganz gewiß Schönheitssinn. Aber die Reinlichkeit ist doch auch nicht zu verachten. Hier watet man, ich sage waten, man watet im Jux. Ist es unerhört mit diesen Rudeln von Hunden in allen Straßen!? Gibt's denn hier keine Hundesteuer? Wir waren bei den heulenden Derwischen; uns wurde übel. Wir waren in den Bazaren; auf dem alten Berliner Mühlendamm kann es nicht toller gewesen sein. Wir sind drüben in Skutari spazieren ge-

fahren — das Pflaster! Und die Preise hier im Hotel — und das miserable Essen — und die ganze türkische Sippschaft ... nee, Herr Rittmeister, wir haben übergenug! Morgen geht's wieder nach Hause ..."

Endlich kam Graetz auch zu Worte. Er erwiderte gar nichts auf die empörten Anklagen des Ehepaars, er belächelte sie nicht einmal. Er suchte nach einer Ablenkung, winkte Bill heran und stellte ihn vor: „Seine Exzellenz General Graf Limbach-Pascha, mein Vetter ..." Frau Fahrenheit komplimentierte tief, der Apotheker machte ein süßes Gesicht. „Exzellenz leben schon lange in Konstantinopel?" fragte Frau Fahrenheit.

„Eine schöne Stadt," sagte ihr Gatte.

„Die lieben Hündchen überall," fuhr seine Frau fort, in dem Bestreben, sich angenehm zu machen, „und dies Leben in den Bazaren —"

„Eine schöne Stadt," wiederholte der Apotheker.

Graetz ließ die Gruppe stehen und eilte Marie entgegen, die er soeben eintreten sah. Sie hatte ihre Koffer vorgefunden, die Dietrichsen von der Therapia aus hatte in das Hotel schaffen lassen, und Toilette gemacht. In ihrem Kostüm aus weißem Flanell mit dem breiten ockerfarbenen Glacéledergürtel, dem Hütchen mit weißen Rosen und dem weißen Sonnenschirm in der Hand schien sie in dem hochgewölbten düsteren Parlour plötzlich Licht zu verbreiten. Aber das freundliche Lächeln auf ihrem Gesicht schwand rasch, als sie das Ehepaar Fahrenheit bemerkte.

„Mon Dieu," sagte sie halblaut, „nos deux bourreaux de joie ..."

Graetz tröstete sie: die Fahrenheits wollten morgen abreisen. Aber eine Begrüßung mit ihnen ließ sich doch nicht vermeiden. Marie zeigte sich als Dame von Welt und tat sehr erfreut, die Herrschaften wiederzusehen. Frau Fahrenheit wartete zunächst, wie Graf Limbach sich der Dame gegenüber benehmen würde, und als dieser sich in Liebenswürdigkeiten erschöpfte, wurde auch sie sehr herzlich, sagte Marie einige Komplimente über ihre Toilette und schloß: „Wie wär's, wenn wir zusammen frühstückten? ..."

Graetz unterdrückte ein Donnerwetter, und auch Marie war etwas betroffen. Limbach rettete die Situation durch eine kühne Notlüge. „Das wäre ganz scharmant,“ sagte er, „aber in diesem Falle . . . ich bin untröstlich . . . ich hatte außer meinem Vetter nur noch den Exarchen von Üsküb und Izzet-Pascha, Seine Hoheit den Ober-Eunuchen der Prinzessin Naïle, geladen — und beide Herren sind fremden Bekanntschaften gegenüber so lächerlich difizil —“

„Aber ich bitte Euer Exzellenz,“ fiel der Apotheker abwehrend ein, „lassen Sie sich um alles in der Welt willen nicht stören —“

„Vielleicht wird uns die Freude, gemeinsam soupieren zu können,“ sagte Limbach mit einer Verneigung zu Frau Fahrenheit.

„Oh, Exzellenz,“ antwortete diese und knixte. Man verabschiedete sich. Der Apotheker war doch ein wenig verkniffen. „Ich glaube, sie wollten uns los sein, Mutter,“ sagte er zu seiner Frau; „ich glaube, die Geschichte von dem Ober-Eunuchen und von Itzig-Pascha war bloß eine Schnurre . . .“ „Wenn es dies sein sollte, Mann,“ entgegnete Frau Fahrenheit, „so sind wir in vornehmer Weise darüber hinweggegangen. Graf Limbach scheint mir der beste Bruder auch nicht. Der Aufenthalt hier färbt ab: er hat ein gemeines Türkengesicht. Und die Art, wie er dem Frauenzimmer aus Kanada Süßigkeiten sagte! . . .“ „Ekelhaft! . . .“

Sie gingen.

„Es war eine Schlechtigkeit von mir,“ bemerkte Graf Limbach lächelnd zu Marie, „aber ich nehme sie auf mein Gewissen. Touristen von der Qualität dieses kleinstädtischen Apothekerpaars fallen mir auf die Nerven.“

„Ich komme noch eher darüber fort,“ antwortete Marie, „wenn auch nur mit beschwerlichen Voltigen der gesunden Vernunft. Aber mein armer Freund Graetz ist temperamentvoller und ärgert sich schmählich über die pharmazeutische Seele.“

„Oh!“ rief der Rittmeister und erhob die Hände. „Daß dieser Fahrenheit mich zu der Orientfahrt veranlaßt hat, dank ich ihm nachträglich. Aber daß er selber mitgekommen ist, gleicht jede Dankbarkeit aus. Nun will ich mir einmal den Ober-

kellner vornehmen und uns eine Nische geben lassen, damit wir abseits von Gut und Böse in Frieden frühstücken können . . ."

Ein Viertelstündchen später saßen die drei hinter einer spanischen Wand am gedeckten Tisch und ließen sich delikate Skombri servieren, die Makrelen des Bosporus, während der Oberkellner eifrig bemüht war, den Wein im Eisbehälter zu kühlen. Es saß sich sehr behaglich in dieser geschützten Ecke, die von dem großen Speisesaal gewissermaßen abgezweigt war; man sah hier nichts von der übrigen Gesellschaft, und wenn der Blick aus dem Fenster schweifte, traf er auf die blauen Wasser des Goldenen Horns, auf Myrtengebüsch und Zitronenhaine und die in der Sonne flammenden Kuppeln Stambuls.

Die Unterhaltung war lebhaft und angeregt. Limbach-Pascha sprach viel von den mannigfachen Interessen seines Kommandos. Er war ein unruhiger Geist, und die tausend neuen Reize, die sich ihm hier in seiner bevorzugten Stellung boten, behagten ihm. Er war verschiedenfach vom Sultan empfangen worden und schilderte diesen eigentümlichen Sonderling auf dem Throne Osmans ganz anders als man ihn aus den Zeitungen kennt: nicht als einen verblödeten Despoten, sondern als einen Mann von hervorragender Intelligenz, sich wohl bewußt der ungeheuer schwierigen Stellung, die sein zerfallendes Reich in der europäischen Politik einnimmt, durch die ewige Angst vor Palastrevolutionen und den Intriguen seiner Umgebung zum Neurastheniker geworden, aber nichtsdestoweniger die Zügel der Regierung straff in den Händen haltend.

Der deutsche Pascha erzählte recht interessant. Über allzu große Beschwerlichkeit des Dienstes beklagte er sich nicht. Die Instruktoren wurden allwöchentlich zum Großwesir befohlen und mit Aufgaben betraut, die verhältnismäßig wenig Mühe verursachten. Abwechslungsreicher waren die Provinzialkommandos. Limbach war einmal zu den tributären Araberstämmen im Innern von Tripolis geschickt worden, um ihnen ein wenig preußische Disziplin beizubringen; ein Kommando nach Klein-Asien stand ihm in Aussicht. Im übrigen meinte er, daß der Dienst der Artillerie- und Infanterie-Instruktoren erheblich anstrengender sei.

Obwohl Limbach in der Hauptsache die Kosten der Unterhaltung bestritt, verabsäumte er doch nicht, sich interessiert mit Marie zu beschäftigen und sie heimlich, aber mit scharfem Auge in ihrem Sichgeben zu beobachten. Es war zweifellos, daß sie ihm außerordentlich gefiel. Bei aller frischen und natürlichen Keckheit ihres ganzen Gehabens verleugnete sie doch keinen Augenblick die Dame aus gutem Hause. Ganz nebenbei wußte Limbach gelegentlich das Gespräch auf seinen Kameraden, den Obersten Putnam zu bringen, den Schwiegersohn des Bankiers Ritchie — und nun erzählte Marie ohne weiteres, daß Ritchie auch ihr Bankier und mit ihrem verstorbenen Vater persönlich befreundet gewesen sei. Limbach merkte sich das — das Londoner Bankhaus war also doch der geeignete Platz, die gewünschte Erkundigung einzuziehen. Und zwar sollte sie noch heute eingeleitet werden; Limbach ließ sich nicht beirren. Die flüchtige Bekanntschaft mit Marie genügte zwar, sein anfängliches Mißtrauen zu verscheuchen, aber sie genügte ihm nicht, um der Hochzeit seines Vetters als Zeuge beizuwohnen. Er war weniger korrekt als Graetz, doch war er die praktischere Natur und vor allem der Weltklügere.

Während der Tafel erschien eine Ordonnanz, um die anbefohlene Audienz bei Risa-Pascha, dem Kriegsminister, abzusagen. Nunmehr schlug Limbach für den Nachmittag einen gemeinsamen Spazierritt nach dem Dorfe Feriköi vor. Er hatte drei Pferde im Stall, von denen das eine, die Schimmelstute Nikáa, schon des öfteren von Damen geritten worden war. Marie war mit Begeisterung bei der Sache; sie hatte seit vierzehn Tagen nicht zu Pferde gesessen und sehnte sich wieder nach den geliebten Vierbeinern. Als man das Hotel verließ, traf man auf eins der jüngsten Brautpaare: auf Herrn von Struensee und Fräulein von Becker; hinterher marschierte, den Paletot über dem Arm, keuchend und transpirierend, der Vater der Braut, der alte Landgerichtspräsident, als unvermeidlicher, seine Last mit Würde tragender ‚Elefant'. Graetz und Marie gratulierten; der kleine Leutnant schwamm förmlich in Entzücken und Seligkeit, und die stolze Braut lächelte milde. Man kaufte bereits in den

Bazaren allerlei für den künftigen Hausstand ein: Portieren, orientalische Teppiche und gebrechliche Möbel mit Elfenbeineinlagen. „Wir richten uns immer so langsam ein," erzählte Struensee strahlend. „Es ist ganz reizend, dieses allmähliche Zusammenkaufen," stimmte Fräulein von Becker zu. „Es ist nicht zu sagen," äußerte der Präsident, und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Limbach-Pascha wohnte in der Nähe der deutschen Schule, in einem modernen, sehr geräumigen Han, das auch große und luftige Pferdeställe besaß. Marie hatte sich gleich nach beendetem Frühstück in vollen Dreß geworfen, während die Sporttoilette Ottos einfach in ledernen Gamaschen und einer Reitpeitsche Bills bestand. Während Bursche und Reitknecht die Gäule zäumten und sattelten, betrachtete Marie mit kundigem Blick die ihr zugedachte Nikäa. Daß sie etwas von Pferden verstand, merkte Limbach ohne weiteres — merkte er an der ganzen Art, wie Marie den Schimmel betastete, vorsichtig prüfend mit der Hand über Sehnen und Fesseln glitt, sein glänzendes Fell klopfte und mit den Fingern über den Kupferfleck an den geblähten Nüstern strich. Und wie schwang sie sich auf den Gaul, und wie saß sie! — ‚Schwerenot,' sagte sich Limbach, ‚das ist ein forsches Frauenzimmer. Das ist keine moderne Sportlady, die ein bissel turfwelscht und sich wunder dünkt, wenn sie über eine Regenpfütze setzt. Das ist reine Rasse, das ist Amazonenblut, das ist ein ganz ausnehmend famoses Mädel . . .' Ähnliches dachte auch Graetz, weniger burschikos, aber verliebter. In dem eng anliegenden Reitkleid erschien sie ihm viel reifer entwickelt als sonst. Da sah man erst, welche wundervolle Figur sie hatte. Graetz machte große Augen. Er war gleichsam erstaunt, daß er sie immer für klein und mager gehalten hatte. Wie man sich nur so täuschen kann! —

Die kleine Kavalkade ritt durch die Grande Rue de Péra über den Taksim-Platz und die hochgelegene Vorstadt Pankaldi und bog dann linkswärts, an den christlichen Friedhöfen vorüber, in eine eingeschnittene Bergstraße ein. Trotz des mäßigen Weges ging es in flottem Trabe vorwärts. Beide Herren ergänzten sich

in ihrer heimlichen Kritik Maries. Guter Sitz, dachte der eine, sie hält sich gerade, sie federt, sie hat keine Unarten, sie läßt die Zügel locker. Du, meine geliebte Kentaurin, dachte der andere, so wollt' ich dich längst einmal sehen, dicht an meiner Seite, wie verwachsen mit deinem Gaule, ein Wunder an Anmut und schöner Kraft, an Geschmeidigkeit und Grazie — ganz das Weib meiner Träume! . . .

Sie aber, die schöne Kentaurin, dachte in dieser Stunde wirklich nur an ihr Pferd. Vielleicht auch einmal an anderes, an entschwundene Zeiten und wildere Ritte — man sah es ihrem Antlitz nicht an. Die Wangen waren rosig überstrahlt, es blitzten die stahlgrauen Augen. Unter dem flatternden Saum ihres Kleides lugten die hohen Stiefelchen hervor, und da der Wind wehte und indiskret war, enthüllte er auch einmal eine handbreite Zone Trikot von stumpfer Eisenfarbe. Graetz wurde rot und stierte krampfhaft in die Luft. Limbach schmunzelte. ‚Sie hat viel Schick,' sagte er sich. Sie gefiel ihm immer besser.

Hinter der Bierbrauerei der Schweizer Bomonti suchten die Reiter das Plateau auf. Hier blies der Wind stärker; der Hufschlag dröhnte auf hartem Gestein; es war eine öde Gegend. Aber den Pferden gefiel die blanke Bahn, da konnten sie sich austummeln. Keiner gab ein Kommando; zu gleicher Zeit setzten die drei zu schlankem Galopp an. Die Eisen unter den Hufen waren geschärft; Limbach hatte seine Erfahrungen gemacht. Da klang der Galopp in metallische Rhythmen aus; da stoben zuweilen die hellen Funken. Es war kein allzu bequemer Ritt, mit verhängten Leinen und in lässiger Haltung. Man mußte die Zügel straffen und Obdach geben; Geröll bedeckte den Boden, Tamarisken und Wacholder verwickelten sich mit Dornengebüsch, das über die felsige Erde kroch, und mit tatarischem Seegras. Aber es war doch eine Lust. Es war eine Lust, mit dem Wind um die Wette zu fliegen, der hier oben rein und köstlich wehte und von den Hängen des Bosporus und aus dem Tale der süßen Wasser die Düfte blumiger Matten mit sich zu führen schien. Es wurde kein Wort gewechselt. Nebeneinander galoppierten die drei, in der Mitte Marie; ihr Schleier flog, und die brau-

nen Löckchen tanzten um ihre Stirn. Ihr Antlitz glänzte, und das helle Auge gab den Sonnenschein wieder, der über den Himmel lachte.

Ein Erdriß tat sich auf; die pralle Glut oder ein vulkanisches Erbeben mochte vor Zeiten das Gestein geteilt haben. Nun füllte ein sattes Grün die Spalte, und Mispelgebüsch, Haselnußsträucher und niedrige Feigen umwucherten die Böschungen. „Vorsicht!" schrie Graetz. Er fürchtete für Marie. Der Erdriß war nicht so breit, daß man den Sprung nicht hätte wagen können; aber leicht konnten sich die Gäule mit den Hufen im Gestrüpp verwickeln, und gerade hier war ein Sturz gefährlich. „Vorsicht!" schrie Graetz noch einmal. Er stoppte, legte sich fest zurück in Sattel und Bügel und ließ seinen Gaul in Schritt fallen. Es war eine Kleinigkeit, die Erdspalte zu umreiten. Aber daran dachte Marie nicht. „Go on!" rief sie. Sie sah nicht nach rechts, nicht nach links, ob einer ihr folgte. Der kleine Silbersporn an ihrem linken Stiefel ritzte die Flanke des Schimmels, fester suchte der Schenkel Schluß, die Hand gab dem Zügel nach . . . „he hopp!" — und langgestreckt, in wundervollem Satz, flog die Nikäa über den Spalt. Limbach folgte mit seinem Braunen. „Himmeldonnerwetter!" schrie Graetz. Jetzt schämte er sich. Unruhig tänzelte der Fuchs unter ihm. Graetz riß ihn auf der Hinterhand herum und trabte ein Stück zurück, um Anlauf zu gewinnen. Dem Fuchs ahnte Unheil. Er warf den Kopf, die Kandare klirrte in seinem Gebiß, Schaumflocken flogen, er arbeitete mit den Vorderhufen durch die Luft. Aber Graetz ließ ihn sein Gewicht fühlen. Er trug keine Sporen, nur sein Schenkeldruck wurde energischer, und die Handgelenke arbeiteten. Der verhaltene Anfangsgalopp wurde stürmischer — hoi, auch der Fuchs nahm in kühnem Sprunge die Schlucht . . .

Drüben warteten die beiden anderen. „Bravo!" rief Limbach. Marie nickte nur. Graetz lachte. Aber er war doch ein wenig verstimmt; er wußte nicht warum. Marie sah erhitzt aus, ein Haarzopf hatte sich gelöst, sie atmete rasch und schwer. Das gefiel ihm nicht. Es war lächerlich, aber er hatte nun einmal seine Stimmungen.

Langsamer ging es weiter, jetzt tiefer hinab, durch einen Platanenwald dem Ufer des Bosporus zu. Auf die Silbersäulen der Baumstämme tuschte die durch das breit schattende Laubdach hindurchstrahlende Sonne lichte Gebilde: Flecken, Kreise und Ringe. Es war kühl und frisch hier im Walde.

Besorgt schaute Graetz sich um. „Wir hätten eine Jacke mitnehmen sollen," sagte er; „ich fürchte, Sie werden sich erkälten, Marie."

„Aber nein," entgegnete sie kopfschüttelnd, „das bin ich gewöhnt. Ich bin abgehärtet. In Wuargla, einer Oase unten in Algerien, war ich mit noch zwei Amerikanerinnen zusammen. Wir ritten in aller Frühe zur Quelle — ah, da gibt es eine köstliche Quelle, mit eiskaltem Wasser, sie ist irgend einem Marabut geweiht — da badeten wir und galoppierten dann en costume d'Eve umher, bis uns die Sonne getrocknet hatte. Das konnte man furchtlos, denn nie war ein Mensch in der Nähe . . ."

Das war durchaus harmlos erzählt und konnte nur alberne Prüderei verletzen. Trotzdem ärgerte Grätz sich abermals. Er fand, er hatte heute seinen schlechten Tag.

Nun tat der Wald sich auf. Die Öde lag rückwärts und vor dem entzückten Auge ein großer Zauber: im sanften Abfall nach Norden zu ein Tal voll blühender Rosenhecken, durch das Quellengeriesel lichte mäandrische Bänder schlang, geradeaus eine blumige Wiese mit einer Gruppe uralter Platanen, und weiter unten ein grünes Laubmeer in den verschiedensten Schattierungen, ein Wald aus Edelkastanien, Buchen, Eichen, Pappeln und Ulmen, von dem ein Rauschen ausging, das klang wie ein Hochgesang. Und noch tiefer unten die blaue Linie des Bosporus mit seinen Vorgebirgen und Buchten, Hügeln und Tälern, seinen schwarzen Zypressenhainen und leuchtenden Rosenfeldern, dem blitzenden Marmor seiner Kioske und Minaretts, dem düsteren Grau seiner alten Felsenburgen, mit seinen Schiffen und Nachen — dies anmutsvolle Wunderwasser zwischen dem dunklen Pontus und der sonnigen, die Ufer umschmeichelnden Meerflut der Propontis. Drüben buschte sich ein Sykomorenhain um das asiatische Gestade, und über den Basalthöhlen hart am Wasserspiegel bil-

deten strauchartige Terebinthen einen bläulichen Knäuel; um die fein geästelten, jetzt erst in Blüte stehenden Akazien und die Farrenwedel der trapezuntischen Palmen ruderten mit flinken Fittichen schwarzblaue Schwalben. Hier fielen die Hänge zum Bospor ab, drüben stiegen sie an. Ein roter Fels lag mitten in einem gleichsam verwilderten Park. Unter dem Schatten breitgewipfelter Pinien träumte ein verlassenes Schlößchen mit heiterer Marmorfront und goldvergitterten Fenstern. Vorspringende Felszungen umtrichterten eine Bucht, deren Wasser rötlich erschien wie von Korallen durchleuchtet; ein verfallener Turm stand unter einer Efeuhaube auf der südlichen Felsspitze, gegen die eine starke Strömung brandete. Möwen schaukelten sich auf den Wellen und flatterten zuweilen mit schrillem Kreischlaut wild durcheinander, wenn das Wasser sie gegen das tropfende Gestein zu schleudern drohte. —

Eine Viertelstunde hielten die Reiter auf der Höhe der europäischen Seite, ritten hin und her, immer wieder einen neuen Ausblick gewinnend, ein Wechselspiel von Land und See, gleißenden Sonnenflecken und durchschatteten Taleinschnitten. Dann wurde zum Heimweg gerüstet.

Noch an demselben Nachmittag suchte Graf Limbach seinen Freund Putnam auf, um in dessen Namen das folgende Telegramm an Robinson Ritchie, London SW., Radcliffe-Road, aufzugeben:

„Erbitte Auskunft über eure Kundin Marie-Angélique de la Rocque aus Montreal, jetzt auf Reisen, ihr Konto, ihre Familie, Persönlichkeit, Lebenslauf, alles was ihr wißt. Privat und diskret.“

7.

Graetz schlief schlecht. Nach unruhigem Schlummer fuhr er gegen drei Uhr früh jach in seinem Bette empor. Er war

nicht mehr müde, aber er fühlte sich zerschlagen und matt. Er stand auf, wickelte sich in seinen Schlafrock und öffnete das Fenster. Über Stambul und das Goldene Horn wehten noch die Nebelschwaden des beginnenden Morgens. Ein silbriger Dunst stieg aus der Tiefe, die Bythinischen Berge lagen hinter einem grauen Vorhang. Aber im Frührot leuchtete schon hie und da die Spitze einer Kuppel auf. Der Nebel hielt nicht lange mehr stand. Goldstrahlen durchirrten ihn, seine zerrissenen Säume kleideten sich in Purpur und Violett, und dann glitten züngelnde Flammen durch den Morgendunst — die Sonne ging auf.

Unter den Hotelfenstern heulten die wilden Hunde. Auch die gewaltige Stadt begann ihre Sprache; langsam erwachte der Straßenlärm.

Graetz wusch sich und bereitete sich auf seiner Reisemaschine eine Tasse Tee. Auf- und abgehend aß er dazu ein paar Cakes und zündete sich dann eine Zigarre an.

Er kannte den Grund seiner Unruhe: Limbach trug die Schuld. Fast bereute Otto, den Vetter in sein Vertrauen gezogen zu haben. Er war sich mit sich selber im klaren — das hätte ihm genügen sollen. Nun kam Bill mit seinem Wenn und Aber, seinem mißtrauischen Kopfschütteln, seinen Erkundigungsvorschlägen. Zum Teufel, war das alles denn nötig! — Unter anderen Verhältnissen würde Graetz sicher mit Ja geantwortet haben. Ja, das war nötig, das war nur verständig und richtig. Man heiratet nicht in das Blaue hinein, man denkt an seinen Namen und seine Familie, man stammt aus gutem Hause und ist ein Ehrenmann, kein Bohémien. . . . Aber die große Korrektheit, auf die Graetz so stolz war und die ihn zuweilen zu philiströser Pedanterie verleiten konnte, war allgemach in die Brüche gegangen. Die wachsende Leidenschaft hatte sie verdrängt. Und zu dieser Stunde stieg sogar der Gedanke in ihm auf: wenn das leise, leise Mißtrauen Bills nun berechtigt ist? Wenn ein Schatten das Bild der Geliebten trübt? —

Ein Schatten . . . Graetz fühlte, wie bei diesem Gedanken ein Zittern durch seine Nerven ging. Der Schatten konnte wachsen und riesengroß werden . . . „Nein!“ — das schrie er laut.

Nein, das war nicht möglich. Sein Herz pochte mächtig. Eine Verworfene war sie nicht — nimmermehr. Auch keine Abenteurerin, die durch die Lande zieht, ihre Netze und Fallstricke auszuwerfen. Das war ausgeschlossen.

Trotzdem — ein Schatten konnte da sein. Graetz stand auf und reckte seine große Gestalt, daß die starke Brust sich rundete. In dem Gefühl seiner Liebe wußte er, daß er auch diesen Schatten bannen würde. Woher der kommen konnte, aus welchem Dunkel, aus welcher Nacht — darüber grübelte er nicht. Nur eins sagte er sich, halblaut, zu sich selber sprechend: ‚Wenn ... wenn ... ich zöge sie zu mir herauf — ich entsündigte sie — ich liebe sie allzu sehr ...‘

Wenn noch vor Wochen einer gekommen wäre und hätte ihm prophezeit, er würde einmal wahllos in die Ehe hineinstolpern, mit den blinden Augen eines verliebten Narren — er würde ihn ausgelacht haben. An Herzensdummheiten hatte er nie geglaubt. Jetzt war es so weit, daß er eine Liebestorheit zwar immer noch fürchtete, aber nicht mehr scheute. Seine Gedanken gingen in die Irre, der Glaube an sich selbst kam ins Wanken. Er saß am weit geöffneten Fenster und starrte hinaus in den erwachten Morgen. Die Luft wehte frisch, war aber erquicklich und wie gereinigt durch den nächtlichen Odem des Meeres. Nun zog kein Nebelstreif mehr über den Glanz des Bildes: tief unten, jenseit der Wasserlinie, die im Frühleuchten des Tages wahrlich einem goldenen Horne glich, da unten baute Byzanz sich auf. Graetz überschaute es von der Neuen Brücke an bis fast zum Marinearsenal, wo der Golf sich verengt und die Zypressen von Ejub die Höhe krönen. Links schloß die große Kuppel der Sophia mit ihrem ungefügen bronzenen Halbmond die Aussicht ab; dann sah man die Säulenfassade der hohen Pforte und zwischen dem stattlichen maurischen Palaste der Dette publique und der gigantischen Säule des Seraskierturms die Rundhüte einer Reihe von Moscheen, erkennbar vor allem die Bajesids, um die ständig hunderte von weißen Tauben flattern: ein lustiges Schneegestöber im Morgenlichte dieses Frühlingstages. Der Große Bazar glich von hier oben einem braunen Trümmerhaufen, aber gleißend er=

hoben sich neben dem Kriegsministerium die Marmorarkaden und die vierundzwanzig Säulenkuppeln der Suleimanije. Ganz hinten in fahlem Gelb ein dunkler Punkt: Jedikule, das Schloß der sieben Türme, von wildem Lorbeer umwuchert, und daneben das Goldene Tor mit seinen grünen Pilastern, der Triumphbogen der sieggekrönten Herrscher von Byzanz. Unter einem dunkelgrünen Streifen wirr verzweigter Schlinggewächse lag der Äquadukt des Valens, dann kamen wieder Moscheen, die großartige Anlage Mohammed des Eroberers, die Turbe seiner Mutter, der zierliche, von zwei reichskulptierten Minaretts flankierte Renaissancebau der Valide Dschami, dessen goldene Fenstergitter gleichsam brannten.

Von Pera sah Graetz von seinem Fenster aus nur wenig: gerade unter sich ein flaches Stück öder brauner Erde, auf dem Rudel von Hunden sich balgten, ein Eckchen des Kleinen Munizipalitätsgartens, einen verfallenen Friedhof, die Dächer der Marinekaserne, neben kleinen Häusern Trümmerhaufen, halb gepflasterte Straßen, unter grünem Laub gelbe Melonen und wehende Wäsche. Und über allem regte sich, mehr und mehr anschwellend, der lebendige Laut der Tagesarbeit. Schon kroch und wimmelte ein schwarzer Schwarm rastloser Menschen über die beiden Brücken, und von Galata herauf drang das Getöse des Morgens, das Kreischen der Eseltreiber, die schreienden Stimmen der Händler und Ausrufer, das Signalhorn der Pferdebahn, der Pfiff der Dampfer — abgeschwächt nur, aber doch in unaufhörlichem Summen und Dröhnen — ein ununterbrochenes großes Rauschen in vollen Akkorden, in dem die gelleren Klänge wie Disharmonieen wirkten . . .

Graetz hatte seine Zigarre zu Ende geraucht. Er schleuderte den Rest aus dem Fenster und sah zu, wie aus dem Schwarm der Hunde ein struppiger Spitz, einen Leckerbissen vermutend, eilfertig auf den glühenden Stummel zuschoß, um sich dann angeekelt und niesend wieder abzuwenden. Er sah zu, wie auf dem Balkon nebenan eine Spatzengesellschaft unter heftigem Zwitschern sich um eine Brotkrume stritt, und wie ein Bauer eine Schar Angoraziegen vorübertrieb. Er blieb am

Fenster stehen und dachte an gar nichts. Auch auf der kahlen Esplanade unten begann es lebhaft zu werden. Die Bettler suchten ihre alten Plätze auf; unter einem halbverdorrten Feigenbaum kauerten sich ein paar zerlumpte Derwische nieder, ein griechischer Drehorgelspieler begann seine ohrenzerreißende Musik, ein Albanese kam mit einem gezähmten Bären, den die Hunde wie rasend umkläfften. Graetz sah das alles, aber er sah es gedankenlos. Er zwinkerte mit den Augen, er war auf einmal müde geworden. Doch das Träumen tat ihm wohl; es war kein Schlaf, aber ein Ausruhen.

Unter dem tausendfältigen akustischen Wirrwarr der Geräusche vernahm er plötzlich ein leises Klingen. Da wurde er wieder wach, da wurde er aufmerksam. Nebenan wurde die Balkontür geöffnet. Noch hielt Graetz sich diskret zurück. Er wußte: das Zimmer Maries lag mit dem seinen in gleicher Flucht, aber er wußte nicht genau, war es dem seinen benachbart oder lagen noch andere dazwischen. Er hielt fast den Atem an — dann beugte er sich ein wenig aus dem Fenster.

Auf dem Balkon nebenan sah er Marie stehen und die Spatzen füttern. Sie trug einen Schlafrock aus Rohseide mit weiten Ärmeln, die ihren Unterarm frei ließen, und lockte die Spatzen mit zerkrümeltem Zwieback. Das gefiederte Volk war zutraulich und frech. Die Spatzen umflatterten Marie wie zahme Tauben, wagten sich dicht heran und randalierten laut.

Im Aufblicken sah sie Graetz. Sie zuckte unmerklich zusammen und dabei glitt ihre Hand rasch über ihr Gewand, prüfend, ob auch die Toilette in Ordnung sei. Dann nickte sie freundlich hinüber. „Bon jour, cher voisin," rief sie heiter, „hat Sie die Sonne eben so früh als mich aus den Federn getrieben?"

„Die Sonne und der Mangel an Schlaf und ein böser Traum und noch manches andere," versetzte Graetz. „Jetzt würde ich mich gern ein Viertelstündchen mit Ihnen unterhalten, aber der Leierfritze unten hat uns entdeckt, und ich wette, er wird uns sofort seine schönste Arie vordudeln . . ."

Es war nicht nötig zu wetten: der Orgelmann hatte be-

reits wieder sein Instrument vom Rücken gerissen und begann zu drehen. Wäre es wenigstens ein Janitscharenmarsch oder ein griechisches Volkslied gewesen — aber nein, es war ein neudeutscher Gassenhauer, der Lunawalzer oder die Kleine Fischerin oder das Soupercouplet — der Mann orgelte so rasend darauf los, daß man die Grundmelodie nicht so recht unterscheiden konnte. Jedenfalls war es eine greuliche Musik. Graetz gedachte den Drehmann zu beschwichtigen, wickelte einen Piaster in Zeitungspapier und warf ihn aus dem Fenster. Aber das Geldstück schien den Musikanten nur noch mehr zu begeistern; er dankte unter lebhafter Mimik und Gestikulation und legte sodann von neuem los.

Marie zuckte lachend mit den Schultern, formte die Hände wie einen Schalltrichter vor den Mund und rief zu Graetz hinüber: „Was machen wir heute?!"

„Was Sie befehlen," schrie der Rittmeister zurück.

In diesem Augenblick wurde unten eine Hammelherde vorübergetrieben, und die Hunde erhoben ein entsetzliches Geheul. „Wasserfahren!" rief Marie.

„Wohin?!" schrie Graetz und beugte sich weiter aus dem Fenster.

Marie zeigte stumm auf das Goldene Horn und machte die Bewegung des Ruderns. „Schwimmen?" rief Graetz erstaunt. Marie lachte abermals fröhlich auf und schüttelte den Kopf. Sie wollte eine weitere Erklärung geben, aber der Spektakel war allzu groß; so begnügte sie sich denn mit den Worten: „Näheres beim Frühstück!" — Das verstand Graetz. Aber das Verstehen war ihm im Augenblick Nebensache. Er sah ihr lichtes und sonniges Antlitz, das war ihm mehr. Er sah ein Stück Himmel in ihrem Auge und um ihren Mund einen Zug weicher Zärtlichkeit. Sie nickte und winkte zugleich, winkte mit beiden Händen, die sie halbwegs an die Lippen zu führen schien und dann gegen ihn ausbreitete. Es sah wie eine versteckte Kußhand aus — wenigstens in der Einbildung Ottos. Er wurde blutrot und gedachte schon in einem Aufwallen von Kühnheit die Kußhand zu erwidern. Aber da war Marie verschwunden.

Graetz war beseligt. Er schlug sich vor die Stirn — mit

der flachen Hand; es schallte; es war ein kräftiger Schlag. Er sollte eine selbst erteilte Ohrfeige ersetzen, er sollte moralisch wirken. Was waren das für trübselige und alberne Gedanken, mit denen er sich getragen hatte! Wie war es nur möglich gewesen, daß ein Zweifel an ihr in ihm auftauchen konnte! . . . „Bill," rief Graetz mit lauter Stimme, als stehe Limbach leibhaftig vor ihm, „o Bill, o du Esel! . . ." Das war eine Beleidigung und recht gut, daß sie nur einem Unsichtbaren galt. Aber der lebhafte Ausruf tat Graetz sichtlich wohl. Er wurde sehr vergnügt. Es stand fest: Bill war ein Esel mit seinem schlecht versteckten Mißtrauen; er besaß gar keine Menschenkenntnis, er beurteilte die Frauen nach Junggesellenmanier, er hatte keine Ahnung von der Psychologie des Weibes . . .

Graetz pfiff ein Liedchen vor sich hin und setzte sich hierauf auf den Tisch, den Meyerschen Reiseführer durch die Türkei in der Hand, um das Programm für die Sehenswürdigkeiten des Tages auszuarbeiten, ein ganz ausführliches Programm, das späterhin gar nicht eingehalten wurde. Denn als sich Graetz mit Marie im Frühstückssaale traf und ihr die Notizen vorlas: „Janitscharenmuseum — Grabmal Mahmuds — Hippodrom — Sophienkirche — tanzende Derwische . . ." unterbrach sie ihn: „Nein, lieber Freund, ich erkläre mich gegen all das, gegen jedes Museum und jede Moschee. Ich rief Ihnen schon vom Balkon aus einen besseren Vorschlag zu, aber der entsetzliche Orgeldreher übertönte ihn. Wollen wir uns nicht einen Kaïk nehmen und uns ein paar Stunden umherrudern lassen? Ohne Wahl, ganz gleich wohin — nach den Prinzeninseln hinüber oder den Bosporus hinab oder kreuz und quer durch das Mamarameer — die Hauptsache ist, daß wir auf dem kühlen Wasser sind, träumen und plaudern können und uns um keinerlei touristische Verpflichtungen zu kümmern brauchen . . ."

Wenn Marie vorgeschlagen hätte, einen Extrazug nach Bagdad zu nehmen, so würde sich Graetz auch damit einverstanden erklärt haben. Zunächst war man froh, dem Hotel zu entkommen. Es war der Tag des Orient-Expreßzuges, den die meisten von der ‚Therapia'-Gesellschaft benützen wollten, und

da war denn die Unruhe groß. Vor einer feierlichen Verabschiedung von den Fahrenheits wußte sich Graetz zu retten, aber nicht vor der Liebenswürdigkeit anderer. Oberst Gumpert, der in einem wahrhaften Räuberzivil in Konstantinopel spazieren lief, wünschte sein Töchterchen als Braut zu präsentieren. Das Töchterchen schien auch die Verlobung sehr komisch zu finden und kicherte unentwegt; der Korkfabrikant aus Dessau trug einen Fes und sah aus, als ob er in einer Operette mitspielen wollte. Dann kamen Herr von Struensee mit Fräulein von Becker und ihrem Vater, dem alten Landgerichtspräsidenten, der froh war, wieder nach Hause fahren zu können, da ihn diese Erholungsreise völlig erschöpft hatte; es kamen auch noch das Danziger Ehepaar, Doktor Besser und Frau, sowie Fräulein Müller mit ihrem geliebten Reisenden in Hopfen und Hülsenfrüchten . . . Der Saal füllte sich, und alle umdrängten Graetz und Marie, während man gleichzeitig die Rechnungen forderte und den Führer der Stangenschen Reisegruppe mit Fragen bestürmte, in aller Eile noch den Galaturm zu erklettern und noch einmal den Alexandersarg im Antiquitätenmuseum zu sehen wünschte. Dazwischen schrieen ein paar Stimmen in schlechtem Französisch nach dem Frühstück; der eine beklagte sich, daß seine Oberhemden miserabel gewaschen worden seien und daß ihm ein Kragen fehle; eine alte Dame war über das nächtliche Hundegeheul entrüstet, ein hoher Diskant schimpfte über die Betrügereien in den Bazaren, ein tiefer Baß erklärte zum dritten Mal, Rußland könne beruhigt die europäische Türkei in die Tasche stecken, aber in Kleinasien müsse Deutschland festen Fuß fassen. Da sei noch etwas zu holen, schrie der Baß . . .

Graetz und Marie beeilten sich forzukommen. Sie stiegen hinab in das tosende Leben von Galata und mieteten sich an der Brücke einen zweirudrigen Kaïk. Mit praktischem Blick hatte Graetz sich eine der besseren Wasserdroschken ausgesucht, in der man leidlich bequem sitzen konnte und die auch mit einem Sonnendach versehen war. Die Ruderer erhielten Anweisung, eine Stunde beliebig umherzufahren und dann bei Skutari zu landen, wo man den berühmten Friedhöfen einen Besuch abstatten wollte.

Es war ein heißer Tag, aber hier auf dem Wasser spürte

man die Schwüle nicht allzusehr. Ein kühlender Hauch stieg vom Meere auf, das sich im Lichte der Sonne fast wellenlos, gleich einem mit glitzerndem Goldsand gefüllten Riesenbecken erstreckte. Die Ruderer waren geschickte Burschen; gleichmäßig hoben und senkten sich ihre Stangen, und wie Möwenflug glitt der Kaïk über die Fläche, eine tiefblaue zitternde Linie durch das Gleißgesprenkel des Wassers ziehend. Anfänglich plauderten Graetz und Marie über allerhand Gleichgültiges; dann überkam beide eine eigentümlich wohlige Ermattung. Sie streckten sich auf den Kissen und Teppichen inmitten der Barke aus und wurden stumm. Sie lagen dicht nebeneinander, mit offenen Augen und bewegten sich kaum.

Das war eine köstliche Fahrt. An der Serai Landspitze vorüber strich das Boot hinein in das Marmara-Meer, durch das große Dampfer kreuzten und dessen Schwarm von Fischerbooten aus der Ferne kaum von den unermüdlich hüpfenden Delphinen zu unterscheiden war. In fein profilierten Umrissen tauchten die Prinzeninseln auf, einst die seeumspülten Gefängnisse der Propontis, wo der Fürstenpurpur zum klösterlichen Schleier sich wandelte, heute das Lenzparadies für die Bewohner Konstantinopels. Die Barke wendete sich zurück und mehr dem asiatischen Ufer zu. Das leuchtende Haupt des mysischen Olymps verschwand; dicht am Meergestade glitt ein Zug der anatolischen Bahnlinie in das klaffende Schwarz eines mächtigen Tunnels. Aus dem satten Grün des Kaps von Fener Bagtsche schoß der weiße Schaft des Pharus mit seiner flimmernden Laterne hoch empor, und nun verengerte sich das Meer zur bosphorischen Durchfahrt und da, wo sich einst der Apollotempel von Chalkedon erhob, lustwandelte heute die Bevölkerung von Kadiköi unter den Platanen der Esplanade von Kap Moda. Hart hielt sich die Barke an der bythinischen Küste, wo auf hohen Holzgestellen im Wasser die Fischer den Zug der Schwertfische erwarteten, bereit, das ausgespannte Netz im günstigen Augenblick mit gewaltigem Ruck zusammenzuziehen. Hinter den Molen von Haidar Pascha wurde die schmucke Bahnhofsanlage der anatolischen Linie sichtbar; zwischen das Militärspital und die unförmliche gelbe Kaserne von Selimieh schob

sich die flache Turbe eines Derwischklosters, und nun begann das bunte Häusermeer von Skutari, eine farbige Girlande um den schwarzen Mittelpunkt der Zypressenwälder auf den Hängen des Bulgurlu.

Während die Ruderer mit ihrem Kaïk an der Landungsstelle warteten, stiegen Graetz und Marie durch die engen und winkligen, von den Gerüchen der Garköche erfüllten Gassen hinauf nach den Friedhöfen — über fürchterliches Pflaster, an hohen Klostermauern und den Umzäunungen ausgedehnter Karawansereien, an Moscheen und der zertrümmerten Pracht eines alten kaiserlichen Harems vorüber in eine wilde, einsam schweigende Natur. Es ist ein Gegensatz von tiefgreifendem Zauber, wenn man fast unvermittelt aus dem ungeheuer lebhaften, ganz orientalischen Straßentreiben Skutaris auf den geheiligten Boden dieser riesenhaften Gräberhaine tritt, die ein Wald vielhundertjähriger Zypressen in die düsteren Schleier traumlosen Vergessens spinnt. Durch die dämmerige Stille dringen zuweilen die klingenden Schläge einer Steinhauerwerkstatt, in der an einem neuen Grabstein gearbeitet wird, oder tönt das sanfte Gurren der in den Zypressen nistenden Tauben. Unter der verwilderten Erde, unter Efeuranken und schwarzblauem Wacholder, schlummern die Toten, und oben im Grün der Bäume bewachen Tausende von Tauben den Frieden der Ewigkeit. Sie sind alle schneeweiß, und ihr Gefieder leuchtet milchig im Dunkel der Zypressen; es sind wilde Tauben und scheinen doch gezähmt zu sein, denn sie rühren sich kaum, wenn der Mensch sich nähert, und über verfallenen Grabsteinen und gesprungenen Marmorsäulen schnäbeln sie sich im Glück ihrer Liebe.

Durch eine tief in die Erde gerissene Schlucht klommen die Reisenden empor. Sie gingen, ohne zu sprechen und ohne dem Weg zu folgen, quer hinein in den Friedhofswald. Es war, als versage ihnen in den Schauern dieser großen Todesstätte die Sprache; aber wie unbewußt reichten sie sich die Hände und so schritten sie weiter. Kein Mensch begegnete ihnen. Sie befanden sich in einem Teil des Friedhofs, der seit langem nicht benützt wurde. Hier lagen die Grabsteine fast alle in Trümmern. Unter

Lorbeergebüsch glänzte das Weiß eines Säulenknaufs, über einen marmornen Turban kroch die Heckenrose. Ein grünes Polster überzog den Boden: dickschichtiges Moos und darüber hundertfältiges Schlingwerk, das sich um die geborstenen Grabsteine rankte, um die Baumstämme und auch in die himmelan strebenden Nadelzweige. Blumen pflegt der Türke nicht; in dieser Einsamkeit aber blühten die Blumen, Euphorbien und Lychnis, Moschushyazinthen und Winden; brennend rote Dolden nickten über verblaßtem Grün, um den schreitenden Fuß wehten Büschel von weißgrauen Staubfäden.

Man spürte die Sonne kaum. Sie fand überall Zutritt durch die Wipfel, aber sie war sanft und ihr Gold trug einen Patinaschimmer. Als Graetz und Marie sich anschauten, sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß ihre Gesichter grünbleich waren. „Wie seltsam," sagte Marie, „ist das die Beleuchtung oder fühlen Sie sich nicht wohl, Otto?"

„Es ist das Licht," antwortete Graetz, „auch auf Ihren Wangen liegt Todesfarbe, und die Augen sind grün umschattet. Ich fühle mich sehr wohl und bin glücklich Ich bin am liebsten mit Ihnen allein. Daß das zwischen Gräbern ist, was tut es? Hier stört uns wenigstens kein neugieriger Blick und keine alberne Frage. Ich habe die Einsamkeit doppelt gern, wenn ich weiß, daß ein Mitempfindender sie teilt."

„Oh, lieber Graetz, das klingt hübsch, und es sagt mir auch zu. Ich mache merkwürdige Beobachtungen bei Ihnen. Sie gebärden sich zuweilen, als seien Sie eine äußerst wohltemperierte Natur, die selbst die kühle Nüchternheit streifen kann. Aber von Zeit zu Zeit wacht etwas in Ihnen auf, das zu anderen Schlüssen berechtigt. Ich will Ihnen sagen, was —"

„Das Herz," warf Graetz ein, „— ja, das Herz?" fügte er fragend hinzu.

„Nein — ich denke, das schläft nicht, aber die Seele, die bedarf dann und wann eines zündenden Funkens."

„Das heißt," sagte er, „diese sogenannte Seele ist wenig wert; sie ist eine Schlafmütze oder eine Schlummerrolle; könnte man sie verkörpern, so würde sie weich sein und sehr bequem und angenehm warm halten."

„Könnte man sie verkörpern," entgegnete Marie und lächelte, „so würde sie eine Stufe Goldes sein, die noch Besseres und Köstlicheres umschließt."

„Liebe Marie, was habe ich Ihnen getan, daß Sie mir eine so unerhörte Schmeichelei versetzen?"

„Lieber Otto, ich schmeichle gar nicht, ich versuche Sie ganz ehrlich zu charakterisieren. Es gibt viele Leute unter meinen Bekannten, die ich nicht der Mühe für wert halte, unter die Lupe zu nehmen. Bei guten Freunden tue ich das bisweilen und versuche damit meine Menschenkenntnis zu bereichern. Ob mein Urteil immer das Richtige trifft, ist freilich zweifelhaft . . ."

Die beiden waren stehen geblieben. Der Marsch über das sich schlingende Gestrüpp des Bodens hatte Marie ein wenig ermüdet. Sie setzte sich auf eine zusammengebrochene Grabstelle unter einen uralten Ahornbaum, der sich vielleicht einmal vor dreihundert Jahren wild angesamt hatte und nun wie ein fremder Gast zwischen den Zypressen stand, mit seiner großen Laubkrone sich in die Nadelbukette seiner Umgebung drängend. Es saß sich ganz bequem auf dem Marmorblock, den der von den Zweigen tropfende Regen wie einen Sessel gehöhlt hatte und von dem Zeit und Wetter schon längst jede Spur der einstmaligen Inschrift verwischt hatten. Marie stützte Hände und Kinn auf den Knauf ihres langgestielten Sonnenschirms, den sie zugleich als Stock zu benützen pflegte, und schaute mit sinnendem Auge zu Graetz auf, indes eine nachdenkliche Heiterkeit um ihre Lippen spielte . . . „Ich glaube," sagte sie, „daß es nicht allzu schwierig ist, Sie — gerade *Sie* recht zu beurteilen."

„Bitte," entgegnete er, „legen Sie los. Malen Sie mich einmal, wie ich bin — dann werde ich Ihnen sagen, wie ich sein *möchte*."

„Sie sind," begann Marie von neuem, „im allgemeinen sehr glücklich veranlagt — ohne skeptische Neigungen, ohne große Wünsche. Sie sind eine ziemlich einfache Natur: genügsam, zufrieden, bescheiden."

„Es kommt darauf an," meinte Graetz.

„Natürlich. Zu viel Regen oder zu viel Sonnenschein ärgert

auch Sie — da ärgern Sie sich aber nur für Ihre Felder. Es geht nicht tiefer. Trotzdem möchte ich behaupten, daß Sie sehr lebhaft im Affekt sein können. Es ist die alte Geschichte von den stillen Wassern. Ich glaube sogar, daß es Ihnen bei Stürmen Ihres Gefühlslebens nicht immer leicht wird, das nötige geistige Bromkali zur Beruhigung zu finden."

„Sehr richtig. Dazu fehlt es mir durchaus an philosophischer Schulung. Aber eine leidliche Selbstzucht hält der Heftigkeit der Affekte immerhin die Wage."

„Lieber Freund, was Sie irrtümlich Selbstzucht nennen — es klingt das besser, ich gebe es zu — ist in Wahrheit wohl nichts anderes als das hübsch Regulierende anerzogener Gewohnheit. Sie haben mir einmal erzählt, Sie seien ein unartiger Junge gewesen. Das ist möglich; nichtsdestoweniger haben Sie eine ausgezeichnete Erziehung erhalten —"

„Merci, madame."

„Jawohl — die Erziehung des Plätteisens: eine harmonische Glättung aller äußeren Unebenheiten. Aber beim Äußerlichen ist es es auch geblieben."

„Ich nehme mein Merci wieder zurück. Ich erwarte Fürchterliches."

„Es wird nicht so schlimm. Im Gegenteil, ich habe die Absicht, Ihnen etwas recht Hübsches zu sagen, was zugleich den Vorzug hat, wahr zu sein. Ich behaupte, daß hundertmal mehr in Ihnen steckt als es, verzeihen Sie, den Anschein hat. Die Glätte der äußeren Form hat viel für sich — ich ziehe sie unbedingt dem Mode gewordenen Krafthubertum vor. Sehen Sie, die kann sehr wohl das philosophische Bromkali ersetzen, wenn das Gefühlsleben sich einmal austoben möchte — aber sie soll um Gottes willen nicht lähmend wirken."

„Nun bin ich neugierig," sagte Graetz und verschränkte die Arme, „wie die Sache sich weiter entwickeln wird."

Marie lachte. „Ihre Zwischenbemerkungen stören mich, edler Herr. Ich bin so glatt im Dozieren, daß ich unbedingt aussprechen muß. Ein Stückchen Gouvernantennatur steckt zweifellos in mir —"

„Nein!“ rief Graetz abwehrend.

„Doch,“ sagte Marie hartnäckig, „eine philologische Ader. Sie tut mir nicht viel, sie ist das Regulativ, wenn es mich einmal lüstet, über die Stränge zu schlagen.“

„Bitte weiter,“ drängte Graetz. „Sie sind noch nicht zu Ende. Ich möchte durchaus wissen, was ich für ein Mensch bin.“

„Ein guter,“ erwiderte Marie und erhob sich. Sie trat heran an ihn, der noch immer am Stamm des Ahorns lehnte, und legte ihre Hände auf seine Schultern. „Das weiß ich bestimmt. Aber mir ist es nicht genug. Nun ich doch einmal Ihre Freundin geworden bin, möchte ich Sie in noch besserem Lichte sehen. Gut sein, ist kein Verdienst. Jeder Schafskopf kann es sein und jeder Schwächling. Ich möchte gern, daß Sie auch ein wenig ehrgeizig würden. Wahrhaftig! Das klingt sehr närrisch, aber es schadet nichts. Ein noch größerer Narr, wer mit seinem Pfunde nicht zu wuchern weiß! ‚They are but beggars that can count their worth‘ sagt Julia — und Sie, lieber Freund, sind reicher als Sie ahnen.“

„Ach, Marie,“ rief Graetz und nahm ihre Hände in die seinen und küßte ihre Fingerspitzen, „ich fürchte, Sie täuschen sich! Sie suchen mehr in mir als ich geben kann.“

„Dann hätt' ich keine Augen, kein Ohr und kein Empfinden. Vielleicht haben äußere Verhältnisse Sie ein wenig glückeshart gemacht, vielleicht sind Sie auch zu bequem geworden, sich einmal gründlicher mit sich selbst zu beschäftigen. Es ist schade, daß sie keinen Freund haben der sie aus ihrer Behaglichkeit aufzurütteln versteht — es ist auch schade, daß Sie keine Frau fanden, die Ihr Wesen ergänzen helfen — nein, ausgestalten konnte. Soll ich für Sie suchen? Ich weiß jetzt, wer für Sie paßt . . .“

Sie sagte das mit lachendem Blick und wollte ihm ihre Hände entziehen — aber er hielt sie fest. Diesen Augenblick wollte er nicht wieder versäumen. Amor blieb der Triumphierende. Die Liebe brannte alle seine schönen Grundsätze nieder, kein korrekter Gedanke wollte mehr haften, es siegte die holdeste Torheit. Er hielt sie fest, wie damals in den Ruinen der alten

Basilika zu Karthago, aber er ließ sie auch nicht mehr los, sondern zog sie dicht an sein Herz und sagte mit erregter Stimme, indes sein Atem flog und in seinem Auge eine helle Flamme aufschlug: „Marie, suche für mich — es sei. Aber geh' nicht zu weit — nicht zu weit. Die du suchst, ist nahe. Du kennst sie ja auch. Du weißt ja auch, daß sie die Rechte ist . . . Bleib' hier — nicht — nicht wehren! . . . Ich will deine Lippen küssen — ich habe dich so lieb . . ."

Da erschrak er fast. Das war nicht mehr die Beleuchtung, das fahle Grün, das der durch das Wipfeldach zitternde Sonnenreflex hervorrief — Marie erbleichte in der Tat. Sie wurde tödlich blaß; es war wie eine jache Entnervung, auch wie ein Verlöschen der Augen, um die sich Schatten sammelten. Sie wurde so blaß, daß ihr Gesicht einer Maske glich — und dann schwankte sie und wäre in die Kniee gestürzt, hätten die Arme Ottos sie nicht gehalten.

Er war fassungslos. Mein Gott, was war denn geschehen! Konnte sein Geständnis der Grund ihrer Ohnmacht sein? — Das war doch unmöglich . . . Ein fröstelndes Zittern überschlich ihn. Er hatte an einen Ausruf der Glückseligkeit gedacht, an ein süßes verhaltenes Stammeln — nun hielt er an seinem Herzen ein blasses Weib, dessen Auge geschlossen und dessen Lippe stumm war.

„Marie — was ist dir — was ist?" raunte er. Ihr Körper war schwer geworden, ihr Kopf schlug über seinen Arm nach rückwärts. Er lehnte sich fester gegen den Baumstamm, um nicht den Halt zu verlieren, bettete ihren Kopf wieder vorsichtig an seine Brust und küßte sie auf den Mund, rief sie beim Namen und küßte sie immer wieder. Gaben seine Küsse ihr Heilung? — Eine zarte Röte kehrte in ihre Wangen zurück: dann schlug sie die Augen auf, und nun wurde die Röte zu tiefem Purpur. Sie ließ sich küssen, und, während sie ihre Arme um seinen Hals schlang, küßte sie ihn wieder. —

Die beiden Ruderer saßen am Landungsplatz im Schatten eines Schuppens auf blanker Erde. Sie hatten sich von einem der hausierenden Garköche eine mit Reis gefüllte Gurke geben

lassen und sie aus der Hand verzehrt; nun rauchten sie ihre Zigarette und würfelten mit zwei Lastträgern um Fünfparastücke — schweigend, ohne ein Wort zu verlieren.

Da stieß einer den andern an, und alle sprangen auf. Die Fremden kamen. Graetz führte Marie am Arm; beide scherzten und lachten.

„Kannst du pfeifen, so wie die Nachtigall schlägt?“ fragte Graetz.

„Nein, das kann ich nicht,“ antwortete Marie; „aber kannst du wie eine Henne gackern, wenn sie ein Ei gelegt hat? Das kann i ch nun wieder.“

Da lachte er von neuem und lachte fröhlich und wohlgemut und rief: „Gott sei Dank, du gehst auch auf eine übermütige Albernheit ein — Du bist also wieder wohlauf!“

„Ja,“ sagte sie und schlang ihre kühlen Finger zwischen die seinen und drückte seine Hand, „das bin ich, bin wieder wohlauf. War es eigentlich auch vorhin, war wie beseligt in meiner halben Sinnlosigkeit. Das verstehst du nicht, oder vielleicht verstehst du es doch. Man sagt, die Freude könne töten. Mich hat sie nur umgeworfen. Nun steige ein: wir wollen gen Morgen fahren . . .“

Sie kauerten beide im Kaïk nieder, dicht beieinander wie vorhin; aber obwohl nur ihre Arme sich berührten und ihre Hände sich fanden, war es ihnen doch, als seien sie unendlich enger verschmolzen. Das Gefühl beseligender Nähe ließ sie abermals stumm werden und verträumt. Während der Kaïk sacht durch das große Goldbecken strich, überkam Graetz das Empfinden, noch nie so glücklich gewesen zu sein. —

Im Pera Palace erwartete ihn Graf Limbach. Aber der Pascha wollte ihn allein sprechen und hatte sich deshalb auf das Zimmer Ottos führen lassen. Es hieß, die Herrschaften hätten gesagt, daß sie zum Frühstück zurück sein wollten. Limbach legte sich auf das Sofa und las den ‚Moniteur Oriental‘, den er sich auf der Straße gekauft hatte und der den Vorzug besaß, den Geist in keiner Weise anzustrengen. Dagegen wirkte er beruhigend: Graf Limbach schlief ein.

Er erwachte infolge eines befremdlichen Mangels an Luft. Graetz stand vor ihm und hielt ihm die Nase zu. „Du entschuldigst,“ sagte er; „ich freue mich, wenn du mein Zimmer als Schlafasyl benützest, aber ich möchte dir das Schnarchen abgewöhnen. Du schnarchst wahnsinnig. Ich finde das nicht ästhetisch.“

Limbach richtete sich auf, rieb sich die Augen und klagte über tiefe Abspannung: der Dienst reibe ihn auf.

„Aha,“ meinte Graetz, „du hast wieder Audienz beim Großwesir gehabt oder beim Exarchen von Bulgarien oder in der Hohen Pforte. Du renommierst Bill. Du verschleierst die dir angeborene Faulheit durch unerhörte Münchhausiaden.“

Jetzt stand Limbach auf und zog ein Papier aus der Brusttasche.

„Wenn du deine Beleidigungen fortsetzest, Frechling,“ sagte er, „geh' ich wieder schweigend von dannen und nehme das Telegramm mit, um dessen willen ich dich aufgesucht habe — ein Telegramm, das viel Geld kostet. Es ist an Oberst Putnam adressiert, aber dich geht es an.“

Da wurde Graetz hellhörig. Es flackerte rot über seine Stirn. Er griff nach dem Papier; doch Limbach zog die Hand zurück.

„Erst bitten,“ sagte er.

Graetz stampfte mit dem Fuße auf. „Bitte!“ schrie er.

„Glaubst du an meinen Diensteifer — und an meine Audienzen beim Großwesir —“

„Jawohl! An alles! Auch an den Exarchen! An Mohamed! An wen du willst! Gib mir die Depesche!“

Jetzt gab sie ihm Limbach wirklich, und Graetz las mit verschwimmenden Augen:

‚Englische Botschaft Konstantinopel. Privat für Oberst Putnam. Marie de la Rocque aus erster Familie Montreals. Eltern verstorben. Vater war angesehener Kaufmann, mir persönlich bekannt. Geschäft große Weinfirma, jetzt in anderen Händen. Konto der Tochter bei mir an sechzigtausend Pfund in sicheren Papieren. Verbrauch zuweilen über die Zinsen hinaus,

aber Verluste durch glückliche Transaktionen stets wieder eingebracht. Reist viel, dem Anschein nach ein wenig exzentrisch, doch tadelloser Ruf. Weiß jedenfalls nur Günstiges. Ritchie.‘

Graetz setzte sich. Seine Hand strich langsam über Stirn und Augen. Er war nicht erregt, aber es kam doch ein Gefühl der Befreiung über ihn. Es gab keinen Schatten — nur helle Sonne! . . .

Limbach streckte ihm die Rechte entgegen.

„Also nun meine Gratulation,“ sagte er, „nun kann ich dir ehrlich Glück wünschen, nun ist alles in Ordnung. Das Telegramm ist geschäftsmäßig gehalten, aber es sagt doch nur Gutes. Schon die Tatsache, daß deine Braut nicht ohne Vermögen ist . . . bitte, laß' mich aussprechen — ich weiß, du hast nicht nötig, auf Mammon zu sehen — aber schon die Tatsache klärt mancherlei. Ein gesichertes Einkommen ist auch ein Schutz. Und dann: gute Familie und tadelloser Ruf. Selbstverständlich — aber die Bestätigung erfreut dennoch! ‚Ein wenig exzentrisch‘ — ja, ist sie das denn? Möglich — das sind viele dieser jungen Amerikanerinnen, die mutterseelenallein auf den Montblanc kraxeln und durch die Wüste quirlen. Das Exzentrische wird sich legen au sein de la famille. Was heißt das überhaupt: exzentrisch?! In den Augen des Mister Robinson Ritchie vielleicht nur: nicht so wie andere Mädel. Das wär' eigentlich ein Vorzug. Also, mein Junge, ich drücke dir nochmals die Hand und erlaube dir hiermit namens unserer Gesamtfamilie, um Fräulein Marie-Angélique Savin de la Rocque de la tel et tel Marquise von soundso — an den ganzen Namen werde ich mich niemals gewöhnen . . . . erlaube dir feierlichst, um sie anzuhalten. Meinen Segen hast du.“

„Ich danke dir,“ entgegnete Graetz. „Dein Segen ist mir außergewöhnlich viel wert, auch dein Konsens zu meiner Heirat . . . nur muß ich dir geziemend mitteilen, daß ich bereits vorgegriffen habe und mich schon heute vormittag um elf Uhr drei Minuten auf dem Friedhofe von Skutari mit Marie ausgesprochen und in der Folge auch schleunigst verlobt habe.“

Limbach war sehr verblüfft. „Es ist die Möglichkeit!“ rief

er. „Hast du denn nicht warten können?! Mein Gott, dieses brausende Jugendfeuer bei verdächtig schimmernden Haarspitzen und beginnender Tonsur! Mensch, ich beneide dich. Gegen dich bin ich nichts weiter als eine schön erhaltene Ruine. Also ohne meine Erlaubnis schlankweg verlobt! Na — da nimm meinen Segen postnumerado.“

„Dankend quittiert, lieber Bill. Nun sei so gut und setze dich einmal mir gegenüber. Heute schreiben wir Dienstag. Meiner Auffassung nach genügen acht Tage Verlobungszeit. Ich möchte also am nächsten Dienstag Hochzeit feiern. Geht das nach hiesigen Gebräuchen? Ich denke ja. Dann wollte ich dich bitten, mir die Formalitäten erleichtern zu helfen und am Ende aller guten Dinge mein Trauzeuge zu sein . . .“

Bill hatte sich nicht gesetzt, sondern hob die Hände gen Himmel, beschwor alle Götter und rief Allah und den Propheten an. Es sei verrückt, diese Überstürzung, es sei noch schlimmer: es sei grotesk und werde neue Klatschereien hervorrufen. Warum denn, du lieber Gott, diese Eilzugsheirat!? —

Graetz erklärte, er habe seine guten Gründe. Zunächst werde er alle Tage älter. Das war für Bill ein Grund, über den er herzlich lachen mußte; auch bewitzelte er ihn ein wenig anzüglich. Aber es kamen noch ernsthaftere Begründungen. Graetz war noch immer, und ob er sich auch dagegen wehrte, ein Muttersöhnchen. Er wußte ganz genau, daß man daheim gegen seine Verlobung so und so Wenn und Aber erheben würde; er wußte ganz genau, daß die Mutter noch immer ein Komteßchen oder Baroneßchen aus der Nachbarschaft für ihn in Reserve hielt; wußte auch, daß man die ‚Fremde‘ zunächst mit sehr mißtrauischen Augen betrachten und daß der Vater ganz gewiß das Argument der ‚nationalen Gegensätze‘ gegen sie ausspielen würde. Kurzum — Graetz hielt es für zweckmäßiger, den Eltern nicht seine Braut, sondern seine junge Frau zuzuführen.

„Bill,“ sagte er, „du kennst die Alten. Ich bin ausgewachsen und schon mehr bei Jahren, als mir selber lieb ist. Aber in Stockhausen gelte ich noch für ein Baby, das mit Sorgfalt gehütet werden muß. Ich will vorbeugen, verstehst du. Gegen das fait

accompli sind die Alten machtlos; die Nachbarschaft wird zwar verwundert den Mund aufreißen, aber ich werde dafür sorgen, daß sie ihn auch rechtzeitig zuklappt. Dies fait accompli ist mir tausendmal das Angenehmere. Sieh' mal — äh — sonst ist notgedrungen allerlei Unangenehmes zu überwinden. Ich müßte doch dann meine Braut nach Hause geleiten. Das würde man schon für shocking halten. Und müßte sie in Stockhausen unterbringen. Das möchte ich nicht. So eine Brautschau muß qualvoll für das Opferlamm sein. Ich hasse diese Beschnoperung. Also ich will nicht — ich will nicht, Bill! . . ."

Dies sehr energische ‚Ich will nicht' war entscheidend für Limbach. Das fand er hübsch. Seit Eintreffen des Telegramms stand er ganz auf seiten der reizenden neuen Cousine. Die Hochzeit hier unten war auch eine nette Abwechslung. Er überlegte: Mehmed-Pascha, der Generalgouverneur von Tripolis, hatte ihm einmal einen kostbaren Gebetteppich verehrt; den wollte er Graetz zur Hochzeit schenken. Das war generös und kostete nichts.

„Hör' mal," sagte er, „das eine bitte ich mir aus: das Arrangement des Hochzeitsdiners überläßt du mir. Das machen wir im Hotel Londres. Da ißt man am besten, und der Wirt zittert vor mir. Er hat auch gute Weine, aber man muß sich dahinter setzen. Mit dem Konsul spreche ich wegen der Ziviltrauung; das beste ist, wir gehen zusammen zu ihm. Es wird alles gemacht. Die kirchliche Feier vollzieht unser lieber alter Botschaftsprediger. Wir brauchen übrigens noch ein paar Zeugen; da trommle ich die Kameraden zusammen, lauter Paschas deutscher Extraktion. Du mußt beim Botschafter Besuch machen, bei den verheirateten Attachés, auf dem Konsulat und beim Generaldirektor der Anatolischen Bahn. Die laden wir allesamt ein. Dann haben wir auch einen entsprechenden Damenflor. Zuletzt tanzen wir . . ."

Graetz war glücklich über den plötzlichen Eifer des Freundes und erklärte sich mit allem einverstanden, versprach auch ein glänzendes Hochzeitsdiner und sagte, daß es ihm bei dieser Gelegenheit auf acht gute Groschen durchaus nicht ankäme. Schließlich zog Limbach sein Notizbuch hervor, um eine Liste der notwendigsten Vorbereitungen aufzustellen. —

Währenddessen stand Marie im Zimmer nebenan am Fenster. Aber sie sah nicht auf das entzückende Rundbild, das sich in der Tiefe aufbaute und im Flimmern der Mittagsglut mit Perlenstaub überrieselt schien — sie sah weiter, viel weiter. Ihre Hände verschlangen sich über ihrem Herzen; das Herz klopfte laut wie eine Stimme der Anklage. Marie war wieder blaß wie vorhin unter den Zypressen des Friedhofs; doch sie lächelte dabei. Nur war dies Lächeln kein frohes; es lag ein tiefer Schmerz in dem krampfhaften Zucken der Lippen.

Sie hatte erreicht, was sie wollte. Sie hatte den Mann gewonnen, den sie sich wünschte. Sie hatte um ihn geworben, nicht er um sie. Sie hätte sich ihres Sieges freuen können, und sie war auch glücklich, denn sie hatte nun eine Zukunft vor sich, die das Leben wert war. Aber es war kein ganzes Glück, es floß ein bitterer, bitterer Tropfen hinein . . .

Im Zimmer stand der große Koffer geöffnet. Zufällig fiel der Blick Maries auf den mit rascher Hand wirr herausgekramten Inhalt. Unter Spitzen, Bändern, Rüschen, Wäschestücken markierte sich der Absatz eines Pantöffelchens. Daneben glitzerte ein unbestimmtes Etwas. Was war das? . . . Marie wurde aufmerksam und trat näher. Ihre Wangen wurden noch um einen Ton blasser. Was da so glänzte, als sei es ein köstlicher Edelstein, war ein kleiner Bergkristall, ein Quarzstückchen, das die Wellen irgend eines Flusses in Innerafrika kugelrund gespült hatten. Der Kristall war durchlöchert und zwar unendlich fein; man sah kaum die Öffnung. Er war ein Amulett. Ein kluger Medizinmann hatte ihn einstmals gefunden, vor hundert Jahren, vielleicht war es auch länger her. Und in der Häuptlingsschaft jenes Sudanstammes vererbte sich der Kristall, der so wundertätig war und vor vielen Gebrechen schützte, auch vor der Macht der bösen Geister. Da kam der Weiße erobernd in das Land, und der Stamm zerstreute sich. Die große Flucht begann. Was dem Weißen entging, fiel dem Braunen zu. Die Araber machten den Häuptling zum Sklaven. Sein Geschlecht starb aus, da wiederum andere Zeiten kamen, der Halbmond fiel und die Trikolore über der Algérie zu wehen begann. Hanifa war die letzte des alten

Stammes, ein häßliches Weib, das für den Koch des russischen Generalkonsuls in Algier die Einkäufe auf dem Fruchtmarkt besorgte. Hanifa war keine Heidin mehr, aber an ihren Talisman glaubte sie doch noch. In einer leichtsinnigen Stunde, da sie Gutes mit Gutem vergelten wollte, schenkte sie den Kiesel Marie, deren Dienerin sie geworden war. Aber sie bereute es, und an dem Abend, da ihre Herrin von Algier abfuhr, lauerte sie ihr am Kai auf und bat um Rückgabe des Amuletts. Das ging nicht, denn das Quarzstückchen lag irgendwo verkramt in den Koffern, und die Zeit der Abfahrt drängte. Ein Tausendfrankschein sollte die Alte trösten. War es ein Trost? — Marie entsann sich: in jener Mondnacht hatte sie die Silhouette der Negerin auf der Kaimauer von Algier gesehen, ein drohendes Gespenst — hatte auch krächzende Laute vernommen: Schimpfworte vielleicht oder ein heiserer Fluch. Das war es nicht, was in der Erinnerung die Wangen Maries fahler färbte. Was galt ihr ein Schimpf dieses Weibes! Aber die Erinnerung griff tiefer und weckte auf, was schlafen sollte. Der blanke Kristall war wie ein drohendes Auge.

Sie nahm ihn zwischen die Finger und betrachtete ihn. Langsam kehrte das Blut in ihre Wangen zurück. Es stieg bis zur Stirn und verdunkelte ihr Gesicht. Ihre Augen schlossen sich ein wenig; die Lider senkten sich, im scheuen Blick lag etwas wie Furcht, auch wie Verachtung. Ein leises Stöhnen kam über ihre Lippen. Dann schnellte sie empor, ein Aufzucken raschen Grimmes — und schleuderte das Amulett Hanifas aus dem Fenster.

Es beschrieb einen glitzernden Bogen durch die Luft und fiel unten in einen Kehrichthaufen. Ein zerlumpter Mann stand davor und harkte mit einer langen Krücke die Abfälle auseinander, und was ihm noch begehrenswert erschien, warf er in seinen Strohkorb. Rings um ihn saßen in weitem Kreise etwa zehn Hunde, saßen ganz ruhig, aber mit blitzenden Augen, und heulten ihn an. Der Kehrichtsammler war ihr erbittertster Feind; er stahl ihnen den Küchenabfall, von dem sie leben mußten. Doch die Hunde heulten nur — keiner wagte einen Angriff. Der Mann kümmerte sich gar nicht um das entrüstete Getier; er kramte weiter in dem Unrat, mit orientalischer Ruhe und Gleichmütigkeit — und nur, als er das

blitzende Ding fallen sah, stutzte er. Er erhob seine Krücke und warf sie dann nach kurzem Überlegen neben sich. Er wollte das blitzende Etwas, das aus der Luft geflogen kam, mit den Fingern fassen und bückte sich. Aber er kam zu spät. Auf dem verdorrten Feigenbaum saßen drei Vögel mit keilförmigen Schwänzen, das Gefieder schwarz, violett, stahlblau und weiß gefleckt: drei maurische Elstern. Die eine von ihnen schoß mit scharfem ‚schack schack' auf das glitzernde Ding, pickte es auf und schwang sich rasch in die Lüfte. Mit gellem Geschrei folgten ihr die beiden Genossen. Der Kehrichtkrämer fuhr auf, hob die Arme und begann zu schimpfen; die Hunde spangen empor und kläfften wütend. Die Elstern waren schon weit fort; sie flogen über den verfallenen Türkenfriedhof nach dem Goldenen Horn und bildeten drei schwarze Punkte im Blau der Luft.

Marie hatte vom Fenster aus den Raub gesehen. Ihr Blick war starr, und es stieg ein verhaltener Schluchzlaut in ihr auf. Ach, flöge doch da mit dem blanken Kiesel und den drei Raben auch ein Stück Leben auf ewig davon! — Sie blieb noch einige Minuten unbeweglich stehen. Allmählich gewann ihr Antlitz einen ruhigeren Ausdruck, der Pulsschlag wurde harmonischer, es glitt gleichsam eine kühlende Hand über ihr heißes Herz. ‚Sei keine Törin,' sagte sie sich, ‚und vergiß. Was war, das war. Es war eine Dummheit oder ein Leichtsinn oder war beides oder war mehr. War das Resultat einer verfahrenen Erziehung oder ein Sehnsuchtsanfall oder eine Verrücktheit. Es ist vorübergegangen, wie ein Sturm verweht; es blieb nichts, o Gott sei Dank nichts als die Erinnerung. Sei klug, Marie, und kämpfe sie nieder. Das Blut stürmt nicht mehr, die Lust an tollen Abenteuern ist verrauscht, die krausen Gedanken haben sich geordnet, nun spricht die Vernunft lauter als das Temperament. Was noch verblieb ist die Jugend. Die gewann dir den Mann, und du wirst ihn lieben lernen, denn du willst es. Die gewinnt dir die Zukunft, die äußere Behaglichkeit und den inneren Frieden — eine Zukunft, ganz ungleich der Vergangenheit, doch die, die du dir wünschtest: ein Leben in engem Kreise, voll Segen und Ehren . . .'

So sprach sie zu sich. Sie war vom Fenster zurückgetreten und vor einem Sessel in die Kniee gesunken, als sehne sie sich nach einem Gebet. Aber sie betete nicht. Die Gedanken züngelten hin und her in ihrer wunden Seele; sie fand keine Ruhe und wollte sie doch finden. Sie hatte das Gefühl bittersten Unrechts und verlachte sich höhnisch. Dann kamen lindernde Tränen.

O das tat gut! — Sie wusch sich das Gesicht, und es wurde wieder ganz klar. Sie lächelte sich im Spiegel an und nickte sich zu. Welche Seligkeit, daß sie noch jung war! Es kam ihr vor, als sei diese herrliche blühende Jugend ihre Rettung und schlage eine Brücke über Abgründe, in denen wilde Wasser rauschten. Eine ruhige Heiterkeit ging über ihr Antlitz. Sie begann sich mit Sorgfalt umzukleiden.

An der Tür klopfte es. Es war die Stimme Ottos, die rief: „Darf ich herein?" —

„Einen Augenblick," rief sie zurück. Sie schloß den letzten Haken ihrer Taille und öffnete. Da standen Graetz und Limbach. Der Graf trat zuerst in das Zimmer, verbeugte sich förmlich und nahm Maries Hand, indem er dabei mit fröhlicher Feierlichkeit sagte:

„Gnädigste Cousine, so wie ich hier stehe, bin ich in diesem fremden Lande der einzige Vertreter der Familie Ihres Bräutigams. Wenn auch nur mütterlicherseits — ich kann mich so nennen, jedenfalls tue ich es. Und in nomine familiae heiße ich Sie von Herzen willkommen und freue mich unbändig, daß mein guter Vetter Otto eine so vortreffliche Wahl getroffen hat. Ich drücke Ihnen die Hand, aber das genügt mir noch nicht. Ich bitte um die Erlaubnis, Ihnen namens der Graetze und der Limbachs einen Kuß geben zu dürfen. Dieser Mann neben mir hat nichts dawider."

„Herr Graf," erwiderte Marie, „Sie haben so schön gesprochen, daß ich auf eine Antwort in gleich fein stilisierten Perioden verzichten muß. Doch soll mein Kuß meine Antwort sein; er grüßt in Ihnen die neue Verwandtschaft."

Nun erhob sie sich auf den Zehen, denn die Limbachs waren

alle groß gewachsen wie die Graetze, und küßte Bill auf den schnurrbärtigen Mund. Otto stand daneben und freute sich; er war fast gerührt, doch er wollte diese sentimentale Stimmung nicht aufkommen lassen. So schlang er denn in einer Aufwallung von Keckheit, die ihn nicht übel kleidete, seinen Arm um Marie und sagte: „Mein Lieb, wie bin ich froh. Bill wird alles ordnen. In vierzehn Tagen sind wir bereits auf der Hochzeitsreise, und wenn der Sommer da ist, führ' ich dich heim."

Er fühlte das leise Zittern ihres jungen Körpers, das wie ein Beben der Keuschheit war. —

Bill war voll Diskretion an das Fenster getreten und schaute andächtig auf den Mann in Lumpen, der unten mit seiner Harke im Kehricht wühlte, indes die wilden Hunde ihn eifersüchtig umkläfften.

8.

Drei Tage später legte die ‚Therapia' auf ihrer Heimkehr von Odessa im Hafen von Konstantinopel an. Kapitän Dietrichsen hatte nichts Eiligeres zu tun als sofort nach dem Pera Palace Hotel zu stürzen und nach Graetz und Fräulein de la Rocque zu fragen. Beide waren zufällig anwesend, und in der Freude des Wiedersehens wäre der brave Kapitän ihnen am liebsten um den Hals gefallen. Als aber Graetz erzählte, daß der unfreiwillige Aufenthalt in Tunis die erste Etappe zu seiner nunmehr glücklich vollzogenen Verlobung gewesen sei, da nahm Dietrichsen seine weiße Mütze, warf sie an die Zimmerdecke und brach in ein förmliches Indianergeheul aus. So etwas war noch gar nicht dagewesen! Vier Verlobungen auf einer Therapiafahrt! Die ‚Therapia' war kein Dampfer mehr, sie war ein Heiratsbureau. Hurra! Die ‚Therapia' war das empfehlenswerteste ‚Mariageschiff' von allen Linien des Mittelmeers. Der Kapitän reckte sich. Er war sehr stolz. Er fühlte sich durchaus als Brautvater und

bat das neuverlobte Paar um die Ehre, am Abend an Bord mit ihm soupieren zu wollen; Graf Limbach sei auch geladen.

Graetz wollte die Einladung nicht ausschlagen. Tagsüber war jede Stunde besetzt. Die Vorbereitungen für die Hochzeit, die Besuche auf der Botschaft, dem Konsulat, bei Pastor Sohr, bei den Spitzen, der deutschen Kolonie nahmen viel Zeit in Anspruch. Er war froh, für den Abend eine Erholung erübrigen zu können.

Dietrichsen empfing seine Gäste mit großem Pomp. Passagiere hatten sich noch nicht eingefunden; die ‚Therapia' stand den Verlobten also gewissermaßen allein zur Verfügung. Alle Räume waren festlich erleuchtet. Der Dampfer lag dicht an der Reede von Tophane, und der elektrische Glanz flutete aus allen Fenstern über den Kai, auf dem sich die Bettler und Hunde sammelten, hoffend, daß von dem Fest auf dem Schiffe auch für sie etwas abfallen würde.

Der Speisesaal prangte im Blumenschmuck, die kleine Tafel war elegant gedeckt; die Stewards bildeten beim Eintritt der Gäste Spalier, Dietrichsen selbst erschien mit einem ungeheuern Bukett und sagte eine Strophe auf, die er um die Mittagszeit unter heftiger Transpiration gedichtet hatte und die ein sehr interessantes metrisches Kuriosum war. Dann setzte man sich zu Tisch. Der Koch hatte sein Bestes getan, der Kapitän hatte die Weine ausgesucht: Rein und Mosel brachten Grüße von deutschen Strömen, die Witwe Clicquot war anregend wie immer, und den Abschluß machte ein Haut Brion, den Limbach sacht und eindrucksvoll über die Zunge rollen ließ, um dann in Begeisterung zu geraten. Zu allen Genüssen spielte die Bordkapelle fröhliche Weisen, aber sie war im oberen Salon postiert worden, so daß die Musik aus angenehmer Entfernung erklang.

Den Kaffee nahm man auf dem Promenadendeck. Da hatte man die in tausend Lichtern schimmernde Stadt vor sich, über der sich ein sternenklarer, dunkelblauer, leicht ins Rötliche spielender Nachthimmel wölbte, sah die neue Brücke mit ihrem schwarzen Gewimmel und ringsum auf dem Meere das Hin und Her der Dampfboote und Kaïks, die mit roten Augen über das Wasser

schossen. Der Lärm Konstantinopels glich einer rauschenden Welle, die einen Fels umbrandet.

Einer der Stewards beugte sich zu Graetz herab.

„Verzeihung, Herr Rittmeister," sagte er, „wir haben da einen Zwischendeckspassagier, einen gewissen Brettschneider, der den Herrn Rittmeister gern einmal sprechen möchte! . . ."

An den hatte Graetz überhaupt nicht mehr gedacht. Hatte dieser Durchgänger wahrhaftig die Fahrt bis Odessa mitgemacht und reiste nun ganz gemütlich heimwärts! — „Mein Freund Brettschneider," erwiderte Otto gut gelaunt; „wo steckt er denn? Immer heran mit ihm! . . ."

Er war schon da. Er trat aus dem Dunkel irgend einer Wand in das helle Licht der auf dem Tische brennenden elektrischen Lampe. Der Deserteur mußte Gelegenheit gefunden haben, sich unterwegs neu auszustatten. Er sah schmuck und anständig aus; er war ein hübscher Mensch — das sah man jetzt erst so recht, nun nicht mehr die Spuren leidensvoller Fron sich auf seinen Zügen markierten. Auch er trug einen Blumenstrauß in der Hand, den ihm ein Matrose oder ein Kommissionär besorgt haben mochte, einen ganz konstantinopolitanischen Blumenstrauß: von Rosen, deren Blütenblätter mit der Schere gestutzt waren, keilförmig gebunden wie ein Zuckerhut — ein Monstrum.

Brettschneider verbeugte sich höflich. „Herr Rittmeister entschuldigen untertänigst," sagte er, „ich hörte zu meiner Freude, daß Herr Rittmeister sich verlobt haben, und da wollte ich der erste aus Kütnersdorf sein, der herzlichst gratuliert."

Graetz freute sich aufrichtig. „Schau' her, Marie," rief er, „der erste Glückwunsch aus der Heimat! Erzählte ich dir nicht —? ah ja wohl, du bist ja noch halbwegs mit dem Brettschneider nach Algier gefahren, als wir von der Affenschlucht kamen! — Brettschneider, ich danke schön — geben Sie mir die Hand, mein Junge! Und nun präsentieren Sie sich einmal meiner Braut — da sitzt sie . . ."

Brettschneider machte ein erneutes Kompliment und reichte Marie den konisch geformten Blumenstrauß. Auch Marie gab ihm die Hand und bedankte sich mit freundlichem Lächeln.

„Sind Sie auf der Rückreise?" fragte sie.

„Zu befehlen, gnädiges Fräulein," erwiderte Brettschneider und schlug militärisch die Hacken zusammen.

„Da kommen Sie jedenfalls eher nach Kütnersdorf als wir selbst und werden von mir erzählen können. Machen Sie mich nicht allzu schlecht, lieber Brettschneider, damit ich mit freundlichen Gesichtern empfangen werde."

„Ach, gnädiges Fräulein," sagte der Bursche. Er stieß dies eigentlich mehr hervor als er es sprach und legte dabei die Hand auf die Brust. Es war nur ein Ausruf, aber er klang herzlich und aufrichtig, und die Augen sprachen dabei mit.

„Famoser Bengel," murmelte Graf Limbach und rief laut: „Kommen Sie her, Brettschneider! Weil Sie ein Kütnersdorfer sind — und ein alter Soldat. Von einem Vorgesetzten darf man alles annehmen. Da haben Sie einen Zuschuß für die Rückreise!"

Er ließ ein Goldstück in die Hand Brettschneiders gleiten. Der errötete, schlug aber wiederum die Absätze aneinander und sagte: „Danke untertänigst, Herr General!" Dann blieb er stramm stehen und beantwortete die Fragen Limbachs kurz militärisch.

Graetz hatte inzwischen mit dem Kapitän Rücksprache genommen. Die Schiffsbediensteten sollten mitfeiern. Er rief den Obersteward herbei und gab ihm eine Banknote. Dafür sollte eine riesige Bowle gebraut und ein besonderes Festessen gekocht werden; aber auch der Zwischendeckspassagier sollte daran teilnehmen. Der Obersteward strahlte und versprach pünktlichste Ausführung des gegebenen Befehls.

„Also auf Wiedersehen, Brettschneider," sagte Graetz. „Trinken Sie mit den anderen auf unser Wohl und lassen Sie sich einmal bei mir sehen, wenn ich erst wieder zu Hause bin . . ."

Der Abend verfloß heiter, wie er begonnen hatte. Am stillsten war das Brautpaar. Es hörte nur zu, wie der Kapitän eine merkwürdige Seeschlangengeschichte erzählte, die ihm 1891 passiert war. Da hatte er wahrhaftig geglaubt, im Mittelmeer die sagenhafte Seeschlange zu Gesicht zu bekommen, bei einem furchtbaren Sturm, unweit von Pantelleria. Ein braunes Biest

tauchte aus den schäumenden Wassern empor, ungeheuer lang und mit grünem Gischt überspült, ein Fabelwesen, von dem man nicht wußte, war es tot oder bewegte es die ungeheueren Glieder. In der Tat war es aber wirklich nur eine tote Masse, nämlich jener Inselstreifen, den eine unterseeische Eruption damals an die Oberfläche des Meeres gehoben hatte.

Auch Graf Limbach erzählte viel — phantastische Geschichten aus Tripolis, wo er im Auftrage der türkischen Regierung sich mit einem rebellierenden Araberstamm herumschlagen mußte und dem Scheikh dadurch gewaltig imponiert, daß er ihm gesagt hatte, er habe ‚in das Auge des Padischah geschaut.' Limbach schilderte seine mannigfachen Abenteuer sehr hübsch, dabei immer lächelnd und mit den lustigen Augen zwinkernd, so daß man nie recht wußte: schnitt er auf oder sprach er die Wahrheit. Er hatte in Tripolis natürlich auch einen Löwen geschossen, eine Straußenjagd mitgemacht, bei einem Gastmahl des Generalgouverneurs eine fürchterliche Suppe aus Sennes und Rizinus essen müssen, hatte eine Liaison mit einer selbstverständlich bildschönen Araberin angeknüpft, wäre beinahe erdolcht und beinahe in eine blutige Verschwörung gegen den Wali verwickelt worden. Alles das in rascher Folge hintereinander. Dann wieder plauderte er über die gesellschaftlichen Verhältnisse in Pera, den nationalen Kastengeist, die langweiligen Winterabende mit ihrem ewigen Jeu, über seine Audienzen beim Sultan, die Trinkgelderwirtschaft im Yildizpalaste, über die Zustände bei Hofe und die beständigen Intrigen der Prinzessin Edha Fatime. Er war ein höchst unterhaltender Causeur, kannte alles und war mit jedermann gut Freund: mit dem Großwesir wie mit dem Ober-Eunuchen des kaiserlichen Harems, den man ‚Hoheit' anreden mußte — mit dem präsumtiven Thronfolger wie mit dem Chef der Spione, der den Titel ‚Exzellenz' führte und der größte Gauner unter der Sonne des Orients war.

Die Zeit schritt indessen vor — man mußte an das Abschiednehmen denken. Auf diesen Augenblick hatte der Obersteward nur gewartet. Ein Signal versammelte in aller Schnelligkeit die gesamte Schiffsmannschaft, die dem Brautpaar ein donnerndes Hoch ausbrachte. Es wurde Graetz förmlich schwer, von der ‚Therapia'

zu scheiden; er mußte dem Kapitän auch in die Hand versprechen, binnen Jahr und Tag mit seiner jungen Frau zu einer neuen Mittelmeerfahrt zu rüsten. Graf Limbach hatte sich eine besondere Ehrung für Dietrichsen ausgedacht. Der Kapitän besaß noch keinen Orden; er sollte einen Orden bekommen und zwar einen wunderschönen: groß, bunt und blank. Das ließ sich leicht machen. Limbach wollte seinem ‚Freunde, dem Großwesir' einen Wink geben — und dann flog der Medjidje vierter Klasse in das Knopfloch des Kapitäns. „Soll ich ihm das Dings schaffen?" fragte der Pascha den Vetter. „Gewiß, Bill," antwortete Graetz, „verschaffe ihm nur das Dings. Es sieht ja so hübsch aus . . ."

Trotz der späten Stunde hatte sich um das Schiff noch ein Haufen Neugieriger gesammelt: Strolche und Bettler, Besucher der Kaffeehäuser am Kai, Matrosen anderer Dampfer, Soldaten mit ihren Liebchen — eine durcheinander wimmelnde dunkle Masse, aus der sich hie und da ein grellroter Fes oder das Weiß eines Kopftuchs hervorhob. Als Marie die Schiffstreppe hinabstieg, schien ihr Fuß ganz plötzlich stocken zu wollen. Gerade vor sich sah sie unter einer Gaslaterne am Kai zwei Männer in eifrigem Gespräch: einer in sogenannter türkischer Reformtracht, in langem einreihigem Schoßrock und mit einem Fes, der andere ein großer sehniger Europäer mit pechschwarzem, spitz aufgedrehtem Schnurrbart in dem braun gebrannten Gesicht.

Es gibt Physiognomieen, die in uns bei flüchtigem Begegnen eine rasche, ausgesprochen fatale Erinnerung auslösen können, ohne daß wir im Augenblick dieser Erinnerung auf den Grund zu gehen vermögen. So erging es Marie. Das braune Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart erschreckte sie förmlich. Sie sah es nur einen flüchtigen Moment, denn der Mann wandte sich wieder ab und schritt mit seinem Begleiter über den Macadam in das gegenüberliegende Café Grec. Aber der Moment genügte, in ihr eine eigentümlich widrige Stimmung hervorzurufen, zugleich ein Gefühl des Erschreckens, so stark, daß sie sich fester an das Geländer der Schiffstreppe halten mußte und daß ihr Fuß zögerte, weiter zu schreiten.

„Holla, Marie, was ist?!" rief Graetz, der ihr folgte.

Sie antwortete nicht und ging weiter. Sie war blaß geworden und suchte in ihrem Gedächtnis.

Limbach rief Droschken heran. Er wollte noch ein Glas Bier bei Nicoli trinken und verabschiedete sich von dem Brautpaar, das in einen anderen Wagen stieg. Im Galopp jagten die Gäule über das holprige Pflaster der Brücke zu.

Graetz war etwas ermüdet, doch in guter Laune. „Ein Prachtkerl, der Kapitän," sagte er. „Wie hübsch hatte er das alles arrangiert!"

Marie nickte.

„Was gehen wir ihn im Grunde genommen an," fuhr Otto fort; „ich bin ein Passagier seines Dampfers wie jeder andere. Aber er hat eine so warme Anteilnahme für das Menschliche . . ." Er schwieg einen Augenblick und legte sodann zärtlich seinen Arm um die Schulter Maries und wollte ihr eine Süßigkeit zuraunen.

Da aber zuckte Marie zusammen — wie von einer elektrischen Strömung berührt. Es geschah unbewußt — ihre Gedanken weilten weit fort; es war wie ein jähes Erwachen.

Befremdet zog Graetz seinen Arm zurück. „Aber, Marie," fragte er, „— lieber Gott — was ist dir —?"

„Nichts," flüsterte sie; „vergib mir — ich war in Gedanken . . ." Sie haschte nach seiner Hand und führte sie an ihre Lippen . . . „Ich habe dich sehr — sehr lieb," sagte sie innig. —

Kapitän Dietrichsen hatte inzwischen das Kommando des Schiffes dem ersten Offizier übergeben und sich in seine Kabine zurückgezogen. Der erste Offizier hatte auch nicht viel zu tun. Er schlenderte in der schönen mondhellen Nacht auf der Kommandobrücke hin und her, rauchte in einem dunklen Winkel ein paar Züge verbotener Zigarette, schaute über die erleuchtete Stadt und den Hafen und horchte dann lächelnd auf den fröhlichen Gesang, der vom Hinterdeck aus zu ihm emporscholl.

Da saß die Schiffsmannschaft nämlich noch bei der gespendeten Bowle und war allgemach in das Stadium eigentümlicher Fröhlichkeit eingetreten, bei dem die Sehnsucht nach melancholischen Liedern wach wird. Mit der ‚Loreley' hatte man angefangen,

dann folgten die ‚Drei Rosse vor dem Wagen' sowie ‚Gute Nacht, du mein herziges Kind', und augenblicklich sang der dicke Oberkoch ein schönes Lied mit dem Schlußreim ‚Daß ich dich ewig liebe, Margarete'. Er hatte dabei für seine gewichtige Äußerlichkeit einen dreifachen Stützpunkt gesucht, saß auf einer leeren Tonne, hielt mit dem rechten Arm den jüngsten Steward, ‚Proppen' genannt, umschlungen, und umklammerte mit dem linken Arm die Schultern Brettschneiders. So sang er sein schönes Lied mit mächtigem Baß und nervenerschütterndem Tremolo und sang sich so sehr in eine edle Stimmung hinein, daß bei dem letzten langgezogenen ‚Margarete' ihm Tränen der Rührung über die immer heißen und wie geölt glänzenden Wangen liefen.

Ein schallendes Bravo lohnte ihn. Er wischte mit der Hand die Tränen ab und sagte: „Dat geiht mich ümmer entfamigt tau Harten, as wenn ick diesem Lied anstimmen tu'. Ick wüll nich rohren, aewer wat helpt dat: ick wüll nich? An die eine Stelle vun dat Sülwerlicht des Mon's, dat läht en bleiken Schämer up dei verharmten Backen Margaretens, un ihre Tranen blützern as wie Tauparlen in der Morrensünne — da dreiht sick min Hart üm un üm, un da m u ß ick rohren. Proppen, nu' gütt mi mal wedder minen Pott vull! . . ."

Es stellte sich leider heraus, daß das Niveau der Bowle bereits stark gesunken war; der elegische Oberkoch mußte mit einem sehr schäbigen Rest fürlieb nehmen. Da gab Brettschneider noch eine Lage Bier zum besten, ein ganz besonderer Genuß hier unten im Orient, und zog sich dafür allseitig hohes Lob zu, zumal seine Großmut Nacheiferung fand. Der Schiffsbarbier, ein fixes kleines Kerlchen, der Schillers ‚Taucher' in jüdischem Jargon deklamieren konnte und sich auch sonst auf allerhand Schnurren verstand, gab die zweite Lage. Wahrscheinlich wäre die Ausgelassenheit noch mehr gestiegen, wenn nicht der erste Offizier erschienen wäre und lächelnd gesagt hätte: „Kinder, nun macht, daß ihr in die Klappe kommt, sonst habt ihr allesamt morgen früh einen dicken Kopp!" —

Proppen und der Obersteward mußten den schwankenden Koch, der plötzlich das heulende Elend bekam und von seiner alten verlassenen Mutter zu phantasieren begann, in seine Koje

bringen. Auch die übrigen suchten ihr Lager auf, nur Brettschneider und der Barbier blieben noch an Deck; sie hatten mäßig getrunken und waren ganz nüchtern. Der Barbier schlug noch einen Bummel durch die Cafés am Kai vor, aber Brettschneider fürchtete die Polizei, da er keinen Paß besaß. Nun lachte der Barbier ihn aus. Er kannte Konstantinopel. Polizei! Hier gab es keine Polizei. Ja — wenn ein Dampfer ankam und die Passagiere mit ihrem Gepäck durch die Douane mußten, da wurden die Pässe revidiert, das war schon richtig. Aber jetzt in der Nacht konnte man ganz gemütlich das Schiff verlassen und bummeln, wohin man wollte, und kein Mensch fragte nach einem . . .

Brettschneider drehte seinen Bart. Tagein tagaus auf dem Schiffe war schließlich eine langweilige Sache. Er hatte sich zwar Arbeit auf der Therapia zu verschaffen gewußt, aber das Land sah er doch immer nur aus der Entfernung. Und die glänzend erleuchteten Kaffeehäuser drüben lockten wirklich. Man sah hinter den hellen Fensterscheiben das Auf und Ab der Menschheit, und öffnete sich einmal die Tür, so hörte man Musik und den Gesang der Chansonetten. Es war da ein lustiges Leben — und Brettschneider hatte trübe Jahre hinter sich . . . „Meinen Sie?" fragte er zögernd; „meinen Sie, man kann ruhig auf ein Stündchen da hinüber?"

„J versteht sich," erwiderte der Barbier. „Man ümmer tau, würde der Koch sagen. Wir wollen ins Café Grec, da war ich gestern; da spielen böhmische Harfenmädel, und eine dicke Griechin singt Schlachtgesänge — Sie, hören Sie, mit einem Baß, ein richtiger Bierbaß, so was war noch gar nicht da. Da setzen wir uns einfach hin, es ist ganz famos da drüben, und wenn wir genug haben, gehen wir wieder aufs Schiff . . ."

Er faßte Brettschneider unter den Arm und zog ihn mit. An der Schiffstreppe stand der wachthabende Matrose und kaute Tabak. „Wo wüllt hei denn hin?" fragte er. „Noch ein bisken 'rüber ins Café," entgegnete der Barbier. Der Matrose spuckte den Priem in das Wasser und meinte: „Söpt man nich tau velle, des olle konstantipohlsche Bier macht sackermentsche Kopf-

weih. Dat is Spucke mit Zipollen und Harung un is gor keen orn'lich' Bier nich . . ."

Die beiden waren schon, die Hüte im Nacken, behend wie die Katzen, die Schiffstreppe hinabgehuscht und standen nun auf dem Kai. In der Tat: kein Mensch kümmerte sich um sie. Ein paar Köter, die der Küchengeruch angelockt hatte und die sich in der Nähe des Schiffsrumpfs niedergelegt hatten, fuhren mit kurzem Aufjaulen in die Höhe. Weder ein Polizist noch ein Douanier war zu sehen; auch das Straßenleben hatte sich allgemach verlaufen. Eine Reihe Fiaker hielt bei den Magazinen; sämtliche Kutscher schliefen.

Brettschneider und sein Begleiter traten in das Café Grec, das mit Menschen überfüllt war. Doch man sah auf den ersten Blick, daß die Gesellschaft, die hier verkehrte, eine mehr als gemischte war. Türken schienen nur sehr wenige anwesend zu sein; die griechische Sprache herrschte vor, aber neben Männern in europäischer Tracht, zum Teil mit schäbiger Geckenhaftigkeit gekleidet, bemerkte man auch Arnauten und Tscherkessen in ihrem malerischen Nationalkostüm. Hie und da vernahm man an den Tischen französische, armenische und italienische Laute, zuweilen auch ein englisches Wort, einen Ausruf in der Lingua franca oder einen zungenbrecherisch schnell hingeworfenen Satz in dem eigentümlich jüdelnden Spanisch, das man spagniolisch zu nennen pflegt. Hausierer streiften umher, Zeitungsjungen und Stiefelputzer. Auf der Estrade im Hintergrund des Saals spielten böhmische Musikanten und sangen vier bunt gekleidete Frauenzimmer Lieder in allen Sprachen mit kreischender Stimme und frechen Gebärden. Ein süßlicher Tabaksgeruch durchzog den Raum. Alles qualmte; wer nicht die Zigarette zwischen den Lippen hielt, rauchte den Tschibuk oder das Nargileh, die Wasserpfeife, die man nicht mitbrachte, sondern die der Wirt lieh und die halbstündlich bezahlt wurde. Kellnerinnen bedienten, armselige Geschöpfe aus aller Herren Länder, auch zwei Negerinnen unter ihnen und eine stolze zirkassische Schönheit, die in roten Pluderhosen und goldgesticktem Jäckchen umherlief. Man trank meist türkisches Bier aus der Birmontibrauerei, Mastixschnaps und Wer-

mut mit Soda, auch griechischen Wein; in der Nähe einer Tür, die zu den Hinterzimmern führte, in denen hazardiert wurde, zechten zwei elegant gekleidete Herren mit einem Botschaftskawassen in Arnautentracht Champagner.

Brettschneider und der Schiffsbarbier fanden noch einen Platz dicht vor der Estrade, auf der die Musikanten spielten. Sie bestellten sich Bier, steckten sich Zigarren an und lehnten sich gemütlich auf das verschossene rote Wandsofa zurück. Während der Barbier mit sichtlichem Wohlgefallen den Chansons der Sängerinnen lauschte und nur lebhaft bedauerte, daß die dicke Griechin mit dem phänomenalen Baß nicht auch dabei war, beschränkte sich Brettschneider darauf, das Publikum zu beobachten. Das machte ihm Spaß; die Sängerinnen mit ihren bemalten Gesichtern und in ihren schmutzigen kurzen Röcken gefielen ihm nicht. Aber diese vielköpfige, zusammengewürfelte Menschenmenge war wirklich interessant und bot ein ungemein abwechslungsreiches Bild. Der Bauernjunge aus Kütnersdorf war ein heller und anschlägiger Kopf, hatte auch, da er drei Jahre hindurch eine städtische Schule besucht, mehr gelernt als seinesgleichen. Die Wanderfahrt und der Aufenthalt in der Fremdenlegion hatten zudem sein Empfinden und seine Aufnahmefähigkeit gestärkt und erweitert, seine Urteilskraft geschärft und ein gewisses kritisches Gefühl in ihm erweckt. Er merkte wohl, daß auch die eleganteren der hier verkehrenden Gäste dem internationalen Gesindel angehörten, dem großen Stromertum, das sich über die Zentralen der Levante ausbreitet. Es gab da abscheuliche Physiognomieen, Gesichter voll Laster und Verworfenheit, mit verschmitzten Gaunerzügen und tief gegrabenen Linien brutaler Instinkte. Der streifig durch die Luft ziehende Tabaksrauch verzerrte hie und da die Menschenzüge zu grotesker Karikatur. In der schweren Atmosphäre mischten sich auch allerhand Küchengerüche, Fettdunst und der Duft von schlechtem Öl, von Zwiebeln und Knoblauch. Die Stimmen schwirrten durcheinander, gellende Ausrufe, seltsame Kehllaute, Näseln und Fisteln — und wenn die Tür zu den Hinterzimmern einmal geöffnet wurde, schwoll der Lärm an: dann vernahm man auch von nebenan Schreien und Toben, Gläserklirren und das Rollen der Roulettekugel . . .

Plötzlich reckte Brettschneider den Hals ... War das denn möglich?! War das denn kein Irrtum?! — Saß da nicht Tittmann — Herrgott ja — Peter Tittmann aus Langenpfuhl, der ehemalige Trainsergeant, mit dem zusammen er sich in Toulon hatte bei der Legion anwerben lassen!? Tittmann, der es unten in Algerien noch nicht einmal so lange wie er ausgehalten hatte — der noch vor ihm desertiert war und den er für tot oder verschollen hielt!? — Brettschneider erhob sich ein wenig von seinem Sitze. Donnerwetter, das war wahr- und wahrhaftig der Tittmann; er trug freilich nicht mehr die wehenden Backenzoddeln, sondern einen pechschwarzen, spitz aufgedrehten Schnurrbart im braun gebrannten Gesicht und war auch wie ein Gentleman gekleidet, mit weißen Gamaschen um die lackierten Stiefel, einem Brillanten im Schlips und Ringen an den Fingern. Aber der Tittmann war es: wenn er sprach, sah man zwischen seinen weißen Wolfszähnen in der oberen Reihe einen einzigen Zahn, der blauschwarz war; das war wie ein ‚besonderes Kennzeichen' im Signalement. Und er sprach eifrig mit seinem Begleiter, einem Herrn in dunklem Schoßrock mit einem Fes auf dem Kopf und auffällig langen und spitzen, gelb gefärbten Nägeln an den die Zigarette haltenden Fingern.

Brettschneider überlegte einen Augenblick: sollte er hinübergehen? — Der Tittmann war ihm eigentlich auch immer gut' Freund gewesen. Er hatte ihn freilich auch zu mancher Dummheit verleitet, auch zu der größesten: zu dem Kontrakt mit der Fremdenlegion. Aber das war vorbei, und wer sich verleiten läßt, ist immer der Dümmste. Trotzdem schwankte Brettschneider. Tittmann taugte mordswenig, das wußte er. Er hatte schlechte Geschichten beim Train gemacht und hatte ein weites Gewissen. Brettschneider traute ihm nicht recht. Immerhin, man hatte Freud und Leid miteinander geteilt, hatte sich jahrelang aus den Augen verloren und saß sich nun unvermutet gegenüber; da konnte man sich schon die Hand reichen und guten Tag sagen.

Brettschneider entschuldigte sich bei seinem Nachbar; er sehe drüben einen alten Bekannten, den er kurz begrüßen wolle. Dann stand er auf und drängte sich zwischen den kleinen Tischen mit ihren

klebrigen Marmorplatten hindurch. Nun sah ihn auch Tittmann. Er riß die Augen auf, Erstaunen malte sich auf seinem Gesicht — er fuhr vom Stuhle empor. „I der Deibel — mort de ma vie — Brettschneider, Fritze, Kleiner — ja, bist du es denn wirklich?!“ rief er.

Man reichte sich die Hände. Tittmann zwirbelte seinen Schnurrbart und musterte ein wenig spöttisch den vor ihm Stehenden. Der trug zwar anständige Kleidung, gewiß — aber, parbleu, er sah so kleinbürgerlich aus, dieser Brettschneider, so dorfmäßig, so plebejisch, so ohne Weltschliff. Tittmann kräuselte die Lippen und legte die rechte Hand mit den drei falschen Brillanten in den Ausschnitt der buntgesprenkelten Weste. Er schaute den kleineren Brettschneider von oben herab an und sagte lässig: „Na, das ist aber hübsch, daß man sich 'mal wiedersieht. Nimm 'n Moment Platz, Fritz — der nebenan stört uns nicht, er versteht kein Wort deutsch . . .“ Er sagte dem Herrn im Fes einiges in französischer Sprache und rückte dann einen Stuhl herbei. Brettschneider grüßte, ehe er sich setzte, den Fremden höflich, der den Gruß auf türkische Art, durch Berührung von Brust und Stirn mit den Fingerspitzen, erwiderte. Nun waren die beiden Freunde von ehemals bald in regster Unterhaltung; es gab ja so viel zu erzählen.

Ja, so viel. Auch Tittmann hatte bunte Schicksale erlebt, das ganze Abenteurerdasein eines flüchtigen Fremdenlegionärs. Aber mit diesem gewandten Spitzbuben hatte das Glück es gut gemeint. Er war lange im Lande geblieben, ohne entdeckt zu werden. Er hatte dem Geschick getrotzt und die Algérie nicht verlassen, und war dennoch nicht gefangen worden. Was war er alles gewesen! Kellner in Philippeville, Chef eines verrufenen Hauses in Constantine, Jahrmarktsausrufer in Bougie, heute Hausknecht, morgen Ablader auf einem Kohlenschiff, übermorgen Friseurgehilfe. Dann hatte er wieder auf der Landstraße gelegen, war lange Monate mit einem Zirkus kreuz und quer durch verschiedene Reiche gezogen, hatte sich für die jüdischen Kolonisten in Kleinasien interessiert, mit einer Tscherkessenbande Pferdeschacher getrieben und in Smyrna Geschäfte angeknüpft

mit einem heimlichen Sklavenhändler, der für den Haremlik eines schwerreichen türkischen Generals große Aufträge hatte. Er erzählte seine Aventiuren in dem sichtlichen Bestreben, Brettschneider zu imponieren, mit einer gewissen Großmannssucht, prahlerisch und mit mannigfachen französischen und italienischen Floskeln und Ausrufen untermischt.

„Ich würde dich bitten, mit mir eine Flasche Schampus zu trinken," sagte er, „da hinten, da spielt man auch — aber ich habe mit meinem Begleiter noch geschäftlich zu verhandeln. Junge, Junge, wenn alles gut geht, bin ich in Jahresfrist ein gemachter Mann! Unter uns, der Türke neben mir ist ein geriebener Gauner, dem muß man auf die Finger passen. Stallmeister beim Prinzen Muhamed Selim, der ein großes Gestüt anlegen will. Da soll ich ein paar Lieferungen besorgen — auf Gäule versteh' ich mich ja, und es wäre auch höllisch dabei zu verdienen, wenn die infamen Kerle nicht einen unverschämten Backschisch verlangten. Ohne den ist nichts zu machen. Schwefelbande, niederträchtige! . . . Nun sag' mal — also du willst wieder nach Hause, auf die Bauernklitsche un zu Onkel Piepmaul?"

Brettschneider nickte. „Ich habe Heimweh, Tittmann — — weiß der Teufel, mir ist mal so!"

Tittmann lachte. „Na ja — du warst immer so'n alter Dorfhammel! ‚Gemütsmensch' nannte das mein Rittmeister. Brettschneider, mir könnte jemand tausend Taler blank auf den Tisch legen, ich ginge nicht zurück. Fiele mir gar nicht ein. Erst will ich mal Geld verdienen, 'nen ordentlichen Happen. Bei uns ist das nicht möglich. Aber hier, Brettschneider, aber hier! Ich habe mich lange genug im Orient herumgetrieben und kenne den Zauber. Hier liegt das Gold auf der Straße. Heiliges Donnerwetter, hier braucht man bloß zuzugreifen. Aber du könntest das nicht; du hast ein zu zaches Gewissen. Junge, Junge, was man so Gewissen nennt, das muß man hier unten einschachteln — diantre, sonst kommt man nicht durch! Wollen wir 'mal wetten: heute über zwei Jahre habe ich meine runde Million! Eine viertel Million muß das Pferdegeschäft mit dem Türkenprinzen allein abwerfen . . ."

Brettschneider wußte: der Tittmann renommierte gern; er war ein Prahlhans und Aufschneider. Das war schon richtig; aber der Tittmann war auch ein verteufelter Kerl, sozusagen mit allen Hunden gehetzt, gewandt, aalglatt, einer, der die Leute zu nehmen verstand. Daß ein Mensch wie er in diesem Lande zu Vermögen kommen konnte, das war gar nicht so unmöglich.

Unwillkürlich verglich sich Brettschneider mit ihm. Er selbst kehrte als armer Teufel in die Heimat zurück; Tittmann war jetzt schon ein großer Herr geworden. Tittmann trug Lackstiefel und feine Wäsche und hatte ein Gehaben, das Brettschneider aufrichtig bewunderte. Das konnte er nicht. Schließlich war der Tittmann doch auch nur ein Bauernsohn, und wenn er beim Train auch Bursche gewesen war und es bis zum Sergeanten gebracht hatte: seine Bildung war doch nicht weit her. Nun sprach er französisch wie ein geborener Franzose und warf auch sonst mit fremdsprachigen Redensarten um sich — und vor allem sein Benehmen: ja, so kann sich wahrhaftig nur ein Mann benehmen, der die Welt kennen gelernt und in allen Kreisen verkehrt hat... Brettschneider hatte ein helles Auge; aber über die Grenzen seines Horizonts kam er naturgemäß nicht hinaus. Das dürftig Lackierte im Sichgeben Tittmanns erkannte er nicht, diesen eigentümlich öligen Firnis, der nur locker die rohe Politur deckte. Für einen Menschenkenner war Tittmann freilich eine höchst interessante Persönlichkeit. Schon die ganze Erscheinung: er war hoch gewachsen, hager, aber ganz Sehne und Muskel — ein Sportsman niederer Klasse, ein Zirkusreiter oder dergleichen. Dazu paßte auch das Gesicht: die Hakennase zwischen den knochigen Wangen, die funkelnden Augen, der schwarze Schnurrbart, der zu scharfen Spitzen emporgewichst war. In der bunten Internationale der sogenannten Artistenwelt stößt man vielfach auf derartige Erscheinungen. Und auch hierher gehörte der Mann, in das Völkergemisch der Levante, gehörte hierher mit seinem lauernden Spitzbubenblick, seiner falschen Vornehmheit, seinem ganzen Gesindeltypus. Die Levante hatte ihn geschult, aber günstige Vorbedingungen für diese Schulung hatte der Bauernjunge aus der Mark mitgebracht.

Der Türke, der mit am Tische saß, hatte kaum einen Blick

für die beiden. Er rauchte eine Zigarette nach der andern und nippte dabei von Zeit zu Zeit an seinem Mastix. Tittmann verlor sich in Erinnerungen. Er sprach von dem Leben in der Fremdenlegion, von diesem Hundedasein, in dem einem der letzte Rest von Menschenwürde aus dem Leibe geprügelt wurde. „Du," sagte er, „wer hat dich aufgelesen? Der Kütnersdorfer? Ist das der frühere Kurfürst-Dragoner?"

„Rittmeister Graetz," antwortete Brettschneider, „ein sehr anständiger Herr."

„Da hast du noch Dusel genug gehabt," meinte Tittmann. „Aber du bist ein zu großer Angstmeier. Dir fehlt die nötige Unverschämtheit. Das ist dein ganzes Unglück. Ich würde dir raten: bleib' hier, ich will dich an meinen Geschäften beteiligen — ich glaube aber, du wirst dich nicht so recht hineinfinden. Meinst du nicht selbst?"

„Ganz gewiß," entgegnete Brettschneider. Nein, hier paßte er nicht her, das war nichts für ihn. Er sprach wieder von seinem Heimweh; es war eigentlich mehr die Sehnsucht nach der Scholle, nach dem Duft der Ackerkrume, nach Pflug und Sense. Das schien Tittmann sehr verächtlich. Wahrhaftig, Brettschneider blieb der Bauer. Da ging er nun zurück auf sein Dorf, zu einem bösartigen Oheim, der ihn tyrannisierte und schurigelte — und er freute sich auch noch auf die kommende Zeit. Er war ein Esel — es war nichts mit ihm anzufangen. Tittmann ließ seinen Schnurrbart durch die Finger laufen, und seine Ringe blitzen. Er hatte einen Augenblick daran gedacht, den persönlichen Einfluß, den er früher auf den harmlosen Freund ausgeübt hatte, von neuem auszunützen; aber er gab den Gedanken auf. Brettschneider war für ihn nicht mehr zu brauchen.

Nun wurde Tittmann einsilbiger und erklärte schließlich, er müsse sich wieder seinem Geschäftsfreunde widmen. Das war Brettschneider ganz recht; von der anderen Seite des Lokals hatte ihm der Schiffbarbier bereits mehrfach gewinkt. Er reichte dem ehemaligen Freunde die Hand.

„Soll ich zu Hause grüßen?" fragte er.

„Versteht sich," entgegnete Tittmann, „allesamt — wen

du willst. Besonders die schwarze Käte. Sag' ihr man: daß sie mir 'mal einen Korb gegeben hat, das hätte ich längst vergessen. Ich hätte Ersatz gefunden. Na adjö, Brettschneider. Vielleicht besuch' ich dich morgen nochmal auf deiner Therapia, vielleicht schreibe ich auch bei Gelegenheit . . ."

Brettschneider ging. Auch sein Schiffsgenosse hatte genug von den Freuden des Lokals. Der Barbier schimpfte, weil die dicke Griechin nicht mehr unter den Sängerinnen war, und erklärte müde zu sein. Man zahlte und brach auf. Es war eine Wohltat, aus dem Qualm und der drüben Luft des Raumes in die freie Nacht zu treten. Brettschneider war der Kopf schwer geworden. Das Heimweh, das an seinem Herzen nagte, verstärkte sich plötzlich mit Allgewalt. Er beneidete Tittmann nicht. Das war ja eine Hölle hier unten. Er sah sich im Geiste schon wieder auf dem Felde, wie er hinter dem Pfluge herschritt, der die Schollen zur Seite warf; er streute den Samen aus, er schnitt das Getreide. Er hörte das Trillern der Lerche und den Wachtelschlag und sah den Hasen springen; sah am Raine die Brombeere reifen und den Altweibersommer zwischen dem Berberitzengebüsch, das brennende Rot der Ebereschen und das Blütengehänge der Akazien. Da war er wieder der Knecht seines geizigen Ohms; aber er war doch daheim. Es war tausendmal anders als die Fron in der Fremde.

In dieser Nacht träumte er auch von der Heimat. Der Traum war so: Piepmaul war tot und er sein Erbe. Er ging mit Tittmann über die Äcker, die nun sein waren, und zeigte sie ihm. Da grinste Tittmann. Tittmann verwandelte sich; sein Gesicht wurde teuflisch, der Mund breit, die Augen sprühten. Es war ein schwerer Alpdruck. Brettschneider stöhnte unter seiner leichten Decke, als ruhe eine ungeheure Last auf ihm. —

Zur selben Zeit sah auch Marie im Traume das braune Spitzbubengesicht mit dem spitzaufgedrehten pechschwarzen Schnurrbart. Es hatte sie in den Schlaf geleitet. Aber es war schlimmer als ein Alpdruk. Es war wie ein böses Gewissen und wie eine Maske Satans.

Der Traum verflog gleich einem Spuckgebild. Marie schlief fest und ruhig weiter, und als der Morgen kam und der neue

Tag durch die Jalousieen in das Zimmer lugte, fand er ein glückliches Lächeln auf den Zügen der Schlummernden. —

Dank der unermüdlichen Gefälligkeit Limbachs und seiner persönlichen Verbindung brauchte die Hochzeit nicht aufgeschoben werden. Nach der standesamtlichen Kopulation auf dem Konsulat fand die Trauung in der Botschaftskapelle statt. Auch für den Glanz dieses Bildes hatte der liebenswürdige Bill gesorgt. Die Kapelle war in einen Frühlingsgarten verwandelt worden, und sämtliche Bekannte Limbachs, die er Graetz in aller Eile hatte vorstellen können, wohnten der feierlichen Handlung bei. Im Grunde genommen war das alles wenig nach Ottos Geschmack; er hätte eine stille Feier vorgezogen. Aber Bill wollte das nicht; es sollte nicht aussehen wie ein rasche Heirat auf der Flucht, wie eine Hochzeit mit Dampfbetrieb; es sollte ‚Stil' dabei sein. Graetz war sein Vetter; dessen Mutter eine Schwester seines Vaters; da sprachen auch Pflichten der Verwandtschaft mit, die eine würdige Repräsentation erforderten. Dafür hatte er gesorgt. Es gab lichte Damentoiletten in Fülle und vielen glänzenden Ordensschmuck. Es fehlte auch nicht an Uniformen. Die nach der Türkei kommandierten deutschen Kameraden Bills waren sämtlich zur Stelle, dazu noch ein paar Militârattachés und als Vertreter der Heimat der Braut Oberst Putnam. Bill war zufrieden: es machte sich gut, und die Familienehre war gerettet.

Das junge Paar wollte den Luxuszug nach Paris benützen. Man ließ die letzten Gänge des Diners im Stich; die von Bill bestellten Wagen warteten bereits; Bill selbst geleitete das Paar auf den Bahnhof. Nach Erledigung der Paßscherereien und der Gepäckexpedition stiegen Graetz und Marie in das reservierte Coupé. Bill blieb draußen am Fenster stehen, um noch ein paar Worte mit den Scheidenden zu plaudern. Auf dem Perron gab es das übliche Hin und Her. Der Strom der Passagiere flutete auf und ab, die Hammâls schrieen, ein Dragoman zankte sich mit dem Schlafwagenkondukteur, die großen Gepäckwagen kreischten.

„Nervenbetäubend," sagte Marie und legte sich tiefer in die Polster zurück. Sie war blaß geworden, und es zuckte nervös um ihren Mund.

In diesem Augenblick grüßte Limbach sehr verbindlich einen türkischen Offizier, der in eifrigem Gespräch mit einem zweiten Herrn an ihm vorüberschritt.

„Wer war das, Bill?“ fragte Graetz; „ein Gesicht wie ein Räuberhauptmann — so denke ich mir weiland Rinaldo Rinaldini.“

„Bitte sehr,“ entgegnete Limbach lachend, „das ist ein hochstehender Gentleman, einer meiner vielen türkischen ‚Freunde‘: Seine Exzellenz Kiasim-Pascha, Chef der geheimen Spionage des Padischahs.“

Nun beugte sich auch Marie ein wenig weiter vor, fast vorsichtig, die Gardine des Coupéfensters in der Hand. „Und wer ist der andere Herr,“ fragte sie, „der in europäischer Kleidung?“

„Der mit dem braunen Gesicht und dem schwarzen Schnurrbart?“ — Bill zog die Schultern hoch, während er den beiden noch nachschaute. „Ich weiß es nicht, Cousine — aber ganz sicher auch ein Gauner wie Seine Exzellenz . . .“

Die Schaffner schlossen die Türen. Man reichte sich nochmals die Hände. „Also, Otto,“ sagte Limbach, indes die Lokomotive einen gellen Pfiff ertönen ließ, „das Telegramm nach Stockhausen gebe ich gleich auf — und damit die Alten wissen, was für ein reizendes Schwiegertöchterchen sie zu erwarten haben, werde ich selbst noch eine Informationsdepesche hinzufügen.“

„Ich schreibe von Paris aus ausführlich,“ rief Graetz. Der Zug war schon in Bewegung. Graf Limbach winkte noch einmal mit dem abgezogenen Handschuh. „Alles Gute!“ —

„Alles Gute,“ wiederholte Marie leise, „lieber lieber Gott — alles Gute . . .“

Sie waren allein im Coupé. Marie fiel ihrem Mann um den Hals und schmiegte sich dicht an ihn und küßte ihn mit Inbrunst. Er war so glücklich.



Zweites Buch

9.

Da, wo sich nach Westen zu die Grenzen der beiden Güter Stockhausen und Kütnersdorf berührten, lag mitten im Wiesengrün ein mächtiger erratischer Block, den der Volksmund die Teufelskanzel getauft hatte. Die weit ausgedehnte Wiesenniederung, die jetzt im beginnenden Frühling ein bunt gesprenkeltes Kleid angelegt hatte, wurde durch einen munter plätschernden kleinen Nebenfluß der Oder, die Pleiske, belebt, die ihr blankes Band in kecken Windungen über das Grün legte. Die Landschaft besaß hier durchaus einen parkähnlichen Charakter. Der Besitzer von Stockhausen, Ökonomierat Graetz, hatte wohl zuweilen daran gedacht, durch eine rationelle Entwässerung und die Ausrodung der Erlengruppen die Kultur der Wiesen zu erhöhen, aber sein Sohn und Nachbar, der Kütnersdorfer sträubte sich dagegen. Seine junge Frau liebte die Niederung um die Teufelskanzel besonders, und das war für ihn Grund genug, auf einen erhöhten Ertrag zu verzichten. Der Eindruck eines englischen Parks war ein ganz ausgesprochener, wenn man von der Höhe des Fuchsberges aus die Landschaft überschaute. Der Fuchsberg lag schon auf Stockhausener Grund. Hier grub weder Fuchs noch Dachs, und vielleicht schrieb sich der Name des Berges, der wohl der letzte Rest einer Glacialmoräne war, nur von seiner, einem Fuchskopf ähnelnden äußeren Form her.

Oben auf dem Fuchsberg lagen die Trümmer eines alten Baus. Es war nicht mehr viel: Mauerwerk, ganz mit Geißblatt umsponnen, und ein vielfach renovierter kühner Bogen, den eiserne Klammern vor dem Zusammenstürzen schützten. Gelehrte Leute hatten sich vielfach gestritten: waren diese kärglichen Über=

bleibsel die Reste einer alten Burg oder eines Tempels? Wieder hatte der Volksmund sich längst entschieden, er sprach von der ‚Fuchsburg‘. Aber die Gelehrsamkeit empörte sich dawider. Das war niemals eine Burg gewesen, man sah es an den Grundrissen; wo sollte der Burgfried gestanden haben, wo hätten Zingel, Palas und Kemenate gelegen? Nein, riefen die Klugen, das war ein Tempel der Wenden und wahrscheinlich dem Jutrobog geweiht, dem Gotte der Morgenröte, denn die Hauptfront richtete sich gen Osten. Der Allerklügste wollte es noch besser wissen und schrieb eine heftige Broschüre, in der er nachwies, an einen Wendentempel sei gar nicht zu denken: hier habe einmal eine christliche Kapelle gestanden, und zwar sei es eine Doppelkapelle gewesen, mit zwei Stockwerken und einer Brüstungsmauer.

Dem Manne, der augenblicklich auf einem vierschrötigen Gaule unter den Trümmern des Fuchsberges hielt, war all' dies ausnehmend gleichgültig: die Archäologie hatte ihm noch nie Kopfschmerzen gemacht. Der Reiter war der Stockhausener Herr, Ökonomierat Graetz, ein Mann von starkem Körperumfang, mit einem Falstaffbauch und riesigen Schultern, auf denen ein verhältnismäßig kleiner und recht fein geschnittener Kopf saß. Das kurz gehaltene weiße Haar bedeckte eine Mütze mit sehr breitem Schirm, unter dem helle, äußerst kluge Augen hervorblitzten. Diese hellen, wassergrünen Augen waren sozusagen die einzigen Lichtpunkte des Gesichts, das tiefbraun war, wie altes Leder oder verdunkeltes Eichenholz. Unter der Nase sträubte sich ein höchst merkwürdiges Bärtchen. Es war nicht weiß wie das Kopfhaar, sondern grünlich und ganz kurz geschnitten, wie es zur Schwedenzeit unter den vornehmen Leuten einmal Sitte gewesen war. Jedes Härchen schien seinen eigenen Willen zu besitzen, denn die kleinen närrischen Borsten strebten wild durcheinander und bildeten eine Art stachligen Wall, der Mund und Nase trennte. Das Gesicht war durchfurcht und durchkerbt, aber es mußte einstmals, in jüngeren Jahren, recht hübsch gewesen sein: das sah man noch an der Zeichnung von Stirn, Nase und Kinn.

Nun gab der fast Siebzigjährige nichts mehr auf äußere Schönheit. Er trug eine schilfgrüne Joppe, die das Entsetzen der

Frau Ökonomierat war, und ungeheure Pluderhosen; da hätte man in jedes Hosenbein ganz gut einen kräftigen Jüngling stecken können. Dazu Kniestiefeln, die nie geputzt, nur geölt wurden, und Vorschnallsporen mit breitem Spannleder. Unten herum sah Graetz wie ein Landsknecht aus, der eben aus der Schlacht kommt, oben herum wie ein alter Krautjunker, dem der Salon nichts mehr zu sagen hat. Zu Pferde saß der Siebzigjährige übrigens wie ein Junger. Was war das aber auch für ein Gaul! Ein massiver Holsteiner, der es mit jedem Percheron aufnehmen konnte, ein Koloß mit mächtiger Brust und Kruppe, fleischigem Vorarm und riesigen Schenkeln, aber alles gut ausgeglichen, straff, fest und drahtig.

Der Stockhausener hatte um sein rechtes Handgelenk den Riemen eines Reitstocks geknüpft; zwischen den Lippen hielt er eine kurze Weichselholzspitze, in der eine qualmende Zigarre steckte.

Er schaute mit frischem Auge um sich. Es gab einen Prachtblick von hier oben. Geradeaus lag die Niederung; überall im Wiesengrün Buschinseln, Erlenwuchs am Bache, und hie und da verstreut ein Birkenwäldchen, eine Ahorngruppe, ein paar Ulmen; im Hintergrunde das junge Laub der Buchenforst. Zwischen Rüstern und Buchen blitzte eine Reihe regelmäßig geschnittener Teiche auf: die Karpfenzucht; dabei das Braunrot eines Hausdaches, überwipfelt von einer mächtigen Eiche.

Nach rechts und links umfaßte der Blick einen guten Teil der beiden, hier zusammenstoßenden Herrschaften. Rechts in der Ferne lag das Dorf Stockhausen; von dem viereckigen Kasten des Herrenhauses war ein Ausschnitt der spitzen Mansarde zu sehen. Freundlicher zeigte sich linksseitig Kütnersdorf, das von Obstgärten umgeben war und dessen hübsches Rokokoschloß sich auf einer kleinen Anhöhe erhob, die der Park wie eine Girlande umschlang. Es gab von hier oben noch eine weitere Aussicht. Hinter dem Kiefernwalde schaute der Kirchturm der Kreisstadt Rocknow hervor und noch ein zweiter Kirchturm mit einem Johanniterkreuz auf der Spitze: der von Hohen-Eltz, wo Graf Barby hauste. Die rauchenden Kohlenmeiler hinter der Eisenbahn, die den Plenterwald von Adlich-Bartlau durchschnitt, gehörten Herrn von Gerlach, dessen Sandklitsche an Groß-Scharlibbe grenzte, wo der Freiherr von Feldern ein

angstvolles Dasein zwischen Gerichtsvollziehern und den Rocknower Juden verlebte.

Aber immer wieder blieb der Blick des alten Graetz auf Kütnersdorf haften. Da schien sich noch ein zweites Dorf entwickeln zu wollen; es sah fast wie der Beginn einer ganzen Stadt aus. Es waren neue Häuser mit blitzblanken Dächern, größere und kleinere; sie rückten bis an die Parklisiere und lagen hier wie eine eben geschaffene Kolonie. Der Stockhausener kräuselte jedesmal die grünlich umbuschte Lippe, wenn sein Auge auf diese neue Schöpfung traf. Schließlich schob er die Zigarre von dem rechten in den linken Mundwinkel und murmelte: „Erbrecht zum Himmel — aber verrückt ist es doch! . . .“ Dann gab er seinem dicken Braunen einen gemütlichen Klaps auf den Speckhals und sagte laut: „Nu woll'n wir 'mal 'n Endeken weiter, Karline . . .“

Das verstand der Braune. Er trottete gemächlich los, nachdem er rasch noch ein paar grüne Grashalme aus der Erde gerissen hatte, die er behaglich zermalmte. Aber er mußte vorsichtig ausschreiten. Der Weg ging bergab und war mit Tannennadeln übersäet; da rutschte der Huf leicht einmal aus. Graetz blieb in Gedanken und qualmte dabei stark. Die Sehnsucht zog ihn nach Kütnersdorf: heut sollte er Großvater werden. Aber Annafreda, die geliebte Gattin, die in aller Frühe hinübergefahren war, hatte ihm gesagt: „Du bleibst mir ruhig zu Hause, Karl. Du kommst einem da bloß in die Quere. Du bist auch zu laut; wenn du flüsterst, hört sich's an, als schriee jemand um Hilfe. Wir können dich jetzt nicht brauchen. Wenn's so weit ist, telephoniere ich dir, dann kannst du kommen . . .“ Das Telephon zwischen Stockhausen und Kütnersdorf war die jüngste Errungenschaft der Kultur in diesem märkischen Winkel.

Die Sehnsucht zog, aber die Angst vor dem Pantoffel der lieben Hausfrau bremste. Nur daheim hielt es den Alten nicht. Er hatte gefrühstückt und sich dann die Karline satteln lassen. Nun ritt er die Felder ab. Die Bestellung ließ sich gut an. Trotzdem schimpfte der Alte hie und da — nur zur Anfeuerung. Fast unbewußt kam er der Grenze von Kütnersdorf näher und näher. Er ritt auf den Fuchsberg. Da ärgerte ihn die Leute-

kolonie, die Otto angelegt hatte und die man von hier aus sehen konnte. Alle Welt spöttelte darüber. Es war auch eine Übertriebenheit; es war eine lächerliche Verwöhnung. Wo sollte das hinführen! Man hatte sowieso seine liebe Not mit der wachsenden Unzufriedenheit der Leute.

Der Ökonomierat (man nannte ihn nie anders als mit dem Spitznamen ‚der Feldrat') ritt nach den Karpfenteichen. Auf dem festgeschütteten Kiesdamm, der durch das Bruch führte, versuchte er es mit einem linden kleinen Trab. Die Karline trabte wie ein Wiegenpferd, aber der dicke Feldrat liebte die bequeme Bewegung. Er umritt die eingedämmten Teiche und hielt vor dem Zapfenhause, wo er den Fischmeister arbeiten sah.

„Morgen, Sangermann," sagte er und faßte an seinen Mützenschirm. „Na wie steht's? Die junge Brut schon eingesetzt?"

Der alte Fischmeister griff zum Gegengruß an die unbedeckte Stirn. „Gestern, gnädiger Herr Ökonomierat," erwiderte er. „Ich habe diesermalen das Doppelte wie die vorigtjährige Brut in den Streichteich gesetzt und will's nun mal nach der neuen Methode probieren und die junge Brut bald nach dem Ausschlüpfen in die Streckteiche lassen. Der Metzenthien, was der Gehilfe ist, meint ja, in Trachenberg hätte man auf diese selbe Weise den Ertrag verfünffacht. Der Metzenthien war doch früher bei dem Fürsten von Trachenberg."

„Ich weiß es, Sangermann, wir können uns Trachenberg auch beruhigt zum Vorbild nehmen, da wird die Karpfenzucht am rationellsten betrieben. Haben Sie denn nun Hechte in den Abwachsteich gesetzt?"

Der Fischmeister machte eine bittende Gebärde. „Gnädiger Herr Ökonomierat," sagte er, „ich wehre mich ja sonst nicht gegen die neumodischen Einrichtungen. Aber mit den Hechten, da möchte ich doch bitten: das verdammtige Raubzeug frißt uns ja allens weg."

Graetz lächelte und schüttelte zugleich ungeduldig den Kopf. „Sangermann, das ist Unsinn. In den Abwachsteichen sind nur dreisömmerige Karpfen, also ausgewachsene Exemplare, und an

denen vergreifen sich die Hechte nicht. Sie fressen nur das kleine Gesindel, das für uns wertlos ist. Und das sollen sie ja gerade, das ist doch der Zweck der Übung."

„Gnädiger Herr Ökonomierat, nehmen Sie's nicht übel, aber dies sobenannte kleine Gesindel, das kann ja noch wachsen! Ich bring's nicht übers Herz, das den Hechten zu überlassen. Wenn Sie mal so 'n Fischchen sehen würden, wie das sich seines Lebens freut . . . ich habe nu' über fuffzig Jahre bloß mit Karpfen zu tun und möchte sagen, ein Karpfen, der ist mannigmal klüger als wie der Mensch. Ich brauche gar nicht mehr die Klingel, wenn ich die fünfjährigen zur Fütterung rufen will; ich pfeife bloß, da kommen sie. Sie kennen mich schon von weitem. Was sollen wir uns denn erst mit den infamigten Hechten befassen! Wir schmeißen die kleinen Kinder, die nicht recht wachsen wollen, doch auch nicht dem Raubzeug vor!"

Der Feldrat mußte wieder lächeln, obschon er sich über den Hartkopf des Alten ärgerte. „Sangermann," sagte er, „wenn Ihre Karpfen nicht 'was taugten, möchte ich wohl mal grob werden. Seit zwei Jahren quäle ich nun, auch Schleie und Aale einzusetzen, aber ich kann's nicht erreichen. Dunderschlachting, hab' ich denn gar nichts zu befehlen!"

„Doch, gnädiger Herr Ökonomierat," entgegnete der Fischer ganz ruhig. „Aale und Schleie gibt's ja auch drüben in Kütnersdorf. Der Fischer von drüben manscht ja in allem Geziefer 'rum. Aber ich versteh' mich bloß auf die Karpfen und dadrauf hab' ich mich fuffzig Jahre lang verstanden und insoweit auch meine guten Studien gemacht. Ein Karpfen ist ein Karpfen, da geht nichts drüber. Er kann dreimal so alt werden als wie der Mensch; ich hatte einen alten, dem wuchs Moos auf dem Kopf; ich habe fünfzigpfündige gefangen; mit einem Karpfen kann man sprechen, ein Aal versteht einen nicht. Was ist denn so 'n Aal!? Ein glibbriges Vieh, es ist ekelhaft. Haut man ihm den Kopf ab, er kriecht weiter. Er gehört gar nicht in die Naturgeschichte, denn man weiß noch nicht einmal: bringt er lebendige Junge zur Welt oder wie macht er es? Ich will mit keinem Aal nichts zu tun haben, gnädiger Herr Ökonomierat, ich bleibe bei meinen Karpfen. Dadrauf

versteh' ich mich. Beim Fischer in Kütnersdorf gibt's Hechte und Aale und Schleie, aber seine Karpfen schmecken immer nach Modder. Die gnädige Frau Schwiegertochter sagt, meine Karpfen, das wär' ein Feingeschmack, so was könnten sie in Kütnersdorf nicht erreichen. Gnädiger Herr Ökonomierat, das ist auch sozusagen etwas Honoriges, dadrauf können wir stolz sein. Was sollen wir uns mit dem Raubzeug verbiestern?! . . ."

Graetz zog seine große Zigarrentasche hervor und reichte dem Fischer eine Holländer. „Da, Sangermann — Sie sind ein Dickschädel, aber es hilft nichts. Ich muß mich schon trösten: wenn ich mal ein andres Fischgericht essen will als Eure Karpfen, muß ich nach Kütnersdorf schicken. Wissen Sie denn, daß drüben der Storch erwartet wird?"

Der Fischmeister nickte. „Die Zeisigen hat mir's erzählt, gnädiger Herr Ökonomierat. Na, es wird ja, so Gott will, alles gut ablaufen."

„So Gott will," wiederholte der Feldrat. Auf einmal packte ihn die Angst. Wenn sich nun das Unglück vom vorigen Jahre wiederholt?! — Er wurde unruhig, sah nach der Uhr, rief: „Na adje ook, Sangermann," wendete und preschte davon.

Die Karline verstand sich jenseit der Wiesen, in der Kirschbaumallee, zu einem kurzen Galopp. Dabei sprach der Feldrat leise vor sich hin. „Der Sangermann ist ein Rhinozeros — was soll ich mit dem Heupferd machen? Karpfen, Karpfen, Karpfen! Ich werde prämiiert, ich ziehe Kolosse von Karpfen, aber ich kann keine mehr essen . . . Jesumein, wenn drüben man alles glatt geht! Die Zeisigen versteht ihre Sache — aber trotzdem, ich hätte eine Berliner Autorität kommen lassen. Harbs ist auch ein Kamel. Otto glaubt's nicht — er glaubt's nicht . . . Wer kommt denn da? Sind das nicht die Füchse des Landrats? Ist das nicht Uhlenhausens Jagdkarrete? . . ."

Graetz stoppte und ließ sein Brauntier in Schritt fallen. Eine Staubwolke flog ihm entgegen. Dahinter sah man ein offenes Wägelchen, in dem der Landrat saß, ein dürrer Herr mit immer aufgeregter Miene und erstaunlicher Lebhaftigkeit in den Bewegungen.

„Hô!“ schrie Graetz. „Uhlenhausen! Landrat! Wohin denn so eilig?!“

„Halt! Johann, halt!“ brüllte Herr von Uhlenhausen, erhob sich ein wenig von seinem Sitze, fiel wieder hintenüber und packte endlich den Kutscher an den Rockschoß. „Halt, Johann! Hörst du nicht!? Halten sollst du — Himmelbimmelelement! . . .“

Uhlenhausen hatte einen tauben Kutscher, aber er wollte ihn nicht gern entlassen; Johann war ein braver alter Kerl und zugleich ein ausgezeichneter Blitzableiter für die zapplige Nervosität seines Herrn. Der Landrat richtete sich am Rockschoße des Kutschers in die Höhe und schrie ihm nunmehr ins Ohr: „Anhalten! Mensch, Dämlack — du hörst woll überhaupt nicht mehr?! Haaalt!“

Johann nickte und lächelte. Natürlich verstand er. Er machte ein freundliches Gesicht und zog die Zügel straff. Der Wagen hielt.

Uhlenhausen reichte Graetz die Hand. „'Tag, Graetz.“

„'Tag, Uhlecken. Wie geht's?“

„Niederziehend. Ich habe einen tauben Kutscher.“

„Ich habe einen verrückten Fischmeister.“

„Aber wo soll man denn mit seinen alten Leuten hin?!“

„Natürlich, sie bleiben uns auf dem Halse. Die moderne Gesetzgebung. Man müßte den Minister mal nach Kütnersdorf führen. Da hätte er seine Freude. Nächstens wird der Otto noch für seine Gedingeweiber Villen bauen . . .“

Die Karline scheute. Der Landrat hatte plötzlich beide Beine in die Luft geworfen und sich auf der federnden Sitzbank einen Abschwung gegeben. Er turnte förmlich vom Wagen; die langen Glieder waren gewandt wie die eines Kautschukmanns. Dann trat er dicht an die Karline heran und verschränkte seine Arme über dem gewichtigen Schenkel des Reiters.

„Graetz,“ sagte er, „ich wollte schon längst 'mal zu Ihnen, wollte mal mit Ihnen über Ihren Otto reden. Is der denn rein des Deibels?! Die neuen Leutehäuser — gut, er hat das Geld dazu —“

„Seine Frau!“ schrie Graetz.

„Was? — seine Frau?“

„Seine Frau, jawohl — seine Frau hat den Rummel gebaut, die Leutehäuser, das Speisehaus, das Warmwasserbad, den Lesesaal — alles. Von einer russischen Erbschaft — die sollte für Wohlfahrtszwecke draufgehn. Ich bin auch für Wohlfahrt, ich gebe mit vollen Händen, wenn's Not tut — aber ich bin nicht übergeschnappt."

„Richtig!" rief Uhlenhausen und gab der Karline mit der flachen Hand einen schallenden Klaps auf die Flanke, „— übergeschnappt! ich wollt's nicht sagen, aber es stimmt! Es ist eine grandiose Verrücktheit. Entre nous, alter Feldrat, Ihr Schwiegertöchterchen ist ein entzückendes Persönchen —"

„Ist sie auch, Uhlecken, ist sie auch —"

„Liebenswürdig, graziös, allerliebst — und was für eine Reiterin! Man kann stundenlang zusehn, wenn sie auf dem Pferde sitzt —"

„Ja, das kann man, Uhlecken, das kann man!"

„Aber — entre nous, alter Feldrat — wie alle Amerikanerinnen so ein ganz klein wenig . . ." er tippte an seine Stirn, stieß einen Pfiff aus und schnippte mit den Fingern.

„Spleenig," sagte Graetz. „Also übergeschnappt. Ein ganz klein wenig. Ja, das ist sie. Mich stört's nicht. Im Gegenteil, ich hab's ganz gern. Es zeugt von Rasse. Es fährt auch mannigmal wie ein Gewitterblitz in unsere langweilige Stickluft. Hier ist alles einer Meinung. Sie ist gewöhnlich andrer. Das ruft Opposition hervor, das bringt Frische in die Atmosphäre. Aber es muß seine Grenzen haben. Diese neue Kolonie macht uns die Leute rebellisch."

„Das ist es ja, Graetz. Auf dem Kreistag wachsen die Klagen. Wir kommen den Leuten doch wahrhaftig entgegen; wir sind froh, wenn wir sie bei der allgemeinen Landflucht überhaupt noch behalten können. Aber wo sollen wir denn die Moneten hernehmen, um ihnen auf einmal Paläste zu bauen!? Es hat doch nicht jeder 'ne russische Erbschaft hinter sich! Nu' weiter; das is mir nicht die Hauptsache. Der Otto hat da einen Kerl im Dorfe, einen gewissen Brettschneider —"

„Piepmaul?"

„Nee — das is der alte Kaffer: seinen Neffen — er war 'mal ausgekniffen und bei der Fremdenlegion —"

„Ah ja, ich weiß schon, Uhlecken."

„Den beehrt der Otto mit seinem ganz besonderen Vertrauen, und dieser Mensch ist ein notorischer Sozialdemokrat! Ein notorischer, ich hab' es aus bester Quelle. Aber es kommt noch besser. Wissen Sie, daß Ihr Sohn seinen Austritt aus der wirtschaftlichen Vereinigung angemeldet hat?"

„Was?!" rief der Feldrat und fuhr aus seinem Sattel empor. „Das ist mir neu. Und warum? Hat er Gründe angegeben?"

„Gar keine. Ausgetreten — schlankweg. Und wollen Sie noch mehr wissen? — Gestern treff' ich im ‚Markgraf Johann' den Stiebecke, den Postmeister von Rocknow. ‚Sagen Sie 'mal,' sagt der zu mir, ‚was korrespondiert denn der Kütnersdorfer so eifrig mit dem Herrn Doktor Gössel in Berlin?'

„Schwerebrett," schrie der alte Graetz und schlug sich auf den Schenkel.

„So ist es, Graetz. Das äußerte ich auch. Schwerebrett, rief ich. Mir ging ein Nordlicht auf. Gössel ist kreiseingesessen, er hat sich schon mal zur Wahl stellen lassen, er hat auch Erfolge gehabt. Alter Feldrat, ich sage Ihnen, Ihr Otto hält's mit den Deutschsozialen — nehmen Sie ihn an die Ohren, eh' es zu spät wird, reden Sie in ihn hinein, bis er blau wird, legen Sie seinem Ehrgeiz einen Martingal an, aber einen festen! Sonst steh' ich für nichts — für nichts — für gar nichts!"

Dies letzte ‚für gar nichts' brüllte Uhlenhausen förmlich, so daß sich sein tauber Johann fragend umschaute. Der Landrat riß dabei die Brauen empor und ließ seine gutmütigen Augen aufflammen und nickte leidenschaftlich mit dem Kopfe. Er tat keinem Menschen etwas zuleide, aber wenn er in politische Rage geriet, wurde er fürchterlich. Das war Sitte im Kreise. Es lebten hier fast nur äußerst friedfertige Menschen mit gedämpften Neigungen und Empfindungen; sobald man sich jedoch auf das politische Gebiet begab, ging der Krakeel los, dann schrie man gewaltig, und die Arme fuhren in die Luft und lodernde Blicke flogen.

Graetz hatte das Wort ‚Ehrgeiz' aufgefangen. „Hören Sie mal, Uhlecken," sagte er kopfschüttelnd, „was Sie mir da erzählen, das klingt mir mehr possierlich als wahr. Ehrgeizig ist der Otto sein Lebtag nicht gewesen. Gössel kennt er persönlich, das weiß ich. Die Korrespondenz mit ihm wird gar nichts Politisches betreffen. Warten wir's ab. Jedenfalls tun Sie mir den Gefallen und hängen Sie Ihre Geschichte nicht eher an die große Glocke, bis ich Gewißheit habe."

„Feldrat, ich rede überhaupt nichts. Ich höre nur. Ich kann mir nicht Wachs in die Ohren stoppen wie der selige Ulysses. Und ich höre genug. Überall wird gezischelt. Die Sozialdemokraten haben uns schon einmal ein Mandat abgejagt. Nun stehen wir wieder vor der Entscheidung. Es heißt allgemein, die Deutschsozialisten wollten eine eigene Kandidatur aufstellen. Das gäbe eine unerhörte Stimmenzersplitterung. Wenn wir Barby diesmal nicht durchbringen, ist uns der Kreis für alle Zeiten verloren."

Graetz schlug mit seinem Reitstock nach einer Bremse, die den Kopf der Karline umsummte. „Uhlecken, das ist ja alles richtig. Das ist ja alles richtig, ich bestreite bloß, daß uns der Otto einen Knüppel zwischen die Beine werfen wird. Er denkt gar nicht d'ran. Er ist ein so guter Konservativer wie Sie und ich . . ." Der Sprechende legte die Hand über die Augen. „Was rattert denn da heran, Uhlecken? Ist das nicht der Doktor? Kommt der schon von Kütnersdorf?"

Uhlenhausen nickte. „Ja, das ist Harbs. Ist jemand krank in Kütnersdorf?"

„Nee, der Storch klappert man bloß," erwiderte Graetz lachend.

Nun scheute die dicke Karline, und auch die beiden Füchse des Landrats versuchten in die Höhe zu steigen. Von einer Staubwolke umgeben, klapperte der Doktorwagen heran; ihn zog ein hochbeiniger Schimmel, vor dem ein edleres Getier alle Berechtigung hatte, scheu zu werden. Es war ein wahrhaft gespenstischer Schimmel, ein Ausbund an Häßlichkeit, in allen Knochen hängend, mit unwahrscheinlich mageren Beinen, gleichsam vermotterter Mähne und abgeknappertem Schweif. Dem Schimmel

entsprach der Wagen: ein sogenannter Selbstfahrer, der beständig in allen Federn kreischte und in allen Fugen krachte. Der Doktor lenkte, ein langer schwipper Mann, der immer die Stirne furchte und die Augenbrauen zusammenzog, um sich ein gelehrsames Ansehen zu geben; man sagte, er forsche nach einem neuen Heilserum gegen verschiedene Krankheiten; aber er fand keins. Jetzt grüßte er durch Senkung der Peitsche und straffte die Zügel, um anzuhalten. Der gespenstische Schimmel knickte zuerst mit den Hinterbeinen und dann mit den Vorderbeinen ein und blieb stehen, indem er den Kopf mit der Ramsnase melancholisch senkte, als schäme er sich vor der dicken Karline und den stattlichen Füchsen.

„'Morgen, meine verehrten Herren," rief der Doktor. „Herr Ökonomierat, auf der Landstraße?! Und Ihre gnädigste Gattin telephoniert wie wahnsinnig nach Stockhausen herüber!"

Der Feldrat bekam einen gewaltigen Schreck. „Ist denn alles vorbei?" stieß er hervor; „ist alles gut abgelaufen?"

„Glänzend," sagte Harbs, indem er schon wieder die Peitsche hob; „meine beste Gratulation, Großväterchen! Ich will bloß rasch nach der Apotheke — denken Sie mal an, es ist nicht ein Tropfen Fencheltee im Hause! Die Zeisigen kann sich begraben lassen . . . Adjö, meine Herren — ich habe rasende Eile . . ."

Er knipste mit der Peitsche. Karline und die Füchse scheuten wieder; der gespenstische Schimmel gab sich einen Ruck, stakerte erst ein paar Schritt mühselig weiter und warf dann die gallenkranken Beine zu einem grotesken Trab empor.

„Doktor!" schrie Graetz, „hö — Sie!"

„Ja?!" schrie Harbs zurück, sich im Weiterfahren umwendend.

„Junge oder Mädel? — Mensch, reden Sie doch!"

„Zwillinge!" rief der Doktor aus einer Staubwolke hervor.

„Was hat er gesagt?" fragte Graetz den Landrat. „Zwillinge? Der Kerl ist wohl verrückt! Was fällt ihm denn ein, mich zum besten zu haben!"

Uhlenhausen lachte. „Aber Liebster und Allerwertester, es kann doch auch die Wahrheit sein! Denken Sie an die Zwillinge

in Adlich-Bartlau und an das Pärchen in Zempelburg. Wir sind eine gesegnete Gegend."

„Herr Ökonomierat!" schrie in diesem Augenblick der Doktor abermals. Er hielt, hatte sich umgewandt und im Wagen halb aufgerichtet. „Herr Ökonomierat!"

„Ja —?!"

„Zwei gesunde Bengels! . . ." Dann verdichtete sich wieder die Staubwolke, und der Doktor fuhr weiter.

Graetz war völlig perplex. War das ein Ulk oder war es Ernst? — „Landrat," sagte er, „ich mache, daß ich nach Kütnersdorf komme. Zwillinge! Doppelter Großvater. Und noch dazu zwei Bengels! — Wenn der Doktor sich eine Uzerei erlaubt hat, kürz' ich ihm seine Neujahrsrechnung."

„Waren nicht schon im vorigen Jahre frohe Aussichten da?" fragte Uhlenhausen.

„Jawohl; ein Mädelchen, aber es kam tot zur Welt. Nun holen wir's nach. Zwillinge — Donnerwetter! Ich mach', daß ich fortkomm'. Adje, Uhlecken!"

„Adje, alter Feldrat. Alles Gute und Schöne. Grüßen Sie Ihren Otto — und, Sie, nehmen Sie sich den glücklichen Vater 'mal vor! Jetzt wird er weich sein. Adje, Graetz! Wie steh'n denn die Felder? Auch viel Frost?"

Es ging. Es machte sich noch. Zwillinge! „Adje, Uhlecken — grüßen Sie zu Hause!"

„Danke, danke . . ." Der Landrat turnte wieder auf seinen Wagen. Graetz gab der Karline einen Jagdhieb auf die dicken Flanken; nun hatte er es wirklich eilig. Die Karline quiekte auf und galoppierte davon. Das junge Grün der Kirschbäume schlug Graetz um die Ohren. Es war ihm gleichgültig. Der Staub wirbelte auf. Karline wußte nicht, wie ihr geschah. Ein so wilder Ritt war noch nicht dagewesen. Sie stöhnte und prustete. Weißer Schweiß überrieselte ihr blankes Fell; die Schaumflocken flogen; um die Kandare sammelte sich der Gischt.

Graetz hielt nicht einmal die Wege ein. Die Karline mußte durch ein Kartoffelfeld stampfen. Die Karline mußte einen Graben nehmen. Bald ging es über eine elastisch schwankende Wiesen-

decke, bald quer über eine Brache. Karline wurde mißmutig; sie machte einen schüchternen Versuch, in Schritt zu fallen; schwapp, hatte sie einen Jagdhieb über die Flanken. Nun legte sie aus. Sie wurde ordentlich feurig. Sie raste auf Kütnersdorf zu. Da hatte der Unfug ein Ende, das wußte sie. Da gab es einen kühlen Stall und ausgezeichneten Hafer . . .

Wie die brave Karline, so galoppierten auch die Gedanken des Feldrats. Jetzt war sein Gesicht nicht mehr lederbraun, es hatte die Farbe einer durch die Jahrhunderte dunkel gebeizten Boiserie. Aber die Augen schimmerten heller als je, und — wahrhaftig, es stand Wasser in ihnen. Ein blinkender Tropfen rann langsam über die Wange in den Halskragen hinein.

Großvater — Großvater! galoppierten die Gedanken. Zuweilen zuckte das Herz. Zwillinge — das war gut, das war aber auch schlimm. Die Sterblichkeit unter den Zwillingen ist groß. „Lieber Gott," stöhnte der alte Mann, „wenn es nur nicht wieder ein Unglück gibt . . ."

Da lag Kütnersdorf. Nun durfte Karline in Trab fallen. Sie war nicht mehr braun, sie war weiß; die faulen Glieder schmerzten; die ganze Karline tropfte. Der Feldrat ritt um die Kirche und den Friedhof, auf dem die großen Maulbeerbäume in Blüte standen. Im Pfarrgarten schnipselte Pastor Freyhold an seinen Rosenstöcken. Er schaute auf, nickte und rief: „Gratuliere, Herr Ökonomierat!" — Neben der Pfarrei lag die Schule. Kantor Resemann ging eben zum Mittagsläuten. Er zog grüßend seinen Strohhut und sagte freundlich: „Gratuliere, Herr Ökonomierat!" — Zwischen dem Herrschaftspark und dem stattlichen Kruggebäude lag ein Bauerngehöft. Das Häuschen stand dicht am Anger, davor eine Bank, und auf ihr saß ein alter Mann, eine Pfeife im Munde, und sonnte sich. Das war Piepmaul. Als er Graetz vorübertraben sah, blieb er ruhig sitzen, grinste aber mit breitem Munde wie höhnisch und rief, die Pfeife zwischen den Zahnstummeln behaltend: „Gratulier' ook, Herr Ekunnemierat!" —

‚Das ist der Dritte,' sagte sich der Feldrat, ‚das ganze Dorf weiß es schon — aha, da seh' ich auch die Fahne auf dem Schloß-

turm, es muß also alles gut steh'n . . .' Er ritt die Nußbaumallee hinab. Auf der Pflasterung der Rampe dröhnte der Hufschlag, man hörte ihn wohl in der Dienerstube. Die Glastür öffnete sich, und Franz erschien; er hatte schon in Stockhausen gedient und war von Otto übernommen worden. Auch Franz grinste, aber ungleich freundlicher als Piepmaul; wenn Franz lächelte, glich sein rundes Gesicht mit der kugeligen Nase einem Scheibenbilde. Er hielt dem alten Herrn den Bügel und sagte: „Guten Tag, Herr Ökonomierat; ich grautulier gehorsamst . . ." Er gratulierte nicht allein. Der Reitknecht sprang herbei, ein hartiger Bengel, der die Stunden seines Daseins nach den Katzenköpfen berechnen konnte, die er von allen Seiten empfing. Er stürmte im Laufschritt auf die Rampe und rief schon von weitem: „Guten Morgen, gnädiger Herr Ökonomierat. Ich gratuliere . . ."

„Danke schön," brummte Graetz, sich vom Pferde wuchtend, „aber wenn du noch 'mal so brüllst, kriegst du eine 'runter. Oben liegt eine kranke Frau . . . Na, Guste?!" — Die wohlwollend fragende Anrede galt der Mamsell, die im Gartenzimmer auftauchte. Hinter ihr erschien eines der Stubenmädchen, hinter diesem Use, der zweite Diener. Die Mamsell knickste tief und sagte verlegen: „Gnädiger Herr Ökonomierat entschuldigen, ich wollte mir die Verehrung geben, zu dem fröhlichen Ereignisse bestens zu gratulieren . . ." Damit hielt sie die Hand hin. Das Stubenmädchen schien die Sache schämig zu finden; sie errötete, während sie stammelte: „Ich gratuliere auch, Herr Ökonomierat . . ." Use, der zweite Diener, trat dagegen militärisch bei: „Untertänigste Gratulation, Herr Ökonomierat" — und er klappte mit seinen Absätzen.

„Danke," rief Graetz, „danke allerseits. Kinder, hört auf! Schickt mir nicht das ganze Schloß zur Gratulation. Ich transpiriere schon. Wo ist der Herr Rittmeister? Kann man denn nach oben? Wo ist meine Frau? Wo sind meine sämtlichen Enkel? . . ."

Es war ein merkwürdiges Bild. Der Gartensalon füllte sich. Das Souterrain schickte seine Bewohner: es kamen die Köchin und ein paar Küchenmädel, eine Zofe und die Plätterin; der Gärtner

kam, der Oberkutscher, die alte Putenfrau und der Brauer. Das Gerücht, der Ökonomierat sei eingetroffen, verbreitete sich schnell über das ganze Gehöft. Alles wollte gratulieren. Auch auf der Rampe sammelte man sich. Da standen der Vogt, der Brenner und der Schweinemäster mit abgezogenen Mützen. Mit dem Inspektor kamen zwei Volontäre; in der Durchfahrt zwischen Park und Wirtschaftshof drängten sich Tagelöhner und Knechte und kichernde Mägde. Es war, als sei eine Volksversammlung einberufen worden.

Graetz schaute höchlichst erstaunt um sich. Eine so stürmische Anhänglichkeit der Leute war ihm neu. „Kinder," sagte er, „herrjeh . . . das ist ja grade . . ."

Aber er kam nicht zu Ende. Auf der Dielentreppe wurde ein rascher Schritt vernehmbar. Dann stürzte Otto mit strahlendem Gesicht in den Gartensaal und umarmte den Alten. „Gratuliere, Großväterchen!" schrie auch er. „Ein Vielliebchen — zwei Stück — zwei Jungen, und Gott sei Dank, was für Jungen! . . ."

Der Feldrat hielt seinen Sohn fest an der Brust. Aus seinen Augen kullerten die Tränen. Das erweckte allerseits eine erhöhte Teilnahme. Ringsum gluckste und schluchzte es; die Schürzen hoben sich und die Hände; man wischte Augen und Nasen.

„Und Marie?" fragte der Feldrat mit gepreßter Stimme; „geht's ihr soso lala?"

„Gott sei Dank ausgezeichnet," entgegnete Otto; „natürlich ist sie noch sehr schwach, aber sie lächelt doch schon und ist selig, rechts und links ein schreiendes Bübchen neben sich zu haben. Was sagst du bloß, Großväterchen! Eine Doublette!"

„Ich sage gar nichts. Ich sage gar nichts. Aber es ist immerhin aller Ehren wert. Es ist eine Tat . . ." Er strich mit der Hand über die Augen. „Kinder, nu' gröhlt nicht mehr," fuhr er fort, zu den Domestiken gewandt; „nu' stopp. Ich danke nochmals, und bei der Taufe — na, da werd' ich meinem Dank noch besonder'n Ausdruck geben. Jetzt aber pascholl allesamt — wieder an die Ramme!"

Die Leute gingen. Es trappste über Dielen und Rampe, und die Röcke raschelten. „Brave Gesellschaft," sagte der Feldrat.

„Erst geworden, Vater. Seit ich die Kolonie angelegt habe, sind die Widerstrebendsten weich wie Wachs."

Der Alte brummte etwas. „Abwarten," meinte er. „Ist die Mama noch oben?"

„Versteht sich. Die geht den Bengels nicht von der Seite. Sie hat sie waschen helfen, einbalsamieren, wickeln und füttern. Die Fütterung bestand aus Zuckerwasser und Kamillenaufguß."

Jetzt schimpfte der Feldrat los. „Warum nicht Fencheltee? Weil keiner da war. Es ist ein Skandal. Nicht mal Fencheltee im Hause. Ich werde Muttern die Meinung sagen. Fencheltee ist das erste, was ein Neugeborenes kriegt. Das weiß ich sogar. Die Zeisigen ist ein Walroß. Schämt euch was! ... Kann ich nu' mal in die Wochenstube?"

„Aber gewiß. Bloß bitte ich dich: möglichst leise. Und nur auf fünf Minuten."

„Ich bin immer leise. Willst mir woll noch Vorschriften machen? Hö?! ... Junge, gib mir noch einen Kuß! Den letzten. Siehste — siehste, nu' bin ich ganz ausgesöhnt. Zuerst paßte mir manches nicht, du wirst's schon gemerkt haben. Die Heiraterei hinter unserm Rücken — und so das wildfremde Mädel — die Ausländerin ... ich konnte mich nicht so recht in die Sache finden ... Aber das muß ich dir sagen: deine Marie hat's verstanden, sich uns're Herzen zu erobern. Und nu' als Trumpf d'rauf: Zwillinge ..." Er nahm Otto beim Kopf und küßte ihn schallend. Dann folgte er ihm in den oberen Stock. Dabei mußte man den Feldrat sehen. Er schlich wie eine Katze, um jedes Geräusch zu vermeiden. Er ging auf den äußersten Zehenspitzen; das wurde ihm schwer genug in seinen Reitstiefeln; unwillkürlich setzte er die Füße einwärts, hielt fast den Atem an und machte ein ängstliches Gesicht.

Der Wöchnerin war ein besonders luftiges Zimmer eingeräumt worden. Im Zimmer vorher legte die Zeisig, die kluge Frau des Kreises, Kinderwäsche in einen Schrank. Sie hatte eine schiefe Schulter, und wenn sie ein Kompliment machte, knickste sie so tief, daß sie ganz klein wurde. Sie knickste auch jetzt wieder und sagte: „Guten Tag, Herr Ökonomierat. Ich gratuliere herzlich ..."

Der alte Graetz nickte, holte ein Goldstück hervor, gab es ihr und erwiderte flüsternd: „Danke, Zeisigen. Da habt Ihr 'was für das erste Bad. Aber wie kann man den Fencheltee vergessen! . . .“ Die Zeisig wollte etwas erwidern, doch der Feldrat machte eifrig „Pscht!“, deutete nebenan und lauschte. Ein krähender Schrei wurde hörbar, dann noch einer; es war ein Doppelkonzert, dem der Alte mit Entzücken lauschte. „Ein Lobgesang,“ wisperte er, „— so 'was hab' ich mir längst gewünscht. Kräftige Stimmen, gutes Organ — durchaus Graetzisch . . .“

Nun traten Vater und Sohn vorsichtig in die Wochenstube, in der die Fenster verhängt waren. Frau Annafreda saß am Bett ihrer Schwiegertochter, erhob sich aber beim Eintritt der beiden und fiel ihrem Mann stumm um den Hals. An Größe und Körperumfang gaben die Stockhausener sich wenig nach. Annafreda war schon, als sie noch Komteß Limbach war, die ‚Riesenjungfrau‘ genannt worden; mit der Weisheit des Alters hatte sie auch an körperlicher Fülle zugenommen. Aber sie war eine prächtige Frau. Auf dem starken Leibe saß ein kluger Kopf der auch einen starken Sinn bewahrte. Sie blinkerte mit den Augen und wies schweigend auf das große Himmelbett, das mitten im Zimmer stand.

Da lag Marie, auf dem blassen Gesicht ein süßes Lächeln des Glücks, und neben ihr das Zwillingspärchen. Die Bübchen sahen gar zu niedlich aus mit ihren handtellergroßen Gesichtern; sie lagen in weißen Steckkissen, von denen war das eine mit rosa, das andere mit hellblauen Bändern geziert — ‚zur Unterscheidung‘, hatte die Rätin gesagt. Aber man unterschied sie auch so: das eine Bübchen hatte über der Stirn ein schwarz-braunes Löckchen, das zweite nur einen feinen blonden Flaum. Beide schrieen gewaltig; aber als der alte Feldrat näher trat, schwiegen sie gleichsam verwundert.

Marie nickte nur; zu sprechen vermochte sie kaum. Der Feldrat wurde wieder weich. Er ärgerte sich über die kollernden Tränen, als er Marie die Hand küßte. Es war fast feierlich still in dem von sanftem Dämmer durchfluteten Gemache; es war einen Augenblick, als ständen alle unter dem Zauber des großen, holden und heiligen Mysteriums der Natur.

Frau Annafreda winkte, und der Feldrat verstand. Er wollte sich wieder aus dem Zimmer schleichen. Da rief Marie mit leiser Stimme nach Otto. Der wandte sich um und ließ sich an ihrem Bette nieder. Sie reichte ihm ihre Hand und flüsterte: „Ich habe dich lieb. Ich bin glücklich . . ."

Die Rätin begleitete ihren Mann aus dem Zimmer.

„Na, Alter, was sagst du?" fragte sie draußen.

Der Feldrat warf sich in die Brust. „Daß hier eine lodderige Wirtschaft herrscht. Du denkst an nichts, Annefre. Wie kann man denn den Fencheltee vergessen! Mir würde das nicht passieren. Seit acht Wochen betreibst du deine Vorbereitungen, säumst Windeln und nähst überall bunte Bänder an, aber an die Hauptsache denkst du nicht. Oder willst du mir vielleicht bestreiten, daß der Fencheltee die Hauptsache ist?"

Annafreda war sehr verwundert. „Du traust dir 'mal wieder sehr viel, Dickerchen," meinte sie. „Wer hat dir denn den Floh von dem Fencheltee ins Ohr gesetzt? Mein Himmel, in einer halben Stunde ist er hier; Harbs schickt ihn mit dem Postboten. Oder bauschst du die kleine Vergeßlichkeit bloß auf, um dich einmal als Herr aufzuspielen, dicker Gemahl?"

Sie faßte ihn mit jeder Hand an einem Ohrläppchen und gab ihm einen Kuß. Dann zog sie die Nase kraus. „Du hast dir wieder deinen Schnurrbart abgeschnitten," sagte sie. „Wenn man dich küßt, ist's gerade, als ob man ein Stachelschweinchen liebkost."

„Annefre," entgegnete er, „laß' jetzt die Despektierlichkeiten. Wir haben Enkel. Was soll aus ihnen werden?"

„Da sie erst ein paar Stunden alt sind, brauchen wir uns darüber noch nicht den Kopf zu zerbrechen."

„Du verstehst mich falsch. Wie sollen sie genährt werden?"

„Aber Mann, bekümm're dich doch nicht um Dinge, die dich nichts angehen! Sie kriegen eine Amme —"

„Zwei Ammen," sagte der Feldrat, „suum cuique."

„Dicker, red' keinen Unsinn. Die Amme trifft nachmittag ein. Wenn sie nicht einschlägt, nehmen wir den Soxhlet. Es ist alles in schönster Ordnung."

„Das merk' ich. Der Fencheltee!"

„Den werd' ich wohl bis an mein seliges Ende zu hören bekommen."

„Das kommt auf dich an. Wie sollen die Bengels heißen? Wir hatten nur mit einem Sprößling gerechnet. Wir bewegten uns zwischen ‚Bill' und ‚Angela'."

„Es wurde beides verworfen. Marie hat einen Roman gelesen, ich glaube von Willibald Alexis, der ihr so besonders gefiel —"

„Aha," fiel der Feldrat ein, „den hab' ich ihr empfohlen. ‚Die Hosen des Herrn von Bredow'."

„Möglich. Es kam wohl etwas von Hosen darin vor. Da ist Marie auf den Gedanken verfallen, die Zwillinge Hans-Jochen und Hans-Jürgen taufen lassen zu wollen."

„Bravo!"

„Du bist immer für das Ausgefallene zu haben, Dicking. Mir klingen die Namen zu ritterlich. Und da wir gerade von ritterlich sprechen — hör' mal, nun steht das Geschlecht doch wieder auf zwei Köpfen mehr — wollen wir nicht beantragen, daß wir unsern Adel von neuem aufnehmen können?"

Der Feldrat machte große Augen. „Annafre, wie kommst du darauf? Es ist mir schon vor dreißig Jahren angeboten worden, und da warst du diejenige —"

„Vor dreißig Jahren ist nicht heute. Mir könnt' es auch gleich sein. Aber man muß an die Zukunft denken. Und dann von wegen der verdrehten Namen. Zu Hans-Jochen und Hans-Jürgen gehört das ‚von'. Hackert hat sich auch adeln lassen."

„Was geht mich der Hackert an! — Aber ich will's überlegen, Annefre. Ich tu's nicht gern, obschon ... Na — wollen seh'n! — Wo steckt denn der Otto? Daß er die Frau nur nicht unnötig aufregt!"

Otto trat soeben ein und hörte die letzten Worte. „Beruhige dich, Papa," sagte er lächelnd; „Maries Puls geht gleichmäßig wie eine gut abgezogene Uhr. Sie ist weder aufgeregt noch hinfällig; sie ist glücklich. Das sind wir alle. Aber der Mensch muß leben. Hast du schon gefrühstückt, Vater?"

„Nein; immerhin der Gedanke ist gut.“

„So gehen wir frühstücken, indes die Mama unsere Madonna mit den Kindern betulicht . . .“

Annafreda sagte, sie sei froh, wenn sie die Männer fern von der Wochenstube wisse. Die Männer gingen denn auch. Sie fanden in der Frühstücksstube den Tisch schon gedeckt. Otto klingelte und ließ servieren. Der Feldrat machte es sich gemütlich, stopfte den Serviettenzipfel in den Kragenausschnitt und trank zunächst ein Glas Sherry.

„Wie denkst du über den Adel, Junge?“ fragte er.

Otto lachte. „Da haben wir's! Seit die Mama Großmutter geworden, ist sie wieder in die Rasse zurückgefallen. Ich denke wie du, Papa. Hätte Großvater Limbach länger gelebt, so würdest du seinem Wunsche nachgegeben haben. Ich meine, es liegt auch kein Grund vor, der Mama den Wunsch zu versagen.“

„Und deine Frau?“

„Wird einverstanden sein. Es handelt sich ja nicht um einen funkelnagelneuen Adel. Er ist gut verdient worden.“

„Aber der Sohn Bernhards von Graetz legte das ‚von‘ wieder in den Tischkasten, weil es sich nicht mit seinen Grundsätzen vertrug.“

„Seinen politischen —“

„Ganz recht. Verträgt sich's mit deinen?“

Otto schaute auf. Einen Augenblick blieb sein Gesicht ernst, dann nahm es wieder einen heiteren Ausdruck an. „Ich denke doch,“ entgegnete er. „Es läßt sich hunderterlei für und gegen den Erbadel sagen — natürlich. Aber wie die Verhältnisse einmal liegen, sehe ich nicht recht ein, warum ich für meine Jungen auf gewisse Vorteile verzichten soll.“

„Ist auch meine Ansicht. Ich glaubte nur —“ der Alte häufte einen Löffel Bratkartoffeln auf seinen Teller und legte ein Setzei darüber — „glaubte — also ich glaubte, du hättest dich politisch ein wenig gewendet.“

„Warum?“

„Weil du aus der wirtschaftlichen Vereinigung ausgetreten bist.“

Nun legte Otto Messer und Gabel zur Seite. Es wurde geklatscht; der Klatsch war bis Stockhausen gedrungen; der Alte hatte sich geärgert. Hier konnte nur die Wahrheit helfen. Er nickte. „Das hab' ich getan. Aus Überzeugung. Die wirtschaftliche Vereinigung ist politisch geworden, und ihre Politik paßt mir nicht mehr."

„Erlaube — sie geht Hand in Hand mit den Konservativen."

„Nein, sie ruiniert die Konservativen. Sie trägt einen demokratischen Zug in den Konservatismus, genau so wie das Antisemitentum. Sie ist auch demagogisch und revolutionär wie die Sozialdemokratie."

Der Feldrat ließ den Bratkartoffeln einen Becher Porter folgen. „I sieh' mal an," sagte er, „— und deine Deutschsozialen? Dein Herr Doktor Gössel? Dein Herr von Hackert? Sind die nicht revolutionär? Stehen die den Sozialdemokraten nicht tausendmal näher?"

Otto holte tief Atem. Im Grunde genommen wunderte er sich, daß es nicht schon längst zu dieser Aussprache gekommen war. Er hätte sich nur einen anderen Tag gewünscht als gerade den heutigen. „Lieber Papa, Deutschsoziale und Sozialdemokraten haben nichts anderes miteinander gemeinsam, als den Begriff sozial."

„Sagt mir schon genug!"

Otto zuckte mit den Schultern. „Um die soziale Reform dreht sich seit Jahrzehnten die ganze innere Politik," fuhr er fort. „Die Zukunft Deutschlands hat mit ihr zu rechnen. Die kaiserlichen Erlasse von 1890 haben uns Wege gewiesen, die vom unfruchtbaren Theoretisieren endlich auf praktische Bahnen führen konnten. Da hat sich denn auch die Regierung nicht mehr einer positiven Sozialpolitik entziehen dürfen, aber sie ist leider Gottes so sehr zum Spielball der Parteien geworden, daß das gewollte Gute in den Anläufen stecken geblieben ist."

„Wenn du das Kranken-, das Unfall-, das Altersversicherungsgesetz, um nur einiges anzuführen — wenn du alle die tatsächlichen Ergebnisse unserer Sozialpolitik, über deren Zweckmäßig-

keit sich im übrigen streiten läßt, ‚Anläufe‘ nennst, dann weiß ich nicht, was du unter Resultaten verstehst.“

„Streiten wir nicht um ein Wort, Papa. Ob Anläufe oder erste Stationen, es ist im Grunde genommen dasselbe. Wir sind tatsächlich nicht über die Anfänge herausgekommen. Und das ist meiner Ansicht nach die Schuld der Parteien, die ganz und gar in eigennütziger Interessenwirtschaft aufgehen. Ich bin nicht der einzige, dem die alten Parteischablonen nicht mehr zusagen. Es geht vielen Tausenden ebenso, und wenn nicht die Macht der Gewohnheit wäre und der bequeme Schlendrian, dann würde es im lieben Vaterlande wahrscheinlich anders aussehen.“

„Ob besser —?“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls würde ein frischerer Zug in das ganze politische Leben kommen.“

„Gib mir noch einen Schluck Porter, lieber Junge. Ich stehe ein bißchen länger in der Welt als du. Ich habe neue Parteien sich bilden und wieder verschwinden sehen. Jede Sezession, jede Neubildung wurde als reformatorische Tat von ihren Anhängern begrüßt. Aber niemals währte der Jubel lange. Es kam immer wieder der Tag, da die alten Parteien mit ihrer ‚Schablone‘ die Fraktiönchen auffraßen. Das wird auch deinen Deutschsozialen passieren.“

„Ich hoffe es nicht. Das Unglück aller neuen Parteien ist ihr Mangel an Mut. Sie wagen es nicht, sich auf eigene Füße zu stellen, sondern suchen von vornherein Anschluß an rechts oder links.“

„Es wird auch euch endgültig nichts anderes übrig bleiben.“

„Wollen's abwarten, Papa. Vorläufig gedenken wir mit Energie den Kampf gegen die Sozialdemokraten im Kreise aufzunehmen.“

Der Alte fuhr mit der Serviette über seinen Schnurrbart. „Was heißt das?“ fragte er. „Will sich Doktor Gössel vielleicht wieder aufstellen lassen?“

„Ja, Papa.“

Nun nahm der Feldrat seine Serviette und warf sie wütend neben sich. „Das ist unerhört!“ schrie er, aber er dämpfte sofort seine Stimme. „Das ist unglaublich, Otto. Das führt zu einer

neuen Zersplitterung, und die müßte gerade jetzt doppelt vermieden werden."

„Im Gegenteil, Vater, es könnte zu einer Einigung, zu einer großen und starken Aktion gegen den gemeinsamen Feind führen. Unser Kreis wird im Reichstage durch einen Antisemiten vertreten, der den bisherigen konservativen Abgeordneten aus dem Sattel gehoben hat. Was war denn der Grund dieses antisemitischen Sieges? Nicht die Judenfrage, denn die spielt bei uns keine Rolle. Bernstein und Goldstein sind die einzigen ragenden Säulen Israels im Kreise. Der Grund liegt in dem immer größer gewordenen Mißtrauen gegen den agrarischen Konservatismus."

„Der Grund," rief der Alte erbost, „liegt in der verstärkten demokratischen Strömung, der auch die antisemitische Gesellschaft huldigt! Ihre Flugblätter unterschieden sich in nichts von den sozialdemokratischen. Tatsächlich sind bei der Stichwahl die Sozialdemokraten auch rudelweise für den Antisemiten eingetreten."

„Allerdings, das ist Tatsache. Und nicht nur die Sozialdemokraten, auch vielfach das liberale Bürgertum. Die Frage des kleineren Übels kam wieder zur Sprache. Das Resultat war jedenfalls, daß wir unsere konservative Vertretung verloren haben. Aber ein Antisemit wird nicht ein zweites Mal unser Abgeordneter. Wir fallen ganz zweifellos der Sozialdemokratie anheim, wenn wir an Stelle Barbys nicht einen Kandidaten aufstellen, der gewissermaßen in der Mitte der Parteien steht."

„Und dieser Milieufritze soll Gössel sein?"

„Ja. Und ich meine, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ihm auch jeder Konservative seine Stimme geben kann."

„Na," sagte der Feldrat, „meine kriegt er *nicht* . . . Das kann ja hübsch werden. Donnerwetter, das kann nett werden! . . ." Er stand auf, zog sein großes Sacktuch aus der Tasche und schnäuzte sich heftig . . . „Otto, du bist alt genug, du mußt wissen, was du tust. Aber du wirst mir erlauben, dich zur Vorsicht zu mahnen. Du warst früher einmal eine ganz praktische Natur, ein klar und nüchtern denkender Kopf; wenigstens schien mir's so. Aber jetzt marschierst du grades-

wegs in so 'ne — so 'ne gewisse idealistische Wirrnis hinein, aus der ein Wiederherauskommen nicht leicht ist. Daß die Marie ihr Teil d'ran hat, ist mir zweifellos. Ich bin ihr deshalb auch wahrhaftig nicht böse; aber was einem Weibe gut ansteht, paßt noch lange nicht für den Mann. Sei vorsichtig, mein Junge, und überlege deine Schritte . . ." Er schnäuzte sich nochmals . . . „Ich will mich nicht weiter auslassen. Verstehen wirst du mich ja. Nu' lassen wir das Thema — — zeig' mir 'mal deine neuen Rosensteiner! Ich höre, du willst auch einen neuen Stall bauen. Du hast mit der Rinderzucht mehr Glück wie ich — weiß der Deibel . . ."

Otto war zufrieden, daß der Alte die politische Unterhaltung abbrach. „Ja, ich habe leidliches Glück," antwortete er; „aber ich meine, es kommt bloß daher, daß ich keine Kunststückchen mache. Bei unsern Weideverhältnissen darf man sich auf gewagte Kreuzungsversuche nicht einlassen und ebensowenig auf die Einführung ausländischer Schläge. Der Feldern hat sich damit ruiniert . . ." Er nahm im Gartenzimmer eine Mütze von einem Gehörn an der Wand, das als Garderobehaken diente, und einen Spazierstock und folgte dem alten Herrn, der bereits auf der Rampe stand und seine Taschenuhr mit der Sonnenuhr über dem Portale verglich.

10.

Ein paar Tage später, um Feierabend, schritt Fritz Brettschneider quer über den Dorfanger dem Schulzenhof zu. Er kam vom Herrenhof, wo er seit kurzem den erkrankten Vogt vertrat, und war noch erhitzt von der Arbeit. Sein Gesicht war finster und drückte einen festen Entschluß aus.

Das kleine Haus des Doppel-Schulze lag ganz versteckt hinter den blühenden Obstbäumen des Gartens. Am Zaun, gleich neben der Eingangstür, erhob sich ein Holzpfahl mit einer Tafel, die

die grammatikalisch anfechtbare Inschrift trug: ‚Orts-Vorstand über Kütnersdorf.‘ Der Ortsvorstand der märkischen Dörfer wird ‚Schulze‘ genannt, und da der Bauer Schulze zugleich diesen Namen trug, so hieß man ihn den Doppel-Schulzen. Übrigens lag das Schulzenamt schon seit dreißig Jahren in seinen Händen. Er war sehr pflichtgetreu und hatte eine gute Handschrift; darauf hielt der Landrat.

Brettschneider schritt den eingezäunten Weg längs des Obstgartens hinab. Als er das kleine, aber in gutem Zustande gehaltene Gehöft betrat, hörte er, wie eine Frauenstimme leise seinen Namen rief. Er sah den blonden Kopf Friedas hinter der Tür des Kuhstalls; sie winkte ihm.

Der Doppel-Schulze durfte nicht wissen, daß Brettschneider eine heimliche Aussprache mit seiner Tochter hatte. Aber es war kein Mensch auf dem Gehöft. Auf dem Dunghaufen kratzten die Hühner; der Hund lag schlafend in seiner Hütte. Fritz sprang schnell in den Kuhstall und zog die Tür hinter sich zu.

Zwei weiche Arme legten sich um seinen Hals, und ein frischer warmer Mund küßte den seinen.

„Wo willst du hin, Fritz?“ fragte Frieda.

„Du weißt es ja. Zum Vater.“

„Ach du lieber Gott, Fritz — es nützt ja nichts, es wird ja wieder nichts nützen! . . .“ Frieda begann zu weinen. „Weißt du, wer eben da war?“ fragte sie schluchzend.

Brettschneider hielt das Mädchen dicht in seinen Armen. „Bloß nicht heulen, Frieda,“ sagte er, „bloß nicht jammern. Sonst leg’ ich auch los. Mir ist ganz verfluchtig zumute. Pfui Deubel, ist das ein Leben! —“ Er küßte die Tränen in den Augen seines Liebchens. „Also — wer war da? Der Alte? Der Onkel?“

„Nein — Wanowski.“

Brettschneider fluchte. Der tückische Polacke hatte also an der einen Tracht Prügel noch nicht genug. „Warte man,“ knirschte Brettschneider, „ich brech’ ihm die Knochen . . . weh’ ihm, wenn er mir noch einmal in die Quere kommt! . . .“

Frieda drängte sich ängstlich zitternd an die Brust des jungen

Mannes. „Fritze — ist es wahr — hast du ihn wirklich verprügelt? Klein-Hedicke hat es im Kruge erzählt.“

Brettschneider lachte bitter auf. „Es war mir eine Lust, kann ich dir man bloß sagen, Frieda! Übrigens hab' ich nicht angefangen. Es war auf dem Schützenfest in Rocknow. Da hatte der Polacke einen zu viel hinter die Binde gegossen. Und da schimpfte er auf unsern Rittmeister und seine Frau und weiß Gott noch auf wen. Das paßte mir nicht, und da sagt' ich, er solle das Maul halten. Aber er hielt's nicht, und da hab' ich ihm ein paar feste 'runtergewischt. Daß es man so knallte, Friede . . .“

Das Mädchen antwortete nicht gleich. Die Kuh zermalmte ihr Futter; es war ein leises wiegendes Geräusch. Eine Hummel summte am erblindeten Fenster, und oben im Gebälk, wo sich die Vögel anbauten, piepten ein paar junge Schwalben im Nest.

Es war heiß im Stall und dabei ein schwerer kräftiger Dunst, der vom Boden aufstieg. Fritz drängte das Mädchen gegen die Wand und wollte es abermals küssen. Doch Frieda wehrte ihm. „Laß' das,“ sagte sie, „wir wollen mal ernstlich sprechen.“

„Bin ich nicht ernstlich?“ — Er ließ sie los und wurde trotzig. „Was red'st du für Unsinn. Ernstlich! Als ob ich's je anders gemeint hätte. Ich habe dir sogar vorgeschlagen: wenn Vater dickschälig bleibt, laß' uns durchgeh'n. Was kommt's mir d'rauf an! Ich habe mir draußen schon 'mal den Wind um die Nase wehen lassen; wir kriegen überall Stellung und Arbeit.“

„Aber ich will's nicht,“ antwortete sie. „Ich bin nicht wie Tasmanns Hanne oder wie die Jule von Richters. Das fällt mir nicht ein. Ob sie mich beklatschen, ist mir ganz gleichgültig, ich will mir aber keine Vorwürfe machen brauchen. Es ist auch nicht bloß von wegen mir. Es ist auch von wegen dir. Ewig kann Piepmaul nicht leben, und wenn du noch 'mal auf und davon gehst, er kriegt's fertig und vermacht seinen Hof und sein Geld irgend jemand anders. Er hat ja noch Verwandte in Adlich-Bartlau; die lauern schon d'rauf. Nee, Fritze, so denke nicht. Es heißt warten. Aushalten und warten.“

„Das hör' ich nun schon seit zwei Jahren. Immer bloß

warten und warten. Friede, ich will dir mal was sagen. Wie ich da aus Afrika heimkam und dich wiedergeseh'n habe und hörte, daß du schon dreie abgewiesen hättest und keine schlechten — man hat's mir erzählt, es war auch der Reinhold Kretschmann dabei, dem wollte der Alte sechstausend Taler geben und auch die Krugwirtschaft — siehste, da hat mein Herz einen ordentlichen Sprung getan vor Freude. Ich wußte ja freilich, daß du mich nicht vergessen würdest — aber es überkommen einen manchmal so närrische Gedanken, da verliert man auch das Vertrauen zu denen, die man lieb hat. Jawohl, so ist es. Und nun hab' ich gewartet und immer im stillen gehofft, du würdest den Vater doch noch 'rumkriegen. Aber du bist zu kleinlaut, Friede. Du mußt ihm mal ordentlich die Wahrheit sagen. Du bist doch die einzige Tochter und hast auch die Mutter hinter dir. Mein Gott, was will denn der Vater! Daß ich damals die Dummheit mit der Fremdenlegion gemacht habe — was ist denn da schließlicherweise dabei!"

„Das ist es auch nicht, Fritze," entgegnete das Mädchen. „Er spricht wohl mal darüber und schimpft auf die Franzosen und sagt, bei denen diente ein anständiger Preuße nicht — und dann erzählt er vom Kriege und von Gravelotte — aber das ist es doch nicht. Ich will dir sagen, was es ist. Seit er weiß, daß Piepmaul sozialdemokratisch wählt, ist es aus; er haßt ihn; er spricht nicht mehr mit ihm, er will nichts von ihm wissen. Er hat neulich auch gesagt, du wärst grade so 'n Sozialdemokrat wie dein Onkel."

Brettschneider lachte kurz auf. Er hatte einen Halm aus einem Bündel Stroh gerissen, hielt ihn im Munde und zerkaute ihn mit knirschenden Zähnen.

„Blödsinn," rief er und spie aus. „Friede, ich kenne die Welt besser als wie du. Wenn mir Piepmaul heute den Hof übergäbe und ein paar tausend Taler 'zu — ich wette, da würde es deinem Vater ganz gleichgültig sein, ob der Alte Sozialdemokrat ist oder nicht. Er würde auch nicht mucksen, wenn ich selber sozialdemokratisch wählte. Seit er das Ehrenzeichen hat, spielt er sich wunder wie auf den Politikus auf und hat früher nicht mal gewußt: was ist konservativ und was liberal. Da ist er immer nachgetrod-

delt und hat gewählt wie die andern. Aber das Geld ist doch noch die Hauptsache für ihn. Er hat Angst, Piepmaul wird alles seiner Schwester in Adlich-Bartlau vermachen statt mir — davor hat er Angst . . ."

Es wurde dunkler im Stall. Durch das kleine, in Eisen gefaßte Fenster mit seiner blinden grünen Scheibe fiel noch ein schmaler Streifen blassen Abendrots. Das Fenster war so verquollen und eingerostet, daß es sich nicht mehr öffnen ließ. Eine dicke Kreuzspinne hatte ein Netz über das Glas gesponnen. Das zarte Gewebe schimmerte rötlich, und die Spinne war wie von einem violetten Schleier umgeben. Ein feiner rosiger Dunst füllte für eine kurze Zeit den Raum. Der Brodem, der aus dem Streulager der Kuh aufstieg, flimmerte in diesem letzten Abendscheine, der rasch verglomm. Das Fenster färbte sich grau, und das Grau wurde stetig dunkler.

Frieda lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, der Kuh gegenüber, einer weißgelben, die noch immer mit regelmäßig hin und her schiebender Bewegung der Kiefern das Geschäft des Wiederkäuens verrichtete, wobei ihre Flanken und die schweren Euter leise zitterten. Frieda starrte in das zunehmende Dunkel, das sich schon in den Winkeln verdichtete und wie schwarze Trauerfetzen zwischen den vorspringenden Balken der Decke hing. Sie war ein großes und schönes Mädchen mit frischen blutklaren Wangen, hellen blauen Augen und prächtigem flachsfarbenem Haar, starker Büste und wohlgeformten bloßen Armen, die eigentümlich nach frischer Milch dufteten. Seit ihrer Konfirmation stellten ihr alle jungen Männer im Dorfe nach. Aber sie wehrte sich ihrer Tugend und gebrauchte ihre gesunden Fäuste. Sie hielt auf sich; sie hatte dem Reinhold Kretschmann einmal einen Vorderzahn eingeschlagen und einem andern beinahe einen Finger abgebissen. Sie war wie eine keusche Amazone, die vom Heer der Begehrenden umlagert wird. Seit ihr Herz wach geworden, hatte sie Fritz Brettschneider geliebt; den wollte sie haben und keinen andern. Zum Herzen kam der harte Sinn: sie wollte. Sie hatte auf sein Wiederkommen gewartet, während er unten in Afrika mit wunden Füßen durch heiße Sandwehen stapfte. Sie wartete auch jetzt. Es war Schlimmes, auf das

sie wartete: auf eines Alten Tod. Aber auch dieser Alte war schlimm, und sie rief nicht den Tod; der kam schon von selbst.

Ein tiefer Seufzer straffte das Hemd oberhalb ihres Leibchens. „Ach, Fritz," sagte sie, „ach, Fritz — wenn das mit dem Geld doch nicht wäre! Es ginge ja auch so — es gibt viele, die arm sind und haben sich doch lieb — ich denke immer an die Käte Bärwinkel in Langenpfuhl, die hat einen Bahnarbeiter geheiratet, und ihr Vater hat sie so gut wie verstoßen, sie darf nicht mehr in sein Haus, und neulich bin ich ihr begegnet, da lachte sie und sagte, sie sei auch ohne Geld glücklich geworden. Wir würden es geradeso, das weiß ich: aber siehste, das krieg' ich nicht fertig — dem Vater zu sagen: bleib' du hier, ich gehe — nein das krieg' ich nicht fertig. Es ist nicht Frömmigkeit oder doch vielleicht, ich weiß nicht, was es ist — es würde mir das Herz abstoßen. Wir müssen warten, es geht nicht anders."

„Warten, bis es zu spät ist," entgegnete Fritz finster. „Was dein Vater will, weiß ich schon. Dem Polacken wird er nicht sagen, daß er ein heimlicher Sozialdemokratscher ist. Ich weiß mehr als du. Wanowski kriegt hier im Leben keine Stellung, und wenn sich der Major von Albinus auch noch so sehr darum bemüht. Man sagt ihm alles mögliche nach. Nun ist das Neueste, der Apotheker Fahrenheit will sein Geschäft verkaufen. Darum bemüht sich der polnische Doktor. Zehntausend Taler will er anzahlen oder bar geben. Er hat Geld. Ich weiß nicht woher, gestohlen vielleicht, aber er hat Geld. Da könnt'st du Frau Apothekern werden und auf den Gütern verkehren."

Frieda lächelte. „Es ist recht, das wär' was für mich," sagte sie; „es wäre schön, im seidnen Kleide Besuche zu machen, und da könnte ich mich ja auch ‚Gnädige Frau' heißen lassen, und ich wär' dann eine feine Dame und wie! Fritze, halt' mich doch nicht für dumm. Der kleine Doktor ist wild hinter mir her. Ich brauchte man bloß mit dem Finger zu winken, er würde mich heiraten, da gäb' es keinen Unterschied zwischen Bauernmädel und Doktorfrau. Aber es würde ein elendes Leben sein. Es würde so elend sein, daß ich nicht daran denken kann. Es gibt doch einen Unterschied, und wer mich heute freundlich grüßt

von der Herrschaft hier oder in Scharlibbe oder in Bartlau, der würde mich bloß noch von oben herab anseh'n; es ist Unsinn, Bauer bleibt Bauer. Aber davon red' ich nicht mal. Wenn der Wanowski hunderttausend Taler hätte und wenn du auch nicht da wärst: den würde ich doch nicht nehmen! Nun und nimmer. Er hinkt; der Teufel hinkt auch. Und er hat ein Schielauge. Alle Schielaugen sind bös. Mich schüddert, wenn ich ihn bloß sehe."

Brettschneider nickte. „Es geht mir gradeso, Friede. Sie sagen, er kuriere den Major von Albinus langsam zu Tode. Er soll auch Geister beschwören, und bei dem Bäcker Nietzsche in Rocknow, weißt du, oben auf dem Berge, wo man so lange nach Wasser gegraben hat, da hat er eine Quelle entdeckt, dazu hat er eine Wünschelrute gebraucht. Geister gibt's nicht und auch keine Zauberei, das sind dumme Geschichten — aber daß er nichts taugt, steht fest. Man braucht ihn bloß anzuseh'n — er kann keinen festen Blick nicht vertragen; seine Augen geh'n immer hin und her. Pfui, ist das ein Kerl! Ich bin froh, daß du ebenso sagst. Er ist schon ein paarmal bei deinem Vater gewesen, da will er sich 'ranschmeicheln."

„Das will er," bestätigte Frieda. „Er will ihn auch umsonst behandeln. Vater leidet doch so am Reißen im linken Bein, das hat Doktor Harbs nicht fortbringen können. Nun hat ihm der kleine Wanowski eine Zitronenkur verschrieben; den Zitronensaft hat er mitgebracht, den gibt er umsonst. Er will auch keine Kurkosten. Ich weiß warum. Wenn er hier ist, schnüffelt er überall herum, ob er mich nicht findet. Wenn er mit mir spricht, hat er einen ganz heißen Atem, da redet er immer ruckweise, als hätt' er eine schwere Zunge. Er ist ein greulicher Mensch. Er riecht auch so schlecht. Ich weiß nicht, wonach er riecht. Manchmal wie Baldrian und manchmal wieder nach Knoblauch. Ich kann ihn in den Tod nicht leiden . . ."

Ein knisterndes Geräusch erschreckte die Sprechende. Die Kuh hatte sich auf das Stroh gestreckt und stieß ein behagliches Gähnen aus.

„Fritz, ich muß fort," sagte Frieda hastig. „Ich muß zu

den Schweinen, ich muß noch die Hühner in den Stall lassen. Ich muß auch zu Muttern; die wird schon in der Küche sein. Was willst du bei Vatern? Bloß wegen meiner?"

„Ich bring's unter der Hand an, Friede. Der Rittmeister schickt mich. Ich soll wegen der Wahlvorbereitungen mit Vatern reden. Das kommt zuerst, und dann wollt' ich so dusemang von unsrer Sache sprechen."

„Aber ruhig, Fritze — nicht heftig werden," bat Frieda. „Nu' geh' voran, ich bleibe noch, daß sie's nicht merken. Ich wutsche gleich 'rüber in die Schweineställe, da sieht niemand, daß wir zusammen gewesen sind . . ." Sie legte noch einmal ihre Arme um den Hals Brettschneiders, küßte ihn herzlich und drängte ihn dann nach der Tür.

Draußen war es Abend geworden, ein recht kühler Lenzabend, dem Nachtfrost folgen konnte. Die Fensterläden in der Wohnstube Doppel-Schulzes waren schon geschlossen, und aus den herzförmigen Ausschnitten drang ein gelbes Licht. Brettschneider trat in den Hausflur. Da war links die Küchentür offen; vor dem Herde stand die Schulzen, hatte den Stiel einer Pfanne in der Hand und buk Kartoffelplinsen. Auf ihrem gutmütigen und freundlichen Gesicht lag der Widerschein des Herdfeuers.

„'n Abend, Schulzemutter," rief Brettschneider in die Küche. „Ist der Vater nicht da? — Wetter, was riecht das gut! Da möchte man gleich dableiben."

Die Schulzen schaute auf. „Ach, du bist's, Fritze," sagte sie und dabei schüttelte sie die Pfanne, „willst du miteſſen? Warte, ich gebe dir einen Plins."

„Danke schön, Schulzemutter, aber ich habe keine Zeit. Ein ander Mal. Ist Vater drüben?"

„Ja, er schreibt."

Brettschneider schwankte einen Augenblick. Dann trat er rasch in die Küche. „Hört 'mal, Schulzemutter," sagte er in bittendem Tone, „Ihr könntet doch einmal ein Wort für uns einlegen — für die Frieda und mich. Ihr seid doch die Frau."

Die Schulzen blieb ruhig bei ihrer Arbeit. Sie schüttelte den Kopf. „Das wär' ganz verkehrt, Fritze," antwortete sie.

„Ich bin sechsundzwanzig Jahre verheiratet. Da hab' ich Vatern kennen gelernt. Dem darf man nicht dreinreden. Am allerwenigsten die Frau. Er hält nicht viel von den Weibern. Du weißt's ja alleine."

Brettschneider nickte ärgerlich. Es war im Dorfe bekannt, daß der Doppel-Schulze sich gern als Frauenfeind aufspielte. Er war ein origineller alter Kerl, in dessen Kopfe zuweilen absonderliche Ideen keimten. Schon als junger Mensch hatte er um jedes Mädel einen weiten Bogen beschrieben. Man erzählte sich, seine jetzige Frau habe ihn mit eigener List und Tücke eingefangen und gewissermaßen überwältigt. Sie mochte es oft genug bereut haben. Der Schulze war nicht schlecht zu ihr; schlecht konnte er überhaupt nicht sein. Aber er beachtete sie wenig und sprach fast gar nicht mit ihr. Er war überhaupt eine verschlossene Natur. Im Schulzenhof fiel selten ein überflüssiges Wort. Hier herrschte immer eine eigentümliche Ruhe, und sie schien auch das Getier anzustecken. Der Hund heulte nicht, der große gelbe Hahn war förmlich melancholisch, und legte eine Henne ein Ei, so gackerte sie nur zart und ohne viel Lärmen; es war ein stilles Gehöft.

Der Weiberhaß des Schulzen sollte von einer ersten unglücklichen Liebe zu einer schönen Jüdin in Rocknow herrühren, einer Schwester des Getreidehändlers Bernstein, die sich in einem Schwermutsanfall ertränkt hatte. Aber das vermutete man nur. Jedenfalls war der Schulze ein verquerer Kopf. Wenn im Dorfe eine Verlobung war, ging er hin und kondolierte mit trübseliger Miene; bei kirchlichen Hochzeitsfeiern trug er einen Trauerflor. Er besaß ein altes Buch, betitelt: ‚Beweis, daß alle Sünde in dieser Welt von denen Weibern hergeleitet ist'; das kannte er beinahe auswendig. Es gab manche, die meinten, es sei nicht recht richtig mit ihm. Aber sein Schulzengeschäft besorgte er ordnungsgemäß; da hatte man nicht über ihn zu klagen. —

Brettschneider klopfte bei ihm an. „Herein," rief Schulze. Er saß an seinem Tisch, auf dem eine Lampe brannte, und schrieb auf einen Foliobogen einen Bericht an das Landratsamt. Er war ein kleiner Mann, hager und ausgetrocknet, mit einem schmalen

Gesicht, ganz bartlos, scharfen Lippen, großer Nase und einer Brille, die er aber nur beim Schreiben trug. Er schrieb immer mit Gänsefedern, die er sich selber zuschnitt. Neben ihm lagen die letzten Nummern des Amtsblatts und der Gesetzsammlung und ein Register der Feuersozietät.

„'n Abend, Schulze," sagte Brettschneider, trat näher und reichte ihm die Hand.

Schulze rückte die Brille auf die Stirn, ohne eine Miene zu verziehen, und erwiderte: „'n Abend, Brettschneider. Kommst du zu Besuch oder willst du was? Ich habe zu schreiben."

„Das seh' ich," entgegnete Fritz lächelnd. „Wenn man zu Euch kommt, Ihr sitzt immer am Tische und schreibt."

„Davor krieg' ich meine hundert Taler."

„Viel ist es nicht für die Arbeit."

„Es ist wenig, aber es ist auch Ehre dabei. Kommst du bloß zu Besuch oder willst du was?

„Ich bringe was," erwiderte Fritz. „Ich komme vom Rittmeister."

Der Schulze spritzte erst die Feder aus, steckte sie in den Mund, um die Tinte abzulecken, trocknete sie hierauf an einem Zipfel seines Rocks und legte sie vorsichtig beiseite. „Dann setz' dir," sagte er. Er faltete die Hände und sah Brettschneider aufmerksam an.

„Also, Schulze," sagte dieser, „es ist wegen der Wahl. Wir suchen einen sogenannten Vertrauensmann."

„Wer ist ‚wir'?"

„Also der Rittmeister, wenn Ihr das lieber hört. Ihr wißt ja doch, wie die Sache steht. Es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß der Graf Barby den Kandidaten der Sozialdemokraten besiegen wird. In den Städten haben sie schon Versammlungen abgehalten und aufgefordert, sich entweder der Wahl zu enthalten oder für den Sozialdemokraten einzutreten. Die Strömung hier ist jetzt gegen die Konservativen. Das mag unrecht sein, denn grade uns vom Lande stehen die Konservativen am nächsten; aber es ist doch mal so, dagegen läßt sich nichts sagen. Nun ist beschlossen worden, einen Kandidaten der Deutschsozialen aufzustellen."

Das hört' ich," sagte der Schulze. „Als wie wer hat das aber beschlossen?"

„Ein Komitee, dem unser Rittmeister und der Herr von Hackert auf Wendhusen angehören. Die haben den Doktor Gössel aufgestellt, den Begründer der deutschsozialen Partei, den reichen Fabrikanten, dem auch Langenpfuhl gehört. Die Konservativen sind nicht zufrieden damit, das steht fest; aber wenn sie sehen, daß sie nicht durchkommen, werden sie ihre Stimmen wohl auch dem Doktor Gössel geben. Denn von dem trennen sie nur einige wirtschaftliche Fragen und nicht solche politischer Natur, die doch wichtiger sind. Wir möchten nun gern, daß Ihr zur Wahlzeit der Vertrauensmann der Deutschsozialen werdet und Euch ein bißchen für die gute Sache umtut."

„Du sagst wieder ‚wir'."

Brettschneider wurde ärgerlich. „Dunderschlag, klaubt doch nicht an den Worten herum, Schulze!" rief er. „‚Wir' — na ja! Ich meine ‚wir', weil mich der Rittmeister gebeten hat, während der Wahlzeit sozusagen sein Adjudant zu sein. Deshalb sag' ich ‚wir'."

Der Schulze war ganz ruhig, fast bewegungslos, mit seinen gefalteten Händen sitzen geblieben. Er hatte eine etwas monotone Sprache; sie klang merkwürdig knasternd, aber schwoll niemals an; sie war immer auf den gleichen Ton gestimmt wie ein Instrument mit einer einzigen Saite.

So sagte er denn auch ohne Erregung: „Du bist ein Überläufer, Brettschneider. Du warst früher selber Sozialdemokrat. So einem Überläufer traut man nicht. Du bist ein Überläufer."

Fritz wurde purpurrot. Er fuhr heftig auf. „Wenn Ihr's nicht wär't, Schulze!" rief er zornig; „wahrhaftig, wenn Ihr's nicht wär't, ich würde verfluchtig anders sprechen! — Ein Überläufer! Das klingt wie Verräter. Ich bin kein Verräter. Es ist wahr, ich habe mich mal bereden lassen — von Piepmaul und von Tittmann, die haben mich 'rumgekriegt, und da habe ich meinen Zettel für den Sozialdemokraten abgegeben. Das ist lange her, ich war damals noch ein dummer Junge. Sie haben mich breitgeschlagen, sie haben mich halb besoffen in das Wahllokal geschleppt. Und das soll mir heute noch anhängen?!"

„Nu nu,“ sagte der Schulze, „du brauchst dich nicht aufzuregen. Aber ich möchte doch fragen: was ist denn eigentlich für ein Unterschied zwischen Euern Deutschsozialen und den Sozialdemokraten? Der Herr Landrat sagt, man sähe gar keinen.“

„Ihr tätet schon besser, Schulze, Ihr fragtet den Rittmeister darnach und nicht den Landrat. Die deutschsoziale Partei ist ganz besonders als Gegengewicht gegen die Sozialdemokratie begründet worden. Sie ist monarchisch und national, Schulze. Freilich, sie tritt auch für die Arbeiter ein, aber anders wie die Sozialdemokraten. Der Rittmeister wird demnächst eine Versammlung einberufen und eine Rede halten und die Ziele der Partei näher erklären. Ihr könnt Euch aber jetzt schon ein ungefähres Bild davon machen, wie sich die Führer der Partei in Zukunft das Arbeiterwohl denken und vorstellen, wenn Ihr Euch die neuen Einrichtungen in Wendhusen und Langenpfuhl und in den Fabriken des Doktor Gössel in Berlin anseht. Ihr braucht auch gar nicht so weit zu gehen: unsere Arbeiterkolonie kann Euch schon einen Begriff davon geben.“

Jetzt blitzte es in den trüben Augen des Schulzen auf; seine hageren, sonst immer gelblich blassen Wangen röteten sich, und die rostig klingende Sprache wurde lebendiger. Er schlug mit der Hand auf den Tisch und rief: „Quatsch! Jawohl, Quatsch — verzähl' es dem Rittmeister wieder, Quatsch hätte der Doppel-Schulze zu allen Euern sogenannten Bestrebungen gesagt! Hör' mal zu, du Esel, ich will dir's deuten, warum ich behaupte, Ihr arbeitet den Sozialdemokratschen und der öffentlichen Ungehörigkeit und der allgemeinen Zwiespältigkeit bloß in die Hände. Ich hatte einen Knecht, er hieß Anton, du hast ihn gekannt —“

„Gewiß kenne ich ihn,“ fiel Fritz ein, „er ist jetzt bei uns.“

„Laß mich ausreden — halt's Maul — er ist jetzt bei Euch, haha, das ist es ja grade! . . .“ Der Schulze fuhr mit der rechten Hand an sein Bein; das schmerzte plötzlich. Er durfte sich nicht ärgern, da hub das Reißen an. Trotzdem fuhr er grimmig fort: „Er war brauchbar, ich gab ihm achtzig Taler und sein Deputat. Da kam er und sagte: auf dem Dominium kriegen die Knechte hundert Taler und drüber. Ich legte ihm zehn Taler zu; er war brauchbar, und ich wollte ihn behalten. Da kam er wieder

und sagte: auf dem Dominium wird während der Ernte die Überarbeit extra bezahlt. Ich sagte: bei mir gibt's keine Überarbeit; mein bißchen kriegen wir regelrecht 'rein. Da kuckt er mich an und meint: aber die Überarbeit ist doch auch ein Verdienst. Brettschneider, er kam mit immer mehr: die Kammer neben dem Heuboden paßte ihm nicht mehr; er wolle ein Stück Gartenland haben; er hat mit dem Essen gemäkelt; auf einmal wollte er sich auch verheiraten. Da hab' ich ihn 'rausgeschmissen. Und nu' will ich dir mal was sagen, Brettschneider. Bis jetzt hab' ich noch keinen neuen Knecht gekriegt. Wir werden bald überhaupt keinen Knecht mehr kriegen und keine Magd. Und dadran seid Ihr bloß schuld! Und warum seid Ihr dadran schuld? Weil Ihr die Leute verrückt macht. Wer so reich ist wie der Rittmeister und Herr von Hackert und Doktor Gössel, der kann sich das leisten und seine Leute in tap'zierte Stuben setzen und wie die Puppen 'rausputzen. Aber wir können's nicht. Und wir haben das Nachseh'n, denn wenn sie bei Euch so verwöhnt werden, kommen sie nicht mehr zu uns. Und dieserhalb sage ich: Ihr Deutschsozialen ruiniert uns Bauern. Verstehst du? Da werd' ich den Deibel tun und mich für Euch verint'ressieren! . . ."

So lange hintereinander hatte der Doppel-Schulze selten gesprochen. Er schien auch ganz erschöpft. Er hustete und rieb sich mit der flachen Hand sanft das schmerzende Bein. Die Schulzen öffnete die Zimmertür und fragte: „Kann denn nu' gegessen werden, Vater?" — „Warte noch," antwortete ihr Mann, „ich hab' noch zu tun . . ." Er rückte die Lampe beiseite, um Fritz bequemer ansehen zu können. „Das kannst du deinem Rittmeister wiedererzählen," sagte er, „das kannst du. Ich halt's mit den Konservativen, wie ich's immer getan habe. Ich will keine Vertrauensstellung bei den Deutschsozialen. Ich danke dadavor."

Brettschneider stand auf und stellte seinen Stuhl wieder an die Wand.

„Schulze, ich werd's vermelden. Es ist gut, es wird sich ja leicht ein andrer finden. Aber das möcht ich doch noch sagen: wer soll denn, frage ich, mit der Arbeiterfürsorge anfangen, wenn nicht die, die es am eh'sten können, also die reichen Leute? Und

es soll doch auch bloß sozusagen ein Vorbild sein; es soll nicht jeder gleich neue Häuser bauen und die Leute ‚verwöhnen‘, wie Ihr sagt; aber es soll jeder nach seinen Mitteln und Verhältnissen sich Mühe geben, die Lage der Landarbeiter, der Knechte, Mägde und Tagelöhner nach Möglichkeit zu verbessern. Das wird ihm auch selber von Nutzen sein. Was der einzelne nicht kann, das kann die Gesamtheit. In Langenpfuhl hat die Gemeinde ein Altersheim für das gesamte Ausgedinge im Dorfe erbaut. Da sitzen die Arbeitsunfähigen nicht dem einzelnen zur Last. Das ist ein Anfang. Ich weiß nicht, warum Ihr so schimpft. Ihr schimpft bloß, weil Ihr der Sache noch nicht auf den Grund gegangen seid. Seht mal zum Beispiel die Mägde. Gleich nach der Konfirmation vermietet sich so was. Da haben die Mägde im Stall und auf dem Felde zu tun. Nun heiraten sie und können ihrem Mann noch nicht einmal einen Knopf annähen, können weder flicken noch kochen. Was ist denn das für eine Häuslichkeit, die sie ihrem Manne, wenn er abgerackert heimkommt, bieten können? Bei uns in der Kolonie lernen sie nähen und kochen; auch noch mehr. Das werden andere Frauen, sag' ich Euch, als die verprügelten Tagelöhnerinnen, die nicht viel mehr als Sklavinnen sind und nicht einmal wagen, sich ihrer Haut zu wehren, wenn sie einen Fußtritt bekommen."

„Hetzt mir nur auch noch die Weiber auf!" sagte der Doppel-Schulze, „das fehlt ja noch — das hat bloß noch gefehlt! Wer hat die Erbsünde in die Welt gebracht? War's Eva oder ist es der Adam gewest?! Wer führt uns denn an der Nase herum, wenn nicht das Weib! Wer ist die Wurzel allen Übels? — Ich könnte dir ein Buch geben, dadrin steht alles verzeichnet, was uns vom Weibe Schlimmes gekommen ist, von Erschaffung der Erde bis auf die gegenwärtige Zeit. Kriege haben die Weiber angefangen und Menschen zu Haufen gemordet und wie die Wilden gehaust, es steht zu lesen von Jahrhundert zu Jahrhundert, von den alten Römern an, die in Italien wohnten, in Frankreich, wo sie die Revolution gemacht haben, und selbst bei uns in Preußen. Die Männer sind von allezeit die Betrogenen gewesen; es sagt die Schrift und dies lehrt uns

die Geschichte. Wir sehen's auch alle Tage. Sei'n wir doch froh, wenn das Weib still ist und es muckt nicht. Es soll dem Mann unterworfen sein, so hat Gott selber gesagt. Derweilen kommt Ihr mit Euern Neuerungen und erzählt ihr, was sie aufständisch macht; das ist wie bei den Sozialdemokraten, die die allgemeine Gleichheit wollen. Ich will sie nicht ..."

Brettschneider zuckte kaum sichtbar mit der linken Schulter. Ihm war zum Lachen zumut, aber er blieb ernst. Er trat dicht an den Tisch heran und sagte: „Schulze, Ihr habt nichts übrig für die Weiber, es ist nichts Neues. Zwei habt Ihr im Hause. Gebt mir das eine. Gebt mir die Friede zur Frau."

Da zeigte der Doppel-Schulze nur stumm nach der Tür.

Fritz verstand wohl, doch er ging nicht. Er blieb stehen und drehte die Mütze in seiner Hand. „Bitte, Schulze," sagte er noch einmal mit tiefer Weichheit im Ton, „gebt sie mir doch. Sie nimmt keinen andern, fragt sie nur ... Ich weiß ja, was Ihr wollt. Ihr wollt, der Onkel soll die bestimmte Erklärung abgeben, daß ich sein Erbe bin. Das tut er nicht — schon aus Aberglauben nicht; da meint er, er müsse sich morgen hinlegen und sterben. Aber daß ich wirklich sein einzigster Erbe bin, das hat er mir erst neulich wieder gesagt, als ich mich mit ihm ausgesöhnt habe."

„Hat er sein Testament gemacht?" fragte der Schulze.

„Er sagt ‚ja'. Aber wäre keins vorhanden, wenn er stirbt, es wär' auch nicht gefährlich. Dann fiele die Hälfe mir zu, die Hälfte der Tante in Adlich-Bartlau. Es bliebe genug für mich. Ich kann heute schon die Friede erhalten, wenn Ihr ihr auch keinen Pfennig mitgeben wolltet. Was quält Ihr uns so!"

Der Schulze schien die letzten Sätze geflissentlich zu überhören. Er nahm seine Brille ab und steckte sie in das Futteral. Dann stand er auf. „Brettschneider," entgegnete er, „ich glaube nicht, daß du lügst. Aber Piepmaul lügt. Er hat dir vielleicht gesagt, du solltest sein Erbe sein. Du wirst's doch nicht. Daß du dich an den Rittmeister gehängt hast, vergibt er dir nie. Er hat damals den Prozeß wegen der Wiesengrenze an den Rittmeister verloren; da bist du gegen ihn aufgetreten. So fing's

mal an. Und nu' bist du auch politisch sein Feind geworden. Nicht 'n Pfennig hinterläßt er dir. Ich weiß es."

„Brauchte er mir dann das Gegenteil zu sagen!?" rief Brettschneider erregt. „Könnte er nicht einfach sagen: du bist enterbt — was ich habe, das kriegt die Schwester in Bartlau!?"

Der Schulze nickte und lächelte schlau. „Das könnte er schon — aber er tut's nicht. Warum tut er's nicht? Er hat Angst vor dir. Mach' dir keine Hoffnungen nich', Brettschneider. Sein Testament liegt schon auf dem Gericht. Da ist alles der Bromnitzen in Bartlau verschrieben."

„Woher wißt Ihr das?! Die Testamente werden versiegelt. Sie liegen in der Registratur. Das sagt Ihr so; beweist es doch!"

Ohne zu antworten, ging der Schulze zur Tür und öffnete sie. „Mutter," rief er hinaus, „nu' ist's so weit, nu' können wir essen. Der Brettschneider ist hier, vielleicht daß er mitißt."

Frieda kam, den Tisch abzuräumen. Sie nickte Fritz freundlich zu und fragte: „Bleibst du hier?" — Hinter ihr erschien die Schulzen. Sie brachte die große braune Kaffeekanne und einen Teller voll Plinsen.

Brettschneider schüttelte den Kopf. Es zuckte über sein Gesicht, doch er blieb ruhig. „Ich danke, Friede," erwiderte er, „es ist schon besser, ich geh'. Es ist am Ende auch besser, ich komm' nicht wieder . . ." Er holte tief Atem, als wolle er noch mehr hervorsprudeln; aber er spürte einen harten Druck an der Kehle, der ihn nicht reden ließ. Er fürchtete auch, es würden die Tränen quellen; er schämte sich deren.

Er riß die Tür auf. „Gute Nacht allerseits" — da war er schon draußen.

Vor dem Hause blieb er stehen. Nun dachte er daran: er hätte Frieda noch die Hand reichen können. Er war wie ein ungezogener Junge davongelaufen. Das ärgerte ihn. Sein ganzes Herz war voll Bitterkeit.

Er pfropfte die Hände in die Hosentaschen und schritt den Gartenzaun entlang. Mechanisch schaute er zu dem lichtblauen, voll ausgestirnten Himmel auf. Es war kalt. Und mechanisch sagte er sich: es wird Frost geben, die jungen Gemüse sind zum

Teufel, es wird wieder kein Obstjahr; vielleicht frieren auch die Saaten aus.

Er griff mit der Hand in einen über den Zaun hängenden Zweig voller Kirschblüten; sie rieselten in Massen zur Erde, als er den Zweig wieder zurückschnellen ließ. Schade, sagte sich Fritz, sie haben so gut angesetzt.

Die weitab von seinen Schmerzen wandernden Gedanken beruhigten ihn. Auf dem Anger blieb er abermals stehen, um sich eine Zigarre anzuzünden, die locker in seiner Westentasche steckte. Er warf das brennende Schwefelholz spielend in die Luft und wunderte sich, daß es im Fluge nicht verlosch; es brannte auf der Erde aus.

Es war erst neun Uhr abends, aber das Dorf schien schon zu schlafen. Im warmen Sommer schlichen um diese Zeit die Liebespaare umher, und die jungen Burschen trieben hinter Hecke und Zaun ihre übermütigen Streiche. Aber heute war es fast winterlich. Brettschneider fröstelte. Es war lächerlich. Jetzt, Anfang Mai, konnte man noch einmal seine warmen Sachen heraussuchen.

Er wandte sich dem Kruge zu; da wollte er ein Glas Grog trinken. Aber unter der Friedenslinde auf dem Anger blieb er neuerdings stehen. Er ging ungern in den Krug. Seit er sozusagen die rechte Hand des Rittmeisters geworden war, witzelten die Bauern über ihn. Auch denen war die Kolonie ein Dorn im Auge.

Fritz sog an seiner Zigarre. Sie hatte keine Luft und schmeckte schlecht. Er warf sie ärgerlich auf die Erde und zertrat sie mit dem Fuß. Er wußte nicht, wohin. Er fühlte sich schrecklich vereinsamt. Auf einmal spürte er einen stechenden Schmerz im Herzen. Das Liebesweh überkam ihn mit solcher Gewalt. Das Herz lag ihm wie ein schwerer Stein in der Brust. Eine leidenschaftliche Sehnsucht packte ihn. Er ging mit raschen Schritten wieder hinüber nach dem Schulzengehöft. Er wollte sich im Garten verstecken, bis im Hause das Licht erlosch, und dann leise an das Fenster Friedas klopfen.

Als er sich über den Zaun schwingen wollte, störte ihn ein

schwerer Schritt. Krause, der Nachtwächter, machte die Runde: ein alter Mann mit sturem weißem Haar und einer ganz unwahrscheinlichen Nase im fahlen Gesicht, einer Karikatur von Nase, kartoffelförmig, blaurot, mit zahlreichen Höckern und Warzen; sie bewegte sich, wenn er sprach.

„'n Awend ook," sagte Krause.

„'n Awend, Willem."

„Gähst de enuch 'n Endken spazifizieren, Fritze? — 's is kahle heit."

„Mordsmäßig kalt. 's wird Frost geben."

„Ja ja, es frittert wedder ahlens aus. 's is 'ne heilluse Zucht. Kleen-Hedicke seggt, sine Sümmerung siecht schon ganz gähle us."

„Es wird ein miserables Jahr, wenn das so fort geht. Adje, Willem — ich will mir noch ein bißchen die Beine vertreten, und dann mach' ich, daß ich in die Klappe komme."

„Dat is ook 's beste, Fritze. Da hat man zu wenigst sine Wärmte. 'n Awend ook, Fritze."

Brettschneider sah dem Alten nach, der über den Anger schritt, eine lächerlich groteske Silhouette im Mondenlicht, verschnitten und schief, mit krummen Beinen und zu hohen Schultern. Unter der Friedenslinde blieb Krause stehen, bückte sich und hob etwas auf. Es war die Zigarre, die Fritz vorhin fortgeworfen und zertreten hatte. Krause beäugte sie sorgfältig und steckte sie dann in die Tasche.

Nun gab Fritz seine Idee auf. Sein Herz war leichter geworden; es schlug auch minder rasch. Er sah im Hause Piepmauls noch Licht. Mit dem Onkel hatte er sich wieder vertragen; der äußere Friede war hergestellt. Freilich, Fritz wirtschaftete nicht mehr für den Alten; er wohnte auch draußen in der Kolonie. Aber man hatte sich die Hand gegeben und gelegentlich sogar bei einigen Flaschen Rotwein, die Fritz spendiert hatte, von neuem angefreundet. Der Rotwein stammte aus dem Kruge und war greulich. Doch die Zunge Piepmauls hatte längst die Geschmacksfähigkeit verlernt; es kam ihm nicht darauf an, rohen Spiritus zu trinken.

Da Fritz das Licht im Häuschen des Onkels sah, fiel ihm bei,

es könne von Nutzen sein, wenn er den schrecklichen Alten wieder einmal besuchte. Das Gerede des Doppel-Schulze hatte ihn doch stutzig gemacht. Er glaubte nicht, daß Piepmaul zugunsten seiner verheirateten Schwester in Bartlau testiert habe; es war bekannt, daß die Geschwister sich bis auf den Tod befehdeten, daß sie sich grimmig haßten; es war nicht daran zu denken, daß Piepmaul der Bromnitzen auch nur einen Wandnagel hinterlassen würde. Trotzdem — Fritz war ein wenig in Sorge. Die Aussicht auf dieses Erbe war seine Zukunft.

Er ging dem blassen gelben Licht entgegen, das hinter dem Rotdorn vor dem Hause des alten Brettschneider schimmerte.

11.

Es waren drei Jahre her, daß Fritz heimgekehrt war.

Piepmaul wollte eines Abends zu Bett gehen, als es stark an die Haustür klopfte. Draußen stand Fritz, sein Felleisen auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, wie ein Wanderbursche, und sagte freundlich: „Schönen guten Abend, Onkel — da bin ich wieder.“

Piepmaul war ein versoffener alter Kerl, ein schmutziger Geizhals, ein Zankteufel und Prozeßsucher; er war wirklich ein Ekel. Aber hatte etwas, das man ihm bewundern konnte: er ließ sich nie verblüffen. Bei Sedan hatte ihm eine Flintenkugel die Stummelpfeife aus dem Munde gerissen; das hatte er sehr pläsierlich gefunden und lustig darüber gelacht. Eines Nachts schlug der Blitz in das Zimmer neben seiner Schlafstube; Piepmaul zog sich erst ganz gemächlich an und ging dann ruhig zum Schulzen, um Feuer anzumelden. So zeigte er auch keineswegs Erstaunen, als er seinen Neffen so unvermutet nach langjähriger Abwesenheit wieder vor sich sah, sondern sagte nur: „I du verdammtiger Rumtreiber, hättest du nicht auch am Tage kommen können! . . .“

Schon nach einer Woche hatte sich Fritz wieder völlig in die

alte Tätigkeit eingearbeitet. Piepmaul besaß für sein ganz stattliches Anwesen nur einen Knecht und eine Magd. Aber er faßte noch selber zu. Schwer wurde ihm nur am Morgen das Aufstehen. Da war er so schlaff, daß er sich kaum erheben konnte. Doch hatte er erst sein Achtelchen Branntwein im Magen, dann wurden die Glieder wieder beweglich. Er besaß von Natur gewaltige Kräfte und eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit. Er war jetzt vierundsiebzig Jahre, und noch bis in die letzte Zeit hinein, ehe die asthmatischen Beschwerden seine Kräfte zerrieben, hatte er sich um alle Einzelheiten der Wirtschaft selbst bekümmert. Er traute weder dem Knecht noch der Magd. Sie stahlen beide, er mußte immer hinterher sein und sein Auge überall haben. Er war so geizig, daß er krank werden konnte, wenn die Magd aus Versehen ein Ei zerschlug oder der Knecht ein paar Strohhalme liegen ließ.

Aber auch er fühlte das Alter, und da kam ihm Fritz gerade recht. Fritz nahm wieder die alte Stellung im Hause ein. Er führte die Wirtschaft, doch er war kaum mehr als ein Knecht; er war im Grunde genommen weniger, denn er erhielt nicht einmal Lohn. Aber er fragte nicht darnach: er war glückselig, wieder daheim zu sein und auf dem Felde schaffen zu können. In den ersten Tagen befand er sich in einem förmlichen Freudentaumel. Er blieb von morgens drei Uhr bis zum Abend draußen und ließ sich zuweilen auch Mittagessen und Vesperbrot auf das Feld bringen. Arbeitete er nicht selbst, so strich er zwischen den Äckern umher, prüfte den Saatenstand, wühlte in der Erde, um sich vom Ansetzen der Kartoffeln zu überzeugen, zerrieb eine Ähre zwischen den Fingern oder maß die Höhe des Roggens auf diesem und jenem Felde. Oder er streckte sich zur Mittagsrast im Graben aus und schaute in die blaue Unendlichkeit, freute sich an dem Auf und Ab der Lerchen, an dem Duft des Klees, an dem grünen Wiegen des Flachses und der gelben Flut der Lupinen. Er fand alles so wieder, wie er es verlassen hatte; anscheinend hatte sich nichts verändert. Die Haselnüsse formten sich wieder am Strauche, die Brombeeren setzten an, um die Berberitzen flatterten Spinneweben. In der Ferne zeigte noch immer der Fuchsberg sein tierähnliches Profil, und um die hohen Birken am

Fuße des Berges flatterte beständig ein Krähenschwarm, der dort nistete. Fritz atmete mit vollen Zügen die Heimatluft ein. Es war ein beseligendes Gefühl für ihn, wieder auf der alten Scholle zu stehen. Jeden Baum an der Grenzscheide, jeden Strauch am Raine begrüßte er wie einen lieben Bekannten aus früherer Zeit. Da war eine alte Buche, sie stand mitten im Hafer, aber in der Nähe der Kiefernschonung, und bot in ihrem breiten Geäst eine vortreffliche Deckung, wenn das Wild aus der Heide trat. Von der Buche aus hatte Fritz die erste Kreatur erlegt; es war aber nur ein fetter Eichkater gewesen. Im Grenzgraben an der Schonung wuchsen im Juli die schönsten Erdbeeren; wie oft hatte er als Junge sich da nicht den Mund vollgestopft! Weiter im Gehölz, zwischen den Farren, wucherte eine dicke grüne Blätterschicht, die im Hochsommer mit blauen Punkten besprenkelt war. Das war das Heidelbeerrevier; man mußte beim Förster einen Beerenschein lösen, und dann konnte man pflücken, so viel man wollte. Die Schulkinder sammelten die Blaubeeren in großen Körben und verkauften sie im Schlosse. Und wieder im Herbste, da wurden die Preißelbeeren reif; die leuchteten wie Ebereschen durch das Grün am Boden.

An Weg und Steg, an Acker und Wiese und Wald und Rain knüpften sich tausend Erinnerungen für Fritz. Der ganze Sonnenschein seiner Kindheit lag hier draußen unter der Sonne des Himmels. Der Vater war Chausseeeinnehmer gewesen, der hatte ein Stubenmädchen aus dem Stockhausener Schlosse geheiratet. Aber beide waren früh gestorben. Piepmaul, der Stiefbruder des Chausseeeinnehmers, wurde Fritzens Vormund. Glücklicherweise hatten die Eltern ein paar tausend Mark Ersparnisse hinterlassen, so daß für die Erziehungszeit des Jungen gesorgt war, die denn auch über das Bäuerliche hinausging. Dann aber kamen schlimme Tage. Der Onkel nahm Fritz zu sich; er sollte die Wirtschaft erlernen. Piepmaul war ein geriebener Alter. Die Aussicht auf die einstige Erbschaft köderte Fritz. Der Onkel nahm ihn hart heran; Fritz mußte gewaltig schuften; wie gebrochen sank er des Abends in sein Bett. Die Dienstzeit bei den Kurfürst-Dragonern war ein Lichtblick, dann kam von neuem der Fron

unter der harten Faust des Oheims. Und dann schlich sich Tittmann an den verzweifelten jungen Menschen heran, und in einer Sommernacht brannten die beiden durch. —

Nun war Fritz Brettschneider wieder daheim. Er schritt hinter dem Pfluge her, dem die Vögel folgten, um in der aufgebrochenen Erde Würmer und Larven zu suchen. Er streute die Saat über das Land und sah sie sprießen und wachsen; seine schwirrende Sense legte das reife Getreide in gelben Schwaden zu Boden. Er fuhr das Heu von den Wiesen, saß hoch oben auf dem bepackten Wagen und lenkte selbst das Gespann; er füllte die Scheunen, er hatte rastlose Hände, und auch das Ernteglück war mit ihm. Aber er arbeitete nur für den mürrischen Alten. Die Bauern lachten ihn aus; er war ein rechter Narr, jeder Knecht stand sich besser als er. Schließlich sah Fritz es selber ein: so ging es nicht weiter. Sein letztes Ersparnis war aufgezehrt; er brauchte Geld für Kleidung und Tabak, für sein Glas Bier und die gelegentlichen kleinen Ausgaben. Es war ja auch lächerlich; Piepmaul sah zu, wie er sich für ihn von früh bis spät abarbeitete, und der geizige Alte hielt selbst zur Weihnachtszeit die Taschen zu.

Gerade an einem Weihnachtsabend war es, da kam es zwischen Oheim und Neffen zu einer heftigen Aussprache. Fritz beanspruchte Lohn. Piepmaul war betrunken; er schrie und brüllte, er schlug mit der Faust auf den Tisch. Was — Lohn?! Er, der Erbe, der Sohn des Hauses? Wo war das Sitte? . . . Wilhelm Krause, der Nachtwächter, ging draußen vorüber und blieb stehen! er hörte die streitenden Stimmen und wunderte sich. Das war ja ein seltsames Weihnachtsfest. Er schielte durch das Fenster, vor dem der Laden noch nicht geschlossen war. Da drinnen glänzte kein Lichterbaum; die Lampe brannte düster und blakte, auf dem Tisch stand die Schnapsflasche. Und zwei standen sich mit drohenden Mienen gegenüber; der schreckliche Alte hob die knöcherne Faust, als wolle er zuschlagen . . . Das war in der Weihenacht.

Vom ersten Januar ab trat Fritz in den Dienst des Rittmeisters Graetz. Er wurde zunächst als Vertreter des Vogts

engagiert und wurde dann Verwalter der Kolonie. Der Rittmeister hatte ihn persönlich gern, schätzte auch seine Brauchbarkeit; eine so intelligente Kraft hatte er sich längst gewünscht. Mit Piepmaul kam eine flüchtige Aussöhnung zustande. Der Alte war tückisch; er entbehrte Fritz. Aber er sagte kein Wort darüber. Als Fritz eines Abends, unter jedem Arm eine Weinflasche, bei ihm erschien, kneipte er sich mit ihm fest und war ganz vergnügt. Fritz mußte noch ein paar Flaschen aus dem Kruge holen. „Na, Onkel," sagte er, als er sich in später Nacht verabschiedete, „ich freue mich, daß wir uns wieder vertragen haben. Man kann ja verschiedener Meinung sein und sich auch einmal zanken; aber schließlicherweise, grade wir zwei beide — was Brettschneider heißt, hält doch immer zusammen . . ." „Versteht sich," entgegnete Piepmaul und drückte dem Neffen die Hand. Seine kleinen Augen, rote Striche zwischen entzündeten Lidern, funkelten boshaft. —

Die Wohnstube Piepmauls lag nach der Dorfseite hinaus. Es war ein unsauberes und unwirtliches Gemach. Auf der Ofenbank hatte sich die Katze zusammengerollt; unter der Bank schlief ein Teckel von fragwürdiger Abstammung; er hatte zwar die typischen Teckelbeine, aber dazu die gespaltene Nase einer Dogge, den Schweifansatz eines Pointers und wasserblaue Augen; es war ein Unding von Teckel, ein Rassenphänomen. Man hieß ihn ‚Blubber', seiner eigentümlichen Bellaute halber.

An der Längswand, der Tür gegenüber, stand ein altes Sofa mit Lederbezug. Auf diesem saß Piepmaul in Hemdsärmeln: ein sehniger Greis mit einem Gesicht wie aus Kork und weißen Bartstoppeln an Kinn und Wangen. Er hatte soeben zwei Schnapsgläschen mit Rum gefüllt und die Flasche wieder auf den Tisch gestellt; dort lagen zwei Zeitungen: das Kreisblatt und der ‚Vorwärts'.

Piepmaul gegenüber, auf einem Küchenschemel, saß Doktor Wanowski: breitbeinig, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, aber das Gesicht dem Schein der kleinen, schlecht brennenden Lampe abgewendet. Es war dies ein seltsames Gesicht; es hätte schön sein können ohne den schielenden Blick des rechten

Auges. Trotzdem lag auch in den dunklen Augen nei Ausdruck von Bedeutung, eine faszinierende Kraft und das Leuchten großer Intelligenz. Das Beherrschende des Gesichts aber war die hohe, breite und eckige Stirn, über der schwarzes Haar sich lockte. Der Kopf war auffallend groß, die Gestalt klein und zierlich. Es fehlte jegliche Harmonie. Der Doktor sah wie verwachsen aus. Ging er, so schleifte er den linken Fuß nach.

Wanowski war vor fünf oder sechs Jahren in die Gegend gekommen, irgendwoher aus dem Polnischen. Er gedachte in Friedau, einem hübsch gelegenen Städtchen an der oberen Pleiske, ein Sanatorium zu begründen. Aber die Stadtvertretung wünschte kein Krankenasyl; auch bei den Bürgern machte Wanowski sich unbeliebt. Man zettelte eine förmliche Verschwörung gegen ihn an; der Wirt des einzigen Gasthofes in Friedau wies ihm die Tür. Nun wandte Wanowski sich nach Rocknow. Er wollte den Doktor Harbs, dessen ärztliche Begabung zu wünschen übrig ließ, aus dem Sattel heben. Aber Harbs war ein Eingesessener; man hatte sich an ihn gewöhnt, gewissermaßen auch an seine Medizinen. Er verkehrte auf allen Gutshöfen; sein gespenstischer Schimmel trabte über alle Landstraßen; man war auch neugierig, ob er denn nun endlich das geheimnisvolle Heilserum finden würde, von dem er seit Jahren sprach. Man ließ Harbs nicht fallen. Es kam dazu, daß Wanowski durchaus kein Gesellschaftsmensch war. Er trug immer schmutzige Wäsche und hatte unappetitliche Finger. Dabei war er ein skeptischer Raisoneur, für den es weder Autorität noch traditionelle Heiligtümer gab, der alles besser wußte und ein gefährliches Mundwerk besaß; schließlich war er Pole, es hieß auch, er sei ein getaufter Jude. Alles das vertrug man auf den Gutshöfen nicht. Er gab überall seine Karten ab. Niemand empfing ihn, niemand lud ihn ein; er fand keine Praxis.

Da wurde er verbissen. Nun blieb er erst recht. Er mußte wohlhabend sein. Er kaufte sich ein Haus in Rocknow, eine verlassene Villa an der Chaussee. Dann suchte er mit Bürger und Bauer Verbindung. Er begann damit, die Ärmeren umsonst zu kurieren, er hatte auch Glück. Man erzählte von seinen Wunderkuren; dem einen hatte er die Wassersucht vertrieben, ein schwind-

süchtiges Mädchen geheilt, eine Diphtheriekranke gerettet, die Harbs schon aufgegeben hatte. Ein besonderer Fall machte viel von sich reden. Der Bäcker Nietzsche besaß ein halbwüchsiges Töchterchen, ein armes anämisches Kind, das an Hallucinationen litt, die zu bestimmten Stunden wiederkehrten. Harbs hatte das Mädchen in eine Anstalt schaffen wollen; da versuchte es Wanowski mit einer hypnotischen Kur, die vollkommen glückte. Die Wahnvorstellungen schwanden, und die Eltern waren glückselig. Durch diese Kur wurde der Major von Albinus auf Wanowski aufmerksam. Der Major hatte nach Sechsundsechzig den Abschied genommen und sich das alte ehemalige Templerschloß bei Rocknow gekauft, eine pittoreske Ruine, in der nur noch wenige Zimmer bewohnbar waren. Aber Albinus war ein merkwürdiger Sonderling, den die romantische Lage und die Abgeschiedenheit lockten. Er war immer ein Grübler und ein Phantast gewesen. Noch als Offizier hatte er eine Broschüre veröffentlicht, die den Nachweis zu führen versuchte, daß das ganze Leben Jesu nur die Vision eines einzelnen gewesen sei. Es war ein verrücktes Buch, aber es erregte auch Anstoß, so daß der Major seinen Abschied nehmen mußte. Er hatte sich von jeher gern mit Spiritistischem und Übersinnlichem beschäftigt, und man glaubte, daß er gemeinsam mit Wanowski in der Einsamkeit seines Eulennestes allerhand tollen okkultistischen Unfug treibe. Jedenfalls war Wanowski, dem Wunsche des Majors folgend, ganz in das Schloß übergesiedelt. Er galt gewissermaßen als sein Leibarzt. Der Major litt an Herzbeklemmungen; so hieß es auch nach außen hin. Tatsächlich hielt sich der wunderliche Mann für ‚magnetisch vergiftet‘ und ließ sich von Wanowski in eigentümlicher Weise behandeln.

Eine anonyme Denunziation bei der Staatsanwaltschaft in Frankfurt hatte den Polen schon einmal als Schwindler und Kurpfuscher darzustellen versucht. Aber die Behörde fand keinen Anlaß, gegen ihn einzuschreiten. Er wurde bei den kleinen Leuten im Gegenteil immer beliebter. Er galt auch als Quellenfinder, der aus sterilem Boden springendes Wasser zu locken verstand. Je verhaßter er auf den Gütern wurde, um so stärker wurde seine Herrschaft beim Volke. Er nützte sie mit Vorsicht aus; er hatte

seine bestimmten Pläne. Eine Beschützerin hatte er in Frau Annafreda Graetz gefunden; sie behauptete, es gäbe keinen, der sich so ausgezeichnet auf Kopfmassage verstehe wie er. „Ich halte ihn für einen sehr tüchtigen Arzt," hatte sie gelegentlich gesagt. „Ich halte ihn für eine tüchtige Kanaille," hatte ihr Mann erwidert. —

Seine langen, mageren, an den Gelenken nie ganz sauberen Finger hielten das Schnapsglas umspannt, das Piepmaul neu mit Rum gefüllt hatte.

„Wo haben Sie bloß diesen ausgezeichneten Jamaika gestohlen, Brettschneider?" fragte er.

Piepmaul grinste. „Fein, nicht wahr?" entgegnete er. „Da hab' ich mal drei Fäßchen bekommen, als Ersatz für nicht gezahlte Hypothekenzinsen. Aber nu' geht er auf die Neige."

„Alterchen, ich hab' Ihnen schon ein paar Mal gesagt: Sie sollen das verteufelte Saufen lassen. Ein Glas Rotwein tut's doch auch. Aber das ist Ihnen wieder zu teuer. Für wen spart man denn eigentlich? Für den Bengel, den Fritze?"

Der Alte rückte seine Pfeife in den anderen Mundwinkel. „Herr Doktor, ich weiß selber nicht," sagte er. „Ich brauchte für gar keinen zu sparen. Aber es liegt so in mir. Ich kann kein Geld ausgeben. Jeder Groschen tut mir weh. Meinem Vater ist's grad' so gegangen. Ich bin ein Geizhals. Nu' ja — aber ich kann nichts davor."

„Da werden sich die Erben freuen. Die Bromnitzen in Adlich-Bartlau möchte gern das Haus von Lang-Heinrich kaufen. Hat bloß kein Geld. Aber sie wartet. Jedesmal, wenn ich zu ihr komme, fragt sie: lebt denn der Alte immer noch?"

Piepmaul stieß einen greulichen Fluch aus. „O dies verfl . . ." seine Faust sauste auf den Tisch. Er schnaufte und wurde braun im Gesicht. „Ich will mir nicht ärgern. Wenn ich in die Wut komme, geht mir die Puste aus. Die Bromnitzen! Zweimal hat sie mich betrogen: damals, wie sie heiratete, und damals, wie Vater starb. Eh' daß die auch nur einen Pfennig kriegt, eh' nehm' ich mein Geld mit ins Grab."

„Ging' das nur so, Piepmaul. Aber es geht nicht. Gesetzt, Sie sterben. Da kommt das Gericht und legt seine Siegel an."

„Weiß ich."

„Und wer zur Erbschaft berechtigt ist, hat sich zu melden."

„Es gibt Testamente."

„Aha! Also doch. Also doch der Fritze. Piepmaul, ich freu' mich, daß Sie so ein guter Kerl sind. Das sind Sie. Man sieht's Ihnen nicht an, aber Sie sind's. Der Fritze war immer ein undankbarer Strolch. Er lief Ihnen davon, und Sie haben ihm doch wieder Ihr Haus geöffnet. Er lief Ihnen von neuem davon; daß Sie in Ihrem Leben eine Stütze brauchen, daran dachte er nicht. Er ging zum Rittmeister. Ist ja wohl auch Ihr Freund, der Herr Rittmeister?"

Der alte Bauer schielte bös zu dem Polen herüber. „Woll'n Sie mich zum besten haben — he? Mein Freund? Anderthalb Morgen Wiese hat er mir gestohlen. Hat einen Meineid geschworen —"

„Und Fritze mit. War sein Zeuge im Prozeß."

„Fritze mit," wiederholte Piepmaul. Er versank in Brüten. Seine Augen wurden ganz klein, die Gesichtszüge schlaff. „Fritze mit," sagte er nochmals. „Auf seinen Schwur kam's an. Die Weiden wären immer die Grenze gewesen, hat er beschworen . . . Er hat lange in mich 'rein geredet. Doktor, es ist verflucht. Ich habe nicht Kind, nicht Kegel. Ich bin ein alter versoff'ner Kerl und steh' ganz allein. Der Fritze ist der einzigste, der sich noch manchmal um mich kümmert."

Wanowski lachte auf. „Hat's auch nötig, Piepmaul, sonst läuft die Erbschaft weg."

Piepmaul schüttelte energisch den Kopf. „Quack," sagte er, „der ist nicht wie die Bromnitzen. Der lauert nicht auf meinen Tod. Er hat mich oft genung verdammtig geärgert, aber alles, was wahr ist: er ist kein falscher Hund. Das ist er nicht. Er sagt, was er denkt. Er ist kein falscher Hund."

Wanowski beschrieb mit seinem Schnapsgläschen Kreise auf dem Tisch. „Hm," machte er, „na ja — Piepmaul, Sie sind wirklich ein guter Kerl. Sie glauben alles. Wer da sagt, daß Sie rachsüchtig seien, ist ein Lügner. Ein Verleumder ist das. Sie sind ein gutmütiges Schaf. Sie können sich nicht einmal

ärgern. Der Fritz bläst in das Tutehorn seines Rittmeisters. In Rocknow haben sie neulich eine Versammlung gehabt. Da haben sie auf die Sozialdemokraten geschimpft, als ob das die größten Verbrecher wären. Aber auch das ist Ihnen gleichgültig."

„Ganz wurscht," erwiderte der Bauer und schüttete seinen Rum in die Kehle.

„Und sind selber ein waschechter Sozialdemokrat, Piepmaul?"

Der Alte lächelte. „Nee, Doktor," sagte er, „das bin ich nicht."

Wanowski glaubte, falsch verstanden zu haben. Er deutete auf die Nummer des ‚Vorwärts', die auf dem Tische lag und mit Rumspritzern übersäet war. „Aber, Menschenskind, Sie wählen doch immer sozialdemokratisch?!" rief er.

„Nee, Doktor," entgegnete Piepmaul, „das tu' ich nicht."

Wanowski rückte auf seinem Stuhl. „Na da hört doch alles auf! Piepmaul, machen Sie keine Witze! Wie wählen Sie denn?"

„Konservativ," sagte der Bauer. Er lachte aus vollem Halse; aber es klang wie ein Krächzen. Die Atemnot packte ihn wieder. Es war kein regelrechter Anfall, nur eine leichte Beklemmung. Er schüttelte sich und preßte dabei die Arme gegen die Brust. „Schenken Sie mir noch einen ein, Herr Doktor," stöhnte er; „das löst . . ."

Wanowski füllte das Glas. ‚Sauf' dich zu Tode,' dachte er. Der Ärger kochte in ihm auf. Es war unmöglich, sich in diesem sturen Bauernschädeln zurechtzufinden. „Piepmaul, haben Sie sich nicht albern," sagte er; „Sie werden mir doch nicht weismachen woll'n, daß Sie sich aus reinem Vergnügen auf den Sozialdemokraten aufspielen."

„Doch," antwortete Piepmaul kopfnickend, „aus reinem Vergnügen . . ." Er lachte nicht mehr, stand auf und schritt taumelnd zum Spucknapf, einem flachen, viereckigen, mit Sand gefüllten Kasten, der in einer Ecke stand. Er lehnte den Kopf gegen die Wand, krächzte, ächzte und spie aus. Als er sich umwandte, war sein sonst korkgelbes Gesicht bläulich angelaufen. Aber er atmete wieder freier; ein boshaft spöttischer Zug spielte

um seinen, vom Halten der Pfeife schief gezogenen Mund. Er stellte sich dicht vor Wanowski, die Hände in den Hosentaschen, und wiegte sich in den knochigen Hüften. „Doch, Doktor," wiederholte er schmunzelnd. „Ich kann's Ihnen ja ruhig sagen, denn Sie sind g'rade so 'n Schlauer. Sie machen's ähnlich als wie ich, bloß umgekehrt. Tun, als ob Sie konservativ wären, und dann geh'n Sie hin und wählen heimlich sozialdemokratsch —"

Wanowski wollte auffahren; aber der Bauer legte mit rascher Bewegung seine hageren Hände auf die Schultern des Polen und drückte ihn auf den Schemel zurück. In seinen roten Augen blitzte eine Flamme auf. „Bleiben Sie man sitzen, Doktor," fuhr er fort; „wir sind ja gute Freunde, wir zwei — oder nee, sind wir's am Ende nicht? Seh'n Sie 'mal, ich habe noch immer Kraft genug, Sie mit meinen Händen festzuhalten — — und wenn ich tüchtig aushole, was meinen Sie wohl, ich könnte Ihnen mit der Faust noch immer den Schädel zertöppern . . . Dufterluder, wir zwee, als wir beede, zunderscht verstähn mer he — wat?! . . ."

Es war gefährlich, wenn Piepmaul in sein heimisches Platt verfiel. Er hatte zuweilen unbegreifliche Anfälle von Berserkerwut; da war er wie tobsüchtig. Wanowski zitterte. Er fühlte die knochigen Hände des Bauern wie Eisenklammern auf seinen Schultern. War der Alte verrückt? — Fast schien es so. Sein Gesicht war verzerrt, die Haut über den Backenknochen vibrierte, der Mund stand ganz schief, und aus dem Winkel, der die Pfeifenspitze hielt, troff ein gelber Saft über das Kinn.

„Brettschneider, zum Donnerwetter — lassen Sie mich los! Sind Sie nicht klug?! Was wollen Sie denn eigentlich? Trinken Sie noch einen Rum und setzen Sie sich gefälligst wieder hin! —"

Piepmaul nickte. Sein Gedankengang änderte sich. Er lachte wieder, schenkte sein Glas voll und leerte es. Dann ließ er sich von neuem auf dem Sofa nieder und streckte die Beine aus. Die Füße waren nackt und steckten in niedergetretenen Hausschuhen.

Die Katze auf der Ofenbank erhob sich, machte einen Buckel, blinkte mit den goldgetupften Augen zu den beiden Männern

herüber, sprang dann herab und kuschelte sich dicht neben Blubber wieder zusammen, Fell an Fell. Der Teckel rührte sich nicht.

„Herr Doktor," sagte Piepmaul in ruhigem Tone, „der Mensch ist wie er ist. Sie sind ein Heimlicher, es steckt anso in Ihrer Natürlichkeit, es ist ein Blendwerk, weil Sie nicht anders können. Der Fritze ist ehrlich, Sie sind es nicht. Es kommt von der Geburt her. Die Leute meinen, ich wär' ein Tück'scher. Das mag woll so sein. Nu' ja. Es steht in der Bibel: Zahn um Zahn. Dadran halte ich mir. Wenn das tück'sch ist, ist's gut; es ist egal, wie sie's nennen. Mein Vater selig war Zerschant bei den zehnten Ulanen. Ich habe bei den Leibkürassieren in Breslau gedient. Ich war der Längste in unserer Schwadron. Das war dunnemals, wie der alte Kaiser als König die Regentschaft führte — für Friedrich Wilhelm den Vierten. Da war er mal zur Besichtigung in Breslau; er ritt einen Rappen und trug unse' Uniform, aber lange Hosen, nicht die Stulpenstiefeln; da hielt er auf seinem Pferde grade vor mir und sagte: ‚Das ist ja ein Prachtkerl, der Flügelmann' — und hat mich nach dem Namen gefragt und alles mögliche. Nachher hat er mir durch unsern Rittmeister, es war ein Graf Matuschka, durch den hat er mir eine silberne Uhr schenken lassen, weil ich so 'n Prachtkerl wäre. Die Uhr trag' ich noch. Soll ich da einen Sozialdemokratschen wählen? Die Sozialdemokratschen wollen keinen König und Kaiser, die wollen eine Republik wie in Frankreich, mit einem Zivilisten an der Spitze, und wollen auch keine Armee; sie wollen eine Miliz als wie in der Schweiz. Das kann man im ‚Vorwärts' lesen. Für so 'was stimm' ich nicht."

„Aber tu'n so," sagte Wanowski, „tu'n so."

„Ja!" schrie Piepmaul. „Dunderschlag ja — ich tu' so! ..." Er stand auf, um seine Pfeife neu zu stopfen. Während er den Fidibus hielt und den Tabak in Brand setzte, sprach er gemächlich weiter: „Zahn um Zahn, sagt die Bibel. So halt' ich's auch. Wer mir verärgert, den ärg're ich wieder ..." Er sog stark an seiner Pfeife, warf den Fidibus auf die Erde und trat die Flamme aus ... „Zuerst war's vor Stücker acht, neun Jahren, da hatten wir mal 'nen großen Zank im Kruge. Der Doppel-

Schulze und Klein-Hedicke schimpften auf die Sozialdemokratschen. Nu' wollt' ich ihnen übers Maul fahren, und da sagt ich: die Sozialdemokraten, das wären die einzig Richtigen und lobte sie über den grünen Klee. Hui, da ist der Doppel-Schulze fuchtig geworden — das hat mir veramüsiert, und nu' ging's erst recht los. Von nu' ab war ich der Sozialdemokrat. Doktor, es ist nicht zu bezahlen, wie sich die Bande ärgert! Drei, vier sozialdemokratische Stimmen fallen in unserm Bezirke ja immer ab. Man weiß nicht recht, von wem; keiner sagt's, bloß ich — ich rühme mir — jawohl, sag' ich, ich bin ein Sozialdemokratscher, und machmal laß' ich Bebeln leben und manchmal sing ich das Lied von Hecker'n — kennen Sie das? . . ." Und der närrische Alte begann zu gröhlen:

„Er hängt an keenen Boome,
Er hängt an keenen Strick,
Er hängt man an dem Troome
Der deutschen Republick! . . ."

Er gröhlte das mit seiner ewig heiseren Trunkenboldstimme, schlug sich dabei auf die Lenden und lachte, bis ihm wieder der Atem verging und er nach Luft zu ringen begann.

Wanowski saß finster dabei. Innerlich schäumte er; er hätte den gräßlichen Alten am liebsten an der Gurgel gepackt. Er hatte so eine Art Verbündeten in ihm gewittert; er wollte sich in sein Vertrauen schleichen und ihn als wirksame Waffe gegen den Nebenbuhler benützen. Ein ganzer Plan stand schon fest in seinem fiebrigen Hirn. Aber verlasse sich einer auf das Bauernpack! Wanowski war wütend. Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch und pfiff das Heckerlied leise mit.

Piepmaul nahm einen Beruhigungsschluck. Er stand jetzt wieder am Tische. „Doktor," schrie er, „sie soll'n sich ärgern! Mal ist der Landrat bei mir gewest und hat mir ins Gewissen reden woll'n. Acht Tage vorher hatt' ich mich umsonst über ein Strafmandat beschwert. Dem hab' ich's gegeben! Ich habe an meine Brust geschlagen und habe gesagt: Herr Landrat, sagte ich, Sie kömnen reden so viel Sie wollen; ich bin vor die Kommune, ich bin ein Genosse; der Adel muß abgeschafft werden, wir brauchen

eine Miliz, wir sind eine internationale Macht. Dann hab' ich ihm den ‚Vorwärts' unter die Nase gehalten. Häha, auf den hab' ich abonniert, damit's noch mehr unter die Leute kommt, was ich vor 'n waschechter Sozialdemokratscher bin! — Doktor, ich will Ihnen noch 'was Feines verzählen. Sie wissen ja, wie ich mir mit dem Rittmeister stehe. Der hat doch nu' die neue Leutekolonie errichtet und möchte seinen Arbeitern am liebsten Glatzeehandschuh anziehen. Da hab' ich an den ‚Vorwärts' geschrieben, so auf meine Art, aber der ‚Vorwärts' hat's umgearbeitet und einen langen Artikel gebracht — ‚Moderner Bauernfang' ist er überschrieben, und da geht's auf den Rittmeister los, Sackerment, und auf die Deutschsozialen, die bauten den Arbeitern Potemkinsche Dörfer oder wie es heißt und streuten ihnen Sand in die Augen und vorn böten sie ihnen Zuckerbrot an und hinten hielten sie die Peitsche. Das ist ein Artikel, den müssen Sie mal lesen. Ich hab' ihn ein paarmal gelesen. Es ist ein hundsgemeiner Artikel."

„Sie müssen's ja wissen," sagte Wanowski achselzuckend, „da Sie selber die Anregung dazu gegeben haben."

„Versteht sich," entgegnete Piepmaul eifrig, „das hab' ich. Er sollte ja auch gemein sein. Er ist so niederträchtig, daß ich vor Wut beinah' gestickt bin, wie ich ihn gelesen habe."

Wanowski schaute auf. Einen Kerl wie den hatte er sein Lebtag noch nicht kennen gelernt. „Vor Wut?" wiederholte er, „— über Ihren eigenen Aufsatz?"

„Jawoll! Jawoll, Doktor! Es ist gar nicht so leicht, die Leute zu schikanieren; man ärgert sich selber dabei. Wenn ich den Blödsinn im ‚Vorwärts' lese, hau' ich manchsmal mit der Faust auf den Tisch, daß es nur so kracht. Und denn nehm' ich ihn abends mit in den Krug und sage zu Klein-Hedicke: sieh' mal, Klein-Hedicke, die Nummer mußt du dir mitnehmen, das da über den Kaiser, das ist ganz meine Ansicht — und dann geht das Geschimpfe los. So lad' ich meinen Ärger denn immer wieder ab . . ."

Er streckte sich in die Sofaecke und kicherte leise in sich hinein. Wanowski hatte Lust, fortzugehen. Er hatte im Kruge ausspannen lassen, weil er vermutete, die Unterredungen mit Doppel-

Schulze und Piepmaul würden ihn längere Zeit aufhalten. Aber er sah ein: hier war nichts zu hoffen. Das wurmte ihn grimmig. Dieser alte Bauernkomödiant machte ihm einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Er hatte sich das alles anders gedacht; an Stelle eines ehrlichen Hassers, mit dem man paktieren konnte, fand er einen schrulligen Querkopf, der seine Feinde ärgerte, aber nicht vernichtete.

Wanowski hüstelte. Pfui, war das eine Luft im Zimmer! Der gelbgraue Tabaksqualm zog streifig durch das Lampenlicht. Der Bauer liebte es nicht, das Fenster zu öffnen. Noch waren die Doppelfenster eingehängt und dazwischen lag, als Schutz gegen den Winterwind, eng gestopftes braunes Moos. Es war ein dumpfes und schmutziges Nest, die Wohnung des reichen Bauern. Wanowski war nicht verwöhnt. Daheim im Polnischen gab man auch nicht viel auf Sauberkeit, und er selbst stammte aus sehr kleinen Verhältnissen. Er pflegte auch sonst wenig Anstoß daran zu nehmen, mußte er sich einmal an einen schmutzigen Tisch setzen; er war nicht empfindlich. Doch der Ärger erweckte den Ekel in ihm. Er war empört; gar zu gern hätte er Piepmaul eine Grobheit gesagt. Aber er fürchtete den Alten.

„Brettschneider, Sie sind ein ganzer Filou," meinte er.

„Man wird's, Doktor. Zahn um Zahn."

„Wenn man nun aber 'mal von Euerm Puppenspiel erfährt? Wenn ich's weitererzählen wollte, daß Ihr bloß so tut, wißt Ihr . . . wenn ich im Kruge erzähle: laßt Euch von Piepmaul doch nicht zum Narren haben, Ihr Esel, der ist ja hundertmal schlauer als Ihr, der bindet Euch bloß einen Bären auf, weil er weiß, wie sehr Ihr Euch ärgert . . .?"

„Versuchen Sie's mal, Doktor. Entweder daß sie's nicht glauben, oder wer's glaubt, ärgert sich doppelt. Erzählen Sie's man. Wenn Sie's dem Doppel-Schulze erzählen, ich wette mit Ihnen, der lacht Sie aus, daß Sie so dummgläubig sind. Sie nämlicherweise, nicht er . . ."

Wanowski hielt sein Schnapsglas gegen das Licht und blickte in den rubinfarbigen Reflex. „Die Sache ist lustig, Piepmaul. Sie könnt' es wenigstens sein. Ich denke auch ‚Zahn

um Zahn'; ich denke grade so. Aber in der Politik — ich weiß nicht, in der Politik soll man nicht so gewissenlos sein. Ihr wählt heimlich konservativ und agitiert öffentlich für die Sozialdemokratie. Von der Heimlichkeit merkt man nichts; aber das Gebaren vor den Leuten könnte doch Früchte tragen, die Ihr selbst nicht wollt."

Piepmaul richtete sich auf. Sein gelbes verschmitztes Gesicht wurde plötzlich sehr ernst. „Das ist ein wahres Wort, Doktor," sagte er; „da ist mir mal ... da ist mir nämlich mal 'ne Geschichte passiert, da hätt' ich mich bald verraten. In den Müller von der Buchmühle, den dicken Waldmüller, hab' ich so 'neingeschwätzt, bis daß er endlich sozialdemokratisch geworden ist. Hurrgott, ist das ein Viech! Wie ich so mal auf die Regierung schimpfe, fängt der auch an; da schimpfte er auf den Kaiser. Da bin ich wütig geworden, und schwapp hatte er seine Backpfeife weg, daß er vom Stuhl fiel. Was sollt' ich nu' sagen? — Die Backpfeife hat mir zehn Taler gekostet ... Ja — so manchsmal, Doktor ... Der Fritze — der Fritze, der hat auch mal d'ran glauben müssen —"

„Der weiß auch nichts von Ihrem Doppelspiel —?"

„Nee ... das ist lange her — da war der Tittmann noch hier — Sie kennen ihn nicht, Peter Tittmann in Langenpfuhl, er ist dann mit dem Fritze nach Afrika ausgerückt — ein verdammtiger Labander ... mit dem z'ammer da haben wir mal den Fritze so lange gehänselt, es war zur Mahlzeit, bis daß der Fritze weiß Gott seine Stimme vor den Sozialdemokraten abgegeben hat. Er war besoffen. Und was soll ich Ihnen sagen: die eine Stimme hat die Stichwahl herbeigeführt. Nachher ist ja doch der Graf Barby durchgekommen, aber ... seh'n Sie, Doktor, das ist sozusagen eine Zwiespältigkeit, da haben Sie recht. Über den Esel, den Fritze, hab' ich mich noch mehr geärgert wie über den Buchmüller. Aber so was muß a u ch sein. Wenn man andre ärgern will, muß man auch selber seine Portion Ärger 'runterschlucken können."

„Richtig, Sie großer Philosoph," entgegnete Wanowski.

Er erhob sich und zog seine Uhr. „Teufel, was vergeht die Zeit! Gleich zehn."

„Haben Sie's denn so eilig?"

„Glauben Sie vielleicht, Sie sind mein einz'ger Patient?"

„Nach zehne werden Sie woll allkeene Besuche nich mehr machen. Oder doch — — aha, nu' ja — natürlicherweise ... zum Doppel-Schulze geh'n Sie schon am liebsten nach Feierabend. Da ist die Frieda vom Felde zurück ... Doktor, sei'n Sie bloß vorsichtig. Sie sind schon mal mit dem Fritze zusammengekracht."

Wanowski zuckte mit der rechten Schulter. „Was kann mir der —? ... Ich hätt' ihn anzeigen können. Er hat mich von hinten überfallen, der Feigling. Aber — pah! ..." Er nahm seinen Hut vom Nagel neben der Tür ... „Also, Piepmaul, ich bestell' Ihnen noch einmal die alte Medizin. Aber ich bitt' mir aus, daß sie auch getrunken wird. Sonst hilft sie nämlich nichts ..." Er wollte die Hand zum Abschiedsgruß ausstrecken; da fiel ihm noch etwas ein. „Apropos," sagte er, „die Klatscherei, daß ich's auf die Frieda Schulze abgesehen hätte, ist wirklich zu dumm. Ich denke nicht d'ran. Ich gönn' sie Ihrem werten Herrn Neffen."

„Er kriegt sie bloß nicht," sagte Piepmaul.

„Und warum nicht?"

„Manche sagen so und manche sagen so. Der Doppel-Schulze sieht auf die Moneten. Fritze wird ihm zu arm sein."

„Ist er denn nicht Ihr Erbe?"

„Ah! ... Erstens: ist er's denn? Und zweitens: wär' er's auch — ich kann noch 'ne Reihe Jährchen leben. Der verfluchte Husten bringt einen nicht so auf 'n Plutz um die Ecke. Da hustet man sich die schlechten Säfte aus dem Leibe. Ich sterbe noch lange nicht."

Wanowski lächelte boshaft. „Geben Sie ihm doch ein paar tausend Taler und ein paar Morgen Land, damit er die Frieda heiraten kann."

Da fuhr der Bauer in die Höhe. „Hat er Ihnen das gesagt?" schrie er. „Hö — das möcht' er woll, mich schon bei Lebzeiten beerben?! Möchte schon Herr sein auf dem Hof und mich in die Ecke drücken! Hat er Ihnen das gesagt?"

„Ich sprech' nicht mit ihm. Aber ich denke mir, Sie selbst wird er darum gebeten haben. Warum denn auch nicht?"

Der Alte ballte die Hände. „Ich will verdammt sein, Doktor, geb' ich auch nur 'n Groschen fort oder den kleinsten Fetzen Land, so lang' ich am Leben bin! Braucht denn der Fritze zu heiraten? Warum ist er nicht bei mir geblieben? Hier hat er's gut gehabt; er hatte Essen und Trinken und Bett. Da wollte er auch noch Lohn haben. Dunderschlag, den geb' ich dem Knechte, aber nicht meinem leiblichen Neffen! Wenn er sich sein Erbe nicht erdienen will, läßt er's bleiben. Ich hab' jederzeit das Recht, an meinem Testamente zu ändern, was ich will. Ich hab's schon gemerkt: seit wir uns wieder vertragen, hat er's oft genug auf der Zunge gehabt und wollte fragen, wie's denn nu' eigentlich stände. Er hat's mit der Angst gekriegt. Die soll er behalten. Zittern soll er. Kotzschock, ich geb' mein Geld nicht her!"

„Haben Sie's denn auf der Bank?" fragte Wanowski.

Piepmaul starrte den Polen an. „Geht's **Sie** was an?!" schrie er. „Auf der Bank oder wo — ich hab's in der Sicherung! . . ."

Die Haustür ging. „Es kommt jemand," sagte Wanowski. „Adjö, Piepmaul — die Medizin schick' ich. Und hört 'mal: das sicherste Versteck ist immer noch nicht so sicher wie die Bank. Adjö."

Er gab dem Bauer die Hand. Der war auf einmal blaß geworden. Er hielt die Hand Wanowskis fest. „Was meinen Sie?" lallte er. Da pochte es an die Tür. Der Hund schlug an. Mit einem Satze war die Katze vom Rücken Blubbers wieder auf die Ofenbank gesprungen. Blubber fuhr an die Tür und bellte wütend.

Fritz trat ein. Er stutzte, als er Wanowski vor sich sah und streichelte den stürmisch an ihm emporspringenden Hund. Wanowski ging ohne Gruß an ihm vorüber auf den Hausflur und ins Freie.

Das Blut schoß ihm zu Kopfe. Wenn er den jungen Brettschneider sah, verlor er die Selbstbeherrschung; da knirschten die Zähne aufeinander, und die Hände ballten sich.

Er schritt langsam über den Anger, dem Kruge zu, wo sein Wagen wartete. Es war ein eleganteres Gefährt als der

Selbstfahrer des Doktor Harbs mit dem hochbeinigen Gespensterschimmel; der Landauer gehörte Herrn von Albinus, und der Kutscher in der blauweißen Livree stand in den Diensten des Majors. Aber Wanowski hatte freie Verfügung über Wagen und Pferde; die Diener gehorchten ihm ebenso wie dem Major; er schaltete auf der Templerburg, als sei er der Herr.

Der kleine Pole konnte zufrieden sein. Wo kam er denn her! Er kam aus tiefster Armut, kam daher, wo Not und Elend sich ein Nest gebaut hatten. Zuweilen dachte er zurück an seine Kinderzeit; da graute ihn. Als der Vater starb, war er noch Kind. Nun wich das Elend, aber die Schmach begann. Seine Mutter war schön, und ein reicher Starost nahm von ihrer Schönheit Besitz und ließ auch den Knaben erziehen. Das war die Bedingung des Handels. Graf Goniadzki wurde auf einer Jagd erschossen; die Wanowska ertränkte sich im Parkteiche der Herrschaft Bensk. In dieser Nacht stand ein Komet am Himmel; der Schäfer Mikal sah in ihm ein göttliches Zeichen. Es war eine Flammenschrift wider das Sodom, das im Schlosse herrschte. Sodom ging unter. Der junge Heliodor stand nun allein. Es war grotesk, daß man ihn Heliodor getauft hatte. Die Zärtlichkeit der Mutter hatte den Namen gefunden; es stand so viel Sonnenschein auf der weißen Stirn des Kindes und in seinen blanken Augen. Aber die Sonne verblich. Heliodor erkrankte schwer. Ein muskuläres Schielen des einen Auges blieb zurück; der Rücken rundete sich, und die Schultern wurden hoch; infolge der Rachitis begann er den rechten Fuß nachzuschleppen. Nur der Geist erlahmte nicht. Heliodor hungerte sich tapfer durch seine Studienjahre. Mit verbissenem Trotz ertrug er alle Entbehrungen. Nicht beten lehrte ihn die Not; sie machte ihn verschlagen und grüblerisch; die Bitterkeit gebar den Haß, der Neid die Gewissenlosigkeit. Er wollte vorwärts kommen und scheute die Mittel nicht. Aber es war unendlich schwer, dieses Vorwärtskommen; es war ein harter Kampf. Daß er siegreich endete, war im letzten Grunde nur ein glücklicher Zufall, dessen er sich kaum freuen konnte. Der wunderliche Mann im Templerschlosse von Rocknow war kein Geist wie der Seher von Weinsberg.

Er war nichts als ein schwacher und haltloser Phantast und ein armer Neurastheniker, den zu beherrschen nicht schwer war. Das hätte jeder schlaue Schurke vermocht; nur war Wanowski der erste gewesen, der dies Opfer fand.

Er saß jetzt sicher im Sattel. Er war nicht mehr der arme Teufel, er hatte auch an Einfluß gewonnen. Aber da kam die sinnlose Leidenschaft, die ihn in allen Tiefen durchwühlte, seine Nerven zerpeitschte und ihm fast den Verstand raubte. In dem kleinen humpelnden Polen, der mit verbrecherischer Gewissenlosigkeit die scharfsinnige Rechnung seines Lebens aufstellte, tobte ein vulkanisches Temperament. Um das blonde hochgewachsene Bauernmädchen zu gewinnen, hätte er morden können. Ein Zittern überkam ihn, wenn sie vor ihm stand. Dann siedete sein Blut und hämmerte gegen die Schläfe, es zuckte gleichwie elektrische Schläge durch seine Nerven, das Herz schlug stark, eine Verwandlung ging mit ihm vor. Er sah den Widerwillen in ihren Augen, und das machte ihn rasend. Aber er gab die Hoffnung nicht auf. Haßte sie ihn, was lag daran. Dieser Haß war ein Anreiz mehr.

Er ging barhäuptig über den Dorfplatz und trug seinen Hut in der Hand. Links lag das Gehöft des Doppel-Schulzen; er wollte nicht hinschauen. Er tat es dennoch. Durch die Mondnacht blinkte der Blütenschnee der Obstbäume. Da blinkte auch ein kleines gelbes Licht. Es sah wie ein Stern aus . . . Wanowski atmete schwer; seine Finger krampften sich zusammen, als wollten sie ein unsichtbares Etwas umspannen, vielleicht einen weißen Mädchenhals — so fest umklammern, daß der Abdruck der Nägel zu blutigen Malen wurde . . .

Er stieß einen kurzen polnischen Fluch aus. Nun stand er vor dem Dorfkrug und stieg, seinen Hut aufsetzend, die Steintreppe zur Haustür hinauf. Er wußte Bescheid. Links lag die Bauernstube; da mußte sein Kutscher sein. Er trat ein. Um den runden Tisch vor dem Ausschank, unter der verrosteten Hängelampe, saßen ein paar Bauern. Einer spielte mit dem Kutscher des Majors Sechsundsechzig. Der Kutscher schnellte empor, als er Wanowski erkannte. „Anspannen, Herr Doktor?“ fragte er.

Die Bauern grüßten. Wanowski gab jedem die Hand. „Na, Herr Doktor,“ sagte Klein-Hedicke, „wie ist's denn nu'? Die Wahl kimmt immer näher. Vor wen sull'n mer denn nu' stimmen? Vor den Deutschsozialen oder den Kunservativen?“

„Immer für den Konservativen, Hedicke,“ erwiderte Wanowski, „das sind wir uns schuldig. Barby ist unser alter Vertreter ...“ Er zog einen Stuhl heran ... „Ein Glas Bier Kretschmann,“ rief er dem Wirt zu, der hinter dem Ausschank Flaschen spülte. „Oder halt — wie viel sind wir denn? Sechs Mann hoch. Also sechs Töppchen, Kretschmann! Kinder, nun erzählt mir doch mal: was macht bloß Euer Rittmeister für Unfug!?“

Er setzte sich zu den Bauern an die Seite seines Kutschers.

12.

Um vier Uhr früh läutete Fritz die große Glocke, die an einem Holzgestell auf dem Platze vor dem Speisehause in der Kolonie hing.

Es war ein prachtvoller Morgen. Auf den Feldern trillerten schon die Lerchen, ein frischer Duft wehte von den blühenden Wiesen herüber. Am Himmel, in dessen dunklem Blau der Glanz des Frührots noch nicht völlig verblichen war, schwammen ein paar weiße Lämmerwölkchen, die gegen Westen zu streifig wurden, Wind verkündend.

Fritz war fertig angekleidet. Er sah blitzsauber aus. Seit der Vogt an einer Blinddarmentzündung unerwartet rasch gestorben war, hatte er auch dessen Stelle erhalten. Er war jetzt der Vorgesetzte der Leute; da gab er etwas auf sein Äußeres.

Nach dem ersten Läuten unternahm er einen kleinen Rundgang. Die Arbeiterkolonie erstreckte sich in Form eines Oblongs am Fuße des Parkbergs; ein gutes Stück Weizenland und ein paar Morgen Wiese waren für ihre Anlage geopfert worden. Die Mitte nahm das gemeinschaftliche Speisehaus ein, in dem sich zugleich die

Arbeiterbibliothek befand; rechts davon lag das Waschhaus, links das Rentamt. Die Leutehäuser umschlossen in weitem Bogen diesen Mittelpunkt. Die kleineren Häuser waren für zwei, die grösseren für vier Familien eingerichtet; zu jedem der Häuser gehörte ein Stück Gartenland für Obst- und Gemüsezucht. Für die unverheirateten Mägde und Knechte gab es zwei besondere Baulichkeiten, die man in weiser Erwägung an die beiden Enden der Kolonie gelegt hatte, so daß sie weit voneinander getrennt waren. Nach dem Flusse zu erhob sich die Badeanstalt; jenseits der Pleiske lag das Krankenhaus. Die Kolonie befand sich in unmittelbarer Nähe des Gehöfts, mit dem sie telephonisch verbunden war, so daß sich die Stallwachen bei drohender Feuersgefahr oder plötzlicher Erkrankung eines Tieres leicht mit dem Vogt verständigen konnten.

Im übrigen befanden sich, außer den Logis der Inspektoren und Volontäre im sogenannten alten Herrenhause, auch noch einige Arbeiterwohnungen auf dem Gehöft. Die noch gut erhaltenen Leutehäuser hatte Graetz stehen lassen und nur für die längst baufällig gewordenen, meist mit Stroh gedeckten, feuergefährlichen Baracken Ersatz geschafft. Ein Berliner Baumeister hatte die Anlage der Kolonie ausgeführt, und zwar mit vielem Geschick und praktischem Verständnis. Die roten Backsteinbauten lagen freundlich zwischen Busch und Wiese. Das war den Leuten bei dem Mangel an ästhetischem Empfinden allerdings ziemlich gleichgültig; aber Marie, die dieser gemeinsamen Lieblingsschöpfung ein reges Interesse entgegenbrachte, schaute gern vom Parkrande aus auf die Kolonie hinab, zumal in der Abendstunde, wenn die Leute vom Felde heimgekehrt waren und sich unten ein lebhaftes Treiben entwickelte.

Fritz schritt die breite Hauptstraße hinab, die die Kolonie von Norden nach Süden durchquerte. Hin und wieder mußten kleine Unregelmäßigkeiten gerügt werden. An die Einfachheit der elektrischen Beleuchtung konnten sich die Leute lange nicht gewöhnen; bald blieben Flammen brennen, weil sich die Frauen an dies geheimnisvolle Wunder nicht herantrauten, bald kamen Störungen der Leitung infolge falscher Behandlung vor. Obwohl die Mahlzeiten im Speisehause eingenommen wurden, enthielt doch jedes

Familienhaus eine gemeinsame Küche, die aber nur in Ausnahmefällen benützt werden sollte. Es war jedoch nicht leicht, die Leute zu dem regelmäßigen Besuch des Speisehauses anzuhalten; namentlich im Anfang gab es unliebsame Scherereien in Menge. Die Frauen wollten ihren Morgenkaffee daheim kochen, und auch den Männern war es unbequem, sich schon zum ersten Frühstück fertig anziehen zu müssen. Ebenso ließ infolge des alten Schlendrians in den ersten Monaten die allgemeine Sauberkeit viel zu wünschen übrig; der Unrat wurde auf die Straße geschüttet, man benützte die Feuereimer in der Küche, ruinierte die Linoleumspannung in den Stuben, vernachlässigte die kleinen Vorgärten. Auch die neue Ordnung der Dinge wollte erst gelernt sein.

Fritz spähte mit scharfem Auge umher. Er hatte sein Notizbuch in der Hand, um gelegentliche Bemerkungen einzutragen. Es handelte sich aber nur um Kleinigkeiten. Vor dem Hause Nummer Fünf hatten die Kinder den gestampften Kies aufgebuddelt, Rinnen gezogen und Wasser hineingeleitet; da sah es wüst aus. Der wilde Wein am Hause Drei schien vertrocknet zu sein; wahrscheinlich hatte man ihn nicht regelmäßig begossen. Am Hause Sechs waren zwei Sprossen der Feuerleiter ausgebrochen; an die Tür hatte eine Bubenhand mit Kreide eine Unfläterei gemalt. Beim Schäfer Krampe hingen ein paar gewaschene Frauenhemden zum Trocknen über dem Staketzaun; es war zu dumm, daß die Leute sich nicht daran gewöhnen wollten, ihre Wäsche im Waschhause einzuliefern! Vor dem Hause daneben war der junge Ahorn ganz unverständig verschnitten; warum hatte man das nicht dem Gärtner überlassen! —

Es waren Kleinigkeiten. Doch Fritz wußte: die gnädige Frau gab etwas auf die tadelsfreie Ordnung in ‚ihrer' Kolonie, die ihr wie ein lieb gewordenes Spielzeug war. Es sollte etwas ganz Musterhaftes sein — alles blank hingestellt und blitzsauber wie ein Puppenheim des Riesenfräuleins zu Niedeck. Und Fritz hatte eine große Verehrung für die Gattin seines Herrn: das war einmal eine Frau! Wie ritt sie — und wie verstand sie zu fahren; wie kümmerte sie sich um die Wirtschaft — und vor allen Dingen: wie herzensgut war sie! Gewiß, das war die

Hauptsache; aber ihre Kühnheit zu Pferde imponierte Fritz doch noch mehr. —

In den Leutehäusern wurden die Läden aufgestoßen. Verschlafene Gesichter nickten Fritz zu; auch manche mürrische Miene wurde sichtbar: Fritz war nicht überall gleich beliebt. Als er Kehrt machte, um nach dem Speisehause zurückzuschreiten, hörte er auch auf dem Gehöft die Morgenglocke. Da oben läuteten sie wieder einmal zu spät. Er beeilte sich, das zweite Glockenzeichen zu geben, und löste dann den Wachhund von seiner Kette, der schon vor der Hütte saß und schweifwedelnd seinen Befreier begrüßte. Allgemach wurde es lebendig in der Kolonie. Die Leute verließen ihre Häuser, nur ein paar Frauen mit kleineren Kindern blieben zurück. Die meisten gingen direkt in das Speisehaus; andere reichten sich auf dem Vorplatz die Hand und plauderten noch eine kurze Minute. Ein Knecht, der die Aufsicht im Hause der unverheirateten Männer führte, meldete Fritz, der Gawarowski habe sich beim Schleifen der Sichel an der Hand verletzt uud könne nicht zur Arbeit kommen. Fritz notierte das. Ein paar Mägde kreischten auf, die von zwei jungen Burschen geneckt wurden. „Kinder, laßt doch die Witze,“ rief Fritz, „und macht nicht so heillosen Lärm! —“ Ein Alter stellte sich vor ihn hin und gab ihm eine lange, sehr konfuse Erklärung; man hatte ihm sein Gespann genommen und ein anderes gegeben, das schlechter war; das kränkte ihn in seinem Ehrgefühl; Fritz sollte darüber mit dem Inspektor sprechen. Es kamen noch einige mit diesem und jenem Anliegen; wer irgend etwas auf dem Herzen hatte aus der Kolonie, pflegte sich zunächst an Fritz zu wenden und nicht direkt an den Inspektor; Fritz galt als guter Fürsprecher.

Inzwischen hatte sich der Speisesaal gefüllt. Die Leute nahmen an dem langen, mit Wachstuch bespannten Tische Platz. Sie erhielten gemilchten Kaffee und fertig gestrichene Brotschnitten mit Butter oder Schmalz; während der Feldarbeit wurde das zweite Frühstück, ebenfalls eine kräftige Brotschnitte, mit hinaus genommen. Zwei Aufwärter schenkten den Kaffee ein. Die Ersparnis zufolge der freien Beköstigung glich einer erheblichen Lohnaufbes-

ſerung. Aber der militäriſche Zug in dem ganzen Syſtem hatte den Leuten zuerſt wenig zugeſagt; auch grollten ſie über den Fortfall der unnötig gewordenen Naturaldeputate, mit denen ſie zuweilen Handel getrieben hatten.

Das Frühſtück wurde ziemlich ſchweigſam eingenommen. Währenddeſſen verlas Fritz den Rapport. Die Schur der einſchürigen Schafe ſtand bevor. Eine Anzahl Frauen ſollte direkt zur Schwemme. Das gab Anlaß zu allerhand Bemerkungen und Scherzen. Die Schafſchur galt als fröhliche Abwechslung im Einerlei der Arbeit. Die meiſten Tagelöhner hatten ſich beim Oberinſpektor zur Arbeitseinteilung zu melden; ein paar ältere Frauen ſollten Säcke flicken, drei junge Burſchen bei der Drainierung des Eiskellers helfen, unter dem ſich Waſſer zeigte. Auf dem Felde gab es zur Zeit wenig zu tun; eine ganze Kolonne Arbeiter wurde auf die Oberförſterei geſchickt, um beim Zeichnen der ſchlagfähigen Bäume zu helfen.

Fritz war unmittelbar nach dem Frühſtück zum Inſpektor Hellmann gerufen worden. Es galt eine kleine Verſchwörung, an der er ſich beteiligen ſollte: der Geburtstag der Gutsherrin ſtand bevor, und da wollte man ihr einen Fackelzug bringen. Im geheimen hatte Hellmann aber noch andere Wünſche. Fritz galt als beſonderer Liebling des Rittmeiſters; er konnte viel bei ihm durchſetzen. Da ſollte er ihm denn die Notwendigkeit einer neuen Schmiede klar machen; die alte war nicht mehr recht im Stande, lag auch weit abſeits. Hellmann klagte überhaupt über die Ausdehnung des Gehöfts; die Kolonie erſchwere nur die Wirtſchaft; hätte man dafür ein neues Vorwerk angelegt, ſo wäre das zweckmäßiger geweſen.

Fritz lächelte. Es war merkwürdig: wo man hinhörte, wurde über die Kolonie geſchimpft. Er nahm die Gelegenheit wahr, noch einige Unzuträglichkeiten zur Sprache zu bringen. Die Badeanſtalt werde wenig benützt; die Leute weigerten ſich einfach, auf Befehl zu baden. Ähnlich ſei es mit der Wäſcherei; die regelmäßige Abgabe der unſauberen Wäſche ſtoße immer auf Widerſtand. Er hatte noch mehr zu klagen. Während er ſprach, entfaltete ſich auf dem Gehöft das Leben. Man hörte krähen, gackern,

blöken, schnattern, wiehern, dazwischen befehlende Menschenstimmen. Aus dem Durchgang zum zweiten Hofe quoll eine gewaltige Staubwolke auf: da wurden die Schafe ausgetrieben, die schurfähig waren. Das ganze Gehöft war in drei Gruppen angelegt. Der erste Hof enthielt nur die Pferdeställe und auf der Querseite, hinter einer Reihe schöner Linden, das ‚alte Herrenhaus' mit den Inspektorwohnungen. Das Quadrat des zweiten Hofes umfaßte die Rinder-, Schaf- und Schweineställe; südlich davon lag die Brauerei, nördlich der Geflügelhof. Dann kamen die Scheunen, doch nur die massiven; die aus Holz gebauten lagen verstreut auf den Feldern. Zwischen Molkerei und Brennerei erhob sich der mit Wellblech gedeckte Schuppen für den Maschinenbau.

Während Fritz noch mit Hellmann verhandelte, näherte sich ihm ein vierschrötiger Bursche in Hemdärmeln. Fritz erkannte den blöden Hetzel, den Knecht Piepmauls, den dieser engagiert hatte, weil er in seiner tierischen Dummheit mit jedem Lohn vorlieb nahm und dafür für drei arbeitete. Hetzel hatte einen Brief in der Hand.

„Willst du zu mir?" rief Fritz ihn an.

Hetzel nickte. „'s isch he Brief 'kumme," gurgelte er. Seine Hasenscharte erschwerte ihm auch das Sprechen.

„Für mich?" fragte Fritz erstaunt. „War denn der Postbote schon da?"

„Nee. Aberscht de Brief isch schu gestern Awen kumme, aberscht 's wor schunst ze späte . . ."

Fritz schimpfte. Lächerlich — was hieß zu spät! Und wie kam der Briefträger dazu, einen Eilbrief für ihn bei Piepmaul abzugeben? Er wußte doch, daß er in der Kolonie wohnte! —

„Zapperlot," sagte Hellmann, „sind das nicht griechische Marken? Stehen Sie in Korrespondenz mit Griechenland, Brettschneider?"

Jetzt erst schaute Fritz näher auf die Adresse. Er erkannte die Handschrift Tittmanns. Der schrieb also auch einmal! „Das sind nicht griechische Marken," erwiderte er, „das sind türkische oder bulgarische — ja bulgarische sind's, der Brief kommt aus Sofia . . ."

In diesem Augenblick jagte einer der Volontäre zu Pferde wie rasend über den Hof. Da wurde Hellmann grob. „Herr Arnemann,“ schrie er, „Herr Arnemann, ich verbitte mir das! Hier ist kein Hindernisrennen! Ich laß' mir von Ihnen nicht den Dreck um die Ohren spritzen! Sie bilden sich wunder ein, was Sie vor uns voraushaben!“

Der rasende Volontär versuchte sein Pferd zu zügeln und rief zurück: „Das Biest ist so hartmäulig, liebster Hellmann! Entschuld'gen Sie, liebster Hellmann, Genosse meiner Seele und Stütze meiner Schwäche!“

„Herr Arnemann,“ brüllte der Inspektor, kirschrot im Gesicht, „ich bin nicht Ihr Genosse, ich heiße Herr Hellmann, ich bin Ihr Vorgesetzter, ich werde mich über Sie beschweren, weil Sie alle Pferde zu schanden reiten! . . .“ Er wetterte noch lange weiter. Nun war er im Zuge. Der rasende Volontär war längst von dannen, aber Hellmann fand andere Blitzableiter. Ein Kuhjunge erhielt einen Katzenkopf, weil der Eimer überschülperte, den er in der Hand trug. Eine Magd wurde angeschrieen, sie solle nicht halbnackt auf den Hof kommen: sie knüpfte noch ihr Rockband zusammen. Ein Stallknecht wurde gerüffelt: die Viehtränke sehe wie eine Mistgrube aus. Dann gab sich der Zorn. Aber an die Volontäre durfte Hellmann nicht denken; die waren sein früher Tod.

Inzwischen hatte sich Fritz nach den Schafställen begeben, um nachzusehen, ob nicht eins der für die Sommerlammung zurückgehaltenen Mutterschafe versehentlich mit zur Schwemme getrieben worden sei. Während des Gehens las er den Brief. Tittmann schrieb:

‚Lieber Brettschneider!

Zuerst wirst Du mal sehr verwundert sein, von mir einen Brief zu kriegen, und noch dazu aus Sofia, wo ich nicht ganz freiwillig sitze. Es ist mir nämlich mordsschlecht ergangen. Das läßt sich freilich besser erzählen, ich meine mündlich, als wie schreiben, aber ein paar Andeutungen will ich Dir doch machen. In Konstantinopel bin ich gründlich reingefallen, dieser Gaunerbande gegenüber kann man noch so helle sein, da ist man doch

immer der Betrogene. Du weißt, daß ich ein großes Geschäft in Aussicht hatte und daß es sich um Pferdelieferungen für den Prinzen Muhamed Selim handelte, der ein Gestüt nach europäischem Muster anlegen wollte. Es war alles verabredet, die Kontrakte hatte ich mit dem Oberstallmeister des Prinzen geschlossen, Exzellenz Nuri-Bei (o du Hund), der mir alle möglichen Garantieen gab und mir auch eine brillant bezahlte Stellung bei dem Gestüt zugesichert hatte. Ich bin nun für ihn beinah' ein Jahr lang in Kleinasien und Afrika herumgezogen; ich sollte teils arabisches Vollblut, teils Halbblut zusammenkaufen, während ein Beamter des Prinzen sich in England umsehen sollte. In Persien und in der Berberei habe ich denn auch ein ausgezeichnetes Material erworben, und ich kann dir sagen, es war manchmal eine große Schinderei, mit der Bande zu verhandeln. Aber ich war zufrieden; nach meiner Berechnung mußte ich an zweimalhunderttausend Franken verdienen, das war genug für das erste Jahr. Wie ich aber nach Konstantinopel zurückkomme, zeigt mir Nuri-Bei einen Brief von einem Juden aus Teheran, in dem vor mir gewarnt wird: ich hätte falsche Abschlüsse gemacht, die Lieferanten bestochen, zum Teil doppelt hohe Preise angesetzt und was des Blödsinns noch mehr war. Aber das war noch nicht alles: man hatte sich auch einen Scheikh aus Tripolis kommen lassen, der beschwören wollte, ich hätte da ebenfalls Durchstechereien gemacht, weißt Du, so einen verlausten braunen Araber, der für einen Louisdor das Blaue vom Himmel herunterschwört. Natürlich war das Ganze nur eine schlau eingefädelte Niederträchtigkeit, um mich um meinen sauren Verdienst zu bringen. Nuri-Bei sagte mir denn auch schlankweg, unter den obwaltenden Umständen betrachte man meine Kontrakte für gebrochen und danke für meine weiteren Bemühungen; zugleich holte er einen Ausweisungsbefehl aus der Tasche und ersuchte mich, binnen vierundzwanzig Stunden die Türkei zu verlassen.

Da habe ich eine große Dummheit gemacht. Statt mich an die Botschaft oder das Konsulat zu wenden und klagbar zu werden, habe ich in meiner Wut den Oberstallmeister fürchterlich verhauen. Jetzt war ich geliefert. Ich wurde eingelocht.

Brettschneider, ich habe dreiviertel Jahr im Gefängnisse gesessen, ohne ein einziges Mal verhört zu werden, und ich säße vielleicht heute noch fest, wenn es mir nicht gelungen wäre, meinen Wärter zu bestechen und heimlich einen Brief auf das deutsche Konsulat befördern zu lassen. Da wurde ich dann freigelassen, und nun gab es einen großen Krakeel zwischen unserer Botschaft und der türkischen Regierung. Ich verlangte nicht nur Erfüllung meiner Kontrakte, sondern auch noch Entschädigung für die mir zugebilligte und später verweigerte Stellung und für meine Haft. Aber ich hatte nun 'mal Pech. Die Türken kamen mit ihren Zeugen; es wurde festgestellt, daß Nuri-Bei infolge der Verprügelung so und so lange in ärztlicher Behandlung gewesen war, es wurden auch noch andere alte Geschichten ausgebuddelt — kurzum, ich erhielt einen Wink, mich ganz still zu verhalten und mit Beschleunigung von der Bildfläche zu verschwinden. Das Schlimmste war, daß ich eines Nachts von einer Anzahl Strolche überfallen und mißhandelt wurde. Ich habe dabei das linke Auge eingebüßt und mußte acht Wochen im Hospital liegen, ehe ich wieder auf die Füße kam. Meiner festen Überzeugung nach war der Überfall ein Racheakt des Stallmeisters, aber leider ließ sich nichts beweisen.

Durch Zufall hatte ich die Bekanntschaft eines Bulgaren gemacht, der mir riet, mit ihm nach Sofia zu gehen. Ganz offen, Brettschneider: da bin ich denn in schlechte Gesellschaft geraten. Ich erzähle Dir das alles später. Ich wurde zu acht Monaten Gefängnis verurteilt, angeblich wegen Hochverrats und Geheimbündelei, tatsächlich bin ich in diesem Falle aber unschuldig gewesen. Brettschneider, das war eine ganz schreckliche Zeit! Ich bin so elend, daß ich mich nur mühsam am Stocke fortschleppen kann, und dabei ganz ohne Mittel. Aber das ist nur ein vorübergehender Zustand. Ich werde wieder gesund werden und auch wieder Geld verdienen können. Der Kopf sitzt noch auf seinem alten Flecke. Nun bitte ich Dich bei unserer Freundschaft von früher um eins. Schicke mir hundert Taler, damit ich hier fortkann. Ich muß mich erst wieder völlig erholen. Am besten wäre es, Du könntest mich in Kütnersdorf einmieten. Viel-

leicht im Kruge, oder ist bei Piepmaul das Zimmer oben noch frei, das du früher hattest? Wenn ich wieder einigermaßen auf dem Posten bin, helfe ich Piepmaul als Revanche gern in der Wirtschaft. Ich habe mich mit dem Alten ja auch immer ganz gut gestanden. Ich denke mir, die Luft zu Hause und die Ruhe und der Klimawechsel und das veränderte Leben, das wird mir alles gut tun. Du kennst mich ja, lieber Fritz, und weißt, was ich für ein Kerl bin und daß ich die hundert Taler nicht geschenkt haben will; im Gegenteil, Du sollst sie mit Zinsen zurückkriegen. Aber bitte, verlasse mich grade jetzt nicht. Ich erwarte bald Nachricht von Dir unter der Adresse: P. Tittmann bei G. Steigerwald (das ist der Portier des Grand Hotel) in Sofia (Bulgarien), Grand Hotel. Das Geld schicke bitte in Hundertmarkscheinen als Wertbrief.

Es grüßt Dich herzlich

Dein alter Freund Peter.

Schreibe mir doch auch, wie es Dir geht, und wie es zu Hause aussieht. Hast Du nicht 300 Mark oder kannst sie nicht so rasch beschaffen, so genügen auch 200 Mark. Aber so viel muß es schon sein. Ich gebe Dir 6 % Zinsen, selbstverständlich auch Wechsel oder Schuldschein.'

Quer geschrieben auf der letzten Briefseite stand noch: ‚Weniger als 200 Mark nützt mir nichts, da ich hier noch Schulden habe. Wenn du selber das Geld nicht hast, borgt Goldstein es dir sicher, vielleicht auch Kretschmann.' Und an der Kopfseite: ‚Mit den 200 Mark kann ich mich allenfalls einrichten, ich würde dann gleich abreisen.'

. . . Als Fritz den Brief ausgelesen hatte, stand er vor dem noch weit offenen Tor des Schafstalls. Er steckte den Brief in das Kuvert und dieses in die Tasche und trat sodann in den Stall. Aber der Inhalt des Schreibens beschäftigte ihn doch so lebhaft, daß er unwillkürlich abermals stehen blieb. Das war eine schöne Geschichte! Fritz dachte an die Renommage Tittmanns, als er mit ihm im Café Grec in Tophane zusammengetroffen war. Der türkische Herr, der mit ihm am gleichen Tische gesessen, das war vermutlich Exzellenz Nuri-Bei, der prinz-

liche Oberstallmeister, gewesen. Wie hatte Tittmann da den Mund voll genommen, mit Hunderttausenden um sich geworfen, geprahlt und gelogen! Und nun dieses klägliche Ende . . . Mancherlei in dem Briefe war Fritz nicht so recht klar. Wäre Tittmann in seinem Recht gewesen, so hätte die deutsche Regierung sich vermutlich energisch seiner angenommen. Auch seine Verurteilung wegen Hochverrats war böse. Natürlich behauptete Tittmann, er sei unschuldig — das war schwer zu entscheiden; man pflegt da unten kurzen Prozeß mit politisch Verdächtigen zu machen . . . Was nun tun? — Im Stiche lassen wollte Fritz den alten Genossen nicht. Ob er die zweihundert Mark je wiederbekommen würde, war ja fraglich. Aber es war auch möglich; der Tittmann war wie eine Katze, die immer wieder auf die Beine fällt. Schließlich konnte man ihn wirklich bei Piepmaul einquartieren; das obere Zimmer war frei. Zudem: der Onkel war recht alt geworden, er brauchte jemand, der sich ein wenig um die Wirtschaft bekümmerte. Er hatte ihn selbst neulich Abend gebeten, ob er nicht zu ihm zurückkommen wolle: nicht als Knecht, sozusagen als Verwalter, als Herr — er sollte es gut haben, hatte Piepmaul versprochen. Aber Fritz wollte seine Stellung bei dem Rittmeister nicht aufgeben: da war der Tittmann vielleicht der geeignetste Ersatz bei dem Onkel . . . Mit geneigtem Kopf schritt Fritz durch den Stall nach dem Abschlag für die Mutterschafe. Es war kein freudiges Empfinden in ihm; es wäre ihm lieber gewesen, er hätte gar nichts mehr von Tittmann gehört. Aber er wollte doch mit dem Onkel sprechen. — —

Um diese Stunde war auch das junge Ehepaar im Schlosse längst aus den Betten.

Marie hatte ihre Wochenzeit glücklich überwunden. Ihre kerngesunde Natur sträubte sich gegen allzu große Vorsicht; schon nach Monatsablauf saß sie wieder zu Pferde, und als ihr Graetz eines Abends erzählte, der Heger habe gemeldet, daß sich im Gehölz um den Fuchsberg ein paar Birkhähne gezeigt hätten, erklärte sie, die seltene Gelegenheit einer Balz nicht vorübergehen lassen zu wollen.

In dämmernder Frühe stand schon der Jagdwagen auf der

Rampe. Graetz und Marie stiegen ein, Marie in fußfreiem Rock, in der Hand den hübschen kleinen Selbstspanner, den ihr Gatte ihr auf den Weihnachtstisch gelegt hatte, am Ledergürtel das Täschchen mit den Patronen. Es schien, als sei die junge Frau durch ihre Mutterschaft noch frischer und rosiger geworden. Ihre Figur hatte ein wenig an Fülle gewonnen, die Wangen blühten, in den grauen Augen sprühte es vor Lebenslust. An diesem wonnigen Frühlingsmorgen fühlte sie sich wie neugeboren; ein unendliches Glücksgefühl spiegelte sich auf ihrem Antlitz wider.

Noch wehten die Frühnebel über die Niederung, als der Wagen in die Trift am Fuße des Fuchsberges einbog. Aber das Leben der Natur war längst erwacht. Es zwitscherte und zirpte im hellen Grün, es pfiff und flötete. Im Sumpf veranstalteten einige lebhafte Frösche ein Morgenkonzert; die Rohrdommel stieß ihr dumpfes Geschrei aus, in den Birken krächzten die Krähen, ein Rotschwänzchen, das sein Nest bedroht fürchtete, piepte ängstlich.

Am Beginn des Weidenbusches tauchte Sangermann auf, der Fischmeister, wie ein Urwaldbewohnter oder ein Pfahlbautenmensch. Der Heger hatte ihn benachrichtigt: es war wahrhaftig ein Volk Birkhühner da, aber sie hatten ihren Spielplatz auf Stockhausener Gebiet verlegt, jenseit der Karpfenteiche, zwischen die Erlen und das niedrige Birkenholz.

„Schadet nichts,“ sagte Graetz lachend, „da räubern wir bei Papa . . .“ Sie stiegen vom Wagen. Sangermann ging vorsichtig voran. Der Boden zitterte elastisch; der Nachttau lag noch auf den Gräsern, an jeder Rispe schaukelten sich gänzende Perlen. Das Gras stand hoch; Marie mußte den Rock schürzen, aber sie trug feste Stiefel mit hohen Juchtenschäften. Sie war beseligt. Nach der Rekonvaleszenz war dieser Spaziergang in der Morgenfrische ein Quickborn. Am Himmel leuchtete der Purpur des Sonnenaufgangs; jedes der kleinen Lämmerwölkchen trug einen farbigen Saum.

Sangermann stand still und deutete geradeaus. Auf einem Wiesenfleck, einem von einem schmalen, mit Kalmus gefüllten Graben umzingelten Binsenkamp, tanzten zwei Hähne. Es war ein

etwas verspätetes Liebesspiel, aber die Birkhähne, die wohl über die polnische Grenze gekommen waren, kümmerten sich nicht um den Kalender. Sie waren so verspielt, daß sie des nahenden Menschen nicht achteten: zwei prächtige Kerle: schwarz, mit stahlblauem Glanz am Unterrücken, am Bauche weiß gefleckt, auch mit weißer Binde an den Flügeln, stark gesträubtem Balzkragen und roten Rosetten über den Brauenbogen. Und nun reckte es sich auf einmal ringsum im Grase. Ein halbes Dutzend Hennen hielt sich verborgen und war neugierig geworden. Mit ängstlichem Gepiep flatterten ein paar kleinere Vögel davon; oben in der Luft, ein schwarzer Punkt, zeigte sich ein Aar.

Graetz berührte die Schulter Maries; er wollte ihr den ersten Schuß lassen. Sie hob das Rohr und zielte . . .

Auf einem kleinen Vorsprung des Fuchsberges saß ein junger Mann auf einem Feldsessel, hatte eine zusammenlegbare Staffelei vor sich und malte an einem Aquarell. Er hörte den Schuß fallen. ‚Donnerwetter,‘ sagte er sich, ‚da hab’ ich nun gedacht, in dieser Morgenfrühe wär’ ich mutterseelenallein. Aber nein — da unten mordet man die Kreatur . . .‘ Er stand auf. Hinter ihm im Grase, zwischen jungem Tannenwuchs und hochstämmigen Buchen, weidete ein Pferd, unangekoppelt, mit tiefgesenktem Kopfe über den Boden schnuppernd. Beim Fallen des Schusses war es zusammengefahren, hatte ein leises Wiehern ausgestoßen und stand nun mit geblähten Nüstern lauschend vor dem jungen Mann, der es zärtlich auf den schlanken Hals klopfte. „Ruhig, Troïlos,“ sagte er, „das geht uns nichts an. Wir sind friedfertige Leute. Aber ist es zu glauben? Wir ziehen vor Tau und Tag hinaus, um des Sonnenaufgangs willen und der keuschen Reize der Morgenstimmung, wir denken, wir sind allein auf weiter Flur und können con amore unsern Neigungen folgen, und da zerreißt das Blaffen eines rohen Nimrods ungestüm den Frieden der Natur. Die Leute sind hier nicht besser als die Wachtelfänger und Karnickeljäger drunten in Algier. Warte, Troïlos, ich nehme den Halfter, du bist mir nervös geworden . . .“ Ein zweiter Schuß fiel, und abermals erfolgte ein Knall. „Bums,“ sagte der junge Mann, „wem gilt das? Ist denn schon Rehbockzeit? . . .“ Er schlang den Halfter

des Pferdes um einen kräftigen Baumast und kehrte zu seiner Malerei zurück. Hinter der Staffelei lag noch allerlei: ein geöffneter Ranzen aus feinem Leder, der verlockende Inhalt zeigte, beispielsweise eine kleine Terrine Gänseleberpastete, eine halbe Flasche Portwein, einen Zipfel Mettwurst, mehrere Brötchen und ein elegantes Reisebesteck. Neben dem Farbenkasten stand auch ein silberner Becher; der Proviant ließ vermuten, daß der junge Herr, der zu seinen Reitbeinkleidern eine Joppe mit zahlreichen Taschen trug, über die gewöhnlichen Mahlzeiten hinaus im Freien zu bleiben gedachte.

Er hatte seine Palette vorsichtig auf den Feldstuhl gelegt und schaute auf die Niederung herab. Aha — da sah man im Erlenbusch ein paar Gestalten, und . . . sapristi, war da nicht auch ein Weib dabei? . . . Der Maler zog seinen Krimstecher hervor und stellte ihn ein. Nun sah er ganz scharf. Sah den alten Sangermann, der die erlegten Hähne an den Ständern trug, und einen stattlichen Jäger, der das Gewehr an die Backe gelegt hatte und mit Aufmerksamkeit dem kreisenden Fluge des Aars folgte, den Augenblick erwartend, wo er dem beschwingten Wilddieb das Lebenslicht ausblasen konnte. Dicht neben ihm stand die Frau. Nun stutzte der Maler. Er konnte durch sein vortreffliches Glas auch das Gesicht der Dame genau erkennen — und eben deshalb stutzte er. ‚Das ist ja nicht möglich‘, sagte er sich, ‚eine Ähnlichkeit — freilich eine frappante . . . Wie käme denn Demoiselle Laize hierher — unsere schneidige Antoinette! . . . Nein, das ist unmöglich . . .‘ Aber obschon er es für unmöglich hielt, behielt er das Glas vor dem Auge. Es war wirklich merkwürdig: Zug um Zug das Gesicht der kleinen Laize . . . Und wer war der Mann daneben? — Er kannte die Gegend nicht, aber das wußte er, er stand hier auf Graetzschem Boden. Man hatte ihm in Wendhusen auch erzählt, daß der Rittmeister Graetz eine hübsche Amerikanerin geheiratet habe, mit der er auf seiner Orientreise bekannt geworden sei. Aber diese Amerikanerin konnte um aller Welt willen doch nicht identisch mit der Antoinette Laize sein! — Die Neugier siegte. Der Maler ließ seine Staffelei und seinen schmackhaften Proviant im Stiche; dafür knöpfte er

seine Joppe zu, klemmte sein Monokel ein, band sein Pferd los und schwang sich in den Sattel.

Bergab ging es leidlich bequem. Aber auf dem Wiesenboden war der Ritt ziemlich gefährlich. Vor einem Graben, an dessen Rande in Massen wilder Rosmarin wuchs, stand das Pferd plötzlich still; es wollte nicht hinüber. Der Reiter trug keine Sporen; er versuchte es mit den Zügeln, er hämmerte mit den Waden gegen die Flanken; der Gaul stieg, tänzelte aufgeregt hin und her, aber er sprang nicht. Indessen hatte Graetz bereits den Reiter gesehen. Er kam näher, während Marie ein Storchenpaar beobachtete, das im Röhricht nach Beute suchte, und sich dabei von Sangermann erzählen ließ, welches räuberhafte Gesindel unsere klappernden Freunde seien.

Der Maler hatte seinen Hut gezogen. „Tausendmal Vergebung,“ rief er über den Graben hinüber, „das Biest will die Rinne nicht nehmen, sonst . . . Hab' ich die Ehre, Herrn Rittmeister Graetz vor mir zu sehen? — Doktor Alexander Hackert . . .“

Graetz grüßte zurück. „Verstehe ich recht — Doktor Hackert?“ fragte er.

„Ganz richtig, Herr Rittmeister: Vetter des Wendhuseners, aber von den Hackerts aus den Ostseeprovinzen, die sich das ‚von‘ noch nicht leisten können. Bisher Dragoman beim russischen Konsulat in Algier und vom ersten Oktober ab russischer Geschäftsträger in Santa Fé de Bogota. Auch eine schöne Gegend. Da haben Sie in aller Eile meine ganze Biographie. Und nun möchte ich Ihnen gern die Hand drücken, aber mein Brauner will nicht.“

„Reiten Sie ein paar Schritt nach links, verehrter Doktor Hackert, da kommen Sie auf festeres Terrain und finden zugleich so eine Art Brücke . . .“ Der andere wandte sein Pferd, trat auf die Brücke, die freilich nur eine schwankende Bohle war, bugsierte seinen Gaul glücklich hinüber und sprang dann ab, den Zügel um seinen Arm schlingend.

Graetz begrüßte den Ankömmling mit einem herzlichen Händedruck. „Sie sind mir nicht fremd, Herr Doktor,“ sagte er; „Ihr Wendhusener Vetter hatte mir sogar eine Empfehlung an

Sie mitgegeben, als ich vor einigen Jahren in Algier war. Aber der Aufenthalt war so kurz bemessen, daß ich gar nicht dazu kam, die Empfehlung auszunützen. Mir ist übrigens so, als habe mir irgend jemand bereits erzählt, daß Sie in Wendhusen seien. Ich bin nur baß vor Staunen, Sie schon zu so früher Stunde durch die Welt reiten zu sehen."

Doktor Hackert lachte. „Ich habe immer zu den matinalen Naturen gehört, Herr Rittmeister. Nebenbei bin ich Maler — in der Tat ‚nebenbei' — und da hat mich der märkische Sonnenaufgang gelockt. Ich suchte die aussichtsreichste Höhe in dieser anmutigen Landschaft; man hat mir den Fuchsberg empfohlen, wo ich mich denn auch seßhaft gemacht habe. Füchse störten mich nicht; aber als ich Ihren ersten Schuß hörte, fuhr mein in Rosa getauchter Pinsel schreckhaft in das Grün des Baumschlags. Haben Sie denn hier Auerhähne?"

„Leider nur ein paar Ableger und auch sichtlich verirrte: Birkhähne, noch dazu auf fremdem Revier geschossen; das ist väterlicher Grund, drüben liegt meine Grenze. Stör' ich Sie in Ihrer Tuscharbeit, Herr Doktor? Sonst möchte ich bitten, Sie meiner Frau vorstellen zu dürfen. Ich glaube beinahe, Sie werden da eine alte Bekanntschaft erneuern können . . ."

Doktor Hackert wollte etwas erwidern; doch die Vorsicht schloß ihm den Mund. Graetz rief Sangermann heran; der sollte das Pferd halten. Marie schaute auf, als die beiden nahten. Sie zuckte zusammen, ihre Augen blinzelten; der Sonnenschein auf ihrem Gesicht erlosch jäh, die Wangen wurden fahl. Sie drückte das Gewehr, das sie noch in den Händen hielt, fest gegen ihre Brust. Es war ein Feind, der da kam. An diesem Frühlingsmorgen fiel der erste dunkle Schatten in die reine Helle ihres Glücks.

„Marie," rief Graetz, „sieh', wen ich da aufgelesen habe! Sagtest du mir nicht einmal apropos, du habest Doktor Hackert im Hause deines Onkels Gudowitsch kennen gelernt? —"

Marie wartete, bis die Herren dicht vor ihr standen. Sie grüßte verbindlich, mit leichter Kopfneigung, und als sie den Kopf wieder hob, flog ein rascher Blick zu dem jungen Diplomaten

herüber, ein Blick, in dem sich für die Dauer eines Moments bittendes Flehen, zehrende Angst, Verzweiflung und auch etwas wie offene Drohung zu sammeln schien. Sie lächelte liebenswürdig und antwortete: „Ich glaube wohl, ich habe Ihren Namen zuweilen nennen hören, Herr Doktor, aber gesehen habe ich Sie meines Wissens nie."

„Nein, gnädigste Frau," entgegnete Hackert, „wir haben uns nie gesehen . . ." Er sagte dies ruhig und gleichmütig, während er die Hand, die Marie ihm reichte, unter respektvoller Verneigung an seine Lippen zog.

„Das ist eigentlich merkwürdig," meinte Graetz; „du bist doch häufig auf dem russischen Konsulat gewesen —"

„Ich hatte gesellschaftlich nur geringe Fühlung mit Exzellenz Gudowitsch," nahm Doktor Hackert rasch das Wort; „es lag dies an mancherlei — vor allem daran, daß wir uns nicht recht vertragen konnten . . . so etwas kommt vor — es war übrigens in der Hauptsache wohl meine Schuld . . . Haben gnädigste Frau längere Zeit in Algier verlebt?"

„Einige Monate. Der verstorbene Generalkonsul Gudowitsch war mein Onkel. Sie sind auf Besuch in Wendhusen?"

„Ja, gnädigste Frau. Ich hatte meinem Vetter seit Ewigkeiten versprochen, ihn einmal zu besuchen. Aber ich kann leider nur kurze Zeit bleiben. Ich muß Mitte nächsten Monats schon wieder in Petersburg sein."

„Mitte nächsten Monats —? O, da sehen wir uns also am Zehnten noch in Wendhusen?"

„Zu meiner Freude, gnädige Frau. Ich hörte von meinem Vetter, daß am Zehnten so eine Art politischen Verbrüderungsfestes stattfinden solle. Da auch Damen zugegen sein werden, dürfte für gegenseitige Toleranz gesorgt sein."

„Na na," sagte der Rittmeister und lachte. „Es geht gewaltig kriegerisch zu in unserm Kreise, lieber Herr Doktor, und ein Friedensschluß wäre zu allgemeinem Besten recht erwünscht. Aber ich fürchte, wir werden über lebhafte Diskussionen nicht hinauskommen."

„Das ist der Fluch des Parlamentarismus," entgegnete

Hackert heiter. „Wir im heiligen Rußland sind besser daran. Da wird nicht viel geredet. Da wird befohlen und pariert. Freilich ist das bedingungslose Parieren nicht jedermanns Sache. Ich ziehe es vor, meiner Untertanenpflicht im Auslande zu genügen . . . Aber ich will die Jagd nicht weiter stören. Gnädigste Frau, es war mir eine besondere Ehre — Herr Rittmeister . . .“ Er küßte nochmals die Hand Maries und schüttelte die Rechte Graetzens.

Graetz begleitete ihn zu seinem Pferde. Sie sprachen noch einige Worte miteinander. Der Rittmeister hoffte auf baldiges Wiedersehen und bestellte Grüße für die Herrschaften in Wendhusen. Als Doktor Hackert den Fuß in den Steigbügel setzte, den der alte Sangermann hielt, fiel sein Blick auf Marie zurück. Sie war stehen geblieben und starrte mit sonderbar verglastem Auge dem Russen nach. Nun sein Blick mit dem ihren sich kreuzte, hob sie die rechte Hand; ihr Zeigefinger berührte die Lippen. Als Hackert sich in den Sattel schwang, neigte er tief den Kopf; es konnte eine unwillkürliche Bewegung sein, doch Marie deutete sie anders. Hackert grüßte noch einmal. „Auf Wiedersehn am Zehnten, gnädigste Frau,“ rief er. Dann umritt er mit Vorsicht den Graben und kehrte auf dem Damm, der zu den Karpfenteichen führte, nach dem Fuchsberg zurück. Er ritt sehr langsam, so daß er noch einige Zeit sichtbar war, ehe er zwischen den Schwarztannen verschwand.

Sangermann hatte die erlegten Hähne zum Wagen gebracht. Graetz richtete an den Alten einige freundliche Worte, fragte nach den Karpfen und neckte ihn, indem er die Kütnersdorfer Fischzucht lobte und mit Geringschätzung von den Stockhausener Streckteichen sprach.

„Ich habe keine Hechte und keine Aale, gnädiger Herr Rittmeister, das ist schon wahr,“ antwortete Sangermann, „mein Sinn steht nicht nach Raubzeug, ich liebe die gefräßigen Viecher nicht, sie sind zu keiner feinen Zucht nicht zu gebrauchen, es geht ihnen die Bildung ab. Aber ich frage mit gütiger Erlaubnis die gnädige Frau: warum schmecken denn die Karpfen von Kütnersdorf so oft nach Modder, und warum schickt denn die gnädige Frau immer hierher, wenn sie einen Karpfen essen will, wo das

Fleisch saftig ist und auf der Zunge zerläuft? Es ist keine Kunst mit den Hechten. Ein Hecht ist für das gewöhnliche Volk, aber ein Karpfen, der ist für den höheren Adel."

„Laßt Euch nicht ärgern, Sangermann," sagte Marie, „Ihr habt ganz recht: die Karpfenzucht ist eine Kunst, und in der seid Ihr Meister . . ."

Auch Marie saß bereits im Wagen; aber der Ton ihrer Stimme befremdete Graetz. Er schaute seine Frau erstaunt an. Er fand sie aschfahl und die Augen grau umschattet. „Herr Gott, Maus, was ist mit dir?!" rief er besorgt; „du siehst ja mordselend aus! Na ja — nun haben wir den Salat! Du hättest dich noch ruhig acht Tage zu Hause halten sollen! Du bist noch viel zu schwach zu derlei Extratouren. Aber ich bin selber schuld — warum habe ich dir nachgegeben! Machen wir, daß wir nach Hause kommen — da pack' ich dich schleunigst auf die Chaiselongue und telephoniere an Harbs . . ."

Marie versuchte zu lächeln. Es ging auch. Sie war eine starke Frau. Sie legte ihre kleine Hand auf die ihres Mannes und sagte: „Es ist nichts, Liebster. Es ist etwas ganz Prosaisches: ich habe Hunger. Wir hätten vorher frühstücken sollen. Schau' mich an. Seh' ich noch ‚mordselend' aus?" —

Sie hatte sich so in der Gewalt, daß auch ihr Gesicht lügen konnte. Mit ungeheurer Willensstärke zauberte sie einen lachenden Glanz auf ihr Antlitz; er blitzte aus ihren Augen und spielte um ihren Mund. Auch das Sonnengold wurde zu ihrem Verbündeten und der Purpur des Himmels, der ihre Wangen färbte.

Graetz beruhigte sich. Er hieß den Kutscher schneller fahren und begann wieder fröhlich zu plaudern. Das war doch ein merkwürdiges Zusammentreffen mit diesem Doktor Hackert! Er verlor sich in Erinnerungen und sprach von Algier und dem ersten Kennen-lernen. „Es ist zu komisch," sagte er, „ich habe mir fest eingebildet, du hättest mir schon einmal von Hackert erzählt. Aber es kann auch ein Irrtum sein. Es ist schließlich gleichgültig —"

„Ganz gleichgültig, mein' ich —"

„Ich verstehe nur nicht, daß du ihn nicht kennen gelernt hast, wo du doch so viel auf dem Konsulat verkehrtest."

„Du hörtest ja, Otto: er vertrug sich nicht recht mit Gudowitsch — er hatte wohl nur dienstlich mit ihm zu tun.“

„Ah ja, das sagte er! Übrigens ein netter und höflicher Mensch. Die Hackerts sind alle Deutschrussen. Der Wendhusener hat sich erst bei uns naturalisieren lassen, als er sich bei uns ankaufte. Du, hör' mal, Mausing, auf das sogenannte Verbrüderungsfest bin ich neugierig. Ich glaube nicht an die Verbrüderung. Die alten Herren werden auf ihrem Trotz bestehen. Mit denen ist schwer zu verhandeln.“

Dieser Ansicht war auch Marie. Die Unterhaltung wurde politisch. Marie teilte alle Interessen ihres Gatten; sie nahm an der die Gemüter bewegenden Wahlfrage so lebhaften Anteil wie die Männer. Sie wurde erregt und begann hastig zu sprechen. Aber was sie sagte, wußte sie kaum. Ihr Herz zitterte, hundert Stimmen schrieen in ihrem Innern. Ihre Finger verschränkten sich; plötzlich falteten sich ihre Hände. Dabei sprach sie, wie um sich zu betäuben, unermüdlich weiter; es war ein furchtbarer Zwang — es war eine Folter . . .

Man fuhr durch die Felder. Andere Themen wurden angeschlagen. Zeitweilig ließ Graetz den Wagen halten. Da war ein Roggenfleck, über den er sich ärgerte; dafür setzte der Hafer prächtig an, lustig trieben auch die Kartoffeln. Auf der großen Wiese, die an die Kiefernschonung stieß, wurde eine neue Maschine zum Ausstreuen von künstlichem Dünger erprobt; sie schien sich gut zu bewähren. Dann traf man auf den Revierförster Balke, mit dem Graetz eine längere Unterredung hatte: die Fasanenhennen wollten nicht brüten, und da hatte Balke zur Übernahme dieses Geschäfts Hühner vom Geflügelhofe gefordert, aber Mutter Laun, die Geflügelfrau, hatte darob ein großes Geschrei erhoben. Marie wurde interessiert; sie gab der Mutter Laun recht, die Bruthennen führten in der Fasanerie ein kümmerliches Dasein: der Wärter füttere sie schlecht, und die Fasanen mißhandelten sie. Graetz legte sich lachend ins Mittel: die Bruthennen sollten künftighin fürstlicher gehalten werden. Balke nützte die Gelegenheit noch zu weiteren Anliegen aus; er bat darum, an den gelichteten Stellen in der Kiefernschonung Weißbirken nachpflanzen zu dürfen. „Be-

willige alles," sagte Marie, „auf daß wir zum Frühstück kommen . . ." Nun mußte der Kutscher in forschem Trabe die Nußbaumallee hinabfahren. Man begegnete dem Inspektor Hellmann hoch zu Roß, der mit abgezogener Mütze am Wege hielt und darauf zu warten schien, angesprochen zu werden; aber Graetz winkte nur grüßend ab. Er fand, Marie sei wieder blaß geworden; das lag nur an dem verspäteten Frühstück.

Als sie vor dem Schlosse aus dem Wagen stieg, war ihr, als müsse sie ohnmächtig zusammenbrechen. Doch in der Kraft der Selbstbeherrschung war die kleine Frau geübt. Sie wechselte rasch ihre Toilette und erschien in einem roten Morgenrock am Frühstückstische. Diese Stunde war für Graetz die liebste am Tage. Er pflegte noch nüchtern einen Rundgang durch das Gehöft zu machen; wenn er zurückkehrte, fand er seine Frau gewöhnlich schon an der Teemaschine. Die Frühpost, die der Milchwagen von der Station mitbrachte, lag auf dem Tische. Es war ein ganzer Stapel von Briefen, Drucksachen und Zeitungen. In der Zeit der Wahlvorbereitung häufte sich die Korrespondenz; auch die Flugblätter begannen bereits zu schwirren.

Während Marie die Bereitung der Toaste an der kleinen Röstmaschine überwachte, erbrach ihr Gatte die Briefe. Die geschäftlichen flogen in einen Bastkorb, der neben ihm stand; sie wurden später durch den Sekretär erledigt: „Wahlen, Wahlen, Wahlen," sagte Graetz; „ich fürchte, Marie, wir haben gewaltig in das Wespennest gegriffen. Uhlenhausen bombardiert mich mit Bitten, die Kandidatur Gössel schießen zu lassen. Feldern schreibt einen leidenschaftlichen Brief und appelliert an meine Ehre als Edelmann. Wahrhaftig, als Edelmann! Es klingt wie eine Drohung, als wolle man gegen mein Anliegen, den Adel wieder aufnehmen zu dürfen, mit Sense und Morgenstern zu Felde ziehen."

„Es geschieht ja doch nur der Mama zuliebe," warf Marie ein.

„Aber natürlich. Ich persönlich — wahrhaftig, ich hätte nicht mehr an den Adel gedacht. Ich würde mich überhaupt nicht darum bemüht haben, wenn wir nicht die Berechtigung hätten. Der Brief Felderns ärgert mich. Nu' grade!"

„Bravo," sagte Marie. „Dies ‚nu' grade' entspricht meinem Empfinden. Kein Starrsinn, aber vornehmer Trotz. Was wollen die Leute? Es ist ein Unfug, im politischen Kampfe aus dem Hinterhalt zu drohen. Warum nicht Brust gegen Brust und mit blanken Waffen — wie du?"

„Weil der Hinterhalt Deckung gewährt. Du sprichst von vornehmem Trotz. Den haben die andern auch. Aber sie überlegen nicht; sie haben auch Furcht. Sie wollen von der sozialen Frage nichts wissen. Weißt du warum? ich weiß es. Sie sorgen sich, dies große Fragezeichen könne sie in ihrer Existenz bedrohen. Es ist der Egoismus, an dem unsre Parteien kranken. Zugegeben: die Selbstsucht ist eine Wehr der Notwendigkeit. Aber sie kann auch eine Unklugheit sein. Und in unserm Falle ist sie es, denn sie arbeitet der Sozialdemokratie in die Hände."

Marie zerbröckelte eine Scheibe Weißbrot auf ihrem Teller. „Ich glaube, Schatz," sagte sie, „wir haben uns schon durch die Anlage der Kolonie in der Nachbarschaft wenig beliebt gemacht."

„Natürlich," erwiderte der Rittmeister. „Die Kolonie war deine Idee, ist auch rein materiell dein Werk, wenigstens zum großen Teile. Und ich bin dir dankbar dafür. Ich brauche keine Wanderarbeiter mehr. Die Akkordarbeit der Fremden erbittert die eigenen Leute immer. Das sehen die Nachbarn nicht ein. Sie räsonnieren darüber, daß wir unsern Tagelöhnern ‚Paläste bauen'; selbst der Papa schimpft, wir nährten nur die Unzufriedenheit an anderen Stellen. Ja, du lieber Gott, soll ich auf die Torheit anderer Rücksicht nehmen?"

„Ganz gewiß nicht, Otto. Aber denke dir, zuweilen habe ich doch auch das Gefühl, als ob wir nicht — nicht zweckmäßig genug zu Werke gegangen wären. Ich habe mir eingebildet, die Leute müßten glückselig sein, so mit einem Schlage ihrer Alltagssorgen überhoben zu sein. Und ich merke nichts von dieser Glückseligkeit."

Graetz lächelte überlegen. „Liebes Kind, auch im Glück ist die Gewohnheit alles. Die Leute wollen zum Glück erzogen sein. So ist es. Auch günstige Veränderungen lassen sich nicht ohne Widerspruch durchführen. Das liegt in der Natur des Men-

schen. Schon in Jahresfrist wirst du anders sprechen ..." Er durchflog seine Briefschaften weiter und gab dabei zuweilen ein erläuterndes Wort über den Inhalt ... „In Rocknow hat der kleine Doktor Wanowski gegen die Deutschsozialen gesprochen. Feldern hat ihn dabei unterstützt. Der Herr Baron sollten etwas vorsichtiger sein in der Wahl seiner Kumpanei."

„Ich halte den Polen für einen gefährlichen Schleicher und verstehe nicht, daß der Major von Albinus so befreundet mit ihm ist."

Graetz zog die Schultern hoch. „Da gehen Dinge vor, die wir nicht beurteilen können, Maus. Albinus ist zweifellos geistig nicht völlig normal ..." Er schob Marie eine Karte zu. „Etwas Erfreulicheres: ein Gruß von Kapitän Dietrichsen; er denkt allen Ernstes daran, uns zwischen seinen beiden nächsten Fahrten auf einige Tage zu besuchen."

Marie überflog die Karte. Sie kam aus Konstantinopel und trug die Ansicht der Galatabrücke. Man konnte in Kütnersdorf mit Sicherheit darauf rechnen, daß von Dietrichsen alljährlich ein paar Dutzend Ansichtskarten vom Mittelmeer eintrafen, die regelmäßig ihre freundliche Beantwortung fanden. Im übrigen beschränkte sich die Verbindung mit den Fahrtgenossen auf der Therapia auf die gedruckte Mitteilung erfreulicher Familienereignisse. Längst hatten ihre Vermählung angezeigt Leutnant von Struensee mit Fräulein von Becker, ferner die unermüdliche Kodakknipserin Fräulein Müller mit dem scharmanten Reisenden in Hopfen und Hülsenfrüchten, sowie auch Herr Riesencamp, der Korkfabrikant aus Dessau, mit der Tochter des alten Obersten Gumpert, die die ganze Welt so unsäglich komisch zu finden pflegte und selbst auf der Akropolis nicht aus dem Kichern herauskam. Den Vermählungsanzeigen folgten nach Jahr und Tag Geburtsanzeigen. Herr von Struensee war der erste, der den Weltantritt eines gesunden Mädelchens vermeldete; inzwischen war noch ein zweites Fräulein von Struensee dazugekommen. Das auf der Therapia begründete Eheglück neigte in seinen strampelnden Resultaten durchaus nach der weiblichen Seite hin. Auch aus Dessau und von dem fröhlichen Reisenden in Hopfen und

Hülsenfrüchten war die Geburt von Mädchen angezeigt worden, und nicht ohne Stolz hatte Graetz an die Reisegenossen die Nachricht von dem Eintreffen seiner Zwillingsjungen zurückgeschickt. Es hatte zwar drei Jahre gedauert, ehe das Nest bei ihm fertig geworden war; dafür hatte der Storch sich aber auch redliche Mühe gegeben.

So stand man in Kütnersdorf noch immer in lockeren Beziehungen zu den Reisegefährten nach dem Orient und freute sich darüber. Die einzigen aus jenen Tagen, mit denen man dann und wann auch persönlich zusammenkam, waren der Apotheker Fahrenheit und seine Gattin. Aber das war gewöhnlich ein fragwürdiges Vergnügen. Die Sonne der Fahrenheits war stark im Verbleichen. Man lud sie nur noch selten ein; man übersah sie gern. Es hieß, er wolle seine Apotheke verkaufen und nach Nauheim ziehen.

Am heutigen Morgen wurde man vielfach an die Vergangenheit erinnert. Auch Graf Bill Limbach hatte geschrieben. Er hatte ganz plötzlich den Abschied eingereicht, angeblich wegen eines heftigen Streites mit seinem Kommandeur; das ‚cherchez la femme' war dabei aufgetaucht. Nun wollte sich Bill irgendwo ankaufen. Er hatte gehört, daß Baron Feldern auf Groß-Scharlibbe sich nur noch schwer zu halten vermöge, und fragte an, ob die ‚Klitsche' billig zu bekommen sei und ob man sich auf ihr ‚in Ehren durchhungern' könne.

Doch noch lebhafter mahnte ein kleiner Zeitungsartikel die beiden an verflossene Tage. Der Rittmeister hatte nur flüchtig in die Blätter geschaut, stutzte jedoch plötzlich und lachte dann fröhlich auf.

„O Schatz," rief er, „das ist ganz köstlich! Das mußt du hören. Eine die ganze gelehrte Welt in allen Fugen erschütternde Neuigkeit aus — ja, woher? — aus Karthago! Also hör' zu . . ."
Er las vor:

„Wie dem ‚Gaulois' aus Tunis gemeldet wird, hat man auf dem Trümmerfelde der großen Basilika in Karthago einige neue Entdeckungen gemacht. Die interessanteste ist ein Marmorsarkophag, den man in einer Nische fand, die durch nichts als durch ein undurchdringliches Gewirr von Kaktusstauden, Agaven

und Aloën von der Außenwelt abgeschlossen war. Der Sarkophag war von einfachster Form, aber in edeln Porportionen gehalten und zeichnet sich dadurch aus, daß er auf dem Rundbande unterhalb der Dachung einen Bibelvers in korrektestem Griechisch trägt: eine Seltenheit bei byzantinischen Denkmälern, auf denen die Inschriften gewöhnlich von Sprachschnitzern wimmeln. Als man den Sarg öffnete, fand man etwas Wunderbares, nämlich die außerordentlich gut erhaltene Mumie eines jungen Mädchens von hoher Schönheit. Die ganze Art der Einbalsamierung und der Umwickelung weist auf Egypten und zwar nach Theben hin. Die Memphis-Mumien sind gewöhnlich schwarz, die von Theben gelb und mattglänzend so wie die vorgefundene. Allerdings sollen sich ja auch die alten Araber auf das Einbalsamieren verstanden haben; notorisch hat man aber noch niemals künstliche arabische Mumien gefunden, und die des Mädchens stammt auch zweifellos aus der Zeit vor der Eroberung Karthagos durch die Araber. Es ist nun die Frage: wie kam der Sarkophag mit der Mumie in die christliche Basilika? Dem Körperbau nach war das Mädchen eine Egypterin. Die Einbalsamierung wurde in Egypten ja auch bis in die nachchristlichen Jahrhunderte hinein geübt; aber das charakteristische Merkmal der egyptischen Mumiensärge, die Amulette, fehlten in dem aufgefundenen Sarge. Das vandalische und byzantinische Karthago zeigte ein reiches ethnographisches Bild. Vielleicht war das junge Mädchen eine vornehme Egypterin, deren Vater durch Handelsgeschäfte in Karthago zurückgehalten wurde, die zum Christentum übergetreten war und die man aus Dankbarkeit für irgend eine große Stiftung in der Basilika beigesetzt hat. Amulette mit christlichen Emblemen pflegte man auch in die byzantischen Särge zu legen. Es ist nicht unmöglich, daß der Sarkophag beraubt worden ist, obwohl es ungeheuer schwer gewesen sein muß, das Dach ohne Maschinen und Hebelwerk von seiner Stelle zu rücken. Merkwürdig ist auch folgendes: bei der Entdeckung der Nische fand man auf dem Sarge einen verdorrten Rosenstrauß. Die Untersuchung ergab, daß er kaum länger als einige Jahre hier gelegen haben konnte. Hatte ihn die gleiche Hand, die vielleicht

den Goldschmuck der Mumie stahl, auf den Sarkophag niedergelegt? Dann muß es ein poetisch empfindender Dieb gewesen sein. Herr Dudevant, der Leiter der Ausgrabungen, hat den Sarg in den Vorhof der Ludwigskapelle schaffen lassen; die Mumie ist im Museum untergebracht worden . . ."

Graetz ließ das Zeitungsblatt sinken. „Schatz," sagte er lachend, „das ist unsere Nische und unser Sarkophag und unser Rosenbuschen! Weißt du noch —?"

„Weißt du noch?" wiederholte sie leise . . . Wie stand das Damals hell und glänzend in ihrer Erinnerung! Der heiße Tag im staubdurchwehten Karthago — der Spaziergang durch das weit verstreute Trümmerfeld der Basilika — die kühle Grotte mit dem Vorhang aus wild verwachsener Myrte und wucherndem Feigenkaktus: das Gurren der Tauben draußen im Busch, und drinnen der rhythmische Fall des sich am Moospolster der Decke sammelnden Wassertropfens — die duftenden Rosen auf dem Marmor des Sarkophags und des Mannes heiße verliebte Augen . . . Sie wußte noch alles und sah alles wieder vor sich.

„Es ist doll, es ist doll," fuhr Graetz heiter fort, „— also eine Mädchenmumie barg der geheimnisvolle Sarg, und wir dachten an einen Krieger wie Gelimer oder einen großen Patriarchen. Hast du die Grotte nicht auch photographiert? Aber wir geben das Bild nicht aus der Hand — man kriegt es fertig und bezichtigt uns noch der Tempelschändung. Dein Rosenstrauß macht den Gelehrten Kopfzerbrechen — ach, dein Rosenstrauß! Liebling, weißt du noch? Ich hatte die Rosen in Tunis gekauft, von einer alten Negerin, die ein schokoladenbraunes Baby an der Brust trug. Du stecktest die Rosen in deinen Gürtel. Du trugst eine rote Bluse und einen schottischen Rock. Wir sprachen von Flauberts ‚Salambo'; ich kannte es nicht, du maltest mir das alte Karthago in die blaue Luft. Nun habe ich ‚Salambo' gelesen und vieles andere und auch deine Gedichte; Teufel, bin ich gescheit geworden an deiner Seite! . . ." Er sprang auf, fegte dabei Briefe und Zeitungen vom Tische und umarmte Marie . . . „Geliebtes Herz," rief er, „es geht nicht anders, ich muß dich küssen! Das wollte ich damals schon, aber ich war

ein Esel. Ich sage es laut: ich war ein Esel. Alles stürmte in mir, und als ich dich von der Mauer hob, in deiner lockeren Bluse und mit dem über die Stirn wehenden Haar, da hätte ich dich am liebsten ganz fest an meine Brust gedrückt und dich abgeküßt, bis dir der Atem vergangen wäre. Aber ich tat es nicht. Warum nicht? Ich wollte maßlos korrekt sein. Ich hatte dich lieb und wollte dich heiraten. Doch erst wollte ich wissen, wer du bist ..."

Er bog ihren Kopf ein wenig zurück und preßte seinen Mund in überwallender Zärtlichkeit auf den ihren.

„Das war dumm," rief er dann lustig, „nicht wahr, das war dumm, daß ich nicht meinem Herzen nachgab, sondern gewissermaßen erst auf die eidesstattliche Versicherung deiner Reputation wartete, um dich in Treuen und Ehren heimführen zu können, ein guter Sohn aus respektablem Hause!? Ich hatte doch schon hundertmal in deine lieben Augen geschaut — und da mußte ich wissen, wer du bist! Ja, ich war dumm ..."

Marie hatte ihre Arme um seinen Hals gelegt und sah ihn mit einem Blick an, der seine Zärtlichkeit zurückgab; aber er lag auch noch ein anderer Ausdruck in dem grauen Auge, das sich dunkel schattiert hatte wie brüniertes Eisen, etwas wie Frage und Antwort zugleich, wie Hoffen und Sehnen, wie zache Bangigkeit und frohes Gewißsein.

Sie stand auf und hängte sich an ihn. „Sag' mir noch einmal, daß du mich liebst," bat sie; „daß du mich schon damals geliebt hast, wie du mich heute liebst — daß deine Liebe stark wie der Wille und groß wie die Allmacht, daß sie Berge hätte versetzen und Mauern stürzen können — daß sie mit aller ihrer siegenden Kraft nur mich wollte, wie ich bin — ja, wie ich bin!"

„Komm' her," entgegnete er, setzte sich und zog sie auf seinen Schoß. „Du Dichtergemüt," fuhr er fort und strich über ihr braunes Haar, „was soll ich dir noch alles schwören! ... Sieh', heut bin ich ja ein anderer geworden, aber damals — da steckte noch so ein gewisses Philistertum in mir, das die Erwägung über die Liebe stellte, das alles hübsch geglättet und geordnet haben wollte, klar und brav und nach dem A-B-C der

guten Sitte . . . Du flogst in der Welt umher wie ein buntes Vögelchen; ich kannte dich noch gar nicht —"

„Doch," fiel sie ein, „du kanntest mich. Da du mich liebtest, kanntest du mich auch."

„Dich ja — aber doch nur dich selbst, dich von Person, dein Gesicht, dein Auge, dein Haar, auch dein Wesen —"

„Ah ja," sagte sie, „die Person, aber das genügte dir nicht. Die Personalien, die fehlten noch — der prosaische Abschliff auf dem Glanze der Poesie . . ." Sie sagte das ohne bitteren Beitritt, leichthin, wenn auch mit raschem Zucken der Lippe . . . „Die Personalien — das ist natürlich . . . du mußtest doch wissen, wes Stammes und Art ich war, woher ich kam, wer Vater, Mutter, die Großeltern, die Ahnen gewesen: mußtest Pedigree, Paß und Lebensbeschreibung kennen lernen . . . Aber hab' ich dir nicht alles erzählt?"

„Ja," erwiderte er, „gewiß — ach, Herzenskleine, spotte nicht! — Heut kommt mir das alles so nüchtern vor — du hast recht: wie ein prosaischer Keil in der Poesie meiner Liebe . . . Mir selbst — wahrhaftig, mir genügte ja auch deine Erzählung; aber da kam Bill und sagte: hör' mal, sie ist reizend, sie ist wirklich charmant — immerhin, man muß nähere Erkundigungen über sie einziehen, das geht nicht anders, das sind wir unsere Familie schuldig . . . Von seinem Standpunkte war —"

„War das durchaus verständlich," ergänzte Marie. „Und da habt ihr in aller Eile hierhin und dahin depeschiert —"

„Es war sehr einfach. Bill fragte bei deinem Bankier in London an."

Marie nickte. „Natürlich, das war das einfachste. Und was hat er zurückgekabelt?"

„Mein Gott, was vorauszusehen war. ‚Tadelloser Ruf' — so ähnlich."

„Und da war Bill zufrieden?"

„Ja . . . Liebling, Bill ist nun einmal so. Damit war quasi der Form genügt: nun konnte die Aufnahme in die Familie in Feierlichkeit erfolgen. Nun war alles klar und glatt und tipptopp."

„Gut,“ sagte Marie. Sie saß noch auf dem Schoß ihres Mannes, aber ihre Arme umschlangen ihn nicht mehr; sie hielt die Hände gefaltet und schaute ihn ernst an. „Eine Frage, Otto. Zufällig wußte der Bankier Bescheid. Aber es hätte auch anders sein können. Der Klatsch geht über Meere und Lande. Nimm an, ihm sei zugetragen worden, ich sei ein leichtsinniges Mädel — und in ähnlichem Sinne hätte auch sein Telegramm gelautet. Was wär' dann gewesen, Otto?“

Er lachte, küßte sie und tändelte über die Frage hinweg. „Was wäre dann gewesen, wenn — wenn — wenn ... Muß denn immer alles bis auf den Grund erforscht werden? Ich habe gar keine andere Antwort erwartet. Ich wollte nicht einmal die törichte Anfrage.“

„Aber die Anfrage war einmal in die Welt gegangen, und die Antwort mußte erfolgen! Otto, ich möchte wissen, was du getan hättest, wenn diese Antwort — weniger befriedigend ausgefallen wäre.“

„O du süße Närrin, welch' dumme Frage!“

„Bitte, Otto, was hättest du getan? — Du hättest dich in den nächsten Zug gesetzt und wärst mit aller deiner heißen Liebe schleunigst nach Norden gedampft — sans adieu in rasender Eile — und Bill hätte ein Kreuz geschlagen ...“

Wieder wollte Graetz mit einem Scherz die Entgegnung umgehen. Aber der Ernst im Auge seiner Frau fiel ihm auf. Er zog sie an sich und herzte sie. „Geliebte Törin,“ sagte er unter Küssen, „glaubst du wirklich, ich ...“ Er brach ab und sein tändelnder Ton wandelte sich. Er küßte sie nicht mehr, nahm aber ihre Hände und hielt sie fest. „Kleine, es gab damals sehr ernste Stunden für mich, ich gesteh' es dir zu, es gab auch schlaflose Nächte. Ich war kein Jüngling mehr, als ich dich kennen lernte, war ein reifer, verständiger Mann. Da kam die Überlegung von selbst. Gewiß, ich wollte die Erkundigung bei Robinson Ritchie nicht — das schien mir ein unwürdiges Hintenherum — ich wollte es nicht ... aber Bill handelte auf eigene Faust ... Da ist denn auch einmal die Frage in mir aufgetaucht: wenn nun wirklich nicht alles in Ordnung ist? wenn ir-

gend ein dunkler Punkt sich zeigt? — — mißversteh' mich nicht, Schatz, es konnte ja etwas sein, an dem du selber unschuldig warst, es konnte auch . . . ja, Marie, was soll ich dir sagen — es schwirrte gewissermaßen der Gedanke an eine schwarze Möglichkeit durch mein Hirn — und in dieser Stunde rief ich mir zu: was auch sein möge, meine Liebe wird alles überwinden! Überwinden — so groß war meine Liebe . . . Und dann lachte ich mich aus und schalt mich bitter, daß ich überhaupt zweifeln konnte. Und jetzt lache ich dich aus und sage dir: du bist eine Närrin, eine süße zwar, aber du bist es, weil du so dumme Fragen stellst und sie auch gleich ebenmäßig beantwortest —"

„Still!" rief Marie. Nun lag kein Dunkel mehr in ihren Augen, es war da ein leuchtender Glanz, eine Jubelstimmung, es war ein seliges Frohlocken. „Still, Otto, ich will meine Dummheit zu Ende führen und dir ein Geständnis machen: es ging mir ganz ähnlich wie dir. Ich wollte dich. Aber auch bei mir kam die Überlegung: paßt er zu dir? Ist er nicht schon grau an den Schläfen? Wirst du stillsitzen können, Wandervogel, in seinem heimischen Neste? — Es kamen ein paar Dutzend Fragen. Und die allerschwerste: liebst du ihn wirklich so sehr? — Otto, jetzt kommt das Geständnis. Ja, antwortete ich mir, du hast ihn lieb, sonst würdest du ihn nicht wollen. Aber es ist ein Unterschied zwischen Liebe und Liebe. Damals — damals war es doch nur mehr ein Gernhaben, eine ehrliche Neigung — und heute, du Einziger, liebe ich dich leidenschaftlich und mit ganzem Herzen, lieb' ich dich über alles, alles in der Welt!"

Sie warf sich stürmisch an seine Brust, und in ihre Küsse mischte sich der Freudentau ihrer tropfenden Augen. —

Use, der Diener, der eingetreten war, wollte sich rasch und diskret wieder zurückziehen; aber Graetz rief: „Dableiben! Es ist nichts Schämiges, wenn Mann und Frau sich küssen. Was retirierst du, Use? Wenn du erst verheiratet sein wirst, überrasch' ich dich vielleicht auch einmal. Also was gibt es?"

„Verzeihung," sagte Use, „die Galla läßt der gnädigen Frau melden, die Kinder seien aufgewacht."

„Kommst du mit?" fragte Marie.

Graetz nickte und begleitete seine Frau in das Kinderzimmer.

Da badete die Galla soeben Hans-Jochen und Hans-Jürgen. Frau Galla war die Amme, ein Prachtweib aus Litauen von Rubensscher Formenfülle. Aber die Zwillinge waren durstige Brüder. Die Brust genügte ihnen nicht; im Soxhlet-Apparat, der auf dem Tische stand, siedete die nahrungsergänzende Kuhmilch.

Die nackten Jungen krähten und schrieen in der Wanne. Hans-Jochen, der (um siebzehn und eine halbe Minute) ältere, hatte die grauen Augen der Mutter und eine dunkle Gedankenlocke ob der Stirn; er benahm sich verständig, er krähte nur — es war ein Schrei des Vergnügens. Aber in Hans-Jürgen, dem Blonden, lebte der Widerstand; er strampelte und schrie, und als der Abguß kam, mußte die Kindsmagd ihn halten helfen, die bisher mit den Steckkissen beschäftigt gewesen war.

Marie legte eifrig mit Hand an, auch der Rittmeister wollte helfen. Doch er machte es ungeschickt, da sah er nur zu. Er saß still auf einem Stuhl und sprach fast gar nicht, während die Galla, wie zur Beruhigung der Kleinen, unaufhörlich litauische Liedchen vor sich hersummte. Die Magd zog den Fenstervorhang vollends auf; die goldene Sonne quoll warm in das Gemach, das wie erfüllt schien von fröhlicher Kindheit. Graetz rührte sich nicht. Sein Odem ging schwer. So groß war sein Glücksgefühl, daß es fast auf ihm lastete. Er sprach nicht; aber ein Blick glitt hinüber zu der geschäftigen Marie, der sagte: das alles danke ich d i r! . . .

13.

Die beginnende Wahlzeit setzte auch im Kreise Ost-Rocknow recht lebhaft ein.

Von der ersten Reichstagssession an hatte Ost-Rocknow, wie die meisten Landbezirke der Mark, konservativ gewählt. Damals hatte der alte verstorbene Schloßhauptmann Graf Barby

den Kreis vertreten; sein Sohn, der Hohen-Eltzer, heute auch schon ein Sechziger, war sein Nachfolger geworden.

Das konservative Element im Kreise überwog zweifellos; man verließ sich darauf und betrieb die Agitation ziemlich lasch, bis die Sozialdemokratie, zunächst in den Industriebezirken und namentlich in den Kohlenrevieren der Neumark, zu wachsen begann und ihr bedrohliches Gegengewicht fühlbar machte. Aber noch ein anderer Gegner der Konservativen trat auf den Plan: das Antisemitentum. Daß der Antisemitismus gerade in Ost-Rocknow Anhänger fand, hatte seine besonderen Gründe. Um ein Zurückdrängen jüdischen Einflusses konnte es sich hier nicht handeln, denn die Judenfrage hatte im Kreise niemals eine Rolle gespielt. Antisemitische Zählkandidaten waren freilich auch früher schon aufgestellt worden, hatten aber um so weniger Erfolge zu verzeichnen gehabt, als damals der Antisemitismus politisch teilweise noch auf konservativem Boden stand, die Konservativen andererseits in ihrem Programm aber gleichfalls zur sogenannten Judenfrage Stellung genommen hatten. Nun aber trat ein Antisemit von radikal demokratischer Färbung auf den Schauplatz, der in seinen Flugblättern und Versammlungsreden den Konservatismus auf das bitterste befehdete und sich besonders den grundbesitzenden Adel auf das Korn nahm. Die Erfolge des Herrn Firmenich waren zum Teil wohl seiner sehr geschickten, wenn auch skrupellosen Agitation zuzuschreiben, sie hatten doch aber auch ihre tiefer liegenden Ursachen.

Die stärkste Stütze des Konservatismus im Lande war bisher das Bauerntum. Die ganze Natur des Bauern ist urkonservativ. Aber es ist ein alter Fehler der konservativen Politik gewesen, daß sie auf die aristokratische Eigenart des Bauern wenig Rücksicht nahm. Sein tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen das Beamtentum erfuhr durch den modernen Bureaukratismus noch eine Stärkung; auf den Kreistagen hatten die Vertreter des kleinen Grundbesitzes oft erbitterte Kämpfe gegen die polizeiliche Amtsgewalt zu führen. Auch der Landrat vergaß nur allzuoft, daß der Bauer eine ihm gleichwertige politische Macht ist; die übermächtige Nachbarschaft löste manches alte Bauerngut

auf und riß es an sich. Vor allem aber war es die Freizügigkeit, die demokratische und sozialistische Ideen auch in das Bauerntum trug. Der jüngere Nachwuchs blieb nicht auf der Hufe, sondern drängte in die großen Städte und brachte bei der Heimkehr die neuen Ideen mit in das Dorf. Hilfreich für den Zersetzungsprozeß erwies sich der schon aus der Art geschlagene Bauer, der Krämer, Holzhändler und Allerweltsagent, der am liebsten in den Dörfern ohne Herrschaftssitz festen Fuß faßte, der in die Welt geguckt hatte und nun zum Räsonneur an den bestehenden Verhältnissen wurde. Die Massen der Wanderarbeiter, die man alljährlich zur Erntezeit in das Land zog, nährten dagegen wieder die steigende Unzufriedenheit der kleinen Häusler und Tagelöhner: man ging von allen Seiten an dem Zerfall und der Auflösung der letzten ‚erhaltenen Macht' zu Werke, mit kluger Spekulation wie nicht minder mit dem blinden Eifer der Toren, die in blöder Selbstverkennung dem eigenen Leibe Wunden schlagen.

Alles das waren auch im Kreise Ost-Rocknow die Gründe gewesen, die das flache Land vom Konservatismus abführten. Der demokratische Antisemit, der bei der letzten Wahl dem Grafen Barby entgegentrat, verstand seine Sache. Er lockte Bauer und Bürger. Er erzählte dem Bauer von der Leuteschinderei des Edelmannes, dessen Konkurrenz den kleinen Besitzer totschlägt, vom Polizeistaat, von der unerhörten Belastung der Gemeinden zugunsten der Gutshöfe, vom Wildschaden, von der Ausbeutung durch privilegierte Rechte — er fand auch rechtzeitig ein paar Kernworte gegen die Juden, in denen der Bauer noch immer den traditionellen Erbfeind sieht, wenn ihm auch Zeit seines Lebens kein Jude in die Quere gekommen ist. Beim Bürger in den Städten aber vertrat er die Industrie gegenüber dem Agrariertum, sprach von der Wiedererweckung des liberalen Gedankens, der Stärkung des Mittelstandes, der Hebung der Kleingewerke; beim Arbeiter warf er sich in die Brust, erklärte, selbst aus dem Proletariat hervorgegangen zu sein, einer, der die Interessen des armen Mannes zu würdigen wisse, der mit ihm fühle, der seine Schmerzen und Klagen so gut wie jeder sozialdemokratische Ab-

geordnete auf der Tribüne des Reichstags zur Sprache bringen werde.

Trotz der ersichtlichen Gewandtheit des antisemitischen Kandidaten glaubte man auf konservativer Seite nicht, daß Gefahr im Verzuge sei. Ganz still verhielt sich der Liberalismus im Kreise. Es kam zur Stichwahl zwischen Barby und Firmenich, und nun traten Mann für Mann für den demokratischen Antisemiten ein, der mit erheblicher Majorität siegte.

In den letzten Jahren hatte sich, wie man beobachten konnte, abermals eine politische Verschiebung bemerkbar gemacht, und zwar diesmal zugunsten der Sozialdemokratie. Der Parteivorstand war klug gewesen, einen viel genannten Genossen gemäßigterer Richtung aufzustellen; Firmenich blieb der Kandidat der Antisemiten, von nationalliberaler Seite wurde ein Rechtsanwalt Dieffenbach in das Treffen geschickt. Bei den Konservativen hielt man an dem Grafen Barby fest, obwohl der Hohen-Eltzer verständig genug war, selbst vorzuschlagen, bei der herrschenden Strömung von ihm abzusehen und einen kleineren bürgerlichen Grundbesitzer aufzustellen, auf dessen agrarisch-konservative Überzeugung man sich verlassen konnte.

Wie die Verhältnisse im Kreise lagen, war kaum eine Aussicht vorhanden, Barby durchzubringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es abermals zur Stichwahl kommen, und zwar diesmal zwischen dem Antisemiten und dem Sozialdemokraten; daß der letztere die größeren Chancen hatte, war um so klarer, als Firmenich in der verflossenen Session durch eine wütende Brandrede gegen die jüdischen Großbazare namentlich bei den liberalen Städtern argen Anstoß erregt hatte.

Nun wurde zum Sammeln ‚wider den gemeinsamen Feind' geblasen. Aber dem Sammelruf folgte eine tobende Schlacht, keine Einigung. Dieser winzige Bezirk wurde zum Spiegelbild der politischen Wirren im großen Deutschland. Bis auf eine kleine Gemeinde hielt man die Wahl Firmenichs für eine Verlegenheitsausflucht oder noch schärfer: für eine Verirrung. Die konservative Partei im Bezirk war bei den Städtern durch die demagogische Tätigkeit der Wirtschaftlichen Vereinigung diskreditiert

eines agrarischen Lokalverbandes, dessen Vorsitzender, der dicke Fiddichow, alles andere als ein geschickter Politiker war. Für den nationalliberalen Kandidaten waren die Aussichten um so schwächer, als Rechtsanwalt Dieffenbach sich persönlich einer geringen Beliebtheit erfreute. So kam es schließlich dahin, daß selbst loyalere Elemente das Wort vom ‚gemeinsamen Feind' ablehnten und vorschlugen, um nicht dem Antisemiten und dem Konservativen anheimzufallen, lieber mit dem in der ‚Mauserung befindlichen' Sozialdemokraten zu paktieren.

In den Platzregen der Flugblätter fiel auch ein Aufruf der deutschsozialen Partei hinein. Es war dies eine, etwa zehn Jahre zurückliegende Gründung des Doktor Gössel. Gössel war Chemiker, der einzige Inhaber der großen chemischen Reinigungsanstalten von Gössel & Co. bei Berlin, zugleich Besitzer des Ritterguts Langenpfuhl im Ost-Rocknower Kreise, wo er jedoch immer nur einige Sommermonate zu verleben pflegte. Bei der Begründung der neuen Partei hatte Doktor Gössel, eine stille, liebenswürdige Gelehrtennatur, wohl zunächst rein humanitäre Zwecke im Auge gehabt. Allmählich aber wurde er aktiver in die Politik gedrängt und trat nun, sich auf den Boden nationaler Sozialreform stellend, in scharfen Gegensatz zu der Sozialdemokratie. Die Partei verstärkte sich durch die Wahl zweier Abgeordneter, die den linken, namentlich in den Rheinlanden Anhänger zählenden Flügel der Deutschsozialen vertraten, während Gössel selbst mehr der konservativen Richtung angehörte. Er hatte in Ost-Rocknow bereits zweimal kandidiert, hauptsächlich nur deshalb, um sich durch das Stimmenresultat von dem Gedeihen seiner Partei in dem Kreise zu überzeugen, in dem er angesessen war. Tatsächlich war auch ein nicht unerheblicher Stimmenzuwachs zu verzeichnen gewesen. Nun aber glaubte Gössel den Zeitpunkt zu einer energischeren Agitation gekommen zu sehen, und sein Freund, der Rittergutsbesitzer von Hackert in Wendhusen, hatte ihn in dieser Ansicht auf das lebhafteste unterstützt.

Der Aufruf der Deutschsozialen gipfelte in einem Appell an die Nationalgesinnten im Kreise, ihre Stimmen auf Doktor Gössel zu vereinen, als dem Vertreter einer Partei, die im Toben

des politischen Kampfes gewissermaßen die Mitte halte und der sich, unbeschadet prinzipieller Gegensätzlichkeit in einzelnen Fragen, unter den gegebenen Verhältnissen sowohl Konservative und Liberale wie auch die monarchisch gesinnte Arbeiterschaft anschließen könnten.

Neben Herrn von Hackert war Rittmeister Graetz ein begeisterter Verfechter dieser Auffassung. Er war nie ein politischer Heißsporn gewesen. Er neigte seiner Natur nach zur Bequemlichkeit und zu einer sehr gemächlichen, in äußerst ruhigen Bahnen kreisenden Weltanschauung. Seine Interessen hatten sich bisher auf die Landwirtschaft beschränkt; er führte durchaus kein untätiges Dasein, im Gegenteil, er war in seiner Art ein fleißiger Mann, den man von früh bis spät auf den Feldern sah, und die Nachbarn rühmten auch seine Intelligenz; aber sein Leben bewegte sich in den engsten Grenzen, und diese Grenzen zog er sich selbst.

Es wurde schon im ersten Jahre seiner Verheiratung manches anders. Marie war anfänglich nicht allerseits mit offenen Armen empfangen worden. Die alten Herrschaften in Stockhausen waren empört darüber, daß ihr großes Kind sich ohne ihre Einwilligung, gewissermaßen hinter ihrem Rücken und noch dazu in der Fremde, eine Frau geholt hatte. Das Ehepaar Fahrenheit hatte auch wenig Günstiges über die ‚Dame aus Kanada' verbreitet. Die beiden hüteten sich wohl, Marie etwas Nachteiliges nachzusagen; aber was sie mit Achselzucken, gekräuselter Lippe und mokantem Lächeln von der emanzipierten Amerikanerin erzählten, war nicht gerade geeignet, Marie in vorteilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Indessen Marie ahnte, daß sie sich hier erst ihre Stellung erkämpfen werden müsse; der Widerstand traf sie nicht unvorbereitet. Bei den Schwiegereltern siegte sie bald; den Triumph bildete das Zwillingspaar. In der Nachbarschaft gewann sie schrittweise an Boden. Es gab freilich noch vieles an ihr zu tadeln. Die blonden Landratstöchter kamen nicht darüber hinaus, daß sie in Bloomers radelte. Frau von Feldern behauptete, sie trüge auch zu großer Toilette kein Korsett; das gab Streit; sie trüge einen Gürtel, meinte Frau von Robinski; Frau von Feldern blieb bei dem fehlenden Korsett, das sei nicht schicklich, das lenke das Auge auf sich. Maries Toiletten wurden grimmig kritisiert; man fand

sie auffällig; dann gefiel dies und jenes; dann wurden sie kopiert; dann fragte man nach ihrer Schneiderin. Sie hatte bisher in London arbeiten lassen, nun lehrte sie eine Schneiderin in Rocknow an; sie hieß Fanny Schnipsel: die Schnipseln wurde berühmt. Marie rauchte dann und wann einmal eine Zigarette. Bald begann auch Ada Gerlach zu qualmen; Komteß Anni Barby ließ sich heimlich Morris-Papyros kommen; eines Tages bot Frau von Uhlenhausen bei einer Kaffeegesellschaft ganz offen Zigaretten an. Es war ersichtlich: der Kreis verwilderte. Frau Fahrenheit wies mit gerecktem Zeigefinger auf das böse Beispiel in Kütnersdorf. Das böse Beispiel ahnte gar nicht einmal, wie angelegentlich man sich mit ihm beschäftigte.

Aber das böse Beispiel hatte auch Tugenden, die anregend und befruchtend zu wirken begannen. Im Schlosse zu Kütnersdorf schien ein neuer Geist eingezogen zu sein. Graetz bedurfte eines kräftigen Aufrüttelns. Doch auch unbewußt weitete sich sein Interessenkreis; sein Leben nahm geistigen Inhalt an. Marie war eine Frau, für die der Müßiggang etwas Lähmendes hatte. Arbeit bot sich ihr denn auch in ihrem neuen Wirkungskreise in Fülle. Die Wirtschaft befand sich in musterhafter Ordnung; aber da sie die Herrin zu sein wünschte, wollte sie auch alles kennen lernen. Es war eine anstrengende Zeit. Doch das, was Marie frisch erhielt, war der Wechsel. Sie ging nicht in ihren wirtschaftlichen Sorgen auf. Sie gab auf der einen Seite den Neigungen ihres Mannes nach; sie ritt mit ihm über die Felder, sie teilte seine sportlichen Passionen, sie begleitete ihn zuweilen sogar auf die Jagd. Daneben aber wußte sie ihn auch für ihre eigenen Neigungen zu interessieren. Sie las gern, war musikalisch, liebte Künste und Wissenschaft; sie besaß selbst ein anmutiges poetisches Talent, dem sie zuweilen in bescheidener Stille huldigte.

Das änderte das Leben in Kütnersdorf. Gleichsam verjüngte sich auch das Schloß. Das Junggesellenquartier wurde zu einer Heimstätte des guten Geschmacks. Graetz war reich, aber um die moralische Verpflichtung, die ihm sein Besitz auferlegte, hatte er sich bisher blutwenig gekümmert; vielleicht war nur seine persönliche Anspruchslosigkeit daran schuld. Nun war auch Marie

keineswegs verschwenderisch, aber sie besaß doch eine gewisse Noblesse — das Gegenteil jener knickrigen Ökonomie, die den billigen Schund bevorzugt, um auch am unrechten Platz Ersparnisse erzielen zu können. Schloß Kütnersdorf wurde nach und nach „gesäubert‘. Die heillose Bazarproduktion flog mit den Leihbibliotheksbüchern hinaus. Die Öldrucke in den Fremdenzimmern wanderten in das Inspektorenhaus, die Domestiken wurden mit Büsten, Vasen, Zinkguß und Papiermaché, Makartbuketts und Sempervivapalmen beschenkt — sie waren närrisch vor Freude. Staunend sah Graetz, wie Marie das Haus reinfegte. Eine Kiefernholz-Hellebarde, braun gestrichen und mit Blechbeschlag, die eine Portiere aufraffte, hatte er wunderschön gefunden; eine Attrappe, eine Sektflasche aus Pappe, in die man Zigarren stecken konnte, dünkte ihn feine Arbeit; selbst gegen ein, mit schwindsüchtigen Engeln und knallbunter Blumenmalerei geschmücktes Plakat, das in goldenen Lettern die Inschrift trug „Hier wohnt das Glück“, hatte er nichts einzuwenden gehabt: ein Hausierer hatte es ihm verkauft, und es hing über seinem Schreibtisch. Der ganze Tand eines ungeschulten Geschmacks machte andere glücklich. Dann begann die Restauration. Marie ließ sich Zeit; man fuhr öfters einmal nach Berlin und Breslau, in die Bäder, in die Berge, man kam hierhin und dahin. Überall fand sich etwas für die Heimat. Im Schlosse selbst machte Marie ihre Entdeckungen. Der Plunder auf den Böden barg verschleuderte Schätze: einen prächtigen eisernen Türbeschlag, eine verstaubte Bronze, eine Boulekommode, die nur der Auffrischung bedurfte. Es war ein junger Tischler in Rocknow, der Spuren von Intelligenz zeigte. Marie zog ihn heran; sie entwarf nach guten Vorbildern selbst Zeichnungen zu Boiserien und Möbelstücken, und der Mann führte sie mit Geschicklichkeit aus. Selbst der Park wurde nicht verschont. Der Gärtner erbebte. Seine Blumenrabatten gefielen nicht; an geheiligte Bäume wurde die Axt gelegt, um Durchblicke zu erzeugen; ein Sandsteingott, den man in einen Winkel geworfen, wurde wieder hervorgeholt und auf einer Lichtung aufgestellt: es sollte eine wundervolle Arbeit sein ...

Es war nur ein geläuterterer Geschmack, der sich zuvörderst

geltend machte. Aber mit sich brachte er eine Verfeinerung der Lebensauffassung. Er war eine Vorstufe für eine über die Grenzen der Alltäglichkeit weit hinausstrebende neue Weltanschauung. Allgemach wurde Graetz ein anderer und wurde es durch seine Frau. Da war die Liebe das starke Triebrad in der erzieherischen Wandlung des Mannes. Marie hatte einen Abscheu vor allem Doktrinären; sie fühlte wohl bald heraus, wie ihre Herrschaft über den Gatten wuchs, aber es blieb immer der freie Geist, der ihn lenkte, und die liebevolle zarte Hand des Weibes, die ihn führte. Wenn er durch sie aus engen Kreisen auf die höheren Warten des Lebens geleitet wurde, so versuchte sie andererseits auch, sich mit den praktischen Fragen vertraut zu machen, die ihm als Mann näher lagen als ihr. Die politischen und sozialen Verhältnisse Deutschlands waren ihr böhmische Dörfer gewesen. Nun nahm sie Anteil an den großen Kulturproblemen der Gegenwart; es war für sie, die Ausländerin, ein Hineinleben in die neue Heimat.

Daß sie sich auch für die soziale Frage zu interessieren begann, war nur natürlich, war um so natürlicher, je stärker der Gemeinsinn sich in ihr regte und je lebhafter ihre Fürsorge für die Arbeiter auf der eigenen Scholle wurde. Ihr Blick war im allgemeinen unbefangener, ihr Denken freier als es bei Graetz der Fall war. Der Parteischablonismus und die Fraktionstyrannei in unseren politischen Verhältnissen waren ihr unverständlich. Aber was sie völlig begriff, war die Auflehnung des nationalen Geistes gegen die Bestrebungen der Sozialdemokratie. Von altersher hatte der legitimistische Sinn in ihrer Familie Nahrung erfahren; er war ihr gewissermaßen angeboren. Sie besaß auch ein zu ausgesprochenes aristokratisches Empfinden, um sich mit dem Gedanken einer Zertrümmerung jeglicher gesellschaftlichen Gliederung befreunden zu können.

Gegen Ende des ersten Jahres ihrer Heirat hatte sie von dem Bankier Ritchie in London die Nachricht erhalten, daß der verstorbene Generalkonsul Gudowitsch sie testamentarisch mit einem Legat von rund hunderttausend Mark in deutschem Gelde bedacht habe. Die Petersburger Gerichte hatten lange nach ihrer

Adresse gesucht; selbst das russische Konsulat in Algier konnte merkwürdigerweise keine Auskunft geben. Dagegen fand sich in den Büchern des dortigen englischen Konsulats eine Notiz über ein Paßvisum für Fräulein Marie-Angélique Savin de la Rocque zwecks Erhebung einer Geldsumme beim Crédit Lyonnais. Von dort aus war die Spur weiter zu Robinson Ritchie nach London geführt worden.

Marie war über die Erbschaft, obwohl sie ihr nicht unerwartet kam, keineswegs erfreut. Es seine eine Schrulle ihres Onkels Gudowitsch gewesen, der Einfall einer Sektlaune — wenn sie sich recht erinnere, das Resultat einer albernen Wette, die man im Scherze geschlossen habe. Marie war erregt und böse; der verstorbene Oheim hatte in Rußland vermutlich ärmere Verwandte als sie; sie bedurfte dieses Legats nicht, sie erklärte trotzig, es ablehnen zu wollen.

Graetz dachte ruhiger. Es war eine rechtmäßige Erbschaft. Und wenn man selbst im Überflusse lebt, man wirft hunderttausend Mark nicht aus dem Fenster. Arme gibt es zudem nicht nur in Rußland, die gibt es auch hier. Er schlug vor, das Legat anzunehmen und zu einer wohltätigen Stiftung zu verwenden.

Aus der Stiftung wurde nichts, dafür entstand am Fuße des Schloßparks die Arbeiterkolonie, die je nach Bedürfnis allmählich ausgebaut und erweitert werden sollte; zu gleicher Zeit wurden verschiedene Wohlfahrtskassen für Bedürftige, Kranke, Witwen und Waisen gegründet.

Diese Kolonie bildeten den Anstoß für Graetz zu einer interessierteren Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung. Der Landarbeiter ist im Gegensatz zu dem Industriearbeiter das konservativere Element. Aber in ähnlicher Weise wie der Bauer durch die Regierungsmaschine wurde der Landarbeiter durch den Gutsherrn vernachlässigt. Die Klage um die Leutenot wurde immer lebhafter; doch auch die Verschärfung der Arbeitsverträge und die Strafeinsetzung für Kontraktbrüche konnte sie nicht lindern. Unter den Alteingesessenen des Kreises war Graf Barby der einzige, der nicht in die Klagen mit einstimmte: bei ihm gab es

Tagelöhnerfamilien, die schon durch Generationen in den Diensten der Hohen-Eltzer gestanden hatten und nicht daran dachten, fortzuziehen. Das war ein Fingerzeig. Doktor Gössel hatte in seiner Musterfabrik die ganze Arbeitergenossenschaft gewissermaßen in einzige große Familie verwandelt; ähnliche Versuche waren in Langenpfuhl und bei Herrn von Hackert in Wendhusen geglückt. Das beste Allheilmittel gegen soziale Verirrungen ist das Leben in der Familie, nicht auf kommunistischer, sondern patriarchalischer Grundlage, wie sie sich auf dem Lande zufolge der vereinfachten Daseinsbedingungen und traditioneller Errungenschaften leichter schaffen läßt als in den Industriebezirken.

Die Kolonie in Kütnersdorf erregte Aufsehen im Kreise. In den Versammlungen der Wirtschaftlichen Vereinigung wurde so gewaltig gegen diese umstürzlerischen Reformen gewettert, daß Graetz seinen Austritt erklärte. Aber der Sturm wuchs, als ein neues Flugblatt der deutschsozialen Partei unter den Unterschriften auch den Namen des Kütnersdorfers trug. Man faßte dies als eine Lossagung von den Konservativen auf; der dicke Fiddichow drohte mit Acht und Bann, der Landrat war außer sich, der alte Graetz in Stockhausen fluchte so ungebührlich, daß seine Frau ihn ersuchte, sich in das Freie zu begeben und dort zu Ende zu donnerwettern. Da trafen eines Tages auf den Gutshöfen Einladungen zum zehnten Juni nach Wendhusen ein; Herr von Hackert wünschte die Ziele der Deutschsozialen klar zu legen und sich mit den Nachbarn zu verständigen. Die Anwesenheit des Doktor Gössel war in Aussicht gestellt worden.

Zwei Tage vorher feierte man in Kütnersdorf das Wiegenfest Maries. Zum Mittagessen waren der Ökonomierat und Frau Annafreda herübergekommen. Es war eine ziemlich stille Tafel. Der alte Feldrat grollte seinem Sohne heftig. Auch er stand sich mit seinen Leuten im allgemeinen recht gut. Aber er war ein verbissener Autokrat: „Herr ist Herr und Knecht ist Knecht‘. Er sah in der Gründung der Kolonie eine Annäherung an kommunistische Ideen, eine Konzession, die man der Sozialdemokratie machte.

Schon beim Kaffee, den man auf der rückwärtigen Schloßterrasse trank, begann der Alte zu krakeelen.

„Kommst du übermorgen nach Wendhusen?“ fragte er.

„Aber natürlich,“ entgegnete Graetz.

Der Feldrat brummte und ließ sich einen Kognak reichen. „Ich war neulich in Rocknow,“ sagte er, „da tagte unser Wahlkomitee. Wir haben beraten, ob wir der Einladung Hackerts überhaupt Folge leisten sollten. Ich bin anfänglich dagegen gewesen. Was sollen wir denn in Wendhusen!? Was sollen wir denn da?“

„Gössel anhören. Das ist die Hauptsache.“

„Wenn er uns nichts anderes zu sagen hat, als was in seinen Flugblättern steht, kann er sich die Mühe sparen,“ polterte der Alte. „Otto, ich begreife dich nicht! Du bist mir — na also geradezu unfaßlich! Es ist, als sollte das Blut Onkel Hermans noch einmal rebellisch werden.“

„Doch nicht, Papa,“ erwiderte Otto lächelnd, „so ein wilder Draufgänger bin ich nicht.“

„Aber grade so 'n Renegat!“ schrie der Feldrat.

Otto errötete. „Das ist ein hartes Wort. Es trifft auch nicht zu. Ich bleibe noch immer auf konservativem Boden.“

Der Alte lachte schallend auf.

„Ganz gewiß,“ fuhr Otto ruhig fort, „du darfst nur den Begriff des Konservatismus nicht engherzig auffassen.“

„Ich stehe auf der Grundlage des alten Programms: Festhaltung des historisch Bewährten. Dem steht der Schwindel der modernen Weltverbesserung diametral gegenüber . . .“ Er fuhr mit dem Kognakglas durch die Luft und trank es aus.

Otto nickte. „Das ist richtig. Für Schwindel in jedweder Form bin auch ich nicht zu haben. Aber was nennst du Schwindel? — Übrigens hast du vergessen, deiner Programmforderung von der Festhaltung des historisch Bewährten den koordinierten Punkt anzufügen: Weiterbildung des Bestehenden —“

„In konservativem Sinne,“ ergänzte der Feldrat.

„Aber nicht immer in dem, was man so nennt, Papa. Das Wort mag dasselbe bleiben, der Begriff erweitert sich naturgemäß mit der fortschreitenden Entwicklung und mit den neuen Forderungen, die unter den sich ständig verändernden Lebensformen von selbst entstehen.“

„Wo kommen diese Forderungen denn her, Otto!? Doch immer nur von sozialistischer Seite! Den Zündstoff hat erst die rote Bande in die Politik geworfen. So lange es noch Konservative und Demokraten gab, lagen alle Verhältnisse klarer."

„Es ist die Frage, Vater. In England gibt es noch heute nur die beiden großen Gruppen der Konservativen und Liberalen. Aber unter den Torys sind viele, die mehr nach links neigen, ohne daß man ihnen einen besonderen Namen zulegt. Wir Deutsche sind spielerischer mit den Worten."

„Und der Zersplitterung zugänglicher, das ist schlimmer. Ein große konservative Partei gibt es bei uns ebensowenig wie eine liberale."

„Weil die Beeinflussung von außen her, vor allem die wirtschaftliche, verschieden wirkt. Aber auch in nationalen Fragen gehen zuweilen die Ansichten innerhalb derselben Partei auseinander. Wir haben es erlebt, daß eine Gruppe Liberaler aus sogenannten Zweckmäßigkeitsgründen sogar mit den Sozialdemokraten paktieren wollte. Der Herzog von Ujest gründete die freikonservative Partei, weil er den Kampf der Deutschkonservativen gegen Bismarck nicht mitmachen wollte. Herr von Vincke ging mit einem Teil der Altliberalen zur Reichspartei über, weil ihm die Neuordnung im liberalen Lager nicht paßte. Wirtschaftliche Fragen führten zur Begründung des Bundes der Landwirte, dessen Vertreter auch auf konservativem Boden stehen, sich jedenfalls der Partei angeschlossen haben. Noch andere Gruppen näherten sich zeitweise den Konservativen; ich erinnere dich nur an die Antisemiten und die Christlichsozialen. Genau so sieht es auf der anderen Seite aus. Die Nationalliberalen haben wenig Berührungspunkte mit ihren politischen Vettern links, die schon Fuß an Fuß mit den Sozialdemokraten stehen. Die althergebrachte Scheidung in Konservative und Liberale trifft also nicht mehr zu, wenigstens nicht in bezug auf die ursprüngliche Bedeutung der Bezeichnungen. Aber was schadet das auch! Die Arena ist groß, und wer mit ehrlichen und reinlichen Waffen kämpft, kann immer willkommen geheißen werden. Kampf ist kein Unheil, sondern ein Segen, sofern er praktischen Idealen gilt."

„Da müßtest du die Sozialdemokraten gleichfalls willkommen heißen," sagte der Feldrat finster, „das ist einfache Logik."

„O ja," entgegnete Otto, „das wäre es schon, wenn nämlich die Sozialdemokratie nicht antimonarchischen Bestrebungen huldigen wollte. In manchen Fragen der Arbeiterbewegung würde eine Verständigung mit den Sozialdemokraten gar nicht so schwer sein, wenn sie weniger republikanisch und mehr historisch denken lernen wollten."

Nun fuhr der Feldrat auf; seine weiße Weste zitterte. „Erst machst du dich lustig über ein Paktieren mit dem roten Plebs, und jetzt sprichst du selber davon?!" — Seine Stimme schwoll an, er runzelte grimmig die dichten Brauen.

„Eine Verständigung ist kein Pakt, Papa. Auch darfst du nicht vergessen, daß die Sozialdemokratie eine Macht bedeutet, mit der in der Politik gerechnet werden muß . . ."

Der Feldrat wuchtete sich in seinem Bastsessel in die Höhe. Er zog sein rotseidenes Taschentuch und schnäuzte sich, daß es wie Trompetenton klang. Dann rief er nach Use; der sollte ihm ein Glas Wasser bringen.

Als Frau Annafreda das Taschentuch wehen sah, beugte sie sich zu Marie hinüber und sagte: „Laß' uns ein bißchen in den Park gehen, little Mary. Hintenhin, wo die hohen Buchen stehen und die beiden neuen Statuen. Da wird es luftiger sein . . ." Sie nahm ihren Strickkorb (sie strickte immer nur Strümpfe, gleichsam um zu bekunden, wie unmodern sie sei) — aber bevor sie ging, warf sie ihrem Gatten noch einen Blick aus vergrößerten Augen zu und bemerkte mit Betonung: „Stecke dein Taschentuch wieder ein, Graetz . . ." Diese harmlose Äußerung bekam durch den Tonfall, in dem sie gesprochen wurde, fast etwas Drohendes. Der dicke Feldrat machte denn auch ein betretenes Gesicht und pfropfte das Rotseidene in die hintere Rocktasche, die sich geschwulstähnlich aufbauschte.

Frau Annafreda wartete, bis sie mit Marie außer Hörweite der beiden Männer war. „So, mein Herzchen," sagte sie dann, „das wäre geebnet. Der Papa ist der beste Mensch, aber ein blutdürstiger Kannibale, wenn er politisch wird. Ich kenne ihn,

ach ob ich ihn kenne! Das erste Zeichen nahenden Sturms ist, wenn seine Weste zittert. Er kollert von innen heraus, als käm's aus dem Magen; hast du nicht bemerkt, wie seine Weste förmlich kleine Wellen schlug?"

„Ich sah es nicht, Ma'," erwiderte Marie heiter, „aber es mag so gewesen sein. Es ist ein drolliges Zeichen, doch immerhin ein Zeichen. Da kann man vorbeugen."

„Richtig, mein Kind. Das tue ich auch. Aber ich wartete noch. Hörtest du, wie er sich schnaubte? Es klingt wie eine Posaune des jüngsten Gerichts. Wenn er sich so schnaubt, steht der Sturm unmittelbar bevor. Zu Hause faß' ich mich kürzer; da sag' ich ihm einfach: Geh' doch ein bißchen hinaus, Graetz, und sieh' dich nach den Leuten um. Wenn ich Graetz sage und nicht Karl, weiß er schon, was die Uhr geschlagen hat. In Gesellschaft bin ich sonst höflicher; aber er kennt meine Wendungen. Wenn ich äußere: Stecke dein Taschentuch wieder ein, so wirkt das auf ihn wie ein Wellenbrecher. Man muß sich die Männer nicht über den Kopf wachsen lassen, Mariechen. Na — dir brauch' ich das am Ende nicht anzuempfehlen, du hast den deinen am Gängelbande."

„Oho — nein, Ma', wahrhaftig nicht! Aber wir vertragen uns gut, wenigstens vorderhand. Noch zittert seine Weste nicht, und er schnaubt auch nicht wie die Mauerstürzer von Jericho."

Annafreda war stehen geblieben. Sie küßte Marie auf die Stirn. „Seid ihr denn wirklich glücklich?" fragte sie zärtlich.

Marie zog die Hand der alten Dame an ihre Lippen. „Ich glaube," entgegnete sie, „wir könnten nicht glücklicher sein!"

Annafreda fuhr rasch mit der Hand über die Augen. Sie legte ihren rechten Arm um die Schulter Maries und schritt mit ihr weiter durch den Park. „Das hört ein Mutterherz gern," sagte sie. „Sieh' mal, p'tite, jetzt kann ich's ja ruhig gestehen: zuerst, da war ich grimmig erbost, als ich von der Heirat hörte. Es paßte mir vieles nicht, das nicht und das nicht, es war nicht mein goût. Aber nun — nun bin ich grade so glücklich wie ihr. Mariechen, es liegt an dir, Euch dies Glück zu wahren. Unsinn das mit dem starken Geschlecht! Die Frau ist die Herrscherin in

der Ehe. Ein sogenannter Pantoffelheld war noch nie ein unglücklicher Ehemann. Pantoffelheld klingt sehr philiströs und klingt gemein. Es kommt auch auf den Pantoffel an. Zwischen einem Kürassierstiefel und einem gestickten Morgenschuh ist ein Unterschied. Du verstehst mich. Bei Otto tut es der Morgenschuh."

Marie lachte. „Ich werd' es mir merken, für spätere Zeiten."

Die alte Dame schüttelte den grauen Kopf. „Alles Spätere ist gewöhnlich das Zu-späte, mein Kind. Nur in den Flitterjahren erzieht man den Mann. Gottlob, sie dauern bei Euch ja lange genug. Ich meine auch, du bist auf dem rechten Wege. Interessengemeinschaft, das ist die Hauptsache. Eingehen auf alles, selbst auf die blödsinnigste Politik. Und dann, wenn's not tut, langsam zurückzuppen. ‚Stecke dein Taschentuch wieder ein!' — Miechen, du bist eine kluge Frau, du wirst dein Glück festhalten."

„Ja," sagte Marie tief aufatmend, „das will ich, Mama. Will es auch verteidigen, wenn man es mir zu rauben droht." —

Am nächsten Morgen schlief das junge Ehepaar etwas länger als gewöhnlich. Dem Fackelzug der Gutsarbeiter am Abend vorher war noch ein gemeinsames Festmahl der Leute im Speisehaus der Kolonie und dann ein Tanz gefolgt, dem die Herrschaft bis über Mitternacht hinaus beiwohnte. Es war ein fröhliches Fest gewesen, aber für Marie ein wenig angreifend; sie wachte mit leichter Migräne auf.

Die Morgenpost brachte eine Überraschung. Doktor Gössel schrieb, sein Gesundheitszustand nötige ihn wider Hoffen und Erwarten, auf seine Kandidatur Verzicht zu leisten. Er war im Winter an einer Lungenentzündung erkrankt, befand sich jedoch seit langem in der Rekonvaleszenz und hatte geglaubt, die parlamentarischen Mühen, vor allem aber die Wahlvorbereitungen ohne Beschwerden auf sich nehmen zu können. Nun war indessen ein Rückfall eingetreten, der ihm die größte Schonung auferlegte. Er sollte nach Görbersdorf, dann nach Davos und im Winter nach Egypten. Als seinen Nachfolger in der Kandidatur bezeichnete er Graetz.

„‚Sie sind alles in allem noch eine bei weitem geeignetere

Persönlichkeit als ich selbst, lieber Rittmeister,'" so las Graetz seiner Frau aus dem Briefe Gössels vor. „‚Ich habe allerdings auch an Freund Hackert gedacht und bei ihm telegraphisch angefragt, wie er sich zur Sache stelle. Er hat strikte abgelehnt und mich an Sie gewiesen. Was Sie vor uns beiden voraushaben, ist in erster Linie die längere Seßhaftigkeit im Kreise. Der Name Graetz wird allein schon für uns wirken. Ich könnte noch ein Dutzend Schmeicheleien hinzufügen, aber wenn sie auch der Wahrheit entsprächen — sie sind Überfluß. Um Ihnen mit Hinterlist und Tücke zuvorzukommen, habe ich bereits das Wahlkomitee benachrichtigt; da ist man mit Jubel einverstanden. Hackert wird die Agitation leiten; er hat auch Druck und Versendung der Broschüren, Aufrufe, Flugblätter, die Auswahl der Wanderredner, kurzum die ganze Organisation übernommen. Bei der Beratung mit den Konservativen empfehle ich Ihnen weniger Diplomatie als Offenheit. Die wenigen Programmpunkte, die uns von ihnen trennen, sind rein materialistischer Natur, und ich denke, man wird nicht so kleinlich sein, sie ins Vordertreffen zu rücken, wo Ihr Sieg zugleich die Niederlage des gemeinsamen Feindes bedeutet. Noch ein Schlußwort, lieber Freund: Sie dürfen uns nicht im Stich lassen. Unsere Sache ist gut, sonst würden Sie ihr nicht dienen. Wir stehen im Westen des Landes bereits auf festen Füßen; es tut nichts, daß die rheinische Gruppe sich als die ‚liberalere' bezeichnet, das Resultat ist die Hauptsache. Sie, bester Rittmeister, sollen uns den Osten gewinnen helfen und zugleich die Verbindung mit denjenigen konservativen Elementen, die die soziale Frage nicht aus dem Gesichtswinkel egoistischer Sonderinteressen beurteilen, sondern als eine notwendige Folge unserer Gesellschaftsentwicklung — als einen Faktor im öffentlichen Leben, der sich niemals gewaltsam aus dem Wege räumen lassen wird, als eine Macht, an deren Organisierung wir in staatserhaltendem Sinne positiv mitarbeiten müssen, damit sie uns nicht vernichte. Ich bitte Sie herzlichst, mein lieber Rittmeister . . .'

„Und so weiter," schloß Graetz, indem er den Brief zusammenfaltete und sich über die Stirn strich, „— den Rest

schenke ich dir. Was sagst du dazu, Marie? Das hat mir gerade noch gefehlt. Kandidat der Deutschsozialen! . . ." Er sprang erregt empor und schritt im Zimmer auf und ab . . . „Du hättest Papa gestern abend hören sollen! In politicis ist mit ihm überhaupt nicht zu reden. Er wird schäumen, wenn er erfährt, daß ich an Gössels Stelle trete."

„Er wird sich wieder beruhigen, wenn er sieht, daß du fest bleibst," antwortete Marie.

Graetz blieb vor ihr stehen. „Du meinst also, ich soll die Kandidatur annehmen?" fragte er.

„Lieber Otto, das ist eine Frage, die ich nicht ohne weiteres mit Ja oder Nein beantworten kann. Daß der Mann zu den großen öffentlichen Angelegenheiten Stellung nehmen muß, scheint mir klar. Er gehört in die Politik. In welchem Maße er sich mit ihr beschäftigt und inwieweit er aktiv an ihr teilnimmt, das hängt natürlich von seinem persönlichen Interesse an der Sache ab."

„Es ist stark bei mir," sagte Graetz, „ja wahrhaftig — es reizt mich außerordentlich, einmal meine ganze Kraft in diesem Kampfe einsetzen zu können. Aus zweierlei Gründen. Es ist ein Kampf gegen den Nationalfeind wie gegen den demokratischen Antisemitismus, es ist aber auch zugleich ein Auflehnen gegen die stabil gewordene Selbstsuchtspolitik in unseren eigenen Reihen."

„Es ist ein Kampf gegen die Gedankenfron — das würde **mich** wieder am meisten reizen," sagte Marie. „Ich bin keine Politikerin, aber ich habe aus deinen Schilderungen unsere politischen Verhältnisse doch immerhin zur Genüge kennen gelernt, um zu wissen, welche Rolle die autokratischen Elemente spielen. Die Parole wird ausgegeben — und die Masse gehorcht folgsam. Was ist denn die Masse? Nichts anderes als ein großes Philisterium, eine Horde von Dilettanten, die in ahnungsloser Beschränktheit dem Leithammel folgt. Das ist in allen Parteien dasselbe. Wer sich einmal das Recht der eigenen Meinung erlaubt, der ‚fliegt hinaus'."

„Es kann mir genau so ergehen," sagte Graetz lächelnd.

„Gewiß, Otto, und ich bitte dich, vergiß das nicht — vergiß das nicht! Du hast zwar auch deine Streiter hinter dir.

Auch dein politisches Programm sucht Rückhalt in einer bestimmten sozialen Gruppe. Aber die Gefahr ist, daß sich diese Gruppe aus den verschiedensten gesellschaftlichen Bestandteilen zusammensetzt und daß sie als politischer Organismus noch in der Entwicklung ist. Man kann im großen ganzen wohl annehmen, daß dem Konservatismus die Aristokratie — im weitesten Begriff — dem Liberalismus das Bürgertum und der Sozialdemokratie das Proletariat angehört. Aber deiner neuen Partei, du nennst sie ja selbst die ‚Partei der Sammlung', werden sich naturgemäß Elemente aller sonstigen sozialen und auch politischen Schattierungen zugesellen — eben diejenigen, die nicht mehr gewillt sind, bedingungslos dem großen Trosse zu folgen: die Unzufriedenen der übrigen Parteien. Das halte ich für ein Glück, denn es wird Leben und individuellere Gestaltung in die politische Erstarrung bringen. Es hat aber auch seine Gefahr — ich wiederhole es — die Gefahr alles Revolutionierenden, eine persönliche: man wird dir zujubeln und dich niederschreien, und es kann kommen, daß Freund und Feind dich ans Kreuz schlagen, wenn deine Sache mißglückt."

„Darauf muß ich gefaßt sein, und ich bin es auch," erwiderte Graetz. „Hundertmal Größere als ich haben für ihre Überzeugung leiden müssen. Ich weiß ja auch nicht einmal, ob wir auf dem rechten Wege sind — ich g l a u b e es nur, und es ist doch die Überzeugung, die stark macht. Schwankte ich noch, dann würde ich keinen Augenblick zögern, die Kandidatur abzulehnen. So aber — — ich meine, ich tue ein g u t e s Werk, wenn ich sie annehme . . . Marie, du kennst mich. Ich bin nicht eitel und bin nicht ehrgeizig genug, als daß mir an einer fragwürdigen Popularität liegen würde. Es ist mir einfach ein Herzensbedürfnis, da tatkräftig und nach bestem Wissen helfend einzugreifen, wo ich sehe, daß man mit unzweckmäßigen Mitteln der wachsenden Unzufriedenheit steuern will: mit dem Köder lockender Freiheitsphrasen, mit brutaler Knebelung oder den Versuchen sozialer Nivellierung, die im monarchischen Staatswesen ein Unding sind. Der praktische Sozialismus ist wie das praktische Christentum: helfen kann man nur, wenn man vom Eigenen

abgibt. Das hat mit dem Wahnsinn kommunistischer Gleichmacherei nichts zu tun, es steckt eher das Empfinden noblen Herrentums dahinter: die gut zu halten, die uns dienstbar sind. Daß dabei auch ein gewisser Egoismus mitspricht, ist nur verständlich; es ist wenigstens ein gesunder, denn wer Opfer bringt, kann auch verlangen . . . Also, Marie, ich meine, ich nehme an. Wenn es auch bittere Kämpfe kosten, wenn ich auch schließlich allein bleiben sollte."

„Komm' her," sagte Marie, „und küsse mich. Du wirst nie allein sein, so lange ich bei dir bin."

„So lange," wiederholte er und zog sie an sich. „Wie lange? — Immer!"

„Ja, immer — immer! Ja, Otto, immer . . . sonst müßte ich sterben . . ."

Er hob sie auf, nahm sie wie ein Kind auf seinen Arm und so küßte er sie. Das war seine stumme Antwort.

14.

Der Ritterschaftsrat von Hackert war ein kluger Herr; er hatte nicht zu einer politischen Rücksprache, sondern im allgemeinen zu Nachmittag und Abend geladen, wie das im Kreise Brauch war. Und nicht allein die Herren, sondern auch die Frau Gemahlinnen und Fräulein Töchter: die sollten das mildernde, versöhnende und ausgleichende Medium bilden, falls es bei der Beratung zu stürmisch vorgehen würde. Denn das war freilich der Fall: den Einladungen lag noch eine Karte bei mit der kurzen Notiz, man hoffe sich bei dieser Gelegenheit auch politisch zu verständigen, Doktor Gössel werde erwartet. Alles übrige besorgte die Fama und die Kunde von Mund zu Mund: Herr von Hackert wolle, im Verein mit Gössel und Graetz, noch einmal alle seine Beredsamkeit aufbieten, um das konservative Wahlkomitee zu bewegen, die Kandidatur zurückzuziehen.

Herr von Hackert (dessen Vater erst aus dem russischen Untertanenverbande ausgetreten war und sich hier angekauft hatte) erfreute sich trotz seines politischen ‚Eigenwillens‘ und seiner ‚Sonderbestrebungen‘ allgemeiner Beliebtheit. Er war recht wohlhabend und sein Besitz vortrefflich imstande. Der älteste seiner Söhne stand bei den Gardehusaren, der zweite war Kammergerichtsreferendar; daheim weilte nur seine einzige Tochter Rudolfine, ein armes verkrüppeltes Wesen, das infolge eines unheilbaren Rückenleidens ständig an den Rollstuhl gebannt war.

Gegen fünf Uhr nachmittags fuhren die beiden Wagen in den Park ein. Fast die gesamte Nachbarschaft war geladen: der Landrat von Uhlenhausen mit seiner noch immer recht hübschen Frau, einer Österreicherin, und zwei hochblonden Töchtern. Graf Barby: ein schöner alter Herr, der Marquis aus der französischen Komödie, sehr elegant und äußerst preziös, dabei grundgutmütig von Herzen; er kam in einem Charabanc mit Kutscher und Diener; Komteß Annie lenkte, eine hagere kleine Brünette mit reizendem Zigeunergesicht und mutwilligen Augen. Weiter: der Baron Feldern auf Groß-Scharlibbe, auch Mylord genannt, weil er mit seinem bartlosen Gesicht gern den Engländer kopierte, obwohl er kein Wort englisch sprach. Er galt für das größte Finanzgenie im Kreise; alljährlich im Herbst prophezeite man ihm, daß es koppheister gehen würde. Aber er half sich immer wieder: im Löcheraufreißen und Wiederzustopfen hatte er es zu einer erstaunlichen Gewandtheit gebracht. Bernstein und Goldstein, bei denen er am tiefsten in der Kreide saß, hatten dennoch die größte Hochachtung vor ihm. Es hieß auch, sie hielten ihn heimlich. Die beiden Rocknower Juden haßten sich gegenseitig grimmig; das kam dem Scharlibber zugute. Herr von Feldern hatte einen Volontär gehabt, den jungen Robinski. Dieser Robinski erwartete eine große Erbschaft von einem Onkel in Polen. Infolgedessen hetzte ihn Feldern mit seiner Tochter zusammen, nachdem seine Heiratsbestrebungen bei Graetz resultatlos verlaufen waren. Aber Feldern hatte Unglück: der Onkel in Polen ließ sich zum Entsetzen Robinskis noch auf dem Totenbette mit seiner Haushälterin trauen und legitimierte seine unehelichen Kinder, die nunmehr seine

Erben wurden. Robinski ging leer aus und zog mit seiner jungen Frau auf ein Vorwerk seines Schwiegervaters, um dort seine landwirtschaftlichen Studien fortzusetzen, die sich in der Hauptsache auf stetig verunglückende Drainagen beschränkten, was ihm indessen seinen kühnen Mut nicht nahm. Das Robinskische Ehepaar, an sich recht nette Leute, war heute natürlich auch zu Gast in Wendhusen.

Aber Baron Feldern brachte noch einen besonderen Gast mit, den Grafen Wilhelm Limbach, der seit drei Tagen auf Besuch in Groß-Scharlibbe war. Solche Besuche waren in Scharlibbe nichts Seltenes. Es waren Käufer, die sich das Gut ansehen wollten. Feldern behielt sie immer ein paar Tage bei sich. Er nannte das seinen ‚Wickel'. Er raste mit ihnen über die Felder, so daß sie den Besitz nur in der Karriere zu sehen bekamen, und dann wurde gefrühstückt, diniert und soupiert, und dabei seifte Feldern sie fürchterlich ein. Es mußte eine stille Hoffnung in ihm leben, daß mit den Käufern in der Besinnungslosigkeit am besten zu verhandeln sei. Tatsächlich hatte er auch bereits zweimal vor günstigen Verkäufen gestanden, doch beide Mal waren die Käufer im letzten Augenblick unter Zahlung der festgesetzten Pönale zurückgetreten. Heute strahlte Baron Feldern; den armen Limbach schien er fest im Wickel zu haben. Limbach war im Smoking, aber das Zivil stand ihm nicht. Auch sah er sehr blaß aus und erweckte den Eindruck, als leide er an heftigen Kopfschmerzen.

Der Ökonomierat mit seiner Frau traf in einer großen Viktoriachaise ein; dann kam Doktor Harbs in seinem Selbstfahrer, mit dem gespenstischen Schimmel davor, und brachte den Kreistierarzt Lummer mit, der ein Mitglied des konservativen Wahlkomitees war und bei Versammlungen sehr geschätzt wurde, weil sein ungeheures Organ jede Opposition niederdonnerte. Die Herrschaften aus Adlich-Bartlau rückten in zwei Wagen an. Im ersten saß der Feuersozietätsdirektor und Hauptmann a. D. Herr von Gerlach mit Gattin und Hausfräulein; aus dem zweiten quoll eine Wolke von Musseline und Satin, über der aschblondes Gekräusel wogte: die Bartlauer Mädel, die mit viel Geschnabber und Gekicher sofort den Landratstöchtern, der Komteß Barby,

Käte Robinski und dem Fiddichow-Geflügel um den Hals fielen. Das Fiddichow-Geflügel war gute Zucht: zwei dralle Backfische, die ihrem Herrn Papa, dem Königlichen Oberamtmann Fiddichow, wie aus dem Gesicht geschnitten waren. In der Familie Fiddichow neigte man zur Rundlichkeit: Mutter und Töchter waren erfreulich gut genährt. Da war ferner der Forstmeister Hahnemann mit seinem schlanken Reh, der braunäugigen Trude; da war Fahrenheit, der Apotheker aus Rocknow, mit seiner Gattin; da waren noch viele andere: die Kolziger, die Petershagener, die Zempelburger, der Postmeister Stiebecke, der Obersteuerkontrolleur Wahnschaffe, der Bürgermeister Metzner. Auch der Major von Albinus war mit einer Einladung bedacht worden, obwohl er seit Jahren nicht mehr die Gesellschaften besuchte. Er hatte denn auch diesmal wieder abgeschrieben und zwar in einer höchst schrulligen und unverständlichen Weise. Herr von Hackert zeigte die Absage, ein Stück graues, grobfaseriges Papier, auf dem eine feine Handschrift gekritzelt hatte: ‚C. T. de Weiß gen. Albinus mit Bedauern, durch stärkere Mächte (Phil. sagax L. III, c. V) zurückgehalten zu sein. Indessen siderisch (Par., De lunaticis I, 1) gern dort, im Bewußtsein der Zeit (Cardanus) und insubstanziell: doch empfindend, imaginierend, denkend (ibid., de varietate III).‘ — Es war ganz verrückt.

Die Kütnersdorfer kamen etwas später als die übrigen; es lag dies an dem Volontär Herrn Arnemann, der mit eingeladen worden war und mit seiner Toilette nicht fertig werden konnte; an seiner Krawatte knüpfte er gewöhnlich eine halbe Stunde herum.

Anfänglich wurde kein Wort über Politik gesprochen; es war, als hätte man eine Parole ausgegeben. Man begrüßte sich gegenseitig freundschaftlich, ja mit erhöhter Herzlichkeit, als wolle man dadurch betonen, daß man der leidigen Politik keinen Einfluß auf den persönlichen Verkehr gönne. Selbst der dicke Fiddichow verhielt sich still, obschon er einen Vulkan in der Brust trug und aussah, als wolle er jeden Augenblick explodieren. Die Bewirtung war die herkömmliche. Unter den Linden im Park standen Kaffee- und Teetische gedeckt, und Berge von Napf- und Streuselkuchen, Waffeln und Sandwichs warteten des Angriffs.

Zwei Diener und ein paar Zofen servierten; die Hausfrau hielt sich hinter einem blitzblanken Samowar verschanzt; am Tische der jungen Mädchen stand der Rollstuhl Rudolfines.

Es war ein anmutiges Gesamtbild. Noch war der Tag heiß, aber unter dem Schattendach der alten Linden ließ sich die allzu wohlmeinende Sonne ertragen; auch wurde neben Kaffee und Tee Limonade und Eis als Erfrischung gereicht, und auf die leise Frage des dicken Fiddichow wies einer der Diener hinter eine Taxushecke, wo ein Fäßchen gut gekühlten Pilseners auf einer Rasenbank lag. „Aha," sagte der Oberamtmann, „das ahnte mir ja . . ." Von diesem Augenblick an hielt er sich ständig in der Nähe der Taxushecke auf und wischte sich häufig den Mund.

Es bildeten sich bald verschiedene Gruppen. Die jüngeren Herrschaften wollten nach dem Tennisplatz. Graf Bill erklärte, das sei zu heiß. Nun wurde beratschlagt, ob man nicht Kahn fahren könne, wofür Herr Arnemann lebhaft eintrat. Graetz schritt mit Graf Barby in ernstem Gespräche auf und ab. Herr von Hackert hatte den Doktor Harbs beiseite gezogen.

„Ein Wort, liebster Doktor," sagte er. „Sie haben den Wisch gelesen, den mir der Albinus geschrieben hat. Ist denn der arme Kerl total verdreht?"

„Ich behaupte ja," entgegnete der Doktor; „recht normal war er nie. Aber seit er sich dem Spiritismus in die Arme geworfen hat, ist er ganz übergeschnappt."

„Kann man denn nichts für ihn tun?"

„Was heißt ‚man'? — Ich? — Nein, Herr Ritterschaftsrat, seit er sich den Menschen, den Wanowski, quasi als Leibarzt zugelegt hat, betrete ich sein Haus nicht mehr. Nicht mit einem Fuß."

„Das kann ich Ihnen nicht verdenken. Aber könnte man denn nicht von Amts wegen einschreiten? Der Bürgermeister erzählt mir, daß der Wanowski sich viel mit hypnotischen Kuren beschäftige. Ich halte das an sich schon für einen Unfug. Nun hat Metzner aber auch noch eine andere Vermutung. Es ist notorisch, daß Albinus dem Wanowski ein Kapital von vierzig=

oder fünfzigtausend Mark verschrieben hat. Das wurde gerichtlich festgesetzt. Jetzt behauptet Metzner, es handle sich da um eine hypnotische Willensbeeinflussung des Majors. Ist so etwas überhaupt möglich?"

„Lieber Ritterschaftsrat, möglich ist alles. Es ist auch eine Anzahl von Fällen bekannt, in denen die Suggestibilität verbrecherisch ausgenützt wurde. Aber hier — nun, weisen Sie dem Wanowski mal Ähnliches nach! Das ist ein schlauer Halunke. Im übrigen glaube ich auch . . . also, ich habe meine eigenen Gedanken . . . Wenn wir Wanowski auf kluge Weise fortschaffen könnten, wär's schon am besten. Freilich — — Sie, verehrter Herr Fahrenheit," unterbrach er sich und winkte dem Apotheker, „wollen Sie denn nun wirklich Ihr Geschäft an diesen Wanowski verkaufen?"

„Ich verkaufe es an den, der mir den höchsten Preis zahlt," entgegnete Fahrenheit. „Geld ist Geld."

„Es ist für uns aber sehr unangenehm," sagte Herr von Hackert, „wenn sich eine so wenig beliebte Persönlichkeit wie Doktor Wanowski noch fester im Kreise sässig macht."

„Herr Ritterschaftsrat," entgegnete der Apotheker, „ich bedaure herzlich — aber das kann für mich nicht maßgebend sein. Ganz und gar nicht. Um so weniger, als man mich auch nicht gerade mit Wohlwollen behandelt."

„Papperlapapp," sagte Harbs. „Kommen Sie uns bloß nicht wieder mit Ihrer Empfindlichkeit!"

„Herr Doktor Harbs," bemerkte der Apotheker giftig, „ich verbitte mir Äußerungen, die mich kränken können! Ihre Voreingenommenheit ist mir sehr wohl bekannt. Oder glauben Sie, ich weiß nicht, daß Sie Ihren Patienten anempfehlen, die Medizinen nicht bei mir, sondern in der Löwen-Apotheke in Stanzig anfertigen zu lassen? Glauben Sie, ich weiß das nicht? Und glauben Sie, ich wüßte nicht warum — warum? Weil der Löwen-Apotheker Ihnen bei Ihren Serum-Versuchen gratis behilflich ist . . . Ihr berühmtes Serum — ich will nicht lachen —"

Er lachte aber doch, so wie nur Fahrenheit lachen konnte: kurz, spitz, gallig und höhnisch. Harbs wurde feuerrot, und Herr

von Hackert erschrak fast. „Um Gottes willen," rief er mit gedämpfter Stimme, „fangen Sie mir nicht jetzt schon an! Das kann ja ein erfreuliches Friedensfest werden!"

„Ich bin kein Nörgler," sagte der Doktor, „aber mein wissenschaftliches Renomee laß ich nicht antasten."

„Wer tastet denn?!" rief Fahrenheit; „erfinden Sie in Gottes Namen, was Sie wollen! Ich bin neugierig darauf, außerordentlich neugierig!"

Der Ritterschaftsrat wußte nicht recht, wie er die beiden Kampfhähne auseinander bringen sollte. Er war außer sich. Noch war kein Wort von Politik gefallen, und der Krakeel ging bereits los. Mein Gott, was waren das für temperamentvolle Leute im Kreise Ost-Rocknow! — Er schob seinen Arm unter den des Doktors. „Hab' ich Sie schon mit meinem russischen Vetter bekannt gemacht, Harbs?" fragte er; „ein netter Mensch — er will leider morgen schon fort — er hat die Gesandtschaft in Santa Fé de Bogota bekommen . . ." Und er zog den noch immer kirschroten Doktor mit sich. Fahrenheit lächelte verächtlich. —

Marie war ein wenig blasser geworden, als sie bei der Auffahrt den ehemaligen Kosulatsdragoman neben dem Ritterschaftsrat auf der Rampe stehen sah. Aber die Erregung ging rasch vorüber. „Darf ich dich vorstellen?" fragte der Ritterschaftsrat. „O — ich bin schon bekannt," erwiderte Doktor Hackert, „ich erzählte dir ja — ich habe die Herrschaften bei meiner Sonnenaufgangsmalerei getroffen . . . Die Balz gut bekommen, gnädigste Frau?" — Er küßte Marie die Hand. Sie hatte ihre Ängstlichkeit überwunden; trotzdem, es lag zentnerschwer auf ihrem Herzen. Er plauderte mit ihr, als seien sie nicht nur durch eine Erinnerung miteinander verbunden, die den einzigen schwarzen Schattenfleck im Sonnenglück ihres Lebens bildete; er war liebenswürdig, harmlos und genau so oberflächlich geistreich zu ihr wie zu den übrigen Damen, und niemals schien sich das verbindliche Lächeln um seine Mundwinkel verändern zu wollen. Nur einmal wurde er ernster, das war schon zu späterer Stunde. Da stand sie zufällig allein vor der marmornen Sonnenuhr, die das Mittelstück des Blumenparterres vor der Schloßrampe einnahm,

und betrachtete den Schlagschatten des bronzenen Weisers auf dem glänzenden Marmor. Quer über den Stein fiel ein anderer Schatten. Sie sah den jungen Diplomaten, wie er mit dem Lächeln der Gewohnheit eine Pfingstrose abschnitt und sich ihr dann näherte.

„In untertänigster Verehrung, gnädige Frau," sagte er, ihr die Rose reichend. „Ich sehe, Sie sind ohne Blumenschmuck; aber ich meine, dies dunkle Rot paßt gut zu dem Farbenton Ihres Kostüms."

„Herzlichen Dank," entgegnete sie und steckte die Rose in ihren Gürtel. Es wurde ihr schwer, ihn anzuschauen. Doch sie bezwang sich. Noch stand das gleichgültige Lächeln auf seinem Gesicht; das Monokel in der linken Augenhöhle glänzte in der Sonne förmlich metallen. „Gefallen Sie sich bei uns?" fragte sie, um in ihrer Verlegenheit überhaupt eine Frage zu stellen.

Er nahm das Monokel ab und steckte es in die Westentasche. „Ausgezeichnet," erwiderte er, „namentlich heute. Ich sah auf der Tafelordnung, daß ich die Ehre habe, der rechte Tischnachbar der gnädigsten Frau zu sein. Das war ich schon einmal — aber es ist Jahre her . . ."

Marie atmete tief auf. Nun trat also doch ein, was sie gefürchtet hatte: er weckte die Erinnerung. Ihr Blick umflorte sich, eine tödliche Traurigkeit beschlich sie. Es war ihr, als verlösche in der Runde auf einmal alle Blütenpracht und als falle ein grauer Aschenregen hernieder.

Mühsam erhob sie den Kopf und sah ihn an. „Gehen Sie zu meinem Mann," sagte sie tonlos, „und erzählen Sie ihm von jener Zeit."

Er schüttelte den Kopf. Das Lächeln wich, er wurde ernst. Er hatte ein freies, offenes, auch stolzes Gesicht. Aber das Lächeln entstellte ihn, es war eine alberne Maske. Er neigte sich ein wenig vornüber, als betrachte er mit ihr zugleich die Zeichen auf der Sonnenuhr, und entgegnete: „Weshalb diese Beleidigung, gnädige Frau? Ich bin kein Schuft. Ich hätte auch weiter schweigen können: ich las die Bitte des Schweigens in Ihren Augen. Sprach ich — zu Ihnen nur — von — von damals, so geschah es mit Absicht. Vielleicht kann ich Ihnen ein freundschaftlicher

Berater sein. Ich reise morgen fort und werde schwerlich wiederkommen. Haben Sie mir nichts zu sagen? — Kein Wort der Aufklärung —?"

„Doch. Ja, Herr Doktor, es drängt mich nach einer Aussprache — und wenn sie noch so kurz ist! . . . Ich möchte nicht, daß Sie . . . Lieber Gott, wie ist das furchtbar — wie leide ich! . . ."

Sie war weiß wie die Marmorplatte der Sonnenuhr. Was sie sagte, war ganz leise gesprochen, und es klang doch wie unterdrückte Aufschreie. Ein tiefes Erbarmen ergriff den vor ihr stehenden Mann. Er versuchte, im Ausdruck seines Auges alle Güte zu sammeln, deren er fähig war, und entgegnete: „Ruhe, gnädige Frau. Ich bin kein Feind. Aber, wer weiß es, ein Feind kann kommen. Deshalb . . . Die Wahlbesprechung der Herren wird gleich beginnen. Dann finden Sie mich in der Nähe des Pavillons. Vielleicht ermöglichen Sie es, mich da zu treffen . . . Und nun einen Scherz und ein Lachen, gnädige Frau. Da kommt Graf Limbach . . ."

„Cousine," rief Bill schon von weitem, „pardon, wenn ich störe: die jungen Damen sind am Bienenhaus. Man kann durch die Glasplatten in das Innere schauen. Und nun wollen sie wissen: was sind die Drohnen, was die Arbeitsbienen, wo steckt die Königin, und ist denn kein König da? Ich weiß das alles nicht. Aber ich sagte: meine Cousine Marie-Angélique, das ist die klügste Frau auf dem Kontinent. Was keiner weiß, sie weiß es. Anjetzo soll ich dich holen, man verlangt stürmisch nach dir. Kommen Sie auch mit, Herr Doktor Hackert, dann mehrt sich die Weisheit."

„Ich liebe den Honig, aber traue den Bienen nicht," entgegnete der Angeredete lächelnd. „Trotzdem — ich will Courage zeigen und folge nach, sobald ich den Sonnenschirm für Frau von Robinski geholt habe: ein Auftrag, den ich Elender natürlich zwei Minuten nach gegebener Order schon wieder vergessen hatte . . ."

Er verneigte sich und ging nach dem Schlosse. „Habt ihr gemeinsam die Zeit verglichen?" fragte Limbach und zeigte auf die Sonnenuhr.

„So etwas Ähnliches, guter Bill.“

„'Ah sieh' — auch du hast dich mit einer Rose geschmückt!“

„Als Gegenstück zu der, die du im Knopfloch trägst.“

„Ich hab' sie geschenkt bekommen.“

„Von lieber Hand?“

„Jedenfalls von kleiner, anmutiger und süßer.“

Sie schritten nebeneinander die Allee hinab und bogen dann rechtsab, wo sich der Weg zwischen den Boskets verlor.

„O Bill,“ sagte Marie, „das klingt wie ein Ausruf der Leidenschaft. Hast du Feuer gefangen?“

„Beinahe. Ei nein, ich scherze. Und doch im Ernst: sollte die kleine Barby nicht einmal den Otto heiraten?“

„Es ist möglich. Ja, ich glaube. Die Mama hatte an jedem Finger eine Partie für Otto — bis ich dazwischen kam. Gefällt dir die Komteß?“

„Ja. Unter uns: ausgezeichnet. Unter uns: sie ist ein entzückendes Mädelchen.“

„Unter uns —“

„Gewiß, es kommt noch ein ‚Unter uns‘. Sind die Barbys vermögend?“

„So viel ich weiß ja. Pfui, Bill!“

„Sage du Pfui, ich will mich auch schämen. Alles unter uns. Cousine, die Sache liegt einfach: ich besitze rund — es ist egal wie viel. Knapp genug, um mir eine Klitsche zu kaufen und mein Leben neu aufzubauen. Knapp genug. Bringt meine künftige Frau etwas dazu, ich nehm's nicht übel. Ich nehm's an.“

„Wird etwas aus Groß-Scharlibbe?“

„Es gefällt mir. Es ist etwas daraus zu machen. Aber es gehört Geld dazu. Dieser Baron Feldern scheint mich bemogeln zu wollen. Ich bin gewarnt worden. Was kann der Mann kneipen! Ich habe mitgeknippen, aber nichts unterschrieben. Er denkt, ich beiße an. Morgen wollte ich wieder davon. Nun bleibe ich aber doch noch.“

„Aha!“

„Richtig bemerkt. Aha! Ich werde in Hohen-Eltz Besuch

machen. Noch eine letzte Frage: ist dir die Anni Barby sympathisch?"

„Sehr, Bill. Sie ist wirklich ein reizendes Mädchen. Ein bißchen wild, ein bißchen stürmisch, aber das wird sich legen. Die Ehe klärt ab. Auch dir wird das gut sein."

„Marie ich habe in letzter Zeit viel Eseleien gemacht. Nichtsdestoweniger — ich habe das bestimmte Gefühl, das Zeug zu einem ganz hervorragenden Ehemann in mir zu haben. Also, die kleine Barby ist dir sympathisch? Das genügt mir. Du bist ein vortreffliches Auskunftsbureau. Ich sage dir: sie — oder keine. Da steht sie. Ist sie nicht bildhübsch? Bildhübsch ist zu viel. Aber eigenartig. Eigenartig ist richtig. Sehr eigenartig. Sie paßt zu mir."

„Nun sei still," sagte Marie, „die Mädel horchen auf ..." Der Weg schlängelte sich durch helles Rasengrün. Unter einer Birkengruppe stand das Bienenhaus. Dahinter drängten sich die jungen Mädchen, um durch ein Glasfenster schauen zu können. Herr Arnemann hielt einen Vortrag. „Die Bienen," sprach er, „sind gesellig lebende Insekten. Ihre einzige Aufgabe ist das Eierlegen. Dies tun sie jedoch mit Leidenschaft. Mannigmal legt eine Biene zweitausend Eier pro Tag. Die Larven heißen Nymphen. Es gibt auch noch Drohnen. Sie sind beneidenswert. Sie tun rein gar nichts. Aber schließlich werden sie abgemurkst ..."

Über die Wiese stürmte Komteß Barby den beiden Ankömmlingen entgegen. Ihre Kleider flogen, ihre Locken wehten, sie war so im Schuß, daß sie Marie in die Arme sauste. „Ach gnäd'ge Frau," rief sie, „pardon — beinah' hätt' ich Sie umgerannt — meine Füße laufen immer vorweg ... gnäd'ge Frau, es ist schön, daß Sie kommen: Herr Arnemann erzählt Wahnsinniges von den Bienen, Graf Limbach wußte überhaupt nur, daß sie piekten. Und wir sind so wißbegierig. Jetzt herrscht die allgemeine Hoffnung vor, daß Sie uns den richtigen Aufschluß geben werden ..."

Marie umfaßte die kleine Zigeunerin liebevoll, und ihre Hand glitt sacht über den schwarzen Wuschelkopf. „Lest Maeterlincks ‚Leben der Bienen'," sagte sie; „der versteht besser zu erzählen als ich." Bill sagte gar nichts, aber während sein Blick rasch über das unregelmäßige und doch allerliebste Profil der Kom-

teß glitt, sprach er zu sich selbst: ‚Es steht fest, ich fahre morgen nach Hohen-Eltz; vielleicht halte ich gleich an; ich überrumple den alten Grafen und fange den Schwarzspecht. Hierauf beginnt meine solidere Lebenshälfte . . .‘

Der Nachmittag schritt vor. Die älteren Damen saßen meist unter den Linden, häkelten und stickten. Nur Frau Annafreda hatte ihren berühmten Strickstrumpf mit; sie bestrickte nicht nur Stockhausen, sondern auch Kütnersdorf, sämtliche Vorwerke und die Herrschaft in Posen; zur Weihnachtszeit wurden große Massen von Strümpfen verteilt. Man sprach über Wirtschaftliches, die Ernte, die neue Molkereigenossenschaft, über Josef Kainz, die sich häufenden Automobilunfälle und den Major von Albinus. Der letztere bot immer regen Anlaß zur Unterhaltung. Als er in den Kreis gekommen, war er noch leidlich trätabel gewesen, hatte hie und da Besuch gemacht und sich Mühe gegeben, einen ‚psychischen Verein‘ zu begründen. Mit seinen okkultistischen Interessen fand er aber in Ost-Rocknow keine Gegenliebe. Da stand man mehr auf dem Boden materialistischer Weltanschauung. Einmal hatte sich der Major mit dem dicken Fiddichow über Paracelsus unterhalten wollen; aus Höflichkeit ging der Oberamtmann auch auf das Thema ein, bis sich herausstellte, daß er den alten Theophrastus Bombastus zunächst mit einem verabschiedeten General und dann mit dem Thermometer-Celsius verwechselt hatte. Im ersten Jahre seines Hierseins hatte Albinus auch im Anschluß an eine landwirtschaftliche Versammlung einen Vortrag über die deutschen Pneumatologen Jakob Böhme, Jung-Stilling, Eckartshausen und Genossen gehalten. Doch dieser Vortrug schlug keineswegs ein; das war nichts für die Agrarier; sie schüttelten die Köpfe; für Übersinnliches hatten sie nichts übrig. Von dieser Zeit ab zog der Major sich ganz zurück. Man hörte nur zuweilen durch entlassene Dienstboten von ihm. Frau von Feldern hatte eine Köchin, die bei ihm gewesen war. Was die zu erzählen wußte, war teils märchenhaft, teils grausenvoll; doch neigte man mehr auf die Seite des Grausens. —

Während die jungen Mädchen mit den unverheirateten Herren von der Betrachtung des Bienenhauses zuerst zum

Krocket und dann zum Tennis übergingen, gab der Ritterschaftsrat der politischen Korona einen Wink: man wollte sich im großen Saale zusammenfinden. Der wurde sonst nur zu Tanzfesten geöffnet; heute trug er ein parlamentarisches Gepräge. An der einen Querseite war ein langer Tisch aufgestellt worden, auf dem man Papier und Bleistifte verteilt sah; auch die Präsidentenglocke fehlte nicht. Im Halbkreise davor standen Stühle. Aber nur Graf Barby und Mylord Feldern nahmen Platz, die übrigen gruppierten sich zwanglos oder lehnten an der Wand. Der dicke Fiddichow hatte sich in der Mitte aufgepflanzt: eine Säule, die sich nicht stürzen lassen wollte.

Der Ritterschaftsrat rührte die Glocke. „Meine Herren, verehrte Freunde und Nachbarn," sagte er, „ich danke Ihnen zunächst herzlichst für Ihr Kommen. Ich habe Sie absichtlich mit Ihren Damen gebeten, weil mir weniger an einem politischen Kolloquium als an einer freundschaftlichen Aussprache, einer Aussprache con amore, lag. Das um so mehr, als es sich in unserm Falle in der Tat nicht um eine Scheidung der Geister handelt, sondern um ein gemeinsames Vorgehen auf der gleichen Basis: auf der Grundlage des Nationalgefühls, des Patriotismus."

„Ich bitte ums Wort," sagte der dicke Fiddichow und nahm die Zigarre aus dem Munde.

„Einen Augenblick," fuhr der Ritterschaftsrat fort, „wir sind noch nicht so weit . . . Mögen unsere Anschauungen in diesem oder jenem Punkte auch auseinandergehen — in einem finden wir uns durchaus zusammen: im Kampfe gegen die Sozialdemokratie."

„Bravo," rief Herr von Feldern; Graf Barby nickte. „Das wissen wir ja," sagte der Oberamtmann halblaut zu seinem Nachbar Fahrenheit. „Er kriecht wie die Katze um den heißen Brei," flüsterte der Apotheker zurück.

Herr von Hackert schaute nur flüchtig auf, griff sodann nach einem vor ihm liegenden Zettel und sprach weiter: „Ich möchte einige Notizen über die letzten Wahlerfolge geben. Bis zum Jahre 1887 war die konservative Partei im Kreise im Steigen. Dann kam der Rückgang. 1890 hatten wir die erste

Stichwahl, bei der Graf Barby nicht gesiegt haben würde, wäre die neu begründete Partei der Deutschsozialen nicht für ihn eingetreten — eine Pflicht, die meinerseits auf das energischste unterstützt worden ist."

„Verfluchte Schuldigkeit," murmelte Fiddicho.

„Nun begann der Aufschwung der Sozialdemokraten, der sich durch die Erschließung der Kohlenfelder bei Stanzig und den Zuzug neuer Arbeitermassen erklären ließ. Wenigstens zunächst; es traten auch noch andere Motive in Frage, die ich aber aus dem Spiel lassen will — Rittmeister Graetz wird vermutlich darauf zurückkommen."

„Aha!" rief Fahrenheit. Baron Feldern schaute interessiert den Rauchringeln seiner Zigarre nach. Der Oberamtmann räusperte sich ironisch.

„Mit den Sozialdemokraten," fuhr der Ritterschaftsrat fort, „begannen auch die Liberalen und Antisemiten eine lebhaftere Agitation; zugleich stiegen die Chancen der Deutschsozialen in dem Maße, daß sie bei der Stimmabgabe im Jahre achtzehnhundertachtundneunzig 16,6 vom Hundert gegen 21,3 der Konservativen zu verzeichnen hatten. Daß der Antisemit endgültig siegte, war weniger den Liberalen als den Sozialdemokraten zuzuschreiben, die im letzten Augenblick von ihrem Wahlvorstand angewiesen wurden, für Firmenich zu stimmen oder aber sich der Wahl zu enthalten. Sie taten das erstere."

„Und wie stimmten damals Ihre Deutschsozialen bei der Stichwahl?" rief das scharfe Organ des Herrn von Robinski.

„Sehr gut," sekundierte Fiddichow, „das möchte ich auch fragen!"

„Meine Herren," sagte Graf Barby und erhob sich, „wir wollen uns doch mit Dingen, die in der Vergangenheit liegen, nicht weiter beschäftigen. Vor allem möchte ich Sie bitten, nicht unnötig einen gereizten Ton in unsere Verhandlungen tragen zu wollen. Verzeihen Sie mir die Bemerkung, aber ich meine, gerade hier ist er gar nicht am Platze. Wie sind ja nicht in einer Volksversammlung, wir sind durchaus unter uns."

Er nahm wieder Platz. Fiddichow zuckte leicht mit der

rechten Schulter, und der Apotheker lächelte spinös. Man sah es den Gesichtern an: nicht alle waren gleicher Ansicht mit dem Grafen. Es gab viele, die sich sagten: Mit Liebenswürdigkeiten kommen wir hier nicht durch; Aussprache muß sein — je energischer, um so klarer und nachhaltiger... Ähnliches stand auch auf dem glatten Antlitz Mylord Felderns; er hatte kurz vorher leise zu seinem Schwiegersohn geäußert: „Mir ahnt, wir werden heute zum letzten Male in Wendhusen sein . . ."

Der Ritterschaftsrat hatte mit kurzer Neigung des Kopfes zu Barby hinüber für dessen Worte gedankt und wandte sich nun direkt an Fiddichow.

„Verehrter Herr Oberamtmann," sagte er, „wie alle von der Partei, der ich angehöre, gewählt haben, kann ich Ihnen beim besten Willen nicht verraten. Aber Sie werden sich entsinnen, daß Doktor Gössel und ich seinerzeit die Deutschsozialen in einem besonderen Flugblatt aufgefordert haben, gegen Herrn Firmenich und für den Grafen Barby einzutreten . . . Ich gehe weiter. Wie die Situation heute liegt, ist Ihnen bekannt. Die Begründung eines sozialdemokratischen Arbeiterblattes in dem Städtchen Stanzig ist ein Beweis dafür, wie sehr die sozialistische Partei auch in den letzten fünf Jahren wieder zugenommen hat. Sie ist so stark geworden, daß sie einen entscheidenden Schlag wagen kann, und daß sie auf den Sitz hofft, geht schon aus der Aufstellung des Herrn Lorenz Clasen hervor, eines der großen Parteihäupter, dem man die Kandidatur nicht angeboten haben würde, wenn man der Sache nicht sicher zu sein glaubte. Und die Gewähr für diese Sicherheit gibt den Sozialdemokraten, neben der tatsächlichen Zunahme der Genossen, die politische Zersplitterung im Kreise. Ich habe ein gut konservatives Herz — jawohl, Herr von Robinski, wenn Sie auch mokant lächeln, es ist doch so — ein gut konservatives Herz, trotzdem mein Name unter den deutschsozialen Wahlaufrufen steht — oder gerade deshalb. Und gerade deshalb, gerade deshalb verhehle ich mir nicht, daß die Konservativen als führende Partei im Kreise ausgespielt haben . . . Bitte unterbrechen Sie mich nicht, meine Herren, ich bin sofort zu Ende . . . Welche Gründe dabei mitsprechen, was in der

Hauptsache den Rückgang des Deutschkonservatismus veranlaßt hat, das zu untersuchen schenken Sie mir. Die Tatsache liegt vor, sonst hätte nicht ein demokratischer Antisemit vom Schlage des Herrn Firmenich mit erheblicher Majorität siegen können. Doch auch er hat zum ersten und letzten Male gesiegt. Die sozialdemokratischen Krücken, mit deren Hilfe er in den Reichstag kam, versagen; der Wahlverein der vereinigten Liberalen hat es für eine Ehrenpflicht erklärt, Herrn Firmenich jedwede Unterstützung zu entziehen — ja, noch mehr: Angesichts der Tatsache, daß ein nationalliberaler Zählkanditat nur der Sozialdemokratie in die Hände arbeiten würde, ist von der Kandidatur des Rechtsanwalts Dieffenbach Abstand genommen worden und hat der liberale Wahlverein seine Mitglieder aufgefordert, für den Deutschsozialen Doktor Gössel zu stimmen. Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß auch von den Konservativen in Anbetracht der Sachlage viele von vornherein dem Deutschsozialen ihre Stimme geben werden und daß für den Fall einer Stichwahl die meisten der Antisemiten nicht für Herrn Clasen, sondern für Doktor Gössel eintreten würden. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung liegt jedenfalls derart, daß mit Sicherheit auf einen Sieg des Deutschsozialen und eine Niederlage des Sozialdemokraten gerechnet werden kann, wenn auch Graf Barby zurücktritt und seine Anhänger schon im ersten Wahlgange ihre Stimmen auf unsern Kandidaten vereinen. Das war bisher der Doktor Gössel, der Begründer der Partei. Er wollte heute vor Ihnen erscheinen, um Ihnen noch einmal persönlich klarzulegen, daß die Gegensätzlichkeit der Anschauung in dieser und jener Frage sich im vorliegenden Falle unschwer überbrücken lassen würde. Aber ich teilte Ihnen bereits mit, daß Gössel erkrankt und nicht reisefähig ist. Ich kann nunmehr hinzufügen, daß seine Erkrankung leider eine zu schwere ist, um den Strapazen der Wahlkampagne gewachsen zu sein. Er hat sich infolgedessen veranlaßt gesehen, mit unserm Einverständnis seine Kandidatur auf unsern verehrten Freund Rittmeister Graetz-Kütnersdorf zu übertragen . . ."

Die Worte des Ritterschaftsrats waren nur hie und da durch einen vereinzelten Zwischenruf, durch ein Flüstern oder eine

lebhaftere Bewegung unterbrochen worden. Nun aber wurde es lauter; die Überraschung war allgemein. Daß Graetz abtrünnig geworden war, wußte man ja; aber daß er ein Mandat der Deutschsozialen annehmen und damit offen als Gegenkandidat des Grafen Barby auftreten würde, hatte man nicht erwartet. Fiddichow und Fahrenheit genierten sich nicht, mit den Füßen zu scharren. Herr von Robinski rief: „Herr Rittmeister, da werden Sie wohl Reugeld zahlen müssen!" — Der Forstmeister legte seine Hand auf Graetzens Schulter und meinte: „Eine große Torheit, lieber Freund, eine große Torheit . . ." Der Ökonomierat saß in einer Ecke und starrte seinen Sohn mit förmlich entsetzten Augen an. Hinter ihm stand Uhlenhausen. „Wer hat recht behalten, alter Feldrat — he?" fragte er.

Herr von Hackert griff zur Glocke. „Bitte, meine Herren," rief er, „ein wenig Ruhe! Rittmeister Graetz wird die Liebenswürdigkeit haben, uns sein Programm zu entwickeln . . ."

Aber die erbetene Ruhe trat nicht ohne weiteres ein. Die Stimmen schwirrten durcheinander. Fahrenheit und Robinski zankten sich mit einem Domänenpächter Lewald, der gleichfalls den Deutschsozialen angehörte. Der dicke Fiddichow rief: „Was geht uns denn sein Programm an?! Wir kennen ja die Utopien!" — Mylord Feldern war aufgestanden und zu Uhlenhausen und Graetz Vater getreten; er wollte den Ökonomierat bewegen, gegen den Kütnersdorfer zu sprechen. „Hier hilft nur noch die väterliche Autorität," sagte er energisch.

Otto Graetz stand hinter dem Vorstandstische. Der allgemeine Widerstand reizte ihn. Er war ein wenig blasser als sonst, aber seine Augen blitzten. Der Ritterschaftsrat rührte nochmals die Glocke. Er schüttelte ärgerlich den Kopf: die Ruhe war nicht herzustellen. Da trat Graf Barby neben ihn. Auch er griff zur Glocke und schüttelte sie kräftig. „Meine Herren," rief er dabei mit lauter Stimme. Auf der Stelle schwieg der Tumult.

„Meine Herren," fuhr Barby fort, „so geht das nicht weiter. Ich meine, wir haben die Pflicht, einen befreundeten Politiker anzuhören. Die Wahrscheinlichkeitsberechnung liegt tatsächlich so, wie Herr von Hackert angeführt hat. Aber sie ist für uns noch

kein genügender Beweis, unsere Stellungnahme in diesem Kampfe gegen das staatszerstörende Element aufzugeben. Wenn der Kandidat der Deutschsozialen uns überzeugt, daß ein Zusammengehen mit ihm nicht ein direkter Todesstoß für uns ist, dann bin ich um der nationalen Sache willen geneigt, zu seinen Gunsten zurückzutreten — noch jetzt. Ich bitte, Herrn Rittmeister Graetz ungestört reden zu lassen . . ."

Barby war wohl der einflußreichste Mann im Kreise. Er beherrschte die Geister weniger durch seine Klugheit als durch eine feine und milde Diplomatie, die namentlich den minder höfisch geschulten Grundbesitzern imponierte. Man begann wieder Platz zu nehmen; es war still geworden.

„Rittmeister Graetz hat das Wort," verkündete der Ritterschaftsrat.

Otto sprach ruhig und leidenschaftslos. Er erzählte gewissermaßen. Er gab zunächst die Vorgeschichte seines Übertritts zu den Deutschsozialen, der für ihn keinen Bruch mit den konservativen Grundanschauungen bedeutete. Die persönliche Sorge für seine Arbeiter hatte ihn zu der Begründung seiner Kolonie geführt. Aus den Industriebezirken wird die sozialistische Gefahr in die Dörfer getragen. Aber gerade hier vermag man ihr auch am besten vorzubeugen. Das Familienleben schafft jenes Selbstgefühl und jene ruhige Zufriedenheit, die der beste Schutzdamm gegen die proletarische Zerfahrenheit ist. Die Kolonie war eine körperschaftliche Gliederung auf patriarchalischer Basis, fußend auf dem Verhältnis der Treue zwischen Herr und Knecht; der Herr war gewissermaßen der Familienvater, in dem sich die patriarchalische Macht verkörperte und der einen wohltätigen Absolutismus ausübte. Das war der Hauptunterschied zwischen der Kolonie und den kommunistischen Gemeinden Owens, Fouriers und anderer, war auch das Entscheidende, das sie von der Sozialdemokratie trennte, deren Bestrebungen jeder Versuch, vermittelnd auf die Klassengegensätze einzuwirken, naturgemäß unwillkommen sein mußte. Um das Land hat sich die Sozialdemokratie nie gekümmert; die Vorschläge der Agrarkommission wurden auf dem Breslauer Parteitage von 1895 einfach abgelehnt. Die nationalen Parteien fan-

den für die soziale Frage des ländlichen Arbeiterstandes also offenes Feld. Da hätten die konservativen Agrarier eingreifen müssen. Sie taten es nicht oder doch nur vom kapitalistischen Standpunkte des modernen Unternehmertums aus. („Oho!“ rief Fiddichow. „Rein-weg verrückt,“ murmelte Herr von Feldern. „Wenn man nu' so was hört,“ sagte der alte Graetz kopfschüttelnd zu dem hinter ihm stehenden Landrat.) Es war daher kein Wunder, daß die Deutsch-sozialen an Einfluß gewannen. „Meine Herren, Sie wissen, daß von den beiden Gruppen der Deutschsozialen wir hier im Osten die sogenannte konservative bilden. In den großen nationalen Fragen trennt uns tatsächlich nichts; da stehen auch wir auf dem Boden des Tivoliprogramms. In wirtschaftlicher Beziehung teilen wir mit Ihnen eine große Anzahl Forderungen, wie die Beschränkung der Freizügigkeit, Beseitigung der Doppelsteuern, Regelung der Verschuldungsformen, Börsenreform, Heimstättengesetz — ich führe nur einiges an. Wir fordern ebenso einen genügenden Zollschutz für die Erzeugnisse der Landwirtschaft und ihrer Nebengewerbe, wenn wir auch nicht so weit gehen wie das von Ihnen erstrebte Zolltarifgesetz, und haben für eine Eindämmung des Getreideterminhandels lebhaft agitiert. Nur wo die agrarischen Interessen sich mit den sozialen berühren, gehen unsere Ansichten auseinander, vor allem in der Beschränkung des bäuerlichen Erbrechts und in den Punkten des Arbeiterschutzes und der Kontraktbruchsfrage. Wir meinen, daß jeder Eingriff in das eigentümliche Wesen des Bauerntums die Gefahr befördert, daß auch in diesen Kreisen die soziale und politische Verderbnis der Zeit weiter um sich fressen könne. Wir meinen, daß es geradezu eine Pflicht des Konservatismus ist, den festen Besitzstand des Bauern zu sichern, in dem durch alle Stürme der Gegenwart das Fundamentalprinzip des Erhaltenden sich am kräftigsten verkörpert hat und der noch heute die stärkste soziale Schranke gegen die Feinde der Gesellschaft bildet. Wir meinen ferner, daß dem Leutenotstand besser als durch Verschärfung der Arbeitskontrakte und Unterbindung jeder Koalitionsfreiheit durch die tatkräftigen Versuche entgegengearbeitet wird, unsern Arbeitern Heimstätten zu schaffen, in denen sie sich wohl fühlen. Im letzten Grunde wollen Sie, meine Herren, ja

dasselbe wie wir. Selbst in dem abgelehnten sozialdemokratischen Agrarprogramm fanden sich Forderungen, die wir allesamt ohne weiteres hätten unterschreiben können, wie die Verstaatlichung der Grundschulden, der Versicherungen, der Schul-, Armen- und Wegelasten. Es ist bezeichnend, daß die Sozialdemokraten das Agrarprogramm schleunigst wieder unter den Tisch fallen ließen: die aufgestellten Forderungen hätten nur eine Stärkung der Staatsidee und der Gesellschaftsordnung zur Folge gehabt. Und damit, meine Herren, komme ich zum springenden Punkt unserer Erörterungen. Ich halte einen Sieg des Sozialdemokraten für absolut ausgeschlossen, wenn wir uns zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden. Wir sind zunächst die berufenen Schützer des Bauern. Der Sozialdemokratie ist der Bauer ein Dorn im Auge. Für Marx sind die Bauern eine ‚Klasse von Barbaren, die alle Roheit primitiver Gesellschaftsformen mit aller Misère zivilisierter Länder verbindet.‘ Bebel sagt vom Bauerntum: wer die Rückwärtserei liebe, möge an der Fortexistenz dieser Schicht Genugtuung finden, der Fortschritt bedinge, daß sie verschwinde. Im Erfurter Programm wird dem Bauer schonungslos der Untergang prophezeit. ‚Arbeiterschutz und Bauernschutz sind unvereinbar‘, erklärt Kautsky. Für Liebknecht war der Bauer der ‚geborene Feind‘; er schrieb einmal: ‚zur Revolution brauchen wir den Bauer nicht, aber jede Revolution ist unmöglich, wenn er sich widersetzt‘. Es ist klar, daß sich der proletarische Klasseninstinkt mit Ingrimm gegen den Bauer wenden muß. In der Tat hat die Sozialdemokratie denn auch nur bei den Arbeitern auf dem Lande gewisse Erfolge erzielt, und bei ihnen auch nicht durch ihre kollektivistischen Zukunftspläne, sondern durch gewisse liberale Forderungen. Der antisemitische Abgeordnete war schlau genug, diese Forderungen seinem Programm einzuverleiben; aber er hat sich seinen Sieg selbst wieder zerstört. So bleiben nur wir noch im Kampfe gegen die Sozialdemokratie auf dem Plan — wir, die Konservativen und die Deutschsozialen. Der Kampf ist nicht schwer. Schon Bernstein warnt davor, das ländliche Proletariat mit der gewerblichen Arbeiterschaft gleich zu stellen. Für einen Klassenkampf sei auf dem Lande kein Spielraum; es gebe hier

keine klaffenden sozialen Unterschiede zwischen Bauer und Gesinde, kein stärker entwickeltes Solidaritätsgefühl zwischen Knecht, Tagelöhner und Kuhjungen. Er hat recht — und hat auch recht, wenn er weiter sagt, daß die sozialdemokratische Wahlstimme bei dem Landarbeiter mehr als der Ausdruck der Überzeugung der einer allgemeinen Unzufriedenheit sei. Das ist zweifellos der Fall. Dieser Unzufriedenheit soll eine Anzahl Forderungen unseres Programms entgegensteuern, in der Hauptsache: Reform der Gesindeordnung und des Kontraktwesens, Arbeiterschutz, Gesundheitspolizei, Koalitionsrecht. Ich weiß, daß Sie diesem und jenem Punkte Ihre Zustimmung versagen. Aber, meine Herren, Sie finden dafür in uns so energische Verfechter Ihrer sonstigen Interessen, daß wir uns über die wenigen strittigen Punkte wohl einigen könnten. Und mit der Bitte, sich dieser Einigung aus prinzipiellen Gründen nicht widersetzen zu wollen, möchte ich schließen. Herr von Hackert hat Ihnen in klaren Ziffern nachgewiesen, daß Ihre Wahlaussichten bedeutend geringere sind als die unsern. Trotzdem würde ich nicht um Ihre Stimmen werben, gälte es nicht dem Gegner unserer Monarchie, unserer Staatsverfassung, unserer Gesellschaft. Sehen Sie meinetwegen in mir das vielgenannte ‚kleinere Übel'. Dies Übel ist immerhin Ihres Stammes und Ihrer Zugehörigkeit: es wird Ihnen nicht viel schaden ..." Ein Lächeln ging über das Gesicht des Rittmeisters ... „Phrasen schenken Sie mir. In diesem Kreise würde das Rühren der patriotischen Trommel nur Unfug sein. Ich hoffe, meine Herren, daß ich Sie in der Entscheidungsschlacht als Kameraden zur Seite haben werde ..." Er verbeugte sich kurz und trat vom Tische zurück.

Ein paar nähere politische Freunde klatschten Beifall, und der Domänenpächter Lewald rief „Bravo Graetz!" — Der Ritterschaftsrat nickte nur zustimmend und erhob sodann die rechte Hand, als wolle er dem Beifall wehren, von dem er fürchten mochte, daß er Widerspruch hervorrufen könne. Der Widerspruch erfolgte denn auch auf der Stelle. Drei Herren zischten und schwiegen erst, als Graf Barby sich nach ihnen umschaute. Man machte kein Hehl aus der allgemeinen Mißstimmung. Rasch bildeten sich ein paar neue Gruppen. Die Gemäßigteren erkannten an,

daß der Rittmeister das Beste wolle. „Hören Sie, liebster Ökonomierat," sagte Herr von Gerlach, „es ist unstreitbar manches richtig, was da Ihr Herr Sohn äußerte. Aber eine Verständigung . . ." „Schlankweg unmöglich," fiel Mylord Feldern ein, „das Koalitionsrecht jagt uns die Leute davon . . ." „Die Kanalfrage hat er überhaupt nicht berührt," meinte Herr von Robinski. „Er wird sich hüten," sagte Fahrenheit und steckte die Hände in die Hosentaschen, „aber mir soll's wurscht sein: stellt ihn nur immer auf — ich bin am Wahltage nicht mehr im Kreise . . ." „Ich bitte ums Wort!" schrie der dicke Fiddichow.

Herr von Hackert kramte in seinen Papieren. „Der Trotz regiert," flüsterte er Otto zu, „wir kommen nicht durch . . . Herr Oberamtmann Fiddichow," fuhr er laut fort, „darf ich bitten . . ." Er wies auf den Stuhl neben seinem Platz.

Der dicke Herr tappste hinter den Vorstandstisch, legte seine Zigarre fort und trocknete sich mit dem Taschentuch die feuchte Stirn. „Werte Herren Nachbarn," rief er mit seiner Stentorstimme, „verehrte Freunde —"

„Um Gottes willen, bester Herr Fiddichow," bat Graf Barby, nervös zusammenzuckend, „wir sind ja bloß ein paar Menschen — warum so laut?"

„Pardon," brüllte der Oberamtmann. „Werte Freunde!"

Barby erhob sich und trat in den Hintergrund. „Hat der Mensch ein Organ," raunte er dem Landrat zu. Uhlenhausen nickte kichernd. „Ein Mordskerl, der Fiddichow!" —

„Werte Freunde! Herr Rittmeister Graetz hat uns erklärt, er stände nach wie vor auf dem Boden des Konservatismus. Zu gleicher Zeit aber wirft er uns vor, wir ständen, wie war es doch gleich, jawohl, wir ständen auf dem Boden kapitalistischen Unternehmertums. So hat er gesagt. Das finde ich sehr kurios. Er nennt sich Deutschsozial, betont seinen Konservatismus und bezichtigt uns in aller Gemütsruhe der — also, klar gesagt: der Leuteausbeutung."

„Bitte sehr," rief Graetz, „das habe ich nicht einmal dem Sinne nach geäußert!"

„Doch, Herr Rittmeister!" — „Jawohl, Graetz!" — „Aller-

dings umschrieben, aber es klang so!" — Die Ausrufe schwirrten durcheinander.

„Es klang so," wiederholte Fiddichow, und die Knöchel seiner rechten Hand schlugen hart auf die Tischplatte. „Indessen — sehn wir drüber weg — an ähnliche Liebenswürdigkeiten sind wir von links aus seit langem gewöhnt! Wenn aber Herr Rittmeister Graetz von kapitalistischem Eigennutz spricht, so möchte ich ihm das zurückgeben. Reiche Leute gibt es verflucht wenig im Kreise, und wer reich ist, der sollte so rücksichtsvoll sein, uns armen Ludersch nicht unnötig die Preise zu verderben. Statt dessen verhetzt uns der Herr Rittmeister die Leute durch sein Kajolieren der Arbeiter — ich will mich ganz parlamentarisch ausdrücken: durch Experimente, gegen deren gemeingefährliche Wirkung wir uns wehren müssen. Diese Experimente sind aber im Grunde genommen nichts weiter als ein Niederschlag des deutschsozialen Programms, und schon deshalb kann für uns von einem Paktieren mit der Gefolgschaft des Herrn Gössel gar keine Rede sein. Wir sind nicht verpflichtet, die soziale Frage zu lösen — wir haben an unsern eigenen Interessen überreich und genug zu kauen. Ich bitte Sie, meine Herren, zeigen Sie den Deutschsozialen in schlagender Weise, daß wir uns als ihre Gegner betrachten und halten Sie an unserer alten Kandidatur fest. Weiter wollte ich nichts sagen."

Der Beifall war schwach, der den ungeschickten Worten des Oberamtmanns folgte. Herr von Gerlach trat rasch an den Platz Fiddichows und versuchte in glatter Rede gut zu machen, was der andere durch seine brutale Offenheit verschuldet hatte. Der Herr Oberamtmann, so führte er aus, sei etwas zu drastisch gewesen. Natürlich müsse man auch an die eigenen Interessen denken, maßgebend aber sei immer nur das Wohl der Allgemeinheit. Und da spreche die soziale Frage gewaltig mit . . . Herr von Gerlach wurde weitschweifiger, ehe er auf den Kernpunkt der Sache kam. Das Wohl der Landarbeiter liege den Konservativen genau so am Herzen wie den Deutschsozialen. Aber mit Phantasieen, und wenn sie noch so menschenfreundlich, mit utopischen Gebilden und immerhin gefährlichen Weltverbesserungsversuchen sei die Frage der Lohnarbeit nicht zu lösen. Da sei allein die nackte Praxis maß-

gebend. Man zahle Löhne, so hoch sie in diesen schweren Zeiten möglich seien; dafür müsse andererseits auch der Landflucht gesetzlich vorgebeugt werden. Das allein sei ein Punkt, der ein Zusammengehen mit Herrn Rittmeister Graetz, bei größter persönlicher Hochachtung vor ihm, unmöglich mache.

Lebhafter Beifall setzte ein und währte fort, als Baron Feldern an den Vorstandstisch trat. Er faßte sich kurz. „Meine Herren,“ sagte er, „Rittmeister Graetz ist uns ein lieber und verehrter Freund. Aber das kann uns nicht hindern, ihm politisch auf das allerschärfste entgegenzutreten — auf das allerschärfste. Wirtschaftlich ist er unser Gegner. Er verteidigt das Koalitionsrecht und unterstützt damit einen Krebsschaden der Großlandwirtschaft. Ohne Kontraktsbruchgesetz werden unsere Höfe entvölkert. Mit den Vorrednern sehe auch ich in seinen sozialen Reformversuchen eine Gefahr, der natürlich schwer entgegengearbeitet werden kann, die wir aber als notorische Gefahr kennzeichnen müssen. Noch in manchen anderen Fragen — ich erinnere nur an den Zolltarif — gehen wir weit auseinander, und selbst da, wo wir uns treffen könnten, ist eine Intimität nicht gut denkbar, weil die Möglichkeit nahe liegt, daß die demokratische Gruppe der Deutschsozialen innerhalb der Partei die Oberhand gewinnen dürfte. Mein guter Graetz, ich kann mir nicht helfen: das Wasser ist viel zu tief . . .“

Ein Dutzend Stimmen rief Bravo. Otto stand auf. „Sie vergessen eins, meine Herren,“ rief er in den Tumult hinein, „vergessen über Ihren Sonderinteressen immer den großen, gemeinsamen und übermächtigen Feind! Sollen wir uns im Reichstage durch einen Sozialdemokraten vertreten lassen?! Es kann dahin kommen!“

„Furcht vor dem schwarzen Mann!“ schrie der Zempelburger mit seiner hohen Kinderstimme.

Fiddichow trat dicht an den Tisch. „Unterstützen Sie uns doch,“ sagte er dröhnend, „sapperlot, sind wir nicht die ältere Partei?!“

„Aber nicht die größere im Kreise,“ rief Graetz zurück. Unwillkürlich wuchs seine Erregung. Er schnellte wieder empor. „Herr von Feldern, gewiß — ich bin für das Koalitionsrecht,

ich behaupte aber, daß es die Landflucht nicht begünstigen, sondern einschränken würde. Lesen Sie doch die Broschüre des Ministers von Berkamp!"

Ein helles Auflachen folgte. „Mein Lieber, uns hat noch kein Minister geholfen," entgegnete der Kolziger. „Ein einziger Streik zur Erntezeit würde uns zugrunde richten!" rief Herr von Robinski.

„Sichern Sie Ihren Arbeitern eine winzige Scholle eigenen Besitz," antwortete Graetz, „und jede Ausstandsgefahr ist im Keime erstickt."

„Liebster, wir sind doch nicht Millionäre?!" schrie der Oberamtmann. Seine Zigarre dampfte wieder . . . „Es ist gar nicht mit ihm zu sprechen," sagte Fahrenheit und zuckte mit den Schultern; „das ist alles der Einfluß seiner Frau, ganz allein der Einfluß seiner Frau . . ." „Feldrat, reden Sie auch 'mal 'n Ton," bat Uhlenhausen; „Sie sitzen hier und stieren Löcher in die Luft — donnersachsen, Sie sind doch der Vater! . . ."

„Meine Herren," rief der Ritterschaftsrat, „zanken ist zwecklos. Ich bitte um Ruhe, meine Herren. Ich fühle ja, daß Ihnen die erhoffte und erwünschte Einigung schwer wird. Schwer wird aus — aus — meinetwegen also aus wirtschaftlichen Gründen. Gut. Aber geht Ihnen denn der Brotkorb über das Vaterland!? Und glauben Sie vielleicht, daß Herr Lorenz Clasen Sie besser vertreten wird als Graetz? — Meine Herren, spielen Sie nicht mit dem Feuer. Vergessen Sie nicht, daß Sie durch Ihre Eigenbrödelei den Sozialdemokraten unterstützen!"

„Das bestreite ich!"

Otto schaute sich um. Sein Vater sprach. Der Feldrat war auf seinem Platze verblieben; aber er war aufgestanden. Er stand an der Wand, die riesige Gestalt ein wenig zurückgelehnt. „Ich bestreite das," wiederholte er in ruhigem Tone, während tiefste Stille eintrat; man hörte nur das Summen einer dicken Fliege am Fenster. „Du hast es uns ja selbst bewiesen, lieber Otto, daß die sozialdemokratische Gefahr für uns durchaus nicht so groß ist, wie wir vermuteten und annahmen. Auch eine Wahrscheinlichkeitsrechnung kann trügen. Tatsache ist,

daß der Bauer für die Sozialdemokratie nicht zu haben ist, und umgekehrt kann auch die Sozialdemokratie dem Bauer nichts nützen, denn wollte sie ihm helfen, so müßte sie zur Befestigung seines Besitzes beitragen, und das schlüge den eigenen Maximen in das Gesicht. Nun ist es freilich richtig: bei der letzten Wahl haben viele Bauern dem Antisemiten die Stimme gegeben. Das ist unsere Schuld. Wir haben es an Agitation und Aufklärung fehlen lassen. Wir haben uns auch nicht gehörig hinter unsere Leute gesetzt. Und das muß geschehen, meine Herren! Unser Fehler war unsere Zuversicht. Fort mit der Laschheit! Agitieren! Nehmen wir unsere Bauern vor, unsere Tagelöhner und Arbeiter. Organisation im Kleinen; in jedes Dorf, auf jedes Vorwerk einen Vertrauensmann gesetzt, und dann selber ans Steuer! Die Bauern sind unser, die Arbeiter müssen unser sein! — Einer rief vorhin: Furcht vor dem schwarzen Mann! Soll uns der sozialistische Popanz graulig machen? An Eure Wahrscheinlichkeitsrechnung glaub' ich nicht. Das Schlimmste, was uns passieren kann, ist eine Stichwahl zwischen Sozialdemokrat und Deutschsozialen. Dann wissen wir, was wir zu tun haben. So lange aber möchten wir freundlichst auf eigenen Füßen bleiben. Nimm's nicht übel, Otto . . ."

Von allen Seiten rief man ihm Worte des Beifalls und der Zustimmung zu. Uhlenhausen zappelte förmlich vor Aufregung. Er stürmte an den Vorstandstisch, umfaßte Graetz und Hackert und rief: „Kinder, seid gut, Kinder, seid lieb — Ihr seht, wie es steht — wenn uns die Bouillon verdorben wird, Ihr seid alleine schuld . . ." „Wollen Sie Ihrem Vater nicht antworten?" fragte der Ritterschaftsrat. „Nein," entgegnete Otto kurz und hart.

Ein paar Stimmen riefen nach dem Grafen Barby. Man wollte auch ihn noch hören. „Herr Graf," sagte der Zempelburger mit einer Verbeugung, „ich komme im Auftrage mehrerer: wollen der Herr Graf nicht das entscheidende Wort sprechen —?"

Barby erhob sich, räusperte sich und tupfte mit seinem Taschentuch über seine Lippen. „Verehrte Herren," sagte er, „ich habe nicht die Absicht, Sie noch länger aufzuhalten; ich habe auch nur weniges zu bemerken. Seit den letzten großen Erfolgen der So-

zialdemokratie ist innerhalb der Ordnungsparteien wiederholt die Forderung aufgestellt worden, bei den Wahlen die trennenden parteipolitischen Momente nach Möglichkeit in den Hintergrund zu schieben. Für jeden Patrioten hat der Gedanke einer umfassenden Vereinigung gegen den Landesfeind etwas ungemein Bestechendes. Es wird aber immer schwierig sein, von zwei Kandidaten bürgerlicher Parteien den einen mit schönen Worten zum Rücktritt zu veranlassen. Der Fall liegt hier vor. Ohne Zweifel stehen uns die Deutschsozialen am nächsten, ohne Zweifel bietet uns auch die Persönlichkeit des Rittmeisters Graetz eine gewisse Gewähr. Ich kann indessen die Notwendigkeit nicht einsehen, uns eine selbständige Kandidatur zu versagen — auch, wenn die gegebene Wahrscheinlichkeitsrechnung stimmen sollte. Hätte er mich überzeugt, daß seine politische Stellung sich wenigstens in den Hauptfragen mit der meinen deckt, dann wäre es etwas anderes gewesen. So aber möchte ich das alte strategische Prinzip: Getrennt marschieren und vereint schlagen, aufrecht erhalten haben. Wir können uns nicht für die Deutschsozialen begeistern und diese nicht für uns. Eh bien, so treten wir gemeinsam auf den Kampfplatz! Wir interessieren damit einen großen Teil der Wählerschaft und verhindern auf jeden Fall, daß der Sozialdemokrat siegt. Ich teile also die Auffassung des Herrn Ökonomierats: zunächst auf eigenen Füßen bleiben — bei der Stichwahl aber gegen den allgemeinen Feind! Lieber Herr Rittmeister, darum keine Feindschaft nicht . . ." Barby neigte sich leicht zu Otto herüber . . . „im Gegenteil, ich möchte Sie bitten, Ihnen meinen und meiner politischen Freunde aufrichtigsten Dank für Ihre Bemühungen aussprechen zu dürfen. Keiner von uns wird Ihre idealen Beweggründe verkennen — ganz gewiß nicht — keiner von uns . . . . aber ich fürchte, wenn ich, entgegen der allgemeinen Stimmung im konservativen Lager, wirklich zu Ihren Gunsten verzichten wollte — ich fürchte, daß sich dann die Wahlbeteiligung in einer Weise verschieben würde, die nur den Sozialdemokraten von Vorteil sein könnte. Wir müssen Realpolitik treiben, Herr Rittmeister . . . Meine Herren, ich bleibe auf meinem Platze. Herr von Hackert, nehmen auch Sie unsern

wärmsten Dank entgegen. Damit, denke ich —" eine letzte verbindliche Kopfneigung — „ist unsere Rücksprache erledigt . . ."

In die schallenden Beifallsrufe mischte sich das Glockenzeichen des Ritterschaftsrats. „Kehren wir zu unsern Damen zurück," rief er; „Schluß!" — Er setzte die Glocke, die er noch in der Hand hielt, wieder auf den Tisch und raffte seine Papiere zusammen.

Das Zimmer leerte sich rasch. Graf Barby wurde umdrängt. Er lächelte freundlich. „Es tut mir leid," sagte er schulterzuckend zu dem Ökonomierat, „tut mir leid um Otto — aber ich kann nicht anders . . ." Der Feldrat erwiderte nichts, er nickte nur kräftig und zog sein riesiges Taschentuch.

Herr von Hackert öffnete die Fenster, um dem Zigarrenqualm Abzug zu geben. Als er sich umschaute, sah er Otto hinter sich stehen. Das Zimmer war leer.

„Nun —?" fragte Otto.

Der Ritterschaftsrat ließ seinen langen grauweißen Schnurrbart durch die Finger gleiten. „Ich habe es kommen sehen," erwiderte er. „Es war im Grunde genommen ganz logisch. Es läßt sich gar nichts dagegen sagen. Mylord hat schon recht: das Wasser ist viel zu tief."

„Auch über die Tiefen lassen sich Brücken schlagen."

„Versteht sich. Wenn man nämlich will. Auch wir könnten ja die Brücke schlagen und in diesem Falle für den Konservativen eintreten."

Otto hob etwas erstaunt den Kopf. „Was würde das nützen? Dann würden die Liberalen — würden alle Elemente im Kreise, die um keinen Preis mit den Konservativen zu gehen gewillt sind, sich zu den Sozialdemokraten schlagen oder sich der Wahl enthalten."

„Richtig," sagte der Ritterschaftsrat. „Es bleibt also bei Barbys Taktik: getrennt marschieren, vereint schlagen. Bei der Stichwahl werden wir siegen."

„Sei es. Würde der moralische Eindruck aber nicht ungleich stärker sein, wenn der Sozialdemokrat schon in der Hauptwahl unterläge?"

„Lieber Freund, es gibt in der Politik keine Moral. Es gibt nur eine nackte Interessenwirtschaft. Die Politik ist der Kampf um das Leben. Wir sind phantastische Narren, wenn wir noch an eine große nationale Wirksamkeit glauben. Aber im Satyrspiel des Daseins hat auch der Narr das Wort. Er kann die Wahrheit in die Welt schreien, und ob man auch den Narren verlacht — das Wort wird Wahrheit bleiben . . ." Er starrte einen Augenblick in den Park hinaus und schmetterte dann mit zorniger Gebärde das Fenster zu, so daß die Scheiben leise klirrten. „Hol's der Geier!" —

Ein Gongschlag dröhnte durch das Haus.

„Das Zeichen zum Souper," sagte der Ritterschaftsrat, und nun lachte er wieder. Er schob seinen Arm unter den Ottos und zog ihn mit sich. „Es hat einmal einer gemeint, beim Deutschen fange die Politik erst da an, wo die Opposition beginne. Und die Opposition beginnt gewöhnlich beim Magenknurren. Was heißt denn Interessenvertretung? Die Überwachung des Futterkorbs. Realpolitik — aber in roh materialistischem Sinne. So lange man die Blüte der Völker nach den Produktionsziffern mißt, wird an einen Ausgleich der Gegensätze nicht zu denken sein. Hol's der Geier!" —

Graetz wollte antworten. Da sah er, daß Marie durch die Tür lugte.

„Verzeihung," rief sie, als sie die Herren bemerkte.

„Suchen Sie Ihren Gatten, gnädige Frau?" fragte Herr von Hackert.

Marie errötete leicht. „Ja . . . man geht zu Tische — und ich sorgte mich —"

Otto küßte seiner Frau die Hand. „Um was sorgtest du dich, Schatz?"

„Um dich — ich weiß nicht weshalb — es ist auch schon gut . . ."

Der Ritterschaftsrat reichte ihr den Arm. „Kommen Sie, gnädige Frau, ich will Sie zu Ihrem Tischherrn führen . . ." Er wandte sich lächelnd zu Graetz zurück. „Ich gratuliere Ihnen dennoch," sagte er lächelnd; „Sie haben es getroffen — die Frau und das Haus sind die Grundlagen vernünftiger Realpolitik . . ."

Durch das Portal flutete der Strom der Gäste. Echauffiert stürmte der Landrat herbei, um sich Maries zu versichern, die er zu Tisch zu führen hatte. „Gott sei Dank,“ rief er, die Hand Maries an seine Lippen ziehend, „nun woll'n wir aber nicht mehr von Politik reden — äh bäh, ein garstig Lied — Frau und Haus sind politisch tabu . . .“

15.

„Wo steckt denn mein Schwiegertöchterchen?“ hatte eine kleine Stunde vorher Frau Annafreda im Kreise der älteren Damen gefragt.

„Die wird mit Tennis spielen.“

„Ich sah sie vorhin am Bienenhaus, da stand sie mitten unter den Mädeln. Sieht selber noch wie ein junges Mädchen aus.“

„Sie ist ganz reizend,“ sagte Frau von Feldern.

„Sie ist süß,“ sagte Frau Oberamtmann Fiddichow.

„Sie ist wie ein Rosenknöspchen,“ sagte Frau von Gerlach.

Frau Fahrenheit nickte zustimmend und mit einem gewissen galligen Lächeln. „Ich habe nur immer Sorge, daß sie sich bei ihren wilden Ritten einmal Schaden tun wird,“ bemerkte sie. „Denken Sie nur, liebe gnäd'ge Frau, da hat mir neulich der kleine Doktor Wanowski erzählt, er hätte gesehen, wie die Frau Rittmeister Graetz mit ihrem Pferde über einen Leiterwagen gesprungen sei, der auf dem Felde stand. Er sagt, das Herz hätte ihm gezittert. Er sagt, ein unglückliches Ungefähr, und die junge Frau hätte sich das Genick abstürzen können.“

„Sie ist eine glänzende Reiterin,“ entgegnete Annafreda, „da ist mir nicht bange.“

Frau von Gerlach nickte. „Mein Mann sagt, im Rennverein nennt man sie bloß die Centaurin . . .“ und da die Gattin des Postdirektors Stiebecke hierauf leise kicherte, fragte die kleine blonde Frau ganz verschüchtert: „Mein Gott, das ist doch nicht etwas Unanständiges?“

„I bewahre," erwiderte Annafreda. „Eine Centaurin ist so ähnlich wie eine Walküre, bloß angewachsen. Boecklin hat einmal so ein Bild gemalt."

„Immerhin," sagte die Baronin Feldern, „der Vergleich ist nicht hübsch. Wenn die Männer unter sich sind —"

„Ja," fiel Frau Fahrenheit ein, „da nehmen sie kein Blatt vor den Mund. Gott, ich entsinne mich noch, wie Ihr Schwiegertöchterchen, Frau Ökonomierat, auf die Therapia kam. Was wurde da getuschelt und gezischelt! Was wurde da alles geklatscht!"

Über das Strickzeug Annafredas flog ein scharfer Blick zu der Sprechenden hinüber. „Ich hätt's nicht hören sollen," sagte sie. „Man klatscht noch heute. Das ist mir egal, wenn's hinter meinem Rücken geschieht. Aber kommt's mir zu Ohren, dann kann ich fuchtig werden." Ihre langen Nadeln klapperten.

Man saß noch unter den Linden. Ein paar der Damen hatten Stickereien vor sich; Frau von Gerlach fädelte ganz altfränkisch bunte Fäden durch Kanevas; die Kolzigerin strickte an einem rosenroten Kinderjäckchen. Sonnenflecken huschten über die Gruppe. In der Ferne sah man die junge Herrin von Zempelburg mit der Gräfin Barby Arm in Arm die Allee auf und ab promenieren; drei Damen in hellen Kleidern tauchten im Rosenparterre auf.

Unten am Wasser spielten die Mädchen Tennis. Graf Bill und Herr Arnemann schlugen die Bälle mit Wucht. Bill wußte es nun: er war grenzenlos verliebt. Das war ihm zu öfteren passiert im Leben, und das vorletzte Mal war es eine große Dummheit gewesen, der ein Duell gefolgt war und die ihm schließlich die hübsche bunte Husarenjacke gekostet hatte. Aber das hier, nein, das war keine Dummheit. Das war einmal Ernst; da blieb er hängen ... Sein Ball flog durch die Luft. „Hoi!" schrie die kleine Komteß und sprang hurtig herbei. Ihr Zopf hatte sich gelöst, das schwarze Haar umflatterte wie eine Mähne ihr braunes Gesicht. Die Augen Bills wurden glänzend. Was war denn an ihr, daß er sie so reizend fand?! Sie war ein schwarzes Kätzchen; klein, mager, zierlich; das Profil war unharmonisch, über das kecke Näschen liefen ein paar Sommer-

sprossen; die Brauen standen zu dicht. Was war denn an ihr? — Bill wußte es nicht. Aber sein Herz loderte. Vorhin hatte er ihr ganz verstohlen die Hand gedrückt; da war sie blutrot geworden; und jedesmal kehrte die Röte wieder, wenn Bill mit ihr sprach. ‚Morgen in Hohen-Eltz,‘ sagte sich Bill. ‚Der Graf kann mich 'rauswerfen, ich komme wieder. Ich bin zähe. Ich klebe. Ich will sie haben . . .‘

Jenseit des Weihers erstreckten sich, halb durch Boskets maskiert, die Fohlenkoppeln. Ein Schwarm Dreijähriger sollte zurück in die Ställe getrieben werden, aber es schien, als behagte der lustigen Jugend das Austummeln hier draußen mehr. Drei Knechte mit Peitschen liefen ratlos umher, während die Pferde in gewaltigen Lançaden und unter hellem Wiehern hierhin und dorthin galoppierten, in Kreisen und Volten und langgezogenen Kurven, als wollten sie sich über die Knechte lustig machen.

Anni Barby und Ada Gerlach hatten das zuerst gesehen. Ihre Raketts flogen auf die Erde. „Hoho,“ schrieen sie, „da müssen wir hin!“ — Im Nu war das Spiel vergessen; die ganze bande joyeuse stürmte ausgelassen über die Wiese am Weiher nach den Koppeln. Die Komteß voran. „Fangt mich!“ rief sie. Ihr Haar umwehte sie wie ein dunkler Schleier. Die kleinen Füße rasten über das kurz geschnittene Gras. Da vergaß auch der große Pascha jede Würde und tobte hinterher. Er wollte den Schmetterling fangen. —

Derweilen schritt Marie mit gesenktem Kopfe den Taxusgang hinab, der zum Pavillon führte. Was sie jetzt dachte, waren wunderliche Gedanken; die sprangen und hüpften wie der Fink auf dem Baum und ringelten sich wie die blaßblauen Winden, die in das Schwarz der Taxushecken farbige Lichterchen setzten. Sie dachte: ‚Was ist ein Glück? Nur ein karges Sonnenflimmern, und dann kommt die Nacht. Bin ich so schuldig, daß ich mit meinem Leben büßen soll? Hättest du mich doch mit genommen, Boris. Ich habe dich hassen können, aber ich kann dir nicht zürnen. Ich bin schuldig, ja ich allein, denn du hattest mich lieb. Mein Gott, wie kam es so alles!? Es

war ein Wahnsinn. Es war eine Verrücktheit. Es war eine Laune. Nein, keine Laune, die verfliegt rasch. Es war wie ein Spleen. Gewiß, das war es. Und dennoch — das fühle ich: diese tolle Zeit hat mich frei gemacht. Ich möchte jede Erinnerung daran vernichten, aber — aber es war so viel Köstliches dabei. Der erste Abend in Tiflis — die Tage in Nimes — die Vagabundenfahrten am Schwarzen Meer — und dann Algier . . .' Ihre Zähne knirschten aufeinander, die senkrechte Falte stand wieder über ihrer Nasenwurzel, sie wurde blaß bis in die Lippen hinein . . . ‚Boris — Schurke! . . .' Das sprachen nicht nur die Gedanken, es waren flüsternde Laute . . . ‚Ich habe sühnen wollen, ich habe ihn lieb, ich habe ihn glücklich gemacht, ich habe zwei süße Kinder . . .' Eine heiße Flut schoß in ihre Augen. Ja, das wußte sie: nun war es so weit, nun stand ihr Leben auf dem Spiel . . .

Zwei weiße Schmetterlinge flatterten vor ihr her, huschten auf und nieder, wiegten sich in der Luft und wiesen ihr den Weg. Sie waren im schwarzen Ernst der Taxuswände und dem Düster der Lebensbäume gleichsam ein paar fröhliche Gedanken, die sich von des Daseins Sonnenseite leichtbeschwingt in Kummer und Bitternis hineinzustehlen gewußt hatten. Der Blick Maries folgte ihnen, den Wellenlinien ihres Flugs, ihrem harmonischen Auf und Ab, in dem etwas Beruhigendes lag wie in einer rhythmischen Musik. Rasch trocknete sie ihre Tränen. Man sollte sie nicht sehen — vor allem der nicht, den sie fürchtete. Warum fürchtete? Er war ein Ehrenmann. Die wenigen Worte, die sie vorhin mit ihm gewechselt hatte, sagten ihr das. Und er ging schon morgen wieder davon, in eine weite Ferne, und kehrte kaum jemals zurück. Sie hatte ihn nicht zu fürchten. Und es war dennoch Furcht, die ihre zitternde Seele packte, als sie seine schlanke Gestalt unweit des Pavillons auftauchen sah. Er stand unter einem Christusdorn, hielt eine Päonie in der Hand und sah dem Spiel zweier Sperlinge zu, die sich im Sande badeten.

Als er ihren Schritt hörte, schaute er auf und kam ihr mit lebhafter Bewegung entgegen.

„Das ist lieb, gnädige Frau," sagte er mit seinem ver-

bindlichen Lächeln. „Ich hatte mir schon Vorwürfe gemacht, Sie zu diesem — diesem eigentümlichen Stelldichein veranlaßt zu haben, das im Grunde genommen nutzlos ist. Denn Sie haben mir ja nichts zu sagen. Was sollte es sein? Ein Wort der Aufklärung. Warum? Ich habe sie nicht zu fordern. Ich bedarf ihrer nicht, will sie auch nicht. So i st es — das muß mir genügen. Und doch freue ich mich, daß Sie gekommen sind. Vielleicht darf i ch Ihnen etwas sagen — und wäre es auch nur ein Wort der Beruhigung . . ." Er küßte ihre Hand . . . „Gnädige Frau, ich bitte Sie nochmals: vertrauen Sie meiner Diskretion."

Marie neigte den Kopf. Das Sprechen wurde ihr schwer; sie rang nach Luft. Es war wieder einer jener Momente, da sie ihrer ganzen starken Seelenkraft bedurfte, sich aufrecht zu halten.

„Herr Doktor," entgegnete sie, „ich glaube Ihnen aufs Wort. Sie könnten mich vernichten. Es wäre das Schlimmste noch nicht, obwohl ich — lieber Gott, ich bin auch nur ein Weib und froh meines Glücks . . . Aber höher als mein eigenes Glück steht das meines Mannes. Das würde zertrümmert werden — und das würde mir den Tod bitter machen —"

Er hob entsetzt seine Hand. „Gnädige Frau — was soll dieses Wort!? Wahrhaftig, ich bedaure, daß ich der Einladung meines Vetters gefolgt bin — ich wollte, ich wäre draußen geblieben . . . Um Gottes willen, beruhigen Sie sich doch! Sie sind totenblaß. Ich sehe, Sie zittern. Es tut Ihnen ja kein Mensch etwas zuleide . . . Gnädigste Frau, ich schlage vor, daß wir die Unterredung abbrechen. Hier meine Hand und mein Ehrenwort: es soll nie jemand durch mich erfahren, daß ich Sie dereinst unter — daß ich Sie je kennen gelernt habe!"

Er streckte ihr seine Hand entgegen. Marie nahm sie und hielt sie einen Augenblick fest. Hackert spürte, daß die kleine Hand fieberheiß war; Nerven und Pulse zuckten. „Ich gehe, gnädige Frau," sagte er.

„Noch nicht, Herr Doktor, bitte noch nicht. Noch ein kurzes Wort. Ich glaube, da drüben, zwischen den Boskets sind wir ganz unbeachtet . . . Sie meinen, ich hätte Ihnen nichts

zu sagen. Doch — o so viel, so viel . . . aber es ist unmöglich. Nur eine Erklärung . . ."

Sie bogen rechts ab in einen durch Fliedergebüsch führenden Weg. Marie sprach leise, stoßweise und kurz abgebrochen. Aber sie sprach hintereinander, und er unterbrach sie nicht. Der Weg war schmal, sie schritten Arm an Arm daher. Zuweilen mußte er scharf aufmerken, um zu verstehen, was sie sagte. Sie hatte den Kopf geneigt, ihre Stimme verklang dann und wann zu tonlosen Lauten, namentlich zuerst, da sie noch nicht völlig Gewalt über ihre Erregung erlangt hatte. Es kam auch vor, daß sie aufschaute und lebhafter wurde: dann ging ein Ausdruck wechselnden Empfindens über ihr Gesicht. So, als sie von dem jähen Tode der armen Antoinette Laize sprach und ihrer wunderschönen arabischen Schimmelstute Masuhma, die in Nimes zufolge der Niederträchtigkeit eines Stallmeisters einging — so auch, als sie von den tausend Reizen der Wanderfahrten durch Transkaukasien, Südfrankreich und den Orient erzählte, inmitten eines buntfarbigen Milieus, einer Gesellschaft von Vagabunden und Künstlern, von Entgleisten und Berufsartisten und vereinzelten Elementen aus höherer sozialer Schicht . . . „Ah ja, Doktor, schütteln Sie nur den Kopf. Es ist verständlich. Ich verteidige mich gar nicht. Ich war ein wildes Mädel — elternlos, ganz auf mich selbst gestellt. Ich war wie ein ungebärdiges Füllen. Und doch — diese tolle Episode hat mir nichts geschadet. Ich blieb, die ich war. Gewiß — es fehlte nicht an Anfechtungen, aber sie taten mir nichts. Ich war unabhängig, vermögend — und klug. Das ganze war ein lustiger Spaß — ein prickelnder Zauber, ein übermütiges Auflehnen gegen das Hergebrachte — ein Spleen meinetwegen, eine verrückte Kaprize . . . Bis wir nach Algier kamen . . ." Sie blieb stehen. „Da — da," sagte sie. Ihre Augen wurden aschig; sie kam nicht weiter, die Worte wollten nicht mehr aus ihrer Kehle. Ringsum blühte noch der Flieder. Es war ein betäubender Duft. Marie schwankte und griff mit beiden Händen in den Flieder hinein, um sich zu halten. Durch ihre Finger rieselten die blauen, weißen und violetten Dolden. „Lieber Gott," stöhnte sie, „— lieber Gott . . ."

Alexander Hackert umfaßte sie vorsichtig, sah in ihr schmerzverzogenes Antlitz und in die angstvollen Augen und fühlte das nervöse Erdbeben ihrer geschmeidigen Gestalt. Das alles rührte ihn. „Seien Sie tapfer, gnädige Frau,“ bat er. „Ich habe genug gehört. Ich will nicht mehr wissen ...“

„Doch,“ hauchte sie, „— ich will, ich will! ... Ich will zu Ende erzählen!“

„Nein,“ sagte er hart. Sie standen sich gegenüber. Hackert hatte sie in Algier mehrfach gesehen, im Heim seines Vorgesetzten, des russischen Generalkonsuls. Ihre pikante Erscheinung war ihm aufgefallen; er fand sie hübsch, anmutig und liebenswürdig: ein scharmantes Persönchen. Man sagte, sie sei aus gutem Hause. Graf Rivaud von den Spahis betete sie förmlich an; er schien eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt zu haben und hätte sie sicher geheiratet, wäre Gudowitsch ihm nicht in den Weg gekommen. Alles dessen entsann sich Hackert. Im übrigen war sie ihm ziemlich gleichgültig gewesen und nicht einmal begehrenswert.

Heut war das anders. Sie war zu blühender Schönheit gereift. Ein unbeschreiblicher Zauber schien ihm von ihr auszugehen; den strömte der Glanz ihrer Augen aus, über den das Leid durchsichtige Schleier hängte, der wohnte auf ihren roten Lippen. Er sah jetzt erst, wie hold sie war. Aber es war doch noch mehr, was ihn anzog. Sein Interesse wuchs, das menschliche Mitgefühl, die Anteilnahme. Das eine war klar: sie spielte Hazard mit ihrem Geschick. Wahrhaftig, es war ein Spiel um das Glück, bei dem ein Zufall die Entscheidung herbeiführen konnte. Ein erster Zufall: das war er selbst. Aber der Zufall konnte sich erneuern und böser sein ... Armes Geschöpf! — Er hatte sie losgelassen, aber es war ihm, als zucke noch ein Reflex der Berührung ihrer runden Schulter durch seine Nerven. Es war auch ein eigenes Gefühl für ihn, war auch wie ein leises Nervenzittern: zu wissen, daß sie in seiner Gewalt war. —

Sie hatte ein Rauschen im Boskett vernommen und schrak zusammen. Aber es war nur ein Eichhörnchen, das mit raschem Satz sich am Birkenstamm einhakte und in den Wipfel klomm.

„Es ist nichts,“ sagte Hackert; „die Herren sind bei ihrer

politischen Unterredung, die Damen unten am Wasser. Es hört uns niemand. Gnädige Frau, lassen Sie uns scheiden."

Marie sah ihn ernst an. Ein rasches Aufatmen schwellte ihre Büste. Ihre Stimme klang wieder ruhig. „Herr Doktor, eine letzte Frage. Ich weiß das eine: ich bin das Glück meines Mannes. Ich bin ihm die treueste Frau; ich lebe und strebe mit ihm; wir gehören einander ganz und gar, sind gleichsam zu einem Wesen verschmolzen; wir lieben uns innig. Ich schenkte ihm zwei Knaben: das war die Menschwerdung unserer großen Liebe. Ich frage Sie: wäre es gerecht nach göttlichem Gesetz und gerecht nach vernünftigem Ermessen, wenn man diese Liebe töten wollte um einer — einer Erinnerung willen?! Ja — um einer Erinnerung willen, denn mich bindet nichts, nichts mehr an die vergangenen Tage als nur noch die Erinnerung. Ist sie eine ewige Schuld, und kann keine Reue und keine Guttat sie löschen? — Und noch eins: wer kann von Schuld sprechen? Wen betrog ich denn? Meinen Mann? Ah nein, ich kannte ihn ja noch gar nicht. War ich nicht Herrin meiner selbst und als solche nur mir, mir ganz allein Rechenschaft schuldig? — Kann einer kommen, ich meine von Rechts wegen, ein Wächter der Sittlichkeit, und zu meinem Manne sagen: ich will dir die Augen öffnen, deine Frau belog dich?! — Belog ich ihn? —"

„Ja," antwortete Hackert. „Ja, gnädige Frau . . ." Sein Ton klang weich, die Stimme wie zögernd . . . „Sie fragen mich, und ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ich bin kein Splitterrichter und kein kleingeistiger Puritaner. Ich habe das Leben genugsam kennen gelernt, mich unbeengt zu fühlen von den Vorurteilen landläufiger Sitte, die hundertmal der Sittlichkeit ins Gesicht schlägt. Sie haben recht, Sie waren ganz frei, Sie hatten niemand Rede zu stehen als dem eigenen Gewissen. Aber Ihre Schuld begann, als Sie heirateten und Ihrem Manne verheimlichten, was Sie sagen mußten. Da nahm die Lüge ihren Anfang, keine direkte: die Lüge des Verschweigens. Da ward die Lüge Betrug . . . Gnädige Frau, ich weiß, wie scharf das klingt und wie bitterböse. Ich bin Ihnen so gut wie ein Fremder, aber die Erinnerung, von der Sie sprachen, die verbindet uns;

die rückt mich ganz nahe an Sie heran . . . Wenn Sie in mein Herz schauen könnten, würden Sie sehen, wie mitleidsvoll es ist. Nehmen Sie einen Freundesrat von mir an, den Rat eines erfahrenen Mannes. Fassen Sie Mut und legen Sie Ihrem Manne noch jetzt eine Beichte ab. Ich kenne ihn zu wenig, um ihn beurteilen zu können. Aber Sie sagen, er liebe Sie und Sie seien sein ganzes Glück. Das ist Ihr Schutz . . ."

Er trat ein wenig zur Seite, als sei es ihm peinlich, sie in diesem Augenblick anzusehen. Sie war schwer atmend stehen geblieben, die Lider gesenkt, die Lippen zusammengepreßt. Sie war nicht mehr blaß, sie war rot vor Scham. Dieser Fremde dünkte sie wie ein Richter, und seine strafenden Worte trieben ihr das Blut in die Wangen. Sie rang nach einer Antwort. Aber nein, was sie dachte, das konnte sie nicht aussprechen, das war unmöglich. Sie gab ihm die Hand. „Haben Sie tausend Dank, Herr Doktor," sagte sie einfach; kein Wort weiter.

Nun gingen sie zurück, schweigend nebeneinander. Ihr Herz schrie: ‚Beichten, beichten — jetzt noch?! Damals hätte er vielleicht alles überwunden durch seine Leidenschaft — ja, überwunden — so sagte er. So sagte er — aber der Unwahrscheinlichkeit und dem Undenkbaren gegenüber sagt man manches . . . Aus dem Verschweigen wurde die Lüge und der Betrug. Das verzeiht er nicht. Die Liebe läßt sich nicht verhöhnen. Ich kann nicht, ich kann nicht! Er ist hart in seiner straffen Moral. Er wird mich verstoßen — nicht vor der Welt; er wird die Scheidung beantragen, wird mich zwingen, in die Gründe zu willigen, wird mir meine Kinder nehmen. Und all mein Glück und all sein Glück wird ein einziges Wort vernichten. Nicht einmal mein Tod könnte ihm helfen — er liebt mich ja. Mein Gott, mein Gott, ich kann nicht! . . .‘

Der neben ihr schritt, ahnte wohl, was in der zerquälten Seele vorging. Ihm war selber seltsam eigen zumute. Es keimte, rasch wie eine Treibhausblüte, etwas in ihm auf, das war stärker als das Mitleid. Es war gut, daß er morgen wieder fortging, auf Nimmerwiederkehr. Ja, das wollte er ihr noch einmal sagen — das sollte sein Schlußtrost für sie sein . . . Da

war man wieder am Eisenbau des Pavillons, um dessen Pfeiler sich Geißblatt rankte. Hinter den Schneeballen begann die Taxushecke; sie sah ganz schwarz aus im beginnenden Dämmer; die lichten Punkte der Windenblüten waren nicht mehr zu erkennen. Der Abend kam. Aus der Ferne klang lustiges Lachen herüber, es klang auch beinahe wie ein heller Aufschrei.

Hackert war stehen geblieben. Zum letzten Male küßte er die Hand Maries. „Leben Sie wohl, gnädige Frau," sagte er; es war ein leise zitternder Nachhall in seiner Stimme. „Überlegen Sie meinen Rat und seien Sie versichert: ich weiß nichts. Wir dürften uns schwerlich wiedersehen. Addio . . ."

Das Lachen und Schreien kam näher: es mußten die tollenden Mädchen sein. Marie horchte auf. Sie vernahm plötzlich ein helles, schmetterndes Wiehern. Hackert riß sie zur Seite. „Aufgepaßt! Teufel, was ist denn los?! . . ." Durch das Gebüsch brach schnaufend und prustend mit bebenden Flanken und zitternden Nüstern ein junges Pferd. Hinterher, vom Ende des Taxusganges aus, stürmten die Mädchen. „Aufhalten!" schrie die wilde Komteß und breitete ihre Arme aus, als Zeichen dafür, wie man es machen solle. Aber der Rat tauchte nicht viel. Der Gaul war nicht aufgezäumt und würde in seinem rasenden Laufe jeden umgerannt haben, der sich ihm entgegengestellt hätte. Er galoppierte den Taxusweg hinauf, blieb plötzlich stehen, als er Marie und ihren Begleiter sah, warf mit lustigem Wiehern den Kopf empor, machte Kehrt und trabte den Mädchen entgegen. Nun hätte die Komteß die Arme ausbreiten können; aber sie tat es nicht. Das Fohlen begann wieder zu galoppieren, dabei gewaltig hinten ausschlagend — und da bekam es die Komteß mit der Angst. „Herrjeh," rief sie, „jetzt geht's uns an den Kragen!" — Die Mädchen schrieen auf. Nun wurde das Rößlein wild, schob den Kopf vor, blähte die Nüstern und karrierte rücksichtslos den Mädeln entgegen. Die Komteß sauste in die Taxushecke, Ada Gerlach fiel hintenüber und streckte die Beine in die Luft, es war wieder ein großes Schreien. Aber das Rößlein hatte freie Bahn gewonnen, sah sich noch einmal um, stieß ein Wiehern aus, das wie ein übermütiges Lachen klang, sprang über

die Hecke und trabte gemütlich dem Weiher entgegen, wo es stehen blieb und im Grase schnoperte.

Nun erschienen die jungen Herren. Graf Limbach hatte eine große Hetzpeitsche in der Hand und sah wild aus. „Wo ist denn das Biest?“ rief er. Komteß Barby kroch aus dem Taxus; ihr Kleid war zerrissen, über ihr aufgelöstes Haar waren grüne Blättchen gestreut, sie war wütend. „Jetzt kommen Sie,“ sagte sie, „wir hätten zertreten werden können — bei einem Haar wär' mir der Kopf zerschmettert worden — gucken Sie bloß, wie ich aussehe! . . .“ Ada Gerlach hielt die Hände auf dem Rücken, da tat ihr alles weh. Das Fiddichow-Geflügel zitterte vor Schreck. Bill entschuldigte sich: er hätte sich erst die Peitsche geholt. „Was nützt uns denn Ihre Peitsche?“ rief die Komteß, „Sie sind mir ein schöner Held!“ — Ada Gerlach zupfte an ihren Röcken.

Nun war Marie näher gekommen. Man ging zur Wiese hinab, wo die Komödie sich fortsetzte. Ein paar Knechte versuchten den Ausgebrochenen zu fangen. Aber der ließ sich nicht greifen. Er sprang über das ausgespannte Tennisnetz und machte seine Kapriolen, schielte die Knechte von der Seite an, knabberte im Grase und schlug aus, wenn man sich ihm näherte. „So geht es nicht,“ sagte Marie. Sie gab Anweisungen. Die Mädchen, die jungen Herren und die Knechte mußten sich in weitem Kreise auf der Wiese aufstellen; dann nahm sie die Peitsche Bills und verknüpfte sie zu einer Schleife, riß eine Handvoll Gras aus und näherte sich mit lockendem Zuruf dem Pferde. Das schien neugierig zu werden. Es blieb stehen, reckte den Hals und schnoperte. Marie gab scharf Obacht. Der Gaul legte die Ohren zurück, die Augen glänzten, die Nüstern erweiterten sich. Plötzlich setzte er zum Sprunge an. Im selben Augenblick pfiff die Peitsche wagerecht über den Boden, die Schleife schlang sich um die Kötengelenke des Fohlens und riß es nieder. Nun sprang Marie hurtig hinzu, stürzte in die Kniee, packte den Gaul mit den Fingern in die Nüstern und drehte eine sogenannte Bremse, ein beliebter Kunstgriff, um das erschreckte Pferd willenlos zu machen. Die Knechte eilten herbei und legten dem Ausreißer Wassertrense und Führzügel an . . .

„Bravo,“ rief Hackert; „der Fang mit dem Lasso, wie er im Buche steht.“

„Bravo,“ wiederholte Bill; „wo hast du das alles her, Marie?“

Auch die Mädchen waren voller Bewunderung. Marie errötete leicht. Es war ir lieb, daß ihn diesem Augenblick vom Schlosse herüber das große Gong zum Souper rief. „Gehen wir,“ sagte sie, ihre Handschuhe abklopfend, „— ich will mich auch einmal nach meinem Manne umsehen . . .“

Das Souper verlief schläfrig. Es machte den Eindruck, als ständen die Herren noch unter dem Einfluß ihrer politischen Beratung. Sie sprachen nicht von der Politik, aber ihre Gedanken waren beim Wahlkampf. Eine fröhliche Unterhaltung wollte nicht so recht in Fluß kommen, die Stimmung blieb matt. Beim Braten erhob sich Graf Barby zu einem Toast auf die Gastgeber. Doch selbst das Hoch schien minder voll zu klingen als sonst. Otto Graetz glaubte eigentümliche Beobachtungen zu machen. Er hatte ganz deutlich gehört, wie der immer taktlose dicke Fiddichow bei dem Hoch seinem Nebenmann zugeraunt hatte: „Ein Pereat wär' schon besser am Platze . . .“ Es schien ihm auch, als vermeide man es, mit ihm anzustoßen und ihn in die Unterhaltung zu ziehen. Zweifellos herrschte eine allgemeine Mißstimmung gegen ihn vor. Er lächelte darüber, aber es kam doch auch ein leiser Ärger hinzu. Es war gar zu kindisch. Er war froh, als die Tafel aufgehoben wurde.

Für die Herren waren Whisttische aufgestellt worden, die Damen ließen sich im großen Salon nieder, die jungen Mädchen dachten an Pfänderspiele. Während der Ritterschaftsrat im Rauchzimmer die Zigarrenkisten öffnete, nahm der alte Graetz seinen Sohn am Arm und zog ihn in eine Fensternische.

„Hör' mal du,“ sagte er halblaut, „ich möchte noch rasch ein paar Worte mit dir sprechen — eh' es zu spät ist. Du hast gehört, welchen Jubel es erregte, als Barby verkündete, daß er an einen Rücktritt nicht denke. Damit hat sich die Situation in gewisser Weise bedrohlich zugespitzt.“

„Warum bedrohlich, Papa?“

„Weil — sehr einfach, weil du nunmehr vor die Initiative gestellt bist, dich entweder gesellschaftlich langsam zurückzuziehen oder darauf gefaßt zu sein, daß man dir eine Tür nach der andern schließt.“

„Das ist ein Entweder-oder, das ich für Übertreibung halte. Verzeihe, Papa.“

„Lieber Junge, ich kenne die Welt etwas länger als du. So wie die Verhältnisse liegen, wird der Wahlkampf mit großer Erbitterung geführt werden. Dabei sind persönliche Angriffe gar nicht zu vermeiden. Es ist gut gesagt: der Sache Feind, der Person Freund. Das ist auch unter anderen Umständen möglich — aber nicht im politischen Gefecht. Da vertritt die Person viel zu intim und energisch die Sache, als daß man beides trennen könnte.“

„Es ist die Frage. Ich wenigstens habe nicht die Absicht, Barby anzugreifen. Aber ich bin durch den Widerstand der Konservativen allerdings in die Zwangslage gebracht worden, mich in verschiedenen Punkten scharf gegen die alten Freunde wenden zu müssen. Das wird namentlich in den Versammlungen nicht zu vermeiden sein . . .“

Beide Herren nahmen dankend Zigarren aus der Kiste, die der Ritterschaftsrat ihnen präsentierte. Herr von Hackert ließ einen scharfen Blick über Otto gleiten, gleichsam eine stumme Aufmunterung, und wandte sich sodann in das Zimmer zurück, wo das Spiel begonnen hatte. Der Oberamtmann spitzte die Ohren, um ein Wort der beiden in der Fensternische zu erhaschen; aber es war nicht möglich: die Stimmen schwirrten durcheinander, und die meisten waren recht kräftig; der Zempelburger schrie, als ob er ein Regiment kommandierte.

Graetz zündete seine Zigarre an dem Schwefelholz an, das Otto ihm reichte. Er sah sehr bekümmert aus. „Das ist es ja eben, lieber Junge,“ sagte er, „— es ist im Wahlkampfe tatsächlich eine Unmöglichkeit, Angriffe zu vermeiden. Schon aus taktischen Gründen. Die Defensive ist gar nichts wert. Aber gut: du wie der Barby, Ihr seid ein paar anständige Kerle, Ihr werdet Euch nicht ohne Not vorwerfen, silberne Löffel gestohlen

zu haben. Ihr werdet Euch gegenseitig schonen, so weit sich das machen läßt. Doch Ihr bildet nur die vorgeschobenen Posten; hinter Euch stehen soundsoviel, die gar nicht daran denken, irgendwelche Rücksichten zu nehmen. Du mußt gegenwärtig sein, böse zerzaust zu werden."

Otto lächelte. „Das muß sich schließlich jeder gefallen lassen, der in die Öffentlichkeit tritt," meinte er.

Der Alte wurde ungeduldig; seine Hand fuhr schon wieder in die hintere Rocktasche und suchte nach dem Schnupftuch. „Gefallen lassen oder nicht, darum handelt es sich am wenigsten, Otto. Wichtiger ist deine Stellung im Kreise. Sollte schon mal ein Deutschsozialer aufgestellt werden, so wäre mir Gössel immerhin der liebste gewesen. Den fesseln seine Geschäfte an Berlin, eine gesellschaftliche Rolle spielt er bei uns überhaupt nicht. Mit dir ist es anders. Liebster, Liebster, Liebster, vergiß doch nicht, wie hier die sozialen Verhältnisse liegen! Außer Hackert und noch zwei, dreien — ein verflucht magerer Rückhalt — schwört keiner aus unsern Kreisen auf dein Evangelium. Du wirst schließlich vereinsamen."

Otto zuckte mit den Schultern. „Ich müßte es ertragen, Vater. Aber ich wiederhole dir: ich glaube, du übertreibst. Unser Bezirk ist ja politisch sehr mobil; das schadet nichts, das hat nur sein Gutes. Die Leute sind doch aber nicht verrannt!"

Der Ökonomierat nickte. „Das sind sie, Otto. Ich bin es auch. Bin auch verrannt — nun ja: ich halte stramm an meiner Überzeugung fest. Sieh' mal, wir hier im Kreise, wir Konservativen, ob adlig oder bürgerlich, sind ein gutes Stück der alten preußischen Junkerklasse, deren politische Berechtigung du um so eher anerkennen wirst, als du — stille, laß mich ausreden — auch einmal sozusagen zu ihr gehört hast. Aber, mein Junge, wir bilden nicht nur den Kitt einer politischen Partei, wir bilden auch eine in sich fest geschlossene Gesellschaftsklasse — und siehst du, das ist für dich das Üble. Das überlege dir, Otto. Es ist rasch getan, es ist auch nicht schwer, dieser Gesellschaft den Fehdehandschuh hinzuwerfen — aber ..." Er brach kurz ab. „Ich wünschte von Herzen," schloß er, „du

hättest die Kandidatur nicht angenommen. Noch ist es Zeit, Otto. Es ist nicht nötig, daß du deinen politischen Glauben verleugnest. Es gibt Gründe wie Brombeeren, die dich veranlassen können, das direkte Kampfspiel aufzugeben . . . Sei klug, Otto . . ."

Er nahm seines Sohnes Hand, drückte sie stark und trat dann in das Zimmer zurück.

„Wollen Sie uns den Strohmann ersetzen, Feldrat?" rief Uhlenhausen, der mit dem Hauptmann von Gerlach und dem Kolziger einen Rubber spielte.

„Nee, Uhlecken, ich danke. Ich will mal nach meiner Ollen kieken . . . mir ist so, als ob ein Gewitter aufstiege, und da grault sie sich immer — da möcht' ich doch lieber vor Ausbruch derheeme sein."

Man lachte. Ein paar Scherzworte flogen hin und her. Otto setzte sich hinter den Landrat und schaute in dessen Karten. Er war zerstreut; die letzten Bemerkungen seines Vaters gingen ihm durch den Kopf. Er fand sie unrichtig, aber sie beschäftigten ihn dennoch.

Im Zimmer spielten vier Parteien. Der Tabaksrauch war stark; über die Lichter der Whisttische lagerte sich eine graue Wolke. Alle waren in ihr Spiel vertieft, zuweilen klapperten die Marken und klirrte ein Geldstück. Gesprochen wurde wenig; kein politisches Wort fiel. Hin und wieder warf einer die Karte mit einem der üblichen Spielausdrücke auf den Tisch; zuweilen sprach man auch über die Wetteraussichten, die Ernte, die Frostschäden, über die Zuckerfabrik und eine neue Drillmaschine: aber immer nur in abgerissenen Sätzen.

Es war schwül und heiß geworden.

„Puh," stöhnte Baron Feldern und wischte mit dem Taschentuche über seine Stirn, „Graetz kann recht haben: es wird ein Wetter geben. Regen schad't uns nischt."

„Ob wir nicht das Fenster ein bissel öffnen können?" fragte der Landrat.

Otto erhob sich. „Ah — tausend Dank, liebster Rittmeister," rief Uhlenhausen und winkte mit der Hand.

Otto stieß den Fensterflügel auf. Eine schwere Luft brütete über dem Parke. Der Himmel war schwarz verhängt; eine trockene Hitzwelle schlug Otto entgegen. Er blieb am Fenster stehen. Er fühlte sich unbehaglich und nervös. Das ärgerte ihn. Seine Nerven waren sonst recht gut im Stande. Er wußte nicht, was ihm war. Auf den Widerspruch gegen seine Kandidatur hätte er gefaßt sein müssen. Vielleicht war es nur die Quälerei des Alten, die ihn momentan verstimmte. Das war doch wahrhaftig der Höhepunkt der Lächerlichkeit, für seine ‚gesellschaftliche Stellung' zu fürchten! . . . Zwischen den Bäumen leuchtete ein fahler Schimmer auf. Es blitzte; aber es mußte in weiter Ferne sein, denn kein Donner folgte. Plötzlich fuhr Otto zurück. Aus tiefer Stille erwachte jäh der Sturm. Ein mächtiger Windstoß fegte in das Zimmer, löschte ein paar Lichter, blähte die Gardinen empor und trieb die auf den Tischen liegenden Karten umher.

Die Herren sprangen auf. Lachen und Schimpfen, ein derber Fluch. „Himmelbimmeldonnerwetter," rief der Landrat, über den nächsten Stuhl balancierend, „da mach' ich auch, daß ich nach Hause komme! . . ." „Abrechnen," schrie der dicke Fiddichow, „Sie, Alterchen, Stiebecke, Postmeister, geh'n Sie mir nicht durch! . . ." „Groß-Schlemm in der Hand," sagte Mylord Feldern zu seinen Mitspielern, „Sie wären gründlich reingerasselt, meine Herren . . ."

Otto hatte wieder das Fenster geschlossen. Die Herren drängten nach der Türe. Der Ritterschaftsrat war schon vorangestürzt, um die Damen zu beruhigen und zum Bleiben zu bewegen; er glaubte nicht, daß das Gewitter heraufkommen würde. Aber Frau Annafreda hatte bereits das Anspannen befohlen, und nun waren auch die übrigen Gäste nicht mehr zu halten. Es entwickelte sich das übliche Durcheinander: Lebewohlsagen, Umarmungen, Rufen nach Zofe und Diener, Suchen nach dem Trinkgeld, Kleiderrauschen, ein Hin und Her und Auf und Ab bei flackernden Lichtern und blakenden Lampen, im Zugwind zwischen den Türen, in den Korridoren, in dem Entree und auf der Rampe. Der Postdirektor Stiebecke wollte einen Taler gewechselt haben, Herr von Robinski stand vor ihm, schon im Paletot mit hochgeklapp-

tem Kragen, und suchte in seinem Portemonnaie; ein Markstück fiel zu Boden und trudelte zwischen die Füße der Damen, die Diener bückten sich, die Damen rafften die Röcke zusammen. Uhlenhausen zappelte nervös, mit raschem Gliederschlenkern umher und rief nach dem Bürgermeister; der Bürgermeister sollte in die Druckerei des Kreis-Anzeigers gehen und die alten Flugblätter kassieren lassen. „Mittwoch abend im ‚Markgraf Johann‘,“ gab Mylord Feldern flüsternd die Parole aus, „alle Mann zur Stelle ...“ „Aber nu' feste druff,“ tuschelte Fiddichow; „Fahrenheit, bringen Sie Ihren Provisor mit. Wo ist denn der Harbs? ...“ „Der sitzt noch in der Stube und denkt wahrscheinlich über sein Serum nach. Lieber Oberamtmann, wenn Ihr den Harbs in das Wahlkomitee nehmt, trete ich aus — auf der Stelle! Es fällt mir nicht ein, mich ewig ...“ „Pscht,“ machte Fiddichow, „Mensch, sei'n Sie nicht immer gleich so giftig! Halten Sie mal meinen Havelock — ich kann den verfluchtigen Ärmel nicht finden. Das ist ja gar nicht mein Hut! Wer hat mir denn nun wieder den Hut umgetauscht! Sie, Diener, Josef, Franz, August, das ist nicht mein Hut — schockschwernot, wo ist denn mein Hut geblieben!? ...“ „Graf Limbach!“ schrie Herr von Feldern und drängte sich, in einen schottischen Plaid gewickelt, durch die Gäste, „Graf Limbach — hier — hierher, hier steht Groß-Scharlibbe!“ — Er war ganz plötzlich ängstlich geworden; wenn dieser Graf ihm aus dem ‚Wickel‘ schlüpfte, ging das Jonglieren von neuem los. Bill sagte seit einer Viertelstunde der kleinen Änni Barby Adieu; er redete Unsinn und drückte ihr bereits zum fünften Male die Hand zum Abschied. „Also, wenn Sie noch bleiben, lieber Graf,“ sagte Barby, „sprechen Sie vielleicht mal in Hohen-Eltz vor ...“ „Werde nicht verfehlen, Herr Graf ...“ „Würden uns sehr freuen, Herr Graf,“ sagte die Gräfin ... „Außerordentlich liebenswürdig, gnädigste Gräfin ...“ „Kommen Sie man,“ flüsterte die Komteß und zwinkerte mit ihren blanken Zigeuneraugen ... „Graf Limbach, hier — hier steht Groß-Scharlibbe!“ schrie Mylord Feldern und reckte den langen Hals.

Die ersten Wagen fuhren vor. „Zempelburg!“ rief der

Diener. Nun gab es das letzte Adieu. Der Ritterschaftsrat stand unter dem Portal; neben ihm hielt der Rollstuhl mit der armen Rudolfine, die für jeden ein freundliches Lächeln hatte. „Adlich=Bartlau!“ rief der Diener. Die Gerlachschen Blondköpfe huschten kichernd, bis zur Nasenspitze eingehüllt, auf die Rampe. „Rocknow!“ rief der Diener, „Herr Doktor Harbs!“ — Der gespenstische Schimmel sah in der Wetterbeleuchtung wahrhaft dämonisch aus. „Wenn ich bloß erst meinen Hut hätte!“ schimpfte der dicke Oberamtmann. „Uhlecken, haben Sie meine Frau nicht gesehen?“ fragte der Ökonomierat; „ich kann sie nicht finden. Weiß der Deubel, wo sie wieder steckt! Pünktlichkeit ist den Frauen nun mal partout nicht anzugewöhnen.“ Er hielt sein rotes Taschentuch in der Hand und sah grimmig aus. Da zupfte ihn jemand am Paletot; Annafreda saß, in Mäntel und Tücher gewickelt, ganz gemütlich auf einem Stuhl hinter ihm. „Stecke dein Taschentuch wieder ein, Graetz,“ sagte sie mit der üblichen Betonung. „Hohen=Eltz!“ schrie der Diener vom Portal aus in das Entree hinein.

Der letzte Wagen war der von Kütnersdorf. „Nochmals tausend Dank,“ sagte der Ritterschaftsrat zu Otto; „ich werde an Gössel berichten. Im übrigen bleibt's, wie es ist ...“ „Wie es ist,“ entgegnete Otto fest. Alexander Hackert küßte Marie stumm die Hand. Sie fühlte dabei den leisen Druck seiner Finger, wie ein Zeichen der Mahnung oder des Versprechens. Der Volontär Herr Arnemann, der sich göttlich amüsiert hatte, half ihr in den Wagen. Sie war bisher seine stumme Bewunderung gewesen; aber heute dachte er nur noch an Ada Gerlach, ihren blonden Schopf und ihr niedliches Näschen; er war gräßlich verliebt.

Das Wetter hielt sich. Als der Wagen in die durch Felder führende Landstraße einbog, wurde der Blick weiter. Der ganze Himmel war schwarz bezogen; am Horizont hatte das Dunkel eine gelbliche Färbung; ein schmutzig fahler Fleck bezeichnete die Stelle, wo der Mond hinter lichteren Wolken stand. Aber es blitzte nicht mehr.

Unterwegs wurde wenig gesprochen. Die Anwesenheit des Volontärs legte Otto und Marie eine gewisse Rücksicht auf. Herr Arnemann selbst versuchte einige Male, eine geistreiche Unterhal-

tung einzuleiten; doch es glückte nicht recht. Da schwieg er, und als der Rittmeister zu ihm sagte: „Herr Arnemann, bitte morgen früh fünf Uhr an Schlag siebzehn," da machte er ein verletztes Gesicht. Diese dienstliche Bemerkung stürzte ihn aus allen Himmeln.

Kurz vor Mitternacht traf man in Kütnersdorf ein. Use und Franz standen mit Windlichtern auf der Rampe.

„Alles in Ordnung?" fragte Otto, aus dem Wagen steigend.

„Sehr wohl, Herr Rittmeister," antwortete Franz.

„Schlafen die Kinder?"

„Befehlen, gnädige Frau," entgegnete Use, „die schlafen längst."

„Ich möchte noch mal durch den Park bummeln," sagte Otto zu seiner Frau. „Es ist eine so eigentümliche Stimmung in der Natur. Kommst du mit?"

„Gern . . ." Sie wandte sich an Use. „Emma soll nicht warten, ich kleide mich allein aus."

„Kriegt auch in die Klappen," fügte Otto hinzu, „ich brauch' euch nicht mehr."

Er warf Franz seinen Paletot zu, umfaßte Marie und schritt mit ihr die Rampe hinab. „Ah," sagte er, „es war mir ein Bedürfnis, noch ein wenig frische Luft zu schnappen."

„Schade, daß es so schwül ist."

„Ist es schwül? Ja, es ist drückend. Geh'n wir nach den Wiesen zu, da wird es frischer sein. Nur auf ein Viertelstündchen . . ."

Sie schritten den Graben entlang, in dem die Frösche schrieen, dann zwischen Wänden wilden Weins über eine kleine Brücke und rechts ab an den Schneeballen vorüber, deren weiße Blütenkugeln durch die Nacht leuchteten.

„Du bist verstimmt, lieber Schatz," sagte Marie.

„Ein wenig, Mie, es ärgert mich selbst. Aber es wird vorübergehen. Sag', Kind, was war denn das mit dem durchgegangenen Gaule, den du wieder eingefangen hast? Die Fahrenheit erzählte davon —"

„Ach, Otto, es war nichts weiter! Eins der Fohlen war ausgebrochen und alle Welt hinterher. Da benützte ich eine Peit-

schenschnur als Lasso, fing den Burschen und hielt ihn an den Nüstern fest. Es ist ein einfacher Griff; jeder, der mit Pferden umzugehen weiß, kennt ihn."

„Na ja . . . bei der Fahrenheit klingt das immer ganz anders . . . Aber, Maus — laß doch derlei in Zukunft. Es sieht so — so kunstreitermäßig aus . . ."

Ihr Arm zuckte in dem seinen. Sie schwieg. Da sagte er: „Du bist mir doch nicht böse, Liebling?"

„Nein," erwiderte sie, „du magst recht haben."

Der Park lichtete sich, eine weite Wiesenniederung tat sich auf, von der eine erfrischende Kühle emporstieg. Otto und Marie schritten mitten auf die Wiese und blieben hier stehen. Nun sah man deutlich, wie ringsum die Wetter zogen. Der Wipfelkranz des Parks starrte schwarz zum Himmel. Darüber ballten sich die Wolken in einem tiefen eintönigen Grau und wanderten langsam von Westen nach Osten, rund herum um ein winziges Stück Blau im Zenit. Es war ein merkwürdiges Bild, dieses Wandern der Wetter, deren elektrischen Druck man spürte und die durch geheimnisvolle Gewalten in der Ferne gehalten wurden. Die Luft war ganz still; kein Blättchen auf den Bäumen regte sich, kein Grashalm der Wiese. Die Luft war schwer trotz des kühleren Hauchs, der aus der Niederung kam; man hätte wünschen können, daß die Wetter sich fänden und näherten, die Atmosphäre zu reinigen.

Otto hatte seinen Arm um Maries Schultern gelegt, seine Hand strich über ihre Wange. Da fühlte er einen feuchten warmen Tropfen und schaute ihr erstaunt und erschreckt in das blasse Gesicht. Ihre Augen standen voll Tränen.



Drittes Buch





16.

In der ersten Hälfte Juli, unmittelbar vor Beginn der Ernte, fand in Kütnersdorf die Taufe der Zwillinge statt.

Da die Wahlangelegenheiten den Rittmeister sehr in Anspruch nahmen, sollte die Feier nur in kleinem Kreise begangen werden. Außer den Stockhausenern waren nur noch Hackert-Wendhusen, Graf Barby, Bill Limbach, der Landrat von Uhlenhausen, Baron Feldern und die Adlich-Bartlauer geladen worden: die Familien, die seit langen Jahren intimer in Kütnersdorf verkehrten.

Mylord Feldern schrieb bedauernd ab: die Übergabe von Groß-Scharlibbe an den Grafen Limbach beanspruche so sehr seine Zeit, daß es ihm leider unmöglich sei, sich frei zu machen. Das war natürlich nur ein Vorwand; Mylord hätte die paar Stunden für den Besuch in Kütnersdorf recht gut erübrigen können, wenn er gewollt hätte. Aber es war ihm peinlich, mit Otto zusammen zu treffen, an dem er in einer der letzten Wahlversammlungen kein gutes Haar gelassen hatte. Er hatte sich auch vorgenommen, ‚ihn politisch kalt zu stellen', ehe er den Wahlkreis verließ.

Im übrigen hatte der kluge Mann sein Ziel erreicht, wenn auch nicht ganz in dem von ihm erstrebten Sinne. Bill Limbach war ein ‚Wickel' geblieben. Folgendes hatte sich begeben. Am Tage nach dem Souper in Wendhusen bat Bill seinen Gastgeber um einen Wagen nach Hohen-Eltz. Feldern mußte zusagen, aber er erschrak. Was wollte der Graf in Hohen-Eltz? Mit Barby über die Verhältnisse in Groß-Scharlibbe reden, über den Betrieb, die Ernteaussichten, die Bewirtschaftung, den geforderten

Preis? Das wäre höchst fatal; Barby war ein tüchtiger Landwirt und ließ sich nicht beeinflussen; mit seinen guten Ratschlägen war Feldern nicht gedient. Aber er mußte fröhliche Miene zum bösen Spiel machen: Bill bekam seinen Wagen und ratterte davon. Barby war sehr erstaunt, als Limbach ihm guten Tag sagte und unvermittelt fortfuhr: „Hoffentlich ist Ihnen der gestrige Abend gut bekommen, Herr Graf. Mir ausgezeichnet. Ich habe mich unmenschlich verliebt. Ich liebe Ihr Fräulein Tochter Komteß Änni und möchte gehorsamst bitten, um sie werben zu dürfen . . ." Ähnliches war Barby noch nicht vorgekommen. Er rief zunächst seine Frau. Die Gräfin war ganz Mutter. Sie überlegte blitzschnell. Änni wurde dreiundzwanzig Jahr; in der Nachbarschaft gab es keine geeigneten Partien; der Winterbesuch in Berlin war zu kurz für passende Anknüpfungen; Limbach war von gutem Namen; er wollte Scharlibbe kaufen, mußte also auch einiges Vermögen haben; er war zudem ein recht stattlicher Mann. Da konnte sie ruhig ihren Segen geben. Sie fragte nur: „Ist denn mit Änni schon alles abgemacht?" — „Nein, gnädigste Gräfin," antwortete Bill, „das würde ich nicht ohne Ihre Zustimmung gewagt haben. Aber sie hat gestern abend beim Abschied so lieblich mit den Augen gezwinkert, daß ich meiner Sache sicher bin. Darf ich untertänigst bitten, die Komteß benachrichtigen zu wollen?" — So rasch ging das aber nicht. Barby schaute Limbach von der Seite an. Er gefiel ihm. Barby entsann sich: der Pascha war ein guter Soldat gewesen; eine Herzensdummheit hatte ihn aus dem Sattel geworfen; Dummheiten macht jeder einmal; wer sich die Hörner rechtzeitig abstößt, wird gewöhnlich ein guter Ehemann. Aber über die materiellen Verhältnisse mußte noch ein Wort gesprochen werden. Bill besaß hundertundfünfzigtausend Mark Vermögen; Änni sollte dreimalhunderttausend als Mitgift bekommen (unter allerhand Bedingungen; Barby ging sicher). Immerhin: das junge Paar konnte leben. Auch gegen den Ankauf von Groß-Scharlibbe hatte der Hohen-Eltzer nichts; das Gut war verschuldet, aber kein schlechter Besitz; und dann hatte man die Kinder ‚dichtebei', sozusagen unter den Fingern. Aber an die Forderun-

gen Mylords war nicht zu denken —; Gott bewahre! „Mein lieber Graf,“ sagte Barby, „ich werde für Sie handeln. Passen Sie mal auf, wie ich mit Mylord umspringe. Ein viertel streiche ich von vornherein. Dann will ich die Grundbuchakten sehen, die Ritterschaftstaxen und die Bücher. Vor allem die Bücher. Wir haben keine Eile . . .“ Hierauf wurde Änni gerufen. Sie wußte schon, daß Limbach im Schlosse war; sie saß in ihrer Stube, und ihr Herz klopfte und hüpfte; sie hatte sich schön gemacht und das Zoddelhaar gebändigt. Nun entwickelte sich alles so rasch wie in einem letzten Akt auf der Bühne. Bill öffnete nur die Arme, und Änni flog ihm an die Brust. Dann wurde gefrühstückt und dabei setzte man die Verlobungsanzeigen auf.

Jetzt begannen für Feldern schlimme Tage. Ein verfluchter Kerl, dieser immer korrekte, sehr vornehme und tadellose Graf Barby! Bernstein und Goldstein waren Lämmer gegen ihn. Der ließ sich nichts vormachen. Er prüfte genau, und er verstand seine Sache. Der Kütnersdorfer Graetz half ihm bei der Abschätzung; Feldern hatte den Zembelburger Strachwitz zur Seite. Aber der Zempelburger war ein Esel und Graetz ein gewiegter Landwirt. Tagelang rackerte man auf den Feldern umher und zankte sich; tagelang saß man über den Büchern und schrie. Mylord schrie am meisten. Zuweilen rief er: „Finis, meine Herren! Jetzt ist's genug. Für ein Butterbrot gebe ich meine Klitsche nicht her. Ich verkaufe nicht, ich bleibe . . .“ Aber in der Nacht kam immer wieder die Überlegung, und am nächsten Morgen fuhr er nach Rocknow und sprach erst mit Goldstein und unterhandelte hierauf mit Bernstein. Dann begann der Ärger von neuem. Feldern rechnete auch im Traume. Am wütendsten war er auf Otto. „Ich vernichte ihn,“ sagte er zu seinem Schwiegersohn. „Ich helfe dir dabei,“ antwortete Robinski. —

Feldern hatte also zur Tauffeier in Kütnersdorf abgesagt. Er war nicht der einzige. Uhlenhausen schrieb, seine Frau sei nicht recht auf dem Posten. Offener sprach sich Herr von Gerlach aus. Er schrieb sehr höflich, daß er es bei der Erbitterung des Wahlkampfes für zweckmäßiger halte, sich vorläufig von dem in-

timeren privaten Verkehr mit den politischen Gegnern zurückzuziehen, bis die Situation geklärt sei. Graetz möge ihm das nicht übel nehmen — er, Gerlach, könne nun mal nicht aus seiner Haut: es sei ihm unangenehm, in aller Freundschaft mit einem zusammen zu sein, dem er vielleicht schon am nächsten Tage ausgesprochen feindlich gegenübertreten müsse.

Der Ritterschaftsrat von Hackert, Graf Barby und Bill (der sich inzwischen in Rocknow eingemietet) hatten zugesagt. Außerdem aber hatte sich schon ein paar Tage vorher noch ein anderer Gast eingefunden, der über den Tauftag bleiben wollte und auch als Pate gebeten worden war: Kapitän Dietrichsen von der Therapia. Er stand zwischen zwei Reisen, war vor kurzem aus Odessa heimgekehrt und sollte Ende Monat wieder nach dem Orient in die See stechen. Eines Abends hatte er sich telegraphisch von Hamburg aus angesagt und war am anderen Morgen eingetroffen: immer noch der Alte, vergnügt und voller Schnurren, behaglich und trinkfest, ein prächtiger Mensch.

Die Taufe fand nicht in der Kirche, sondern im Schlosse statt und zwar im sogenannten Parksalon, einem hübschen Gartenzimmer, das nach der rückwärtigen Schloßterrasse hinausführte. Der Gärtner hatte für reichen Blumenschmuck gesorgt, Altar und Taufbecken prangten in Grün und Blüten. Pastor Freyhold leitete die feierliche Handlung; Kantor Resemann sang mit den sonntäglich geputzten Schulkindern das Eröffnungslied. Es war alles sehr schön. Die Glastüren nach der Terrasse zu waren geöffnet worden; da standen die Inspektoren und sonstigen Beamten, auch Domestiken und Hofleute und machten andächtige Gesichter. Außer Dietrichsen waren noch die Gräfin Barby, Limbach und Herr von Hackert Paten. Die Zwillinge benahmen sich musterhaft. Hans-Jürgen verzog nur ganz wenig das Mäulchen, als das heilige Wasser seine Stirn näßte; Hans-Jochen sah sinnend aus. Es war Sitte, daß jeder der Paten während der Ansprache des Geistlichen kurze Zeit die Täuflinge halten mußte. Da hätte man Dietrichsen sehen müssen! Er stellte sich breitbeinig auf, wie auf der Kommandobrücke der Therapia, und spreizte die Arme, in die ihm die Galla die rot und blau bebänderten Wickelkissen mit

ihrem lebendigen Inhalt legte. So blieb er stehen und rührte sich nicht. Limbach war ungeschickter; er hatte Sorge, daß ihm das Gleichgewicht abhanden kommen würde. Auch Änni ängstigte sich; sie trat dicht an seine Seite, um bei der Hand zu sein, wenn ihr Pascha sich töricht benehmen sollte. Aber es ging alles glatt ab. Die Zwillinge rissen die Augen auf und ergötzten sich sichtlich an den bunten Ordensdekorationen Bills; sie muckſten nicht. Übrigens trug auch Dietrichsen einen glitzernden Orden auf seiner Uniform: es war der Medjidje vierter Klasse, den ihm die Bemühungen Limbachs beim Großwesir gesichert hatten. Er pflegte gern zu erzählen, daß er diesen glänzenden Stern von Seiner Majestät dem Padischah für seine mannigfachen Verdienste um das osmanische Reich erhalten habe. Nur hier schwieg er sich darüber aus.

Daß Barby gekommen war, freute Otto besonders. Das war der Beweis, daß auch politische Gegner freundschaftlich miteinander verkehren konnten. In Wahrheit war Barby der Besuch nicht gerade leicht geworden. Er war ein Gentleman durch und durch, aber ein wenig beeinflußte ihn diese politische Gegnerschaft doch. Es war in der Tat kaum zu vermeiden, daß man in den Wahlreden auch die Persönlichkeit des Gegenkandidaten streifte. Er hatte das bisher immer ziemlich geschickt gemacht, nach Möglichkeit umgangen und, wo es sich nicht anders machen ließ, von Graetz als Ehrenmann gesprochen, „aber, meine Herren, politisch . . .“ Diese notwendigen Aber vor der Öffentlichkeit störten ihn in dem alten herzlichen Verkehr mit Graetz. Er kam sich nicht ehrlich vor; es war lediglich eine Gefühlssache. Am liebsten hätte auch er eine Notlüge erfunden, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Aber das ging Limbachs wegen nicht recht. Limbach war ein Neffe der Frau Annafreda; durch ihn traten die Barbys in ein Verwandtschaftsverhältnis, wenn auch ein noch so weitläufiges, zu den Graetzens. Da mußten schon besondere Rücksichten vorwalten, es half alles nichts. Übrigens hatte sich Barby vorgenommen, in Kütnersdorf nicht eine Silbe von Politik zu sprechen und möglichst bald wieder abzufahren. Für die Folge dachte er seiner Frau den Verkehr zu überlassen,

sich selbst aber zurückzuhalten; die ganze Geschichte war ihm höchst unangenehm.

Nach beendeter Taufe fand ein kleines Frühstück statt, bei dem Kapitän Dietrichsen einen seiner berühmten Toaste zum besten gab. Damit begann die Stimmung heiter zu werden. Limbach erzählte in lustiger Weise von den Verhandlungen mit Mylord Feldern, die nun glücklich zum Abschluß gekommen waren. „Aber es war schwer, Otto," sagte er; „hätte ich meinen Schwiegervater nicht als kräftige Stütze gehabt, dann wäre ich wahrscheinlich gründlich 'reingefallen. Feldern besitzt eine kolossale Gewandtheit, einem das Wort im Munde herumzudrehen; auch seine eigenen Gedanken krempelt und knetet er mit fabelhafter Virtuosität, er jongliert gewissermaßen mit ihnen, und wenn man ihn dann festnageln will, schwupp entwischt er einem wieder. Ein doller Heiliger."

„Wann übernimmst du Scharlibbe?" fragte Marie.

„Im Herbst, Cousine. Feldern möchte gern noch bis zum Schluß der Wahlzeit auf dem Schloß seiner Väter bleiben."

„Aha," sagte Graetz, während Barby ärgerlich den Kopf schüttelte, als wollte er äußern: fängt der wahrhaftig doch noch mit der Politik an! —

„Warum aha?" fragte Bill harmlos.

Otto lachte. „Ich taxiere, es lüstet ihn, mich erst noch ein bißchen zu zerzausen, eh' er den Schauplatz seiner Tätigkeit verläßt. Er wird mich rupfen und zerpflücken wie ein junges Huhn. Er hat schon begonnen. Aber ich nehm's ihm weiter nicht übel."

„Richtig — ich hörte davon," sagte Bill. „In das Politische muß ich mich erst hineinarbeiten. Du bist eigentlich der Zankapfel der Familie, Otto. Du säest Zwietracht in die staatserhaltende Friedfertigkeit unserer Gesinnungen. Mein Schwiegervater dein Gegenkandidat: da beginnt schon der Dualismus. Sobald ich erst angesessen bin, werde ich mir redliche Mühe geben, dich wieder zu dem allein selig machenden Altkonservatismus zurückzuführen."

„Wenn's man was hilft," meinte der Ökonomierat, seine Serviette fester zwischen die Westenknöpfe pfropfend.

Graf Barby räusperte sich. „Herrschaften," sagte er, „Verzeihung — Verzeihung, aber ich möchte doch untertänigst vorschlagen, an diesem Feiertage die leidige Politik aus dem Spiele zu lassen — selbst im Scherze."

„Bravo, Papa," rief Änni. „Es ist gräßlich: wo man hinhört — Wahlen und Wahlen! Wo man hinhört — zanken sich zwei. Bill, dreimal wehe, wenn du dich auch kopfüber in die Politik stürzest!"

„Wo zieht Feldern hin?" fragte der Ritterschaftsrat.

„Ich weiß nicht, Herr von Hackert — ich glaube, es ist noch unbestimmt. Robinski will sich in Westpreußen ankaufen."

„Und wo bleibst du bis zum Herbst, Bill?" warf Marie ein.

Der alte Graetz lachte. „Es gefällt ihm so ausgezeichnet im ‚Markgraf Johann', daß er da wohl sein Sommerquartier aufschlagen wird. Wohnst du in der Stube mit den blauen Tapeten, hinter denen es immer so raschelt? Da hab' ich einmal geschlafen, Bill, und in der Nacht drei Mäuse mit dem Stiefelknecht totgeschlagen."

„Es ist unrecht," sagte Frau Annafreda, „daß du dich nicht bei uns einlogiert hast oder in Kütnersdorf."

„Tantchen, das ging nicht. Ich bin ein Störenfried. Manchmal bin ich erst in der Nacht nach Hause gekommen, manchmal am Morgen. Das ging nicht. Ich war von Feldern abhängig. Nun will ich noch ein paar Monate auf die landwirtschaftliche Hochschule, und dann trete ich mit Aplomb in den heiligen Ehestand und ziehe in Groß-Scharlibbe ein . . ." Dabei küßte er seine Braut auf den Scheitel . . . „Übrigens," fuhr er fort, „schmäht mir nicht Rocknow und den ‚Markgraf Johann'! Ich habe manche interessante Bekanntschaft gemacht, zum Exempel einen Doktor mit polnischem Namen —"

„Wanowski —"

„Jawohl, Wanowski, mit dem hab' ich einmal ein paar Stunden verplaudert — es war höchst amüsant. Was ist das für ein Mann?"

„Der Leibarzt des Majors von Albinus."

„Albinus . . . hört mal, ich finde, Euer Rocknow ist durchaus kein langweiliges Nest. Was ist wieder dieser spiritistische Major für eine interessante Persönlichkeit!“

„Hast du ihn kennen gelernt?“ fragte Frau Annafreda.

„Nee, Tantchen — oder wenigstens nur von Ansehen. Ich schnüffelte einmal in einer freien Dämmerstunde um die alte Templerburg herum und da sah ich auf der Plattform des Wartturms eine merkwürdige Gestalt stehen: einen langen hageren Mann, in einen buntfarbigen Schlafrock gewickelt, und auf dem Kopfe eine spitze Mütze. Ich versichere Euch, man hätte glauben können, einen mittelalterlichen Astronomen vor sich zu haben. Er hielt auch ein Fernrohr in der Hand und betrachtete aufmerksam den Sternenhimmel.“

„Der arme Kerl,“ sagte Graf Barby, „er soll geistesgestört sein.“

„Magnetisch vergiftet,“ setzte Otto hinzu, „so hat er sich Harbs gegenüber ausgeklagt. Tatsächlich. Er hat früher einmal, in Stuttgart oder wo weiß ich, mesmeristischen Sitzungen beigewohnt, und seit dieser Zeit fühlt er sich ‚magnetisch vergiftet‘.“

„Ähnliches erzählte mir Doktor Wanowski,“ fuhr Bill fort, „meinte aber, der Major sei nichts weiter als ein arger Neurastheniker, den er schon noch zu kurieren hoffe.“

„Auf hypnotischem Wege,“ sagte der Ritterschaftsrat und zuckte mit den Achseln. „Von den Kuren Wanowskis halte ich nicht viel —“

„Pardon,“ warf Frau Annefreda lächelnd ein, „Ihr werdet zwar wieder räsonnieren, aber ich kann mir nicht helfen: er hat mir tatsächlich meine Migräne vertrieben. Ich habe eine Kopfmassage bei ihm durchgemacht, die vortrefflich gewirkt hat. Mein Mann kann ihn bloß nicht leiden, sonst hätte ich ihn an Stelle von Harbs als Hausarzt genommen.“

„Hätte mir grade noch gefehlt,“ brummte der Ökonomierat und winkte dem Diener: die Fasanenpastete mundete ihm ausgezeichnet.

„Hat denn der Fahrenheit nun glücklich seine Apotheke verkauft?“ fragte Herr von Hackert.

Da fuhr der Kapitän in die Höhe. „Fahrenheit?!" rief er. „Donnertobak — pardon! Pardon, aber ich konnte nicht anders. Sprecht mir von allen Schrecken des Gewissens, nur nicht von diesem Fahrenheit! Ich entsinne mich seiner mit Grausen. Er nörgelte immer. Das Mittelmeer empörte sich, wenn er in die blauen Wogen schaute; die Delphine ruderten eilends davon, wenn sie seine Stimme hörten. Ein fürchterlicher Kerl . . . Hoffentlich ist niemand der sehr geehrten Anwesenden mit ihm verwandt," setzte er etwas verspätet hinzu.

Man lachte. Dietrichsen leerte sein Sektglas. „Erinnern Sie sich noch, gnädige Frau," sagte er zu Marie, „wie wir den Fahrenheit . . ." Er unterbrach sich und schlug sich vor die Stirn . . . „Herrgott, da fällt mir ja eben ein, daß ich Ihnen ein närrisches kleines Abenteuer erzählen wollte — es wird Sie um so lebhafter interessieren, als Sie selber dabei indirekt eine Rolle spielen —"

„Oho," rief Bill, „bei einem Abenteuer?"

„Ich will's 'mal so nennen —"

„Also schießen Sie los, Kapitän!"

„Aber erst lassen Sie sich Ihr Glas füllen!"

„Kapitän," sagte Marie, „ich ängstige mich vor Ihrer Geschichte. Hoffentlich ist die Rolle gut, hübsch und erfreulich, die ich in ihr spielen soll."

„Ohne Sorge, gnädigste Frau — es ist so eine Art Märchen: Sie sind die gütige, Wohltaten spendende Fee, sonst kommt noch eine alte Hexe darin vor und ein wundertätiger Stein, von dem ich nicht weiß, ob ein Juwelier auch nur drei Mark dafür bezahlen würde."

„Sie machen uns schrecklich neugierig," rief Änni.

„Also," sagte der Kapitän: „bei meinem letzten Aufenthalt in Algier erschien plötzlich ein seltsames Monstrum an Deck der Therapia —"

„Halt!" fiel Marie ein. „Ich weiß schon: eine Negerin, die Hanifa hieß —"

„Nicht unterbrechen," rief Bill.

„Das stört die Spannung," bemerkte Herr von Hackert.

Der Kapitän neigte sich zu der Hausfrau hinüber. „Richtig geraten, gnädige Frau — es war Hanifa, Ihre ehemalige Dienerin, die sich erinnerte, daß Sie damals mit der Therapia abgereist waren und die nun von mir wissen wollte, wie es Ihnen ergehe. Was soll ich Ihnen sagen: Hanifa hat über eine Stunde bei mir gesessen, hat ‚Henkel trocken' getrunken und sich zuletzt einen niedlichen kleinen Spitz angeschwipst, hat mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt und dann von Ihnen in allen Tönen, aber in barbarischem Französisch geschwärmt, bis sie auf eine geheimnisvolle Geschichte kam, die sie sichtlich zu erregen schien. Sie sagte, sie hätte Ihnen einmal ein Amulett geschenkt, einen glänzenden Stein, wenn ich recht verstanden habe, der eine wunderbare Eigenschaft gehabt haben soll —"

„Und welche?" fragte Otto.

„Die Eigenschaft — na, wie soll ich mich ausdrücken — die Eigenschaft, das Herz eines geliebten Mannes für immer zu fesseln —"

„Ah," machte Änni und riß die Augen auf; „das ist reizend."

„Praktisch," meinte der Ökonomierat, „sehr praktisch. Hätt' ich diesen selbigen Stein in meiner Jugend besessen —"

„Ruhig, Graetz," fiel Frau Annafreda ein, „du hast wieder Unfug auf deiner Zunge."

Marie lachte lustig auf. „Es war ein Bergkristall — durchlöchert — man mußte ihn an einer Schnur auf dem Herzen tragen. Jawohl, Hanifa hatte ihn mir einmal geschenkt —"

„Haben Sie ihn noch?" fragte Dietrichsen.

„Nein — ich habe ihn verloren oder weggeworfen — ich weiß nicht mehr —"

„Das tut mir leid. Da wird mich Hanifa von neuem drangsalieren, wenn die Therapia wieder in Algier anlegt."

„Marie," sagte der Feldrat, „du hast sehr unrecht gehandelt. So etwas hebt man doch auf. Oder glaubst du an die unwandelbare Treue deines Mannes?"

„Graetz, was redest du bloß!" rief Frau Annafreda.

Otto nickte Marie zu und stieß mit ihr an. „Bewahre dir deinen Glauben, Mausing."

„Die Treue ist doch kein leerer Wahn," rief Bill und drückte Änni die Hand.

„Schade nur," sagte Marie, „jammerschade, daß ich mir die Wunderkraft des Kristalls ganz anders gedeutet habe. Ich glaubte, er schützte nur vor bösen Geistern —"

„Das auch," erwiderte Dietrichsen, „aber die Hauptsache blieb doch die Kraft der ewigen Liebe. So erklärte Hanifa. Und nun wollte sie den Stein zurückhaben . . . Gnädige Frau erzählten uns seinerzeit vom Tode Ihres Herrn Onkels, des russischen Generalkonsuls. Die alte Hanifa, es ist höchst drollig, muß das Verhältnis zwischen Oheim und Nichte wohl etwas — etwas freigeistig aufgefaßt haben —"

„Na na!" rief Bill.

„So nach dem Genre der französischen Komödie, denn sie behauptete, nach dem Tode von Exzellenz Gu — Gu — wie heißt er gleich — Gudowitsch, glaub' ich, da hätte der Stein gar keinen Zweck mehr für Sie."

Die Worte wurden mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen. „Deiner alten Hanifa ist nicht zu trauen," sagte Otto lachend, „wollen wir ihr nicht nach dem Muster des verlorenen Kristalls einen anderen fertigen lassen? Sie bringt uns schließlich in schlechten Ruf in Algier und Umgebung . . ."

Marie hatte sich gebückt, um ihre Serviette aufzuheben, wobei ihr Graf Barby behilflich war. Nun lachte sie auch. „Das wär' freilich schlimm — aber den verlorenen Stein kann ich ihr leider doch nicht wiederschaffen . . . Kapitän, wenn Sie abermals nach Algier kommen und Sie sehen Hanifa, so beruhigen Sie sie. Sagen Sie ihr, der Stein hätte wirklich Wunder gewirkt — er hätte mir einen Gatten geschenkt, an dessen Liebe zu zweifeln Verbrechen wäre. Und gerade deshalb brauchte ich ihr Amulett nicht mehr. Stein sei nur Stein, aber das Herz lebendig."

Das fanden alle sehr schön, und Bill äußerte: „Änni, mein Lieb, laß' diese Frau, meine Cousine, dir ein leuchtendes Vorbild sein und zweifle auch du nie . . ." Worauf Änni mit sanftem Aufschlag ihrer Schelmenaugen erwiderte: „O, wie würde ich dies wagen, teurer Herr und Gebieter . . ."

So verlief denn das Tauffrühstück heiter und angeregt, und Pastor Freyhold hatte wohl recht, als er nach beendeter Tafel, die Hände der jungen Frau nehmend, in herzlichem Tone sagte: „Gottes Güte waltet sichtlich über diesem Hause. Es ist ein Glanz und ein Sonnenschein, an dem man sich aus tiefster Seele erfreuen kann. Es ist ein Stück Eden. Der Himmel schütze Ihr Glück, meine teure liebe gnädige Frau . . .“

Als die Gäste heimgefahren waren und Marie sich zu einer kurzen Ruhestunde in ihr Boudoir zurückgezogen hatte, da dachte sie an die Worte des Pastors und dachte an ihr Glück. Aber kein Widerschein dieses Glücks lag auf ihrem ermatteten Antlitz. Ihre brennenden Augen verloren sich wie in weite Fernen. Daher, aus weiter Ferne, rückten die Schatten heran und sammelten sich, einer nach dem andern. Ein heimliches Grauen packte sie, Furcht vor dem Wesenlosen. Es konnte keiner kommen und gegen sie zeugen; immer nur der Klatsch konnte sprechen. Und dennoch umschnürte eine verzehrende Angst ihr Herz. Sie preßte das heiße Gesicht in die Kissen des Diwans und stöhnte: „Lieber Gott, sag' mir, was soll ich tun?!“ —

Alexander Hackert hatte ihr einen Weg gewiesen: alles gestehen. Er wußte auch nur das, was man sich hie und da in der Gesellschaft Algiers erzählt hatte; nicht mehr. Aber was er wußte, war Wahrheit. Sein Rat kam auch aus dem Herzen eines Ehrenmannes. Alles gestehen — Generalbeichte. In jener schwülen Nacht, da die Wetter den Horizont umkreisten, ohne sich zu entladen, hatte Marie kein Auge geschlossen. Sie hatte überlegt. Sie fragte sich immer wieder von neuem: was wird geschehen, wenn du Otto deine Schuld gestehst? — Und die Antwort war immer die gleiche: ob er dich verstößt oder an seiner Seite behält, sein Glück ist dahin. Sie hatte kürzlich Hebbels Drama ‚Maria Magdalene‘ gelesen, und das Wort der Klara: ‚Kein Mann kommt darüber weg‘ wollte ihr nicht mehr aus dem Sinn. Sie wußte, daß dies Wort in seiner harten Grausamkeit unrichtig, daß es zum mindesten eine nicht zutreffende Verallgemeinerung war. Auch in der Gesellschaft sprachen zahllose Beispiele dagegen. Marie war grüblerisch geworden. Sie las

mehr als sonst; las Häckel, Morgan, Engels, Bachofen, Mantegazza, Bebel wahllos durcheinander. Sie wiederholte sich hundertmal, daß sie vor ihrer Ehe ganz frei gewesen sei, niemandem Rechenschaft schuldig als dem eigenen Gewissen. Aber das Grübeln nützte nichts, es nützte kein Theoretisieren. Hier kam nur er in Frage, und das war gewiß: er ‚kam nicht darüber weg'. Erziehung, Veranlagung, das Zuständliche, in dem er groß geworden, die Grenzen seines Empfindens und seiner geistigen Entwicklung, Natur und Charakter — alles das machte es unmöglich. Und kam er nicht darüber weg, so war sein Glück dahin.

Das war das Entscheidende. Nichts gestehen, nichts beichten; was in der Vergangenheit liegt, ist begraben. Wohl regte es sich noch in diesem Grabe der Vergangenheit; es stieg auf und verschwand wieder. Lag es auch noch so fern, es trug der Wind Erinnerungen herüber, die ihr wehe taten. Aber doch nur ihr. Was schadete das? Sie konnten an ihrem Herzen reißen und Wunden in ihre Seele schlagen. Ihn berührten sie nicht. Er wußte nichts von ihrem heimlichen Leid, er war noch immer vom Glück umgeben. Und er sollte es bleiben. —

Auch Fritz Brettschneider hatte auf der Schloßterrasse der Tauffeier beigewohnt und ging nun hinab in das Dorf. Er war im Sonntagsstaat, trug seinen langen schwarzen Rock und einen kleinen runden Hut. Aber seine Miene war wenig feiertäglich. Er war in Gedanken, und die Gedanken waren ärgerlicher Art. Da unten in der Kolonie ging ihm alles verquer. Die Leute wollten sich durchaus nicht mit den neuen Einrichtungen befreunden, es gab ewig Reibereien, und er selbst wurde als ‚Aufpasser' gehänselt und verhöhnt. Es war in der Tat merkwürdig. Die Leute hatten alles, dessen sie bedurften, sie waren sorgenlos und doch nicht so recht zufrieden. Fritz witterte heimliche Aufwiegelung durch sozialistische Agitatoren, die in dieser Zeit vielfach in der Gegend auftauchten. Er hätte gern einmal einen erwischt und am Kragen gepackt; aber entweder irrte er sich in seiner Vermutung oder die Agitation ging mit größter Vorsicht zu Werke. Im übrigen hatte Fritz auch das Gefühl, daß er den Leuten entfremdet worden war. Er versuchte sie nach Möglichkeit zu

verstehen, aber er merkte doch, daß zwischen ihrem Empfinden und dem seinen eine ungeheure Kluft lag. Es gab Dinge, die ihm unbegreiflich waren. An die regelrechte Ablieferung der unsauberen Wäsche beispielsweise konnten sich die Leute absolut nicht gewöhnen; es war da ein alter Kerl, der ihm auf eine Rüge hin schlankweg erwidert hatte: „Ach wat, die ewige Wascherei! Man wird ja nich mal warm in seinem Hemde!“ —

Das war zum Lachen, aber es war auch bezeichnend. Dieser alte Kerl war durchaus kein Schmutzian: der Eingriff in sein Privatleben behagte ihm einfach nicht. Vielleicht war es das, was die Leute mißmutig machte. Sie waren tätig und fleißig wie immer; aber zu glauben, daß die Verbesserung ihrer Lebenslage sie nunmehr wirklich zufrieden gestimmt hätte, war ein Irrtum. Fritz ärgerte sich darüber. Er war seiner Herrschaft sehr ergeben und hätte den beiden gern die Enttäuschung erspart, die der Fehlschlag ihrer menschenfreundlichen Hoffnungen mit sich bringen mußte. Er begnügte sich denn auch damit, den Inspektor Hellmann in sein Vertrauen zu ziehen, der seine Ansicht teilte, den Rittmeister vorläufig noch nicht über die tatsächlichen Verhältnisse in der Kolonie aufzuklären, sondern in Ruhe abzuwarten, ob sich die Leute nicht nach und nach von selbst der notwendigen, wenn auch milden Disziplin fügen würden. Aber er litt unter der Eigenart seiner Stellung. Er war der Vorgesetzte der Leute und mußte auf Ordnung halten. Dafür haßte man ihn und spielte ihm allerhand Schabernack. Die jungen Burschen, wütend darüber, daß sie sich nicht mehr nach ihrem Gefallen mit den Mädeln herumtreiben konnten, hatten einmal eine förmliche Verschwörung gegen ihn angezettelt. Sie wollten ihm heimlich auflauern, mit geschwärzten Gesichtern und theatralisch vermummt (das dachten sie sich besonders hübsch), und eine gehörige Tracht Prügel verabreichen. Eine der Dirnen, die in Fritz verliebt war, weihte ihn in die Komödie ein, und nun nahm Fritz sich die Burschen vor und hielt ihnen eine donnernde Standpauke, ohne sie jedoch zur Anzeige zu bringen. Seitdem war es etwas besser geworden; aber an finsteren Blicken und gelegentlichen Schmähreden fehlte es immer noch nicht.

Fritz war in trübseliger Stimmung. Zu allem Ärger in der Kolonie kam seine Liebesnot. Es war nun wirklich eingetroffen: Doktor Wanowski hatte in aller Form beim Doppel-Schulze um die Hand Friedas angehalten. Das ganze Dorf wußte es: ein Bauernmädel konnte Frau Doktorin werden. Klein-Hedicke schrie, ein Schaf wie die Frieda sei noch gar nicht dagewesen; ob der Wanowski ein Polacke sei und ein Katholscher, das sei doch wahrhaftig egal: er habe Geld wie Heu, auf wen warte die Frieda denn noch! — Das Geschehnis verursachte eine gewisse Aufregung im Dorfe, man besprach es im Kruge. Kretschmann wußte Einzelheiten: es habe eine grimmige Szene zwischen Vater und Tochter gegeben, die Schulzemutter habe beinahe Ohrfeigen bekommen, die Frieda habe vor dem Wanowski ausgespuckt. Das war das tollste. Die Frieda habe vor Wanowski ausgespuckt; die Bauern glaubten es nicht; so verscherzt man sich doch nicht sein Glück. Aber es war dennoch wahr. Im Schulzenhof wollten die Tränen nicht trocknen. Der Alte lag im Bette und stöhnte; das Rheuma raste wieder durch seine Glieder. Das kam bloß von der Aufregung; o die verdammten Weiber! Und grade jetzt festliegen zu müssen! Die Ernte stand vor der Tür, und kein Knecht im Hause, die Frauenzimmer verdrossen und faul. Auf dem Schreibtische türmten sich die Schriftstücke; in der Wahlzeit verdoppelte sich die Arbeit. Dabei diese Schmerzen! Wanowski war davongelaufen und kam nicht wieder, und von Harbs wollte der Schulze nichts wissen. In der Küche heulte die Schulzen. Ihre Zähren rannen über die Kartoffeln, die sie schälte, und tröpfelten in die Pfanne auf dem Herde. Sie hatte bisher der Frieda tapfer zur Seite gestanden; nun verlor sie den Mut. Was nicht geht, geht nicht; keiner kann mit dem Kopf durch die Wand. Sie redete der Frieda gut zu. Man muß auch an die Eltern denken. Wanowski war schließlich so übel nicht; und er liebte sie doch; er verlangte keinen Groschen Mitgift; da konnten die Alten ihre Tage ohne Sorgen beschließen. Sie bat Frieda himmelhoch, sich die Sache zu überlegen. Wanowski werde schon wiederkommen. Sie habe ihm gräßliche Worte in das Gesicht geschrieen

und vor ihm ausgespuckt; aber er werde schon wiederkommen.

Vor dem Blick, den die Frieda ihr zuwarf, erschrak die Schulzemutter. Sie war ohne großes Feingefühl, aber dieser harte, kalte, feindselige Blick ging ihr durch und durch. Nun hatte sie auch mit der Tochter verspielt. Die sprach nicht mehr, sie weinte auch nicht, es wurde wieder still im Hause. Frieda tat, als ob nichts geschehen sei. Sie versah ihre Arbeit wie zuvor, es ging ihr nicht langsamer von der Hand, sie schaffte von früh bis spät. Aber ihre Wangen verblichen, um ihre Augen spielten bläuliche Schatten, sie magerte ab. An dem stämmigen Mädchen zehrte der Schmerz. Wochenlang sah sie Fritz nicht und verging vor Sehnsucht. In ihrer Kammer zerbiß sie die Kissen; sie saß Stunde um Stunde am Fenster und stierte in den Mond; sie las im Gesangbuch Reihen von Liedern, halblaut und mechanisch. Doch eines Abends jauchzte sie auf. Ein Steinchen klirrte gegen ihr Fenster: das war der Fritz. Einen Augenblick schwankte sie: alles Blut schien sich in ihrem Herzen zu stauen, sie fuhr mit den Händen an die Schläfe. Von unten herauf hörte sie Fritzens wispernde Stimme: „Friede — du, Friede, laß' mich ein . . .“ Sie winkte ihm zu; ihre Zähne knirschten wie im Frost aufeinander. Plötzlich warf sie in rasender Hast einen Rock über, knöpfte ihr Mieder zu und öffnete die Tür. Da stand schon der Fritz. Sie zog ihn mit sich. „Komm in den Garten, es schläft alles. Nicht hier — ich will nicht . . .“ Im Garten, hinter dem Backofen, war eine Stelle, die lag auch bei Mondschein in tiefem Schatten. Da standen drei Apfelbäume, deren Wipfel ein weites Dach bildeten. Der Grasschnitt hatte begonnen, das Heu duftete; es war eine feierliche Stille. In fliegenden Worten erzählte Frieda ihr Leid. „Vater hat mich geschlagen, Fritze, es war mir egal, ich merkte es gar nicht. Ich habe vor dem Polacken ausgespuckt und hab' ihm zugeschrieen, eh' daß ich ihn nähme, lieber henkt' ich mich auf. Da ist er gegangen. So blaß wie Kalk, und er hat gezittert . . .“ „Ich schlag' ihn noch tot!“ fuhr Fritz grimmig auf. Dann wurde er zärtlich. Unter Schauern von Küssen flüsterte er ihr ins Ohr:

„Wen hast du zu fragen? Bist du wem Rechenschaft schuldig? Bloß dir allein! Bist du nicht frei? . . .“ Sie hielt seine Hände fest, nickte und sagte: „Ja, und eben darum. Gewiß bin ich frei und laß' mich nicht zwingen. Ich könnte auf und davon gehen wie die Käte Bärwinkel, und keiner könnte mir's wehren. Aber ich will's nicht. Ich hab' meinen Stolz und meinen Trotz, ich will's nicht. Der Vater verachtet uns Weiber. O — ich will's ihm zeigen! Stur wie sein Kopf, so kann ich auch sein. Paß' auf,“ und da preßte sie Fritzens Hände mit wilder Gewalt, „nun hat's am längsten gedauert — wart' noch bis Micheli, da hab' ich den Vater 'rum! . . .“

Fritz hatte Glauben und Hoffnung verloren. Ach, war die Frieda eine Närrin! Er hatte ihr erzählt, wie sie es machen wollten. Es war so einfach. Arbeit gab es ja überall. Aber auch sie hatte ihren Kopf für sich. Als er über den Dorfplatz schritt, sah er sie vom Krämer kommen. Sie blieb stehen und nickte ihm freundlich zu. Er wollte ihr entgegeneilen, aber da winkte sie mit der Hand. Er verstand sofort: der Vater mußte im Garten sein; seit es ihm besser erging, saß er gern in der Sonne. Fritz schaute seinem Mädchen nach; ihr Haar flimmerte hell, sie schritt rasch aus und ihr Rock flatterte. Da seufzte der arme Junge, wandte sich ab und trat in das Haus des Onkels.

Piepmaul war nicht in der Wohnstube; aber Fritz hörte die krächzende Stimme des Alten draußen im Hofe. Da schimpfte er den blöden Hetzel aus, der den Dunghaufen nicht zusammenhielt und die Sense hatte im Regen stehen lassen. Hetzel hörte Piepmaul stumpfsinnig zu, sperrte den Mund auf und kraute mit der Hand dem neben ihm stehenden Blubber den Kopf. —

„'Tag, Onkel,“ sagte Fritze.

„Äh, bist du's?“ nöhlte der Alte, „und so fein? Ach so, die Taufe . . .“ Er grinste und nahm für einen Augenblick die Pfeife aus dem Mundwinkel . . . „Bist du nicht auch zum Mittagessen geladen gewest? — Bengel,“ fuhr er den Knecht an, „stier' nicht so affig in die Luft! Vorwärts, die Harke — zusammengefegt — heidi — und dann die Sense geputzt und gedengelt! Fritze, es geht so nicht weiter. Ich habe einen Och-

sen und ein Kalb als Gesinde, dadermit soll ich die Wirtschaft führen!"

Fritz lachte zu diesem Schmerzensschrei. Der Alte sah übel aus. Er ging gebückt, hustete viel, und auf seinen bläulichen Wangen brannten rote Flecken.

„Onkel, nun kommt ja Hilfe. Ich bin eben dabei und will den Tittmann von der Bahn holen. Kann ich nicht deinen Wagen kriegen?"

Der Alte wurde hellhörig. Er vergab sonst nie seine Pferde. Aber in diesem Falle hatte er nichts dagegen. Der Tittmann kam ihm gerade zurecht. Das war ein lustiger Junge, mit dem man seine Unterhaltung hatte, der auch ordentlich kneipen konnte. Fritz wollte für ihn vorläufig Wohnung und Beköstigung zahlen; das war abgemacht, denn Piepmaul zweifelte, daß Peter Tittmann mit vollem Beutel heimkehren werde. Außerdem aber sollte Tittmann in der Wirtschaft helfen. Das war die Hauptsache, das hatte er auch schriftlich zugesagt. Piepmaul wußte nicht mehr ein und aus, seit er selbst nicht mehr helfen konnte und sich auf Knecht und Magd verlassen mußte; da hoffte er in Tittmann eine zuverlässige Stütze zu finden. Er hatte sich auch schon ausgedacht, wie er ihn fesseln würde; er wollte ihm versprechen, ihm ein Legat in seinem vielberedeten Testamente auszusetzen. Natürlich dachte er gar nicht daran; aber es lockte doch. —

Fritz spannte mit Hetzel die Pferde vor den Korbwagen, schwang sich dann auf den Vordersitz und nahm die Leinen. „Ich fahre ganz langsam, Onkel, ich habe noch Zeit; ich überanstrenge deine Gäule nicht. Adjüs . . ." Er schnalzte mit der Zunge und fuhr davon.

Es hatte lange nicht geregnet; der Wagen mahlte durch den dicken Sand, unter den Hufen der Pferde quollen Staubstreifen auf. Fritz saß träge auf seinem Strohbund, über das ein Woylach gebreitet war; die Leinen hingen lang, die beiden Braunen beeilten sich nicht.

Es war ein schöner Sommertag. Die Sonne brütete über dem reifen Getreide, die vollen Ähren nickten am Wege. Seit Jahren hatte man nicht einer so glänzenden Ernte entgegensehen

können. Fritz war ermüdet, aber der Stand der Felder interessierte ihn doch. Auf Stockhausener Boden war der Roggen wahrhaftig übermannshoch; aber er raschelte schon, es war Zeit zum Schnitt.

Als er in den Wald kam, dachte Fritz wieder an sein geliebtes Mädchen. ‚Wart' noch bis Micheli,' hatte sie gesagt. Das war das letzte Ziel. Sie mußte irgend etwas im Sinne haben, von dem er nichts wußte. Sie war viel tapferer als er. Er seufzte wieder. Mein Gott, es drehte sich doch alles nur um das Geld! Aus Piepmaul wurde man nicht klug. Mal sprach er so, mal so. War er in guter Laune, so schlug er wohl Fritz auf die Schulter und sagte mit seiner heulenden Stimme: „Du krie'st allens. Paß emoal uff, du hast ja keene Ahndung, wat du emoal vor'n reicher Kierl wer'n wirscht, Fritze . . ." Zuweilen drohte er auch mit allerhand versteckten Redensarten: wenn sein Testament eröffnet werden würde, schockdonnerwetter, da würden die Leute die Mäuler ziehen; das bare Geld kriegte Bebel für die Parteikasse, der Hof sollte versteigert werden, der Erlös einer geheimnisvollen Stiftung zufallen. Was für einer Stiftung? ja, da würde man sich wundern . . .

Fritz wußte, was von allen solchen Reden zu halten war. Gewiß war Piepmaul unberechenbar. Aber dann und wann schien es, als öffne sich eine verborgene Herztür in dem versoffenen Alten. Fritz tat sich zu öfteren einmal nach Feierabend nach ihm um, brachte ihm eine Flasche Wein oder ein Paket Tabak, fuhr die Magd an, wenn das Wohnzimmer gar zu unsauber war, reinigte seine Pfeifen und verplauderte ein Stündchen mit ihm. War Piepmaul dann noch nicht völlig betrunken, so konnte er wohl einmal weich und herzlich werden. Fritz mußte ihm von seinen Erlebnissen bei der Fremdenlegion erzählen, und er hörte ruhig zu. Es kam vor, daß er dem Neffen die Hand drückte und freundlich sagte: „Was du allens durchgemacht hast! Aber du bist ein braver Bengel, du wirst auch deine Frieda kriegen, allzulange mach' ich's ja doch nicht mehr. So 'nen Winter wie den letzlichen, den übersteh' ich nicht noch mal. Im Herbst kannst du heiraten . . ."

Im Herbst — das war auch der Termin Friedas. An was klammerte sie sich denn? An was er? An den Tod des Alten. Es kam immer wieder auf dasselbe heraus; es war ekelhaft. —

Er rückte sich auf seinem Sitz zurecht und hieb auf die Pferde ein. Es begann zu dämmern. Die Kiefern warfen lange Schatten, um die rötlichen Stämme floß ein helles Grau. Einmal zuckte Fritz förmlich erschreckt zusammen. Dicht vor dem Wagen trottete eine Wildsau mit ihrer Bache ganz gemütlich über den Weg, und hinterher zottelte ein halbes Dutzend Frischlinge.

Jenseits des Waldes sah man schon die Station. Ein offener Wagen kam Fritz entgegen; in ihm saßen Herr von Robinski und der Rocknower Goldstein in eifrigem Gespräch. Fritz grüßte; Robinski, der selber fuhr, senkte leicht die Peitsche. Nun mußte Fritz sich beeilen. Hinter dem Plenterwald von Adlich-Bartlau kräuselte sich bereits der Maschinenrauch des nahenden Zuges durch die reine Abendluft.

Ein Junge hielt ihm die Pferde. Fritz kam gerade auf den Perron, als der Zug vor das Stationsgebäude fuhr. „Brettschneider — hier!" hörte er die Stimme Tittmanns. Ein langer hagerer Mann kletterte mühselig aus einem Abteil der dritten Klasse und zog einen hölzernen Koffer hinter sich her. Fritz erschrak. Mein Gott, sah der Tittmann aus! Die Kleidung umschlotterte ihn; er ging gebückt wie ein Rückenkranker; sein Schläfenhaar war völlig weiß, der sonst zu scharfen Spitzen aufgedrehte Schnurrbart hing ungepflegt und in grauen Strähnen zu seiten des Kinns herab. Das linke Auge verdeckte ein schwarzes Stück Tuch, das durch eine Schnur am Hinterkopf festgehalten wurde. Wenn Tittmann sprach, sah man in dem sonst blendend weißen Wolfsgebiß noch immer den einen schwarzblau angelaufenen Zahn.

Der Stationsvorsteher und ein Schuppenarbeiter erkannten den alten Langenpfuhler wieder und begrüßten ihn. Ob man in der Restauration erst einen Willkommsschluck trinken wolle, fragte Fritz. Das geschah. Es saßen da noch ein paar aus der Umgegend, ein Holzhändler, der Müller aus der Buchmühle, zwei Bartlauer Bauern und der Gastwirt aus Langenpfuhl. Es gab

ein Aufsehen, als es hieß, Tittmann sei da. O, man entsann sich des Peter noch recht gut. Der ‚Sergeant' war er gewöhnlich genannt worden; man kannte seine Streiche, seine Liebschaft mit der Käte Bärwinkel, da diese noch ein halbes Kind gewesen war, seine Reitkunststücke, seine Verwogenheit und sein großes Maul. Und dann war er mit Fritz zusammen auf die Wanderschaft gegangen . . . Der Langenpfuhler Gastwirt gab ihm die Hand. „Na, Tittmann," sagte er, „bist du auch mal wieder da! Hast dich wohl gut 'rumgetrieben in der Welt? . . ." „Aber wie, Bugenhagen, aber wie! Sacre bleu! . . ." „Bleiben Sie denn nun in Langenpfuhl?" fragte der Stationsvorsteher . . . „In Kütnersdorf, lieber Dubski, will mich bloß ein bißchen erholen, dann geht's nach Paris — aber zuerst nach Bukarest und Belgrad . . ." Alles staunte. Wetter, war das ein Kerl! —

Fritz ließ sich nichts vormachen. Er sah sofort: mit dem Tittmann war es auf dem absteigenden Aste. Er war nur noch eine Ruine. Auf dem Heimwege renommierte er zwar in altgewohnter Weise: er habe ein Riesengeschäft in Aussicht; es gehörten ein paar tausend Mark dazu, aber dafür seien Hunderttausende zu verdienen; er ließ auch Andeutungen fallen, daß er Fritz beteiligen wolle. Dann schimpfte er wieder, wie mordsmäßig auf dem Hund er sei; die Gefängniszeit in Sofia habe ihm den Rest gegeben. Aber er hoffe sich rasch zu erholen, setzte er hinzu; organisch sei er ferngesund, er brauche nur Luft und Ruhe — freilich, das linke Auge, das könne ihm auch kein Doktor wiedergeben. Nun kam er auf seine Abenteuer im Orient. Er erzählte von seinen Reisen im Auftrage Nuri-Beys und wie er von der höfischen Kamarilla in Konstantinopel betrogen worden sei. Er erzählte Räubergeschichten. Was wahr daran, was nicht, ließ sich schwer unterscheiden. Aber interessant war es — interessant war der ganze Mensch, dieser ehemalige Train-Sergeant, der unter das Levantegesindel geschleudert worden war und bei etwas mehr Glück dort unten vielleicht seine Karriere gemacht hätte. In Marokko war ein englischer Unteroffizier Instrukteur der Artillerie geworden und Liebling des Sultans und hatte eine Ministerstellung.

Tittmann reckte seine langen Beine. „Ein verdammter Sitz," sagte er lachend, „das schwankt so ein bißchen — eine elegante Equipage hat Piepmaul nicht. Wenn man denkt: was habe ich eine Zeitlang für ein Leben geführt! Da war mir nichts gut genug, da trank ich alle Tage Schampus und bin oft genug Viere lang gefahren. Aber das Gefängnis hat mich mürbe gemacht. Ich werde mich bei Piepmaul schon eingewöhnen."

„Wird's denn gehen, daß du ihm etwas in der Wirtschaft hilfst?" fragte Fritz. Seine Miene war sorgenvoll geworden.

„O ja — natürlich — bloß ein paar Tage, weißt du, da muß ich Ruhe haben . . . Alter Junge, man keine Angst! Mit Piepmaul verständige ich mich schon. Mit dem hab' ich mich immer gut vertragen. Du, das hab' ich mit der Zeit gelernt, wie man die Menschen nimmt . . ."

Er schwatzte weiter. Fritz war es etwas bedrückt um das Herz. Er hatte das Gefühl, eine große Dummheit gemacht zu haben, als er Tittmann die Heimkehr erleichtert hatte. Die Schranke zwischen den Freunden war hoch geworden. Fritz spürte das: er hatte wirklich nichts Gemeinsames mehr mit diesem im internationalen Gaunertum des Orients gänzlich verkommenen Strolche. Aber es half nichts: nun war Tittmann da; vielleicht konnte man ihn bei günstiger Gelegenheit wieder abschieben. Jedenfalls nahm sich Fritz vor, seine Gutmütigkeit künftighin nicht weiter ausbeuten zu lassen. Tittmann schien auch nicht gerade die Taschen voll Geld zu haben; Fritz beschloß, die seinen vorsichtig zuzuknöpfen.

Als man wieder durch die Felder fuhr, war es völlig Abend geworden. Tittman fröstelte trotz der warmen Luft und schlug seinen Kragen auf. Aber der Saatenstand erfreute ihn. Er begann sentimental zu werden und von der Heimat zu schwärmen. Er kam direkt aus Sofia und war Tag und Nacht gefahren, in endlosen Bummelzügen und bei schwebender Hitze. Hier atme er endlich einmal reine Luft, sagte er — es sei doch ein eigenes Gefühl, zu Hause zu sein. Er erkannte nun auch die Gegend: den Fuchsberg mit der Teufelskanzel, den Kirchturm von Hohen-Eltz, daß Schloß von Kütnersdorf. „Schwerbrett, was ist denn

das?!" rief er, als der Wagen in weitem Bogen um die Kolonie fuhr; „ist das eine Villenanlage — so eine Art Sommerfrische?"

Fritz lachte und sprach von der Begründung dieser Arbeiterkolonie, die er in den Himmel hob. „I der Tausend," sagte Tittmann kopfschüttelnd, „und du bist da der Oberscherge oder vielmehr der Inspektor?"

„Kolonieinspektor und zugleich Gutsvogt — jawohl."

„Na, das ist ja alles mögliche," meinte Tittmann mit höhnischem Spiel der Mundwinkel. „Und sag' mal: die Leute, die lassen sich das alles so ruhig gefallen?"

„Was denn — ‚gefallen'? Ich versteh' dich nicht."

„Mein Himmel, was du mir da von Eurer Kolonie erzählst, das ist doch nichts anderes als die unerhörteste Einschränkung jedweder persönlichen Freiheit! Eine Tyrannei sondergleichen — der nackte Absolutismus!"

Fritz sah Tittmann von der Seite an und tippte dann mit dem Zeigefinger auf die Stirn. „Du bist verrückt, Peter."

Tittmann antwortete nichts; er schmunzelte eigentümlich und schüttelte wieder den Kopf. Erst nach einer kleinen Pause, als der Wagen schon die Dorfstraße hinabfuhr, fragte er: „Du, Fritze, bist du eigentlich noch der alte feste Sozialdemokrat?"

„Bewahre," antwortete Fritz, „das bin ich auch nie gewesen. Einmal — na ja, da — du weißt schon, was ich meine . . . Aber da hattet Ihr mich betrunken gemacht, Ihr verflixten Kerle . . . Nein, Gott bewahre — ich bin alles andere als Sozialdemokrat!"

„Und der Alte? Und Piepmaul?"

„Der ist es noch. Besonders, wenn er einen zu viel hat. Da möchte er die Erdkugel mit Petroleum begießen und anstecken. So red't er wenigstens."

„Bravo! Das ist schon mehr Anarchist. Ach du, ich könnt' dir erzählen . . . Was ich in Bulgarien für Erfahrungen gemacht habe! . . ."

Nun hielt der Wagen auf dem Hofe des alten Brettschneider. Piepmaul stand, die Pfeife im linken Mundwinkel,

die Hände in den Hosentaschen, ohne Rock und Weste in der Hintertür und schrie in das Dunkel hinein: „Hetzel — Lümmel, entfamigter — ick wer' der Beene machen! Kummste nu' endlich mit de Latichte!?"

An dem Platt merkte Fritz: der Bauer war wieder betrunken. —

„Alter Piepmaul!" rief Tittmann, „Brettschneider — he — da ist man! 'n bißchen abgeklappert, aber immer noch das alte fidele Haus. Wenn ich man erst vom Wagen 'runter wäre ..."

„Hetzel!" brüllte der Alte, „i du Dunderwetter, sonn Deibelsluder! . . . Fritze, ich weiß nicht, wo der Bengel steckt. Spann' selber aus, reibe die Biester ab, damit sie sich nicht verkühlen, aber schütt' ihnen noch nicht gleich Futter. Erst in 'n Viertelstündchen . . . Na, Tittmann — na, da ist er ja . . . nu' kommt man erst 'rein, Peter — hoho, Peter, Petrus, Peterchen — kommt man erst 'rein, ich habe zur Ehre des Empfangs eine neue Flasche aufgeproppt — Peterchen, immer noch Peterchen — was!? . . ." Er schüttelte Tittmann die Hand und stierte ihm in das Gesicht . . . „Peterchen, was habt Ihr denn für einen schwarzen Lappen im Gesichte? — 'n schlimmet Doge?"

„Gar keens mehr, Piepmaul. Das hab' ich in Konstantinopel gelassen. Aber mit dem andern guck' ich Euch noch 'n Loch durch die Wand."

Der Bauer lachte, bis er das Husten bekam. „Nu' man 'rin," ächzte er, „Peterchen — äh — nu' woll'n wir mal erscht eenen trinken ..." Er schob Tittmann voran und turkelte über die Stufen der Haustür.

Fritz spannte aus. Ein widriges Gefühl stieg in ihm auf. Er holte tief Atem und führte die Pferde im Dunkeln in den Stall.

17.

An einem der nächsten Tage begann die Ernte. Da man in Kütnersdorf keine Wanderarbeiter annahm, so gab es gewaltig zu tun. Es waren heiße Zeiten. Der Himmel begünstigte die Ernte; er wölbte sich wolkenlos über dem Lande, das in reicher Fruchtfülle prangte und gesegneter Niederkunft entgegensah.

Maschine und Sense arbeiteten zu gleicher Zeit. Unten in der Ebene dehnte ein ungeheures Kornfeld sich aus, in der Sonnenglut einem goldenen Meere gleichend, unbeweglich liegend in der windstillen Luft. In dieses Meer arbeiteten sich von Westen nach Osten die Mähmaschinen wie langsam segelnde, gemächlich die Wogen teilende Schiffe hinein. Graetz versuchte es heuer zum ersten Male mit einer neu konstruierten Mähmaschine, die mit einem Elevatorbinder vereinigt war. Während die scharfen Messer die Halme niedermähten, wurden diese von der Plattform der Maschine durch eine besondere Vorrichtung seitwärts geschoben und dem Bindemechanismus zugeführt, der die Garben raffte und knotete. Die verbesserte Konstruktion ermöglichte eine präzisere Arbeit und leichtere Handhabung. An der Berglehne standen die Schnitter in langer Reihe und ließen ihre Sensen sausen: hier machte die Eigenart des Terrains die Maschinenarbeit unmöglich. Bei dem gleichmäßigen Heben und Senken der Sensen blitzte jedesmal ein leuchtender Streifen über das Feld; dann ertönte ein harmonisches Klingen und Zischen, und die gelben Halme fielen. Langsam wurde das Land geschoren.

Graetz hatte nach der Stockhausener Grenze zu noch eine neue hölzerne Scheuer aufführen lassen: die Ernte war in diesem Jahre so reich, daß die Unterbringung des Getreides Schwierigkeiten machte. Aber trotz der vermehrten Feldarbeit ruhte die politische Agitation nicht. Die Wahl war auf den achtundzwanzigsten September festgesetzt worden: man hatte also nur noch wenige Wochen vor sich, die ausgenützt werden mußten.

Die Vertreter der sich gegenseitig bekämpfenden vier Parteien: Graf Barby, Graetz, der Antisemit Firmenich und der Sozialdemokrat Clasen entfalteten eine rege Tätigkeit. Seit Graetz

sicher war, daß ein Zusammengehen mit den Konservativen unmöglich war, versuchte er die trennenden Gegensätze nicht mehr zu vertuschen. Eine gewisse persönliche Rücksicht hatte er in den Versammlungen bisher auf Barby genommen. Zu seiner Mißstimmung mußte er aber erfahren, daß er auf der anderen Seite weniger zart behandelt wurde. Barby selbst aberdings vergab sich nichts; er sprach stets nur von den ‚Irrtümern des Herrn Gegners‘, vermied verletzende Worte, wurde nie aggressiv. Um so weniger Beschränkung legten sich seine Begleiter auf. Barby zog immer mit einer ganzen Suite in die Versammlung. Man kannte seine Art zu sprechen: sie war viel zu weltmännisch und gewissermaßen von oben herab, um einschneidend auf die großen Massen zu wirken. Aber er war der alte Vertreter des Kreises, den sein verstorbener Vater sozusagen in das Parlament eingeführt hatte: der Name allein sicherte ihm eine große Anhängerschaft. Nur verstand Barby in seiner kühlen Vornehmheit sich nicht auf eine wirksame Agitation; da mußte man ihn unterstützen. Feldern mit seinem Schwiegersohn und der Oberamtmann Fiddichow waren das Dreiblatt seiner ständigen Adjutanten.

Mylord hatte nichts zu tun. Der Verkauf von Groß-Scharlibbe war perfekt geworden, am ersten Oktober hatte er das Gut zu räumen. Aber bis dahin war er noch kreiseingesessen und gedachte von seinem Wahlrecht Gebrauch zu machen. Die Ernte hatte er auf dem Halm an Bernstein und Goldstein vergeben; seine beiden Leibjuden ordneten auch sonst seine Verbindlichkeiten. Nun war er frei und konnte sich kopfüber in die Politik stürzen. Im Grunde genommen hatte er auch für Barby nichts übrig, der auf den Preis von Scharlibbe gewaltig gedrückt hatte; aber Barby hatte schließlich im Interesse seines Schwiegersohnes Limbach gehandelt. Anders lag es bei Graetz. In dessen Hause hatte man ehemals freundschaftlich verkehrt, und Feldern hatte gegen ihn als Mittaxator um so weniger etwas einzuwenden gehabt, als er der sicheren Überzeugung gewesen war, Graetz würde schon aus Mitgefühl mit seiner Lage ein Gegengewicht zu der Preisdrückerei Barbys bilden. Darin irrte er sich nun: Graetz war einfach gerecht und taxierte nach bestem Ermessen.

Nun schäumte Mylord sich aus. Das Tafeltuch zwischen ihm und dem Kütnersdorfer war für immer zerschnitten, jetzt galt es offene Feindschaft. In den Versammlungen wütete er gegen ihn. Nicht Antisemiten und Sozialdemokraten, sondern die Deutschsozialen hatten den Keil in den Konservatismus getrieben. Freilich, sie hatten bisher trotz aller Anstrengungen wenig erreicht, weil Doktor Gössel so gut wie fremd im Kreise gewesen war. Nun aber kam ein Einheimischer und forderte die alten Getreuen auf, das konservative Banner zu verlassen und sich fragwürdigen Weltverbesserern anzuschließen. Das war die große Gefahr: Rittmeister Graetz war ein Renegat, der viel Anhang besaß. Man sagte sich: wenn ein Mann wie er für die neue Partei eintrete, so müsse das doch seine guten Gründe haben. Töricht Irrtum! Rittmeister Graetz war nichts als ein eitler Streber, dem sein Reichtum gestattete, ein Potemkinsches Dorf hinzubauen, um die Menge für seine ehrgeizigen Träume zu gewinnen. Er war schlimmer als die Sozialdemokraten; er war ein Verräter an den Idealen, denen er einstmals gedient hatte . . .

So ging es fort. Wenn Mylord schwieg, kam Robinski an die Reihe, und trat Robinski ab, so erschien der dicke Fiddichow am Rednerpult. Otto hörte davon vorläufig nur aus den Versammlungsberichten im Kreisblatt. Die persönlichen Ausfälle ärgerten ihn weniger als die beständige Wiederholung seines ‚Renegatentums'. Das war gar zu albern. Es war mehr: es war eine Gemeinheit. Tausendmal nein, er war kein Abtrünniger! Abgesehen davon, daß eine Meinungsänderung aus ehrlicher Überzeugung etwas durchaus Verständliches und Natürliches ist, hatte er seinen politischen Freunden von früher niemals in allen Punkten des Programms zugestimmt; oft genug hatte er in dieser oder jener Frage andere Ansichten entwickelt, oft genug vor allzu hohen Forderungen gewarnt und auf Abhilfen von innen heraus hingewiesen, wenn man nach der Regierung schrie und unsinnige Gesetze verlangte. Die hauptsächlichsten Vertreter der Deutschsozialen im Kreise: Hackert, Gössel und Lewald, neigten gleich ihm viel mehr zum Konservatismus als zum politischen Freisinn. Die neue Partei war ja ihrem innersten Wesen nach

nur eine soziale, der sich von rechts und links aus die gemäßigteren Elemente angliedern konnten, ohne ihre Überzeugung zu verleugnen. Und da schalt man ihn einen Überläufer! —

Nichtsdestoweniger behielt Otto seine Ruhe bei. Auch die Freude über die gute Ernte überwog seinen Ärger. Er ritt am Spätnachmittage langsam über die Felder den Wiesen zu. Ein Teil des Roggens war bereits gefallen; die Garben standen gebunden auf der weiten Stoppel, über die ein Krähenschwarm strich. Überall sah man schaffende Gruppen; die Mäher auf der Berglehne vesperten noch, unten schnitten die Maschinen mit fressendem Geräusch in das gelbe Getreide, das in breiten Wellen niedersank, um sich gewissermaßen von selbst wieder aufzurichten. Graetz hielt hie und da sein Pferd an, redete zu den Leuten, machte seinen Scherz mit ihnen und verhieß ihnen ein fröhliches Erntefest. Als er vom Fuchsberg aus seinen Vater auf der dicken Karline herantraben sah, setzte er sein Pferd in Galopp und ritt ihm entgegen.

„'n Abend, Väterchen," rief er fröhlich; willst du Vergleiche anstellen zwischen Kütnersdorf und Stockhausen? Oder gilt's nur einer Stippvisite!" —

„Tag, mein Junge," sagte der Feldrat, „weder Visite noch sonst was. Ich sah dich von weitem und dachte, willst mal fragen, wie's der Marie ergeht. Sie war neulich so ein bißchen bläßlich."

„Das ist sie jetzt öfters, Papa. Sie schont sich zu wenig. Wenn Ernte und Wahl vorüber, denke ich an eine gemeinschaftliche Erholungsreise."

„Apropos Wahl . . ." Der Alte drängte sein Pferd etwas näher an den Rappen Ottos heran.

‚Aha,' dachte Otto, ‚nun kommt's. Den Wahlen galt's wieder einmal.'

Sie ritten dicht nebeneinander ganz langsam die Kirschbaumallee hinab.

„Ich wußte ja," fuhr der Feldrat fort, „daß es noch Unannehmlichkeiten in Masse geben würde. Na, schließlich — die muß man einstecken. Man muß auch für seine Überzeugung bluten können. Nicht wahr?"

„Nichts dagegen zu sagen, Papa," antwortete Otto.

„Aber wenn auch die junge Generation darunter leiden soll, da möchte man doch zum Kreuzdonnerwetter am liebsten aus der Haut fahren!" rief der Alte. Er schneuzte sich; sein Gesicht war dunkelrot.

„Papa, ich verstehe dich nicht."

„Wirst mich schon noch verstehen! Unserer Jungen wegen, den Zwillingen zuliebe, wollten wir unsern Adel wieder aufnehmen lassen. Mir wär's wurscht gewesen — aber Mutter klöhnte, du warst dafür, auch die Marie. Schön. Ich mache die Eingabe. So was ist rasch erledigt. Hindernisse liegen nicht vor, der Adel war da, ist bloß freiwillig abgelegt worden, die ganze Geschichte hätte dem Heroldsamt eine halbe Stunde Zeit gekostet. Aber ich kriege keine Antwort. Warum nicht? Ich mahne. Ich kriege keine Antwort. Ich mahne anzüglicher. Da schreibt mir das Heroldsamt, die Sache wäre noch in der Prüfung. Oho, das chokierte mich. Ich setze mich hinter Uhlecken, der setzt sich hinter Marwitz, den Heroldsmeister. Also, mein lieber Otto, es ist eine große Stänkerei. Gute Freunde und getreue Nachbarn haben gepetzt und geschürt und einem hohen Herrn von der Regierung einen dicken Floh ins Ohr gesetzt. Details weiß ich nicht; ich weiß nur, daß man dich oben sozusagen als politischen Störenfried betrachtet und daß demzufolge die ‚Prüfung' unserer Adelsansprüche sich noch einigermaßen in die Länge recken kann, wenn man es nicht vorzieht, die ganze Geschichte einfach unter die Bank fallen zu lassen. Da hast du den Salat!"

Der Feldrat gebrauchte wieder sein rotes Taschentuch und sah aus wie der Oger im Kindermärchen.

Otto war nachdenklich geworden. „Hm," machte er, „— und du glaubst in der Tat, daß meine politische Stellung den heimlichen Widerstand gegen unsern Wunsch verursacht hat?"

„Zweifellos!"

„Ist denn nicht auch Hackert nobilitiert worden und hatte nicht einmal die Stütze der ‚Wiederaufnahme'?"

„Lieber Kerl, das war zu andern Zeiten. Da spielten Eure Deutschsozialen noch keine Rolle. In unserm Falle ärgert

man sich einfach darüber, daß durch dein Auftreten die konservative Phalanx gebrochen wird. Zufällig ist man oben einmal gut auf die Konservativen zu sprechen und braucht sie auch. Man wittert in Euern Bestrebungen demokratisches Grundwasser."

„Täuscht sich aber."

„Erzähl's den Leuten! Die da gepetzt und gehetzt haben, werden wahrscheinlich auch noch aus der Mücke einen Elefanten gemacht und die Wahrheit nach eigenem Gefallen gedreht haben. Selbstverständlich."

Otto hieb mit seiner Reitgerte in die Wipfel der Kirschbäume hinein, daß die Blätter flogen. „Es ist weiß Gott zum Tollwerden!" rief er wütend. „Ich wollte mich nicht ärgern — aber da muß man schon ganz besonders dickschälig veranlagt sein, wenn man sich das alles in heiterer Ruhe gefallen lassen soll! Es käme mir nicht darauf an, einen Heidenskandal zu machen und die Wiederaufnahme unseres Adels als gerechtfertigt und gesetzlich erlaubt einfach zu verlangen. Es dünkt mich bloß gar zu läppisch. Lassen wir den Krempel ruhen. Hans-Jochen und Hans-Jürgen werden sich auch ohne das ‚von' löblich durch die Welt schlagen können."

„Ganz gewiß. Die Adelsgeschichte verstimmt mich auch am allerwenigsten, obschon . . . na — Schwamm drüber — da wein' ich keine Träne . . . Aber mich verstimmt anderes. Ich komme nicht darüber 'raus, daß du so leichthin von uns abgefallen bist —"

„Vater, also auch du?! Abfall! Sage Renegat wie Mylord Feldern. Abtrünniger, Überläufer!"

„Otto, ich scherze nicht. Es wurmt mich; es schmerzt mich tief. Du bist Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut. Nicht der Adel macht den Junker, sondern das Blut. Und ich will dir einmal etwas sagen: dein Blut wirst du nicht los. Du unterbindest die Adern — eines Tages wird die Binde sich lösen und das Blut um so stärker fließen. Du belügst dich selbst. Du gehörst zu uns, durch Geburt und Erziehung, durch die Scholle und durch das Gottesrecht deiner Persönlichkeit. Du gehörst zu uns und nicht zu denen drüben."

„Ist denn die Kluft unüberbrückbar?"

„Ja. Das Wasser ist viel zu tief, sagt Feldern. Da hat das Großmaul recht. Es kommt nicht darauf an, daß in diesem und jenem Punkte eine Einigung möglich ist, daß man sich da und dort ein wenig näherrücken könnte. Auf die ganze Gesinnung kommt es an, und sprech' ich von Abfall, so meine ich den Gesinnungsabfall! Bitte — jetzt bin ich im Zuge — jetzt will ich ausreden. Du machst ja schließlich doch, was du willst — aber anhören kannst du mich jedenfalls ... Seit du verheiratet bist, schwärmst du für eine ‚stetige historische Entwicklung' — da hast du überhaupt eine Masse schöner Worte. Wie war's denn mit uns?! ‚Historisch', lieber Otto, streng historisch. Wie ist die Macht Ostelbiens zustande gekommen? — Ich hab's erlebt, ich will dir's erzählen. Ich habe Herrn von Bülow-Cummerow noch gekannt, Kleist-Retzow und Blanckenburg und einen großen dicken Junker, der damals Bismarck-Schönhausen hieß. Damals, da war Junker gleichbedeutend mit Edelmann; aber es kam einer, ein gewisser Andrae, ein ganzer Kerl, der eröffnete den Reigen der bürgerlichen Junker. Achtundvierzig tat das übrige. Der liberale Bürgersmann in den Städten krakeelte oder zog die Nachtmütze über die Ohren. Der landgesessene Bürder vereinte sich mit dem adligen Gutsbesitzer: so entstand die Junkerklasse, die in der Mutter Erde ihre Gemeinsamkeit fand, so bildete sich Ostelbien heraus. ‚Historisch', mein lieber Otto ... Jetzt begann unsere Herrschaft auf dem platten Lande, in politischer Beziehung, auch in gesellschaftlicher. Die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen einten uns auch zu gemeinsamer Sitte; unser Ehrenkodex ist noch heute das rote Tuch für das liberale Gesindel. Ja, mein Junge: Ostelbiens Macht gründet sich nicht bloß auf den Zolltarif und den berühmten Lausekanal. Wir stehen auf festeren Füßen, wir sind eine Grenzwacht geworden gegen das Trifolium, das Preußen dem Industrialismus ausliefern möchte, der genau so gefährlich ist wie die Sozialdemokratie. Wir sind keine höfischen Speichellecker und dennoch unsers Königs Mamelucken im Kampfe gegen die wachsenden republikanischen Gelüste. Wir sind's, die die Schule bilden für Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, Vater-

landsliebe und Königstreue — für das Beste im preußischen Herzen, das jeder jüdische Zeitungslümmel mit Füßen tritt und jeder verkommene Sozialist begeifert. Wenn die Regierung durch unverständige agrarische Politik das Junkertum ruiniert, so schlägt sie sich selber die blutigste Wunde — und wenn einer aus unsern Reih'n Front macht gegen die alten Waffenbrüder, so hilft er dem Feinde! ..."

Das rote Taschentuch wehte durch die Luft, die Karline tanzte auf ihren dicken Beinen: der Feldrat war in großer Erregung. „Rede mir doch nicht vom staatserhaltenden Segen des Bauerntums, von der Notwendigkeit einer Arbeiterreform auf dem Lande, von allen den Fragen, die wir unter uns schneller und zweckmäßiger in Ordnung bringen können als vor der Öffentlichkeit! Der vernünftig schaffende Landwirt ist der Bauer erst durch uns geworden, und hätten wir nicht die diktatorische Gewalt über unsere Arbeitskräfte gehabt, so hätten wir ihm nicht das Vorbild unserer Erfolge geben können. ‚Historische' Beweise findest du in jeder Geschichte des Landbaus. Im neunzehnten Jahrhundert hat sich der Ertrag des Kornfelds im Vergleich zum Mittelalter verfünffacht, viermal so viel tragen unsere Schafe, dreimal so schwer ist das Mastrind geworden. Die primitive Bauernwirtschaft hätte solche Resultate niemals ermöglicht — da mußte der große Grundbesitz die führende Rolle übernehmen. Ich sage, er konnte das nur mittels einer gewissen Diktatur: die Intelligenz bedurfte der ausführenden Hand. Das ist naturgemäß, ist überall so. So lange die Welt steht, gibt es Herren und Knechte, Befehlende und Gehorchende: auch das, mein Junge, ist nichts weiter als eine ‚historische' Erscheinungsreform des historisch bedingten Menschengeistes. Die Gleichmacherei des Sozialismus kann da vielleicht mal Wandlungen schaffen; sie werden nur Episoden bilden. Du bist ein Gegner der Sozialdemokratie, aber doch lediglich aus äußeren Gründen. Tatsächlich treibst du sozialistische Politik. Es wird der Tag kommen, da du deinen Irrtum einsiehst — er wird kommen, Otto. Ich bin kein Roß wie der Fiddichow und kein Großschnauz wie Feldern, aber das ist mal klar: du dienst durch deine Bestrebungen in keiner Weise

der Allgemeinheit, sondern höchstens dir selber. Deine gepriesene Humanität ist im Grunde genommen ein riesengroßer Egoismus . . ."

Er winkte mit der Hand. „Fahre nicht auf, ich mein' es nicht böse. Ich will auch nicht vom einzelnen sprechen. Es wär' schlimm, wenn wir alle der gleichen Meinung wären. Das was mir wehe tut, ich wiederhole es, ist deine prinzipielle Gegensätzlichkeit zu der Gesellschaft, der du durch die Bande des Grundbesitzes zugehörst. Und das wird sich rächen. Wir Junker sind das Produkt unserer Erde. Wenn wir nicht zusammenhalten, so fest wie das Karree Winkelrieds, eisenfest, Otto, wenn man unsere Existenz bedroht und uns unsere ökonomische Selbständigkeit nimmt, dann hat Preußen seine kräftigste politische Stütze verloren. Das ist kein Räsonnement, hinter dem sich die Selbstsucht versteckt: ich könnte ja ruhig zusehen, gerade wie du, wenn es um uns zusammenkracht. Wir sind zufällig reiche Leute. Aber die Solidarität im Junkertum ist für unser Land eine so absolute Notwendigkeit, daß die Interessen des einzelnen und die kleinen Meinungsverschiedenheiten verstummen müssen. In meinem alten Schädel wohnt der Hochmut nicht — und dennoch sage ich stolz: zum guten Teile ist der Junker der Erzieher unserer Gesellschaft, und wiederum lehrt ihn sein Grundbesitz diese Erzieherschaft. Drei Säulen hat der monarchische Staat: seinen Offizier, seinen Beamten, seinen Landjunker. Offizier und Beamter aber sind aus des Junkers Schule, sonst wären sie längst verdorben in der großen republikanischen Freiheitsbrühe der Demokratie . . . Ja, mein Junge, so ist es. Und nun ein letztes Wort. Zwischen uns beiden, zwischen dir und mir, sei die politische Streitaxt begraben. Ex est cantus. Auch die Adelsexhumierung wollen wir ruhen lassen. Dir würde das ‚von' nicht recht stehen, und bei deinen Bengels — da wollen wir abwarten. Ich Alter aber bleibe schon lieber der Junker ohne — ja, ohne ‚von' . . ."

Er streckte den rechten Arm mit dem Reitstock aus und wies über die Felder. „Na, bist du zufrieden?" fragte er.

Otto nickte zustimmend. Auf das von vorhin, auf das große Herzensgeständnis, die begeisterte Apologie des Junkertums, da

wollte und konnte er nicht antworten. Er nickte nochmals. „Gott sei Dank, Papa. Es wird ein glänzendes Jahr. Der Ersatz für das vorige. Kommst du mit, der Marie ‚guten Abend' sagen?"

„Nee — grüße sie herzlich. Ich muß nach Hause. Mutter wartet. Apropos, was hast du denn zu Gössels Tode gesagt?"

„Was?!" schrie Otto auf. Sein Rappe bäumte; in jähem Erschrecken hatte der Rittmeister heftig an der Kandare gerissen. Er war totenblaß geworden. „Was sagst du, Vater? Gössel tot?!"

Der Feldrat war sehr erstaunt. „Ja, hast du es denn nicht heute mittag in der Zeitung gelesen?"

„Nein. Ich habe in diesen Tagen so viel zu tun, daß ich die Blätter erst immer des Abends durchfliegen kann. Mein Gott, ist denn das denkbar? Gössel ist gestorben —? Ich habe ja doch erst vor kaum einer Woche einen Brief von ihm aus Görbersdorf bekommen —"

„Es stand in der Kreuz-Zeitung. Plötzlich verstorben infolge einer Lungenblutung. Die Kreuz-Zeitung widmet ihm übrigens einen höchst ehrenvollen Nachruf — freilich mehr dem Menschenfreund als dem Politiker . . . Mein Himmel, Junge, du bist ja ganz blaß geworden! Hätt' ich gewußt, daß dir der Todesfall noch unbekannt, so hätte ich dich natürlich schonender vorbereitet. Sei mir nicht böse —"

„Aber ich bitte dich, Papa . . . Es geht mir sehr nahe — ja wahrhaftig, in unserm armen Gössel wird ein großer Menschenfreund zu Grabe getragen."

„Die Beerdigung soll in Langenpfuhl stattfinden," sagte der Feldrat. „Ich werde dabei sein — ich fahre herüber — grade, grade, weil er mein politischer Gegner war. Er war ein großer Phantast, aber er hat es wenigstens ehrlich gemeint. Das sagt nicht viel in der Praxis des Lebens — immerhin, es ist anständig. Adjö, Otto . . ."

Wie im Traume reichte Otto dem Alten die Hand, und wie im Traume ritt er nach Hause zurück. Der Tag ging zur Rüste; über der Berglehne im Westen baute eine leuchtende Sonnenburg sich auf, ein flammendes Walhall mit weit über

den Himmel verstreuten Funkengarben. Tiefer Friede lag über den Feldern; eine einsame Lerche trillerte in duftiger Höhe ihr Abschiedslied.

Mit verhängtem Zügel ritt Otto dahin. Es wurde ihm schwer, hinter der brennenden Stirn die Gedanken zu sammeln. Gössel tot — aber sein Andenken lebte. Das Vermächtnis, das er hinterlassen hatte, das sollte wachsen und blühen und goldene Früchte tragen. Nun hieß es, verdoppelt arbeiten, um den Idealen, für die der große Wohltäter gelebt hatte, zu endlichem Siege zu verhelfen. Ideale, aber keine Phantasieen. Des Vaters Worte fielen ihm ein, sein Hoheslied auf das Junkertum. Er senkte den Kopf. Etwas vom alten Junkerstolz lebte ja auch in ihm, von der Persönlichkeitsmacht der Eroberer Ostelbiens. Aber ein Solidaritätsgefühl ließen die Fiddichow und Genossen nicht aufkommen. Es war richtig, was der Feldrat gesagt hatte: seine treueste Stütze hatte die Monarchie im Junkertum — es war sicher auch richtig, was ein vielgenannter volkswirtschaftlicher Schriftsteller aus dem Exil geschrieben hatte: wer preußische Politik treiben will, muß dafür die Junker gewinnen. Preußische, nicht deutsche. Doch wenn es einmal mit Preußens Größe vorüber, dann war auch der Zerfall des Reiches nahe — gewiß, der war nahe: das lag im Wesen des Bundes.

Otto rückte seine Mütze aus der Stirn; auf der Stirn perlten blanke Tropfen. In einem täuschte sich der Vater. Es war klar: immer mußte der Junker eine Speiche im Rad der Regierung bilden, aber er mußte auch darnach sein. Nicht er, Otto Graetz, nein, nicht er war ein Abtrünniger; die aus der Klasse und Rasse fielen, das waren die Feldern und Fiddichow! Das waren die Feldern und Fiddichow, die Junker mit Adels- und Bürgerblut, die durch ihre Raubtierinstinkte den ganzen Stand schändeten — und mit ihnen sich solidarisch zu erklären, war weder kluge Taktik, noch eine Notwendigkeit. Es war ein grimmiger Fehler.

Otto hob wieder den Kopf. ‚Ecrasez l'infame!' das mußte auch hier der Wahlspruch sein. Die Akten Steins über die Umbildung des Adels sind verloren gegangen. Das konnte auch kein

einzelner; aus sich selber heraus mußte die Regeneration des Adels erfolgen. Die Erfolge der revolutionären Parteien lehrten, daß dies nur auf sozialer Basis möglich war, und was für die Adelsaristokratie maßgebend, das war es erst recht für die aus ihr hervorgegangene größere und mächtigere Bodenaristokratie. Wollte das moderne Junkertum wieder einen segensreichen Einfluß gewinnen, so mußte es sich von den Elementen befreien, die nur Schmarotzer waren am grünenden Baum. Zuvörderst Generalsäuberung — dann Solidarität . . .

Im Trabe, den Kopf im Nacken und die Stirne frei, ritt Otto in den Schloßhof ein. —

Zwei Tage später fand im Erbbegräbnis zu Langenpfuhl die Beerdigung des Doktor Gössel statt. Der Beisetzung ging eine kurze Feier im Gartensaal des Langenpfuhler Schlosses voran. Dort war der Sarg aufgebahrt worden, vor dem der Geistliche seine Weihrede hielt. Die Beteiligung aus der Nachbarschaft war nicht allzu groß. Otto sah, außer den näheren Freunden und Gesinnungsgenossen des Verstorbenen, von den Vertretern der Konservativen nur seinen Vater, den Grafen Barby und den Landrat von Uhlenhausen.

Nachdem der Geistliche geendet hatte, hielt Otto auf besonderen Wunsch des Ritterschaftsrats noch eine Ansprache. Er ließ alles Politische aus dem Spiel und gedachte nur der menschlich schönen Eigenschaften des Verewigten, seines gütigen Herzens, seiner Opferfreudigkeit, seines triumphierenden Idealismus. Er war bewegt und gerührt, und um so mehr verstimmte es ihn, als er, während er noch sprach, in einer Ecke des Saals eine störende Unruhe, wie es ihm schien, sogar ein leises Kichern vernahm. In den Ernst der Feier hatte ein rücksichtsloser Zufall eine Groteske geschoben. Uhlenhausen, aufgeregter und nervöser denn je, wollte seinen Zylinder aus der Hand setzen und gedachte ihn auf ein großes Aquarium zu stellen, das seine gläsernden Wände zwischen Palmen, Farn, Callas und Rosaceen erhob. Der Landrat war kurzsichtig, paßte auch nicht auf; er hatte geglaubt, das Aquarium sei oben gleichfalls durch eine Glasplatte geschlossen, was indessen nicht der Fall war. So setzte er denn

seinen Hut unentwegt in das Wasser. Das Wasser spritzte und floß über, die Fischlein rasten angstvoll umher, der Feldrat krümmte sich, um nicht laut herauszuprusten, und Graf Barby stopfte sein Taschentuch zwischen die Zähne. Es war ein tragikomischer Moment.

Otto war auf der Heimfahrt in schlechtester Laune. Uhlenhausen hatte ihm, den tropfenden Zylinder in der Hand, nur eine höfliche Verbeugung gemacht, Barby die Begrüßung auf ein knappes Wort beschränkt. Es machte also wirklich den Eindruck, als versuchte man, ihn langsam zu isolieren. Herr von Gerlach hatte offen ausgesprochen, daß er die Person nicht von der Sache zu trennen vermöge; man schien ihm das nachzumachen. Der Zempelburger hatte kürzlich ein großes Gartenfest gegeben, aber die Kütnersdorfer waren nicht geladen worden. „Alles war da, Marie," sagte Otto zu seiner Frau, „was da kreucht und fleucht, selbst der Postdirektor mit seinen beiden Freimarken (das waren die Töchter) — nur uns hat man geschnitten."

Marie lächelte. „Grämt dich das so?" fragte sie.

„Nein. Eigentlich nicht. Ich brauchte überhaupt keinen Verkehr. Aber deinetwegen tut es mir leid."

„Liebling, das ist Unsinn. Ich bin nicht ungesellig, da und dort bin ich sogar recht gern — aber selbst wenn zwischen Kütnersdorf und der Nachbarschaft eine chinesische Mauer emporwachsen sollte, es würde mich nicht unglücklich machen. Ganz und gar nicht. Sei doch nicht komisch. Wir leben ja in einer Welt für uns. Und die Welt ist so groß und so bunt und so lebendig. Wir haben unsere Arbeit, aber auch unsere Erholung. Wir haben uns und die Kinder."

Marie wartete darauf, daß jetzt ein Kuß kommen würde. Aber Graetz wurde nicht liebevoll; sein Gesicht blieb finster. „Ja," sagte er, „wir sind uns genug. Und doch grimme ich mich. Ich bin gallig geworden. Wahrhaftig, die Politik verdirbt den Charakter."

„Nein, Otto, sie stärkt ihn. Gib acht, wie du über den kleinlichen Ärger emporwachsen wirst — riesengroß. Diese winzigen Stiche schmerzen nur anfänglich; warte ab — es dauert

nicht lange und du spürst sie gar nicht mehr. Du kämpfst ja einen guten Kampf; das Bewußtsein ist wie ein Panzer, von dem die Pfeile abprallen. Und dann kommt noch ein Panzer, der bildet sich mählich; ein Ring- und Kettenpanzer: die Gewohnheit. Was dich heute noch ärgert, über das lachst du in vierzehn Tagen. Warte ab."

So sprach sie. Sie war seine Trösterin, war die gute Fee, die seinen Mut aufrecht hielt. Denn nun begann der Wahlkrieg zur Schlacht zu werden. Herr Lorenz Clasen, der Sozialdemokrat, erschien im Kreise und berief in Rocknow und Stanzig Versammlungen ein. Er hatte äußerlich viel Sympathisches, war ein schon älterer Mann mit grauem Kopf und freundlichen Augen und dem Gehaben eines gutmütigen Philisters. Aber wenn er die Rednertribüne betrat, da wurde er ein anderer. Da wurden die Augen flammend und schossen Blitze, das Gesicht verfinsterte sich, und von den Lippen dröhnte der Schall der Worte — es war wirklich ein Dröhnen, es war wie ein tosendes Wetter. Er beherrschte wunderbar die Gabe der Rede, und er kannte keine Rücksicht. Er war auch klug. Er wußte wohl, daß mit der Legende von der Verelendung des Bauerntums, mit den pessimistischen Doktrinen des offiziellen Sozialismus hier nichts zu machen war. Er ließ deshalb die Bauern aus dem Spiel und beschränkte sich darauf, das Elend der Landarbeiter, der kleinen Häusler und Tagelöhner in brennenden Farben zu malen. Viel gewaltiger als gegen die Konservativen donnerte er gegen die agrarischen Deutschsozialen. Das war der gefährlichere Feind. Die konservativen Herren nahmen wenigstens kein Blatt vor den Mund, sie gestanden mit der Naivität eines trotzigen Jungen ihre selbstsüchtigen Pläne ohne weiteres ein. Aber die um den Rittmeister Graetz, das waren die Füchse im Lammsfell, die klugen Rechner, die ihre lockenden Köder auswarfen, die nicht mit Versprechungen, sondern durch Taten fingen, die Dekorationen hinbauten und ein glänzendes Schauspiel zum besten gaben — und hatten sie erst ihr Opfer, dann zogen sie die Schlinge so fest zu, daß kein Zappeln mehr möglich war. Sie errichteten dem überwundenen Feudalismus neue Zwingburgen, sie nannten sie Arbeiterkolonieen.

Da saß das geknechtete Volk und mußte tanzen nach der Pfeife des Herrn. Kerker und Folter gab es freilich nicht mehr; jetzt nährte man seine Sklaven gut, denn man brauchte ihre Muskelkraft. Aber Sklaven blieben die Ärmsten doch, mit ehernen Fesseln gebunden, und wem es gelang, seine Ketten zu brechen, der verfiel dem Elend, der konnte verhungern . . . Graetz war der Typus des modernen Sklavenhalters: der Autokrat, der absolute Herrscher, der echte Großgrundbesitzer, der seinen Arbeitern einen blinkenden Bettel hinwarf und dafür ihren rechtmäßigen Lohn in die Tasche steckte . . .

Firmenich, der antisemitische Agitator, blies in dasselbe Horn, nur ging er von anderen Voraussetzungen aus. Die Emanzipation der Juden, der plötzliche gewaltige Einbruch des Hebräertums in die germanische Welt, hatte tausend Laster entfesselt. Aber das Schlimmste war der förmlich hypnotische Einfluß dieser nach Herder uns ‚ewig fremden‘ Rasse. Deutschland verjüdelte, der Adel verjüdelte, das ganze Land verjüdelte. Sein karthaginisches Ausbeutesystem hatte auch der Großgrundbesitz vom Juden gelernt; kein galizischer Lumpenhund konnte mit größerem Raffinement sein unseliges Opfer umgarnen wie der Rittmeister Graetz. Nun nahm Herr Firmenich Graetz unter das Messer und sezierte ihn. Die Konservativen setzten die Sektion fort. Barby blieb gemäßigt; aber es ging doch nicht mehr an, den Herrn Gegner von den Deutschsozialen so durchaus mit Glacéhandschuhen anzufassen wie zu Anfang. Nein, das ging nicht. Man mußte sich seiner Haut wehren. Barby sprach für den großen und kleinen Grundbesitz. Auch die Bauern konnten nur die erklärtesten Feinde der Deutschsozialen sein, deren Prinzipien ihnen die Erde stahl. Es war zum Lachen, wenn Rittmeister Graetz behauptete, daß auch er agrarische Interessen vertrete. Er war zwar vorsichtig genug, den Notstand der Landwirtschaft nicht zu leugnen; aber er erklärte, daß die Zolltarifforderungen ihm unangebracht hoch erschienen, daß der Kampf um die Kanalfrage maßlos übertrieben werde, daß das Kontraktbruchgesetz ungerecht, die Verweigerung eines gemäßigten Koalitionsrechts grausam sei. „Das nennt Herr Rittmeister Graetz Vertretung der agrarischen

Interessen! Dafür sperrt er seine Arbeiter in einen vergoldeten Käfig, füttert sie mit Marzipan, macht ihnen schöne Wippchen vor und weckt in unsern Leuten eine gärende Unzufriedenheit. Schließlich werden ja auch seine eigenen Leute einmal einsehen, daß das, was er ihnen bietet, nur ein Surrogat für das alte ehrliche Verhältnis zwischen Herr und Arbeiter bei uns auf dem Lande ist — aber das Neue und Ungewohnte und mehr noch das Blendende lockt immer: es ist wie ein Licht, um das die Motten flattern, um sich schließlich kläglich die Flügel zu verbrennen . . ."

Das war noch sanft. Feldern, Fiddichow, Robinski, der Kolziger und Zempelburger, die gingen anders vor. Fiddichow polterte seine Grobheiten heraus, Mylord Feldern schliff seine Waffen und spitzte sie zu Pfeilen, Robinski geiferte mit schäumendem Munde. Der Schwiegersohn Mylords war der haßerfüllteste Feind Ottos geworden. Seit dem Verkauf von Groß-Scharlibbe grüßte er Graetz nicht mehr. Mit Barby hätte man über den Preis allenfalls noch verhandeln können; aber die Taxen des Rittmeisters waren so niedrig, daß für ihn, den armen Robinski, so gut wie nichts übrig blieb. Nun konnte er sich eine Klitsche pachten. Aber bevor er fortzog, das hatte er sich vorgenommen, sollte der Kütnersdorfer noch ein paar Wahrheiten hören. Dazu bot der Wahlkampf die beste Gelegenheit. Man sah ihn in letzter Zeit auch häufig mit einem, der Pole war wie er: mit Wanowski. Zuweilen übernachtete Robinski im ‚Markgraf Johann'; dann hatte er mit Wanowski bis zum frühen Morgen pokuliert. —

Graetz hielt sich tapfer. In der Erbitterung des Gefechts blieb freilich auch ihm nichts übrig, als seine vornehme Reserve fallen zu lassen. Er mußte die Angriffe abwehren, mußte sie auch zurückgeben. Man reizte ihn; da wurde er zornig. Eines Abends, bei einer Versammlung in Rocknow, hielt er Abrechnung mit den Freunden von einst und rief ihnen das ‚Ecrasez l'infame' zu, das ihm schon an jenem Ernteabend auf die Lippen getreten war, als sein Vater sich zum letzten Male mit ihm ausgesprochen hatte. Man werfe ihm vor, daß er einen Keil in

die konservative Politik des Wahlkreises getrieben habe. Das sei falsch. Nicht zersplittern wolle er, sondern nur absplittern — die Schädlinge absplittern, die sich in das Mark und den Saft jenes großen alten Baumes hineingefressen hätten, der einst seinen riesigen Wipfel weithin über das platte Land gebreitet. Er vermied das Wort Junkertum. Er sprach nur vom konservativen Grundbesitz, von der Macht, die dieser ausüben könne und die er mißbrauche. Der Großgrundbesitzer sei der natürliche Schirmherr des kleinen Besitzers; aber längst habe der Bauer in ihm den gleichgesinnten Alliierten verloren. Er sei der geborene Vermittler zwischen Fürst, Regierung und Volk; aber er frondiere aus Eigennutz gegen den Fürsten, erschwere der Regierung jede Ausgleichspolitik und erbittere durch seine unsinnigen Forderungen das Volk. Er sei der Patron des vierten Standes; aber seine soziale Wirksamkeit beginne mit dem Geldbeutel und höre mit ihm auf . . . Graetz fand scharfe Worte bei der Charakterisierung jener ‚Schädlinge', die dem Großgrundbesitz tausendmal mehr das Leben erschwerten als die Konkurrenz der Industrie. Er nannte keine Namen, doch man wußte, auf wen er zielte. Er sprach sich in wachsende Erregung hinein; sein Antlitz begann sich zu röten, das Auge zu leuchten; die Stimme schwoll an, er gestikulierte lebhaft. Das eigene Programm brauchte er nicht mehr zu entwickeln, das war oft genug geschehen; heute wollte er nur abrechnen: nicht mit dem roten Feinde und dem demokratischen Antisemiten, sondern mit denen, die ihm am nächsten standen. Er schloß: „Wir vom Großgrundbesitz haben noch mancherlei Privilege. Der Staat schenkte sie uns, denn er weiß, daß er uns braucht. Aber ein Privileg, das hat uns niemand geschenkt, das liegt im Wesen unseres Standes und haftet an unserer Scholle: das des Vortritts in der sozialen Reform! Wenn der Sozialdemokrat auch noch so laut schreit und auch noch so rasselnd die Werbetrommel rührt: auf dem Lande wird er niemals festen Fuß fassen, wenn wir dies große Privileg, das die Natur uns gab, mit kluger Umsicht und warmem Herzen auszunützen wissen. Aber Umsicht und Herz müssen dabei sein, nicht tobende Unvernunft und eisiger Egois-

mus. Immer ging die Revolution von den Städten aus, und einer der sozialdemokratischen Führer, Kautsky war es, riet deshalb, man müsse das Land ‚neutralisieren'. Versucht es; ich sage Euch, die Wellen der Revolution werden einen Sturmbrecher finden bei uns auf dem Lande! Er steht schon, er steht seit langem; aber Ihr, die Ihr Euch die erhaltende Partei nennt, Ihr reißt an seinen Stützen. Da kommen denn wir und werden sie neu aufbauen helfen — nicht dem Worte, aber dem Geiste nach echtere Konservativen als Ihr, die Ihr den berechtigten Korporationsgeist in einen schmählichen Eigennutz des Standes verwandelt habt! . . ."

Dieser Versammlung wohnte auch Graf Limbach bei. Er schlich sich nach Beendigung des Vortrags mit trübseliger Miene an Otto heran und drückte ihm die Hand. „Ich gratuliere dir," sagte er; „es war sehr schön, es war auch niederträchtig. Es war wohl vieles wahr und vieles — ich weiß nicht. Jedenfalls war es mutig. Nun recke die Brust — und dann verkriech' dich. Unten durch warst du schon — heut hast du den Bruch vollzogen."

„Es mußte so kommen, Bill; es war notwendig."

„Na ja — schade — es tut mir eigentlich leid . . . Du magst ja recht haben: es ist Ehrenpflicht, im eigenen Hause auf Reinlichkeit zu achten. Das erhält auch das Haus; da frißt der Dreck nicht weiter. Aber man bejurt sich selber so ungern — und dann macht es Mühe — und dann sieht's der Nachbar und frohlockt: guckt 'mal die Schweinerei nebenan! Das ist auch nicht angenehm. Es hat alles seine zwei Seiten . . . Komm', Otto, jetzt gehen wir in den Markgrafen und spülen allen Mannesmut mit einer Pulle Sekt durch die Kehle. Komm'! . . ."

18.

Tittmann hatte sich beim alten Brettschneider gemütlich eingenistet. In den ersten Tagen gefiel es ihm wenig. Sein Man-

sardenstübchen war klein, niedrig und heiß, das Bett zu kurz, das übrige Meublement jammervoll. Das Waschbecken stand auf einem durchlöcherten Strohstuhl, der Leuchter wurde ersetzt durch eine leere Weinflasche, in der eine Unschlittkerze steckte. Aber gerade in diesen ersten Tagen war Peter viel im Freien. Er wickelte sich morgens ein Butterbrot ein, ging in den Wald und legte sich in das Moos. Da blieb er stundenlang liegen und brütete neue Pläne aus. Das liebte er, das tat ihm auch wohl. Er erholte sich zusehends. Die frische Luft und die Ruhe waren für ihn die beste Medizin.

Er war sich klar darüber, daß er hier nicht lange aushalten würde. Er war an ein aufregendes und wechselvolles Leben gewöhnt, und in Kütnersdorf — ach du lieber Gott, war es zum Sterben langweilig. Er hatte auch schon wieder neue Ideen und hielt alte Verbindungen aufrecht. Eine war dabei, die versprach guten Gewinst. Aber sie verlangte ein gewisses Betriebskapital, und Tittmann war arm wie ein Handwerksbursche aus seinem letzten Abenteuer hervorgegangen. Da dachte er daran, Piepmaul für sich zu gewinnen. Der Alte war geizig, gewiß; aber er war auch geldgierig. Er war ein schlauer Racker und doch wieder nicht klug genug, um sich nicht von einem geschickten Schwadroneur über das Ohr hauen zu lassen. Tittmann beschloß, mit Vorsicht seine Minen zu legen.

Das Faulenzen seines Einmieters paßte Piepmaul gar nicht. Donnerwetter, war das die erhoffte Arbeitshilfe!? Tittmann stand auf, wenn die Sonne schon hoch am Himmel stand; dann kochte er sich in Gemütsruhe selbst den Kaffee in der Küche, strich sich noch ein tüchtiges Butterbrot und nahm es mit in den Wald, war aber zum Mittagessen wieder pünktlich zurück, um lachend über die Kost zu schimpfen. Daran mußte man sich wirklich gewöhnen. Knecht und Magd aßen mit, es war eine kuriose Table d'hôte. Fleisch gab es selten, dafür ungeheure Quantitäten von Gemüsen, die mit Kartoffeln zusammengekocht waren. Aber Peter verlor nicht den Humor. Vegetarische Lebensweise hat auch ihre guten Seiten, sagte er sich, und griff nach seinem Löffel. Im übrigen war er ein Mensch, der sich schnell in alle

Situationen zu finden wußte. Er hatte gehungert und geschwelgt, gedürstet und sich in Clicquot betrunken, zwischen seidenen Kissen, auf bloßer Erde und auf Gefängnisstroh geschlafen, hatte das Geld mit vollen Händen verschleudert und war mit leeren Taschen umhergestrolcht: er hatte alles durchgemacht. Er fand sich auch in das Leben bei Piepmaul. Am behaglichsten waren die Abendstunden. Da saß man beieinander, trank, rauchte und schwatzte. Tittmann erzählte seine Aventiuren, bis dem Alten auf dem Ledersofa die Augen zufielen und ihm die ewige Pfeife aus dem Mundwinkel glitt.

Anfangs, als Peter noch ein paar Taler in der Tasche hatte, ging man des Abends auch zuweilen in den Krug. Da war Tittmann immer ein willkommener Gast. Wenn er den Bauern seine Mordsgeschichten erzählte, rissen sie die Augen auf und saßen stockstumm um den Tisch und hörten zu und tranken dabei ein Achtelchen Schnaps oder ein Glas Bier nach dem andern. O du mein Gott, was hatte dieser Peter alles erlebt! Noch viel mehr als der Fritz Brettschneider, und wußte auch ganz anders zu erzählen. Der war überall gewesen, bei den Schwarzen und Braunen, in Afrika und Asien und auch beim Schah von Persien. Er wußte Geschichten zum Totlachen, wie die von der dicken Araberin, die ihre Hosen verloren hatte, und andere, die ganz gräßlich waren, wie die von den achtzehn geköpften Persern in der Stadt Teheran. Manchmal schüttelten die Bauern die Köpfe: sicher, der Tittmann log, daß sich die Balken bogen. Aber er war doch ein verfluchter Kerl, der die Welt kannte.

Die in Langenpfuhl hatten gehört, er sei wieder da. Ein paar kamen des Sonntags herüber, ihm ‚guten Tag' zu sagen und zu schauen, wie er wohl aussehe. Denn es waren schon Märchen über ihn im Schwunge: er sei in der Türkei Minister gewesen, und der Sultan hätte ihn erdrosseln lassen wollen und da sei er geflohen. Noch viel Tolleres wurde erzählt. Aber die Langenpfuhler waren entnüchtert: nee, so sah kein Minister nicht aus. Tittmann war der alte Schwindelpeter geblieben. Das meinte auch Käte Bärwinkel, die ihn besser kannte als die andern.

So lange Tittmann noch ein paar Groschen hatte, vertrug er sich gut mit Piepmaul. Als ihm aber die Groschen ausgingen, wurde der Alte knurrig. Eines Abends saßen sie wieder beieinander, und Peter wollte sich einen Schnaps einschenken. Da nahm Piepmaul die Flasche und stellte sie neben sich auf den Fußboden und erklärte: „Leg' dreißig Pfenn'g uff'n Tisch, denn kannste mittrinken, sunsten nicht . . .“ Sie duzten sich schon, aber die Freundschaft war dennoch brüchig. Peter mußte sich fügen: er trat in den Dienst des Alten. Piepmaul sagte, als ‚sein Inspektor‘. Tittmann erhielt freie Station, sonst nichts. Verdammter Knauser, schimpfte er; aber er hatte seine guten Gründe, nicht weiter zu krakeelen.

Nun ging er hinter dem Pfluge her, lud Mist auf und säete und kümmerte sich um die Wirtschaft. Das gab Bilder für den Stift eines Karikaturenzeichners. Tittmann mußte seine städtische Garderobe auftragen. Sie war recht schäbig geworden, aber hatte doch Schnitt. Er sah urkomisch aus, wenn er in langem dunklem Rock und mit gebügelten Hosen den Pflug lenkte. Einmal ritt Graetz in Begleitung von Hellmann zur Inspektion durch die Felder und bemerkte auf Piepmauls Land eine wunderliche Erscheinung: einen langen Menschen im Frack, der die Dunghaufen auf dem Acker mit der Forke zerstreute. „Wetter, wer ist denn das?!“ rief Graetz verwundert. Hellmann lachte. „Das ist der Tittmann, Herr Rittmeister. Wissen der Herr Rittmeister nicht? Der mit dem Fritz Brettschneider auswanderte und unter die Fremdenlegion ging. Er soll sich überall herumgetrieben haben, und jetzt ist er zurückgekehrt, ganz verkommen und hat bloß noch ein Auge. Er führt die Wirtschaft bei Piepmaul . . .“ Das erzählte Graetz beim Mittagessen seiner Frau, die sich auch höchlichst über den Feldarbeiter im Frack amüsierte. Bei Piepmaul war alles originell. —

Aber Tittmann brauchte Geld. Er eröffnete sich Fritz und wollte ihn für seine neuen Geschäfte interessieren. Er zeigte ihm auch Briefe. In Serbien, im Tal von Kujawacsa, nach der bulgarischen Grenze zu, sollte ein Spielbad begründet werden. Ein ‚politischer Freund‘ Tittmanns weilte in Paris, das Unternehmen

zu finanzieren. Peter sollte nachkommen; es seien ungeheure Summen zu verdienen. Fritz hörte zu und schüttelte den Kopf. Nicht einen Taler mehr, erklärte er kurz. Er blieb dabei. Tittmann sagte nichts, aber er merkte es sich; dem Fritz wollte er bei Gelegenheit die Ungefälligkeit heimzahlen.

Nun nahm er sich Piepmaul vor. Bei dem hatte er auch kein Glück. Piepmaul hielt alles für Schwindel, was Tittmann ihm vorerzählte. Dennoch verständigte er sich mit ihm. Er sagte ihm: „Peter, so lange ich lebe, rück' ich nichts 'raus. Aber wer weiß, wie lange 's noch dauert. Wenn du bei mir bleibst und mir weiter in der Wirtschaft hilfst, setze ich dir tausend Mark in meinem Testamente aus. Ich bring's gleich zu Papiere . . ." Tittmann schaute den Alten von der Seite an. Die tausend Mark waren ihm schon recht, aber Piepmaul war zähe. Freilich, er sah verteufelt schlecht aus, und Doktor Wanowski hatte neulich einmal zu Peter geäußert: „Wissen Sie, wenn der Alte so weitersäuft, dann garantiere ich ihm nicht mehr ein halbes Jahr . . ."

Wanowski umschlich noch immer das Dorf. Es war, als wohne da ein Zauber, dem er sich nicht entziehen könne. Auf den Schulzenhof kam er nicht mehr. Aber er sah ihn von weitem liegen: zwischen den Wipfeln der Obstbäume das schiefe Dach mit dem kleinen Giebelfenster des Stübchens, in dem Frieda wohnte. Wanowski litt wahnsinnig. Der Verkauf der Apotheke Fahrenheits an ihn war perfekt geworden; aber die Übergabe sollte erst am Neujahrstage erfolgen. Bis dahin wohnte er noch in der Templerburg beim Major von Albinus. Es war kein Vergnügen, den armen Verrückten in Schach zu halten, es erforderte eine ungeheure Anspannung des Willens. Wanowski hatte den Unfug satt. Er malte sich glücklichere Zukunftsbilder aus; es kam vor, daß ihm in ruhelosen Stunden die Tränen in die Augen schossen. Im Grunde genommen war dieser merkwürdige Mensch eine geborene Verbrechernatur. Aber er konnte sich hinsetzen und sich selber beweinen.

Ende August besuchte er wieder einmal seinen alten Patienten in Kütnersdorf. Da fand er Tittmann bei Piepmaul vor.

Dieser Strolch mit dem internationalen Gaunerschliff interessierte ihn schon deshalb, weil er beiläufig ein häßliches Wort über seinen ehemaligen Freund Fritz fallen ließ. Wanowski war von Rocknow zu Fuß gekommen; er war ein langsamer Spaziergänger, aber er liebte weite Märsche: er betrachtete die körperliche Ermüdung als ein Gegengewicht zu der fiebrigen Ruhelosigkeit seines Geistes.

An diesem Tage hatte Piepmaul einen so heftigen Anfall, daß er im Bette bleiben mußte. Wanowski untersuchte den Kranken genau und zuckte mit den Schultern. Er wollte ihm ein neues Pulver verschreiben und bat Tittmann, ihn nach Rocknow zu begleiten; dann könne er die Medizin gleich mit zurücknehmen.

Das war Peter recht. Er kleidete sich um, bürstete seinen Anzug sauber ab und verabschiedete sich von Piepmaul. Der konnte kaum sprechen; er lag mit blauem Gesicht und offenem Munde im Bett und röchelte schwer. Tittmann befahl noch der Magd, sich öfters nach dem Bauer umzusehen, und schloß sich sodann Wanowski an, der schon rauchend vor der Haustür wartete.

Man ging nicht durch das Dorf, sondern hinten herum, über die Wiesen, um sobald als möglich in den Wald zu kommen. Es war am Spätnachmittag und nicht allzu heiß. Die beiden schlenderten gemächlich den Wiesenweg hinab.

„Es steht schlimm mit dem Alten, Herr Doktor?“ fragte Tittmann.

„Gewiß,“ antwortete Wanowski. „Die Trunksucht hat ihn ruiniert. Ich habe ihn neulich mit der Sonde untersucht: Rachen und Kehlkopf sind in bösem Zustande. Die Lungenerweiterung und die beständige Reizung der Luftröhrenäste durch den verdammten Branntwein haben schließlich das Asthma herbeigeführt. Ein starker Anfall kann ihn ersticken.“

„Und Sie meinen, das kann bald einmal eintreten?“

„Jeden Augenblick. Er kann aber auch noch Monate leben. Er ist eine enorm widerstandsfähige Natur ... Nun erzählen Sie mir mal etwas von Ihren Kreuz- und Querzügen da unten.

Das muß höllisch interessant gewesen sein. Apropos: Sie schimpften vorhin auf den jungen Brettschneider. Ich denke, das ist Ihr Freund. Haben Sie nicht zusammen bei der Fremdenlegion gedient?"

„Freilich. Mein Freund — nun ja. Ich war ein besserer Freund als er. Ich habe ihm hundertmal geholfen. Und nun ich in der Tinte sitze, will er nichts von mir wissen."

Wanowski nickte. „Ich taxiere auch, er ist ein Schmutzian," meinte er.

„Ein Knicker, Herr Doktor, ein gemeiner Filz. Er taugt auch sonst nichts. Ich weiß nicht, wie Sie über die Politik denken; aber das ist doch sicher: man wechselt seine Meinung nicht wie ein Hemd. Früher war er ein begeisterter Sozialdemokrat — jetzt hält er's mit dem Rittmeister Graetz."

„Ah so — natürlich. Wes Brot ich esse, des Lied ich singe. Das nennt man Überzeugung. Die Deutschsozialen! Mein lieber Herr Tittmann, einen schlimmeren Seelenfänger als den Rittmeister Graetz hab' ich mein Lebtag nicht kennen gelernt. Er nimmt seinen Leuten den letzten Rest von Freiheit, und das nennt er dann soziale Reform . . ."

Nun wurde die Unterhaltung politisch. Tittmann offenbarte sich als Sozialdemokrat. Er hatte keine Ahnung vom Wesen und von den Zielen des Sozialismus, den er in unklarer Weise mit anarchistischen Glaubenssätzen vermischte, die er wiederum in verlorener Gesellschaft im Orient aufgeschnappt hatte. Ihm sagte allein das Revolutionierende zu. Wanowski war vorsichtig; er hütete sich auch, Tittmann Aufschluß über das eigenartige Doppelspiel des alten Piepmaul zu geben; das schien ihm vor der Hand nicht nötig, das hatte noch Zeit. Er hatte das Gefühl, daß sein Begleiter ihm in seinem Haß gegen Fritz Brettschneider vielleicht dienlich sein könne. Aber dieser Tittmann mußte gewissermaßen präpariert werden. Er war schon ein Bursche, den man als geschmeidiges Werkzeug benützen konnte; das sah man an der ganzen Physiognomie: der zurückliegenden Stirn, dem Auge, der Form des Unterkiefers. Er war für Wanowski ein Gezeichneter.

Die beiden hatten die Waldlisiere erreicht, blieben hier noch einmal stehen und schauten zurück. Die Sonne, schon stark im Sinken, stand als großer roter Ball, von einer feinen Dunstschicht umgeben, am Himmel. Man sah im Widerschein die ganze Fensterreihe des oberen Stockwerks im Kütnersdorfer Schlosse brennen: eine Reihe glühender Punkte, die über den Parkwipfeln schwebten. Die Dächer der Kolonie leuchteten in hellem Rot.

Auf sie wies die Hand Wanowskis. „Das ist der Köder," sagte er, „und zugleich das Gefängnis . . . Wer da einmal aufklärend wirken wollte, der täte ein gutes Werk . . ."

Tittmann hatte schon gelegentlich aus der Unterhaltung der Bauern im Kruge gehört, daß in der Kolonie nicht alles zum besten stand. Er fand das von seinem Standpunkte aus ganz natürlich; die Phrase von der ‚Freiheit der Persönlichkeit' gebrauchte er gern. Nun aber hörte er sie ergänzen und erweitern. Wanowski sprach klar und verständlich. Das Bewußtsein, daß die Anlage der Kolonie die Leute nur noch fester an die Scholle ketten solle, lebe instinktiv in den Arbeitern; ein jeder von ihnen sehne sich nach einem Stückchen individueller Freiheit, die in dem großen Schema gänzlich untergehe: nur wage es keiner zu sagen. Und da müsse man einhaken. Es müsse sich einer finden, der — offen oder heimlich — den Leuten ein Licht anstecke. Vom Kollektivismus, vom Genossenschaftswesen, sei diese Kolonie himmelweit entfernt. Es sei ein großer Sklavenstall; über jedem einzelnen schwebe die Peitsche des Herrn; es sei ein härterer Zwang als vordem; es sei eine regelrechte Erziehung zum menschenunwürdigsten Helotentum . . .

Auch der Wald vernahm, was der kluge Hetzer sprach. Er rauschte nur leise; in den Buchenwipfeln wehte ein lauer Wind. Die beiden gingen querwaldein, auf einem schmalen Pfade, der tausend Schönheiten erschloß. Aber keiner der Männer sah sie. Sie schritten dicht nebeneinander, der Pole halblaut redend, doch mit lebhafter Gestikulation, Tittmann schweigend, mit gesenktem Kopfe, heißen Brand auf den Wangen. Das war etwas für ihn. Das war auch eine Revanche für die Knickrigkeit Brettschneiders. Wenn die Kolonie rebellierte, verlor Fritz seine Stel-

lung; dann konnte er sich eine neue suchen oder wieder auf die Wanderschaft gehen. Oho, mein alter Junge, so haben wir nicht gewettet; nun sollst du einmal Freund Tittmann kennen lernen! — Die ganze Sache interessierte ihn auch sonst. Der Instinkt des Schlechten regte sich in ihm, der Umsturzgedanke lockte ihn. Er fühlte sich schon als Agitator. „Ich werde den Leuten mit brennender Lunte kommen," renommierte er; „passen Sie auf, Herr Doktor, ich werde ihnen ein Licht anzünden, das soll zu heller Flamme werden! Sapristi, ich weiß schon, wie ich's mache. Es sind da zwei, drei von den jungen Burschen, hinter die steck' ich mich zunächst. Ich werd' sie mir vornehmen — ich kneipe mit ihnen . . . Teufel, wenn man nur Geld hätte!" unterbrach er sich und schnippte mit den Fingern.

Wanowski blieb stehen. „Ich leihe Ihnen," sagte er ruhig. Er zog seine Geldtasche und reichte Tittmann einen Hundertmarkschein. „Geben Sie es mir zurück, wenn Sie können. Es eilt nicht."

Peter stotterte einen Dank. Was will der eigentlich? schoß es ihm durch den Kopf. Nachdenklich faltete er die Banknote zusammen und steckte sie in die Westentasche. Was will der? fragte er sich wieder. Es war klar, daß der polnische Doktor seine bestimmten Absichten verfolgte. Zunächst die Erregung einer allgemeinen Unzufriedenheit in der Kolonie. Und weiter? . . . Ein hämisches Lächeln glitt rasch um den Mund Tittmanns. Nun entsann er sich — richtig, Fritz und Wanowski waren ja Nebenbuhler — Piepmaul hatte ihm davon gesprochen . . . Er fuhr mit dem Daumen in die Westentasche. Da knitterte der Hundertmarkschein. Es war rasch verdientes Geld. Den Doktor mußte man sich warm halten . . .

Im Busch krachte und raschelte es. Drei Rehe jagten über den Pfad. Pferdegestampf und ein helles Wiehern hatten sie erschreckt. Das tönte von der großen Allee herüber, die hier den Wald durchschnitt, einer Allee wundervoller hochstämmiger Birken, die, fast eine halbe Meile lang, vom Stockhausener Forsthause bis zur Chaussee Rocknow-Stanzig führte.

Wanowski packte Tittmann am Rockschoß. „Stehen blei-

ben," flüsterte er, „die da braucht nicht zu sehen, daß wir zusammen sind . . ."

‚Die da' war eine Reiterin: die Kütnersdorfer Herrin. Sie ritt ihren Hadubrand, einen schönen Ostpreußen, den Otto ihr vor drei Jahren geschenkt hatte. Tittmann als guten Pferdekenner interessierte zunächst der Wallach. Er stand hinter einem hohen und dichten Wacholderstrauch, der ihn völlig deckte, ohne daß er selbst von der Reiterin bemerkt werden konnte. „Famoser Gaul," murmelte er. Das war der Hadubrand: ein mächtiger Brauner mit leichtem, feinem Kopf, biegsamem Genick, großen und ausdrucksvollen Augen, langer Schulter und starker Fesselung — ein Prachttier. Und wie gab sich der Braune unter seiner Herrin! Wie saß sie auch! Sie kam in abgekürztem Trabe näher, das Pferd vorsichtig gesammelt, leicht auf und nieder federnd. Tittmann erkannte sofort, daß das eine geschulte Reiterin war und die Übungen zu Pferde ihr Freude machten. Schon der gesammelte Trab ist keine Gebrauchshaltung für den Spazierritt; er war eine Vorübung zu dem kurzen Zirkel, den Marie nunmehr ritt. Sie stellte das Pferd und bog es vorsichtig ab, gab ihre Hilfen mit der Hand und leichtem Schenkeldruck und trieb den Braunen in die Zirkellinie, die sich nach wenigen Minuten im Sande der breiten Allee markierte und die die Reiterin durch geschickte Wendungen und beständige Hilfsarbeit bald spiralförmig verengerte, bald erweiterte.

Tittmann machte große Augen. Er sah jetzt deutlich das Gesicht der Dame und stieß unwillkürlich einen leisen Ausruf aus. „Pscht," mahnte Wanowski, der drei Schritt von ihm am Boden kauerte, und legte den Zeigefinger auf den Mund. Peter rührte sich nicht; sein Blick hing unverwandt an der Reiterin, deren Bewegungen er, den Hals vorgeschoben, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte.

Marie war so völlig von ihrer sportlichen Passion beherrscht, daß sie den Ausruf Tittmanns nicht gehört hatte. Sie wechselte jetzt durch den Zirkel, ritt zu einer halben Volte aus und zwang den Hadubrand zu einer abgerundeten Kehrtwendung; dann begann sie mit Seitengängen, Schulter herein, Travers und Ren-

vers. Sie arbeitete so intensiv, daß ihre Wangen sich röteten, ihre Augen blitzten. Und dabei bot sie ein Bild anmutigster Kraft und stolzer Schönheit. Die Hilfen, die sie dem Braunen gab, waren äußerlich kaum zu spüren; der Hadubrand wechselte spielend die Gänge, mit leichtem Schaum überflockt und klingender Kinnkette, graziös die Hufe setzend, als habe er selber Freude an den Übungen.

Jetzt stand er. Aus dem Sprunge ritt Marie zu einem kurzen Galopp an. Da schnaufte der Hadubrand. Nun kam für ihn der Höhepunkt der Sammlung: die Last ruhte auf den Hinterbeinen, die Vorhand wurde frei, hoch traten die Vorderbeine aus den Schultern, fast taktmäßig folgten, schlank aus den Gelenken heraus, die Sprünge.

„Sapristi!" rief Tittmann. Die Reiterin galoppierte an ihm vorüber. „Herr Doktor, wer — wer ist das?!"

Wanowski hatte sich aufgerichtet und schaute Tittmann erstaunt an. „Kennen Sie die denn nicht? Frau Rittmeister Graetz —"

„Frau Rittmeister Graetz? . . ." Tittmann wiederholte das langsam und lachte dann schallend auf. „Das ist gelungen!" rief er. „Accidente, ist das ein Ulk! Lieber Herr Doktor, wer diese Dame jetzt ist, weiß ich nicht, denn Frau Rittmeister Graetz habe ich zufällig noch nicht zu Gesicht bekommen. Aber wer die Dame war, weiß ich: nämlich die Schulreiterin Antoinette Laize, mit der ich über ein halbes Jahr lang beim Zirkus Dobelli engagiert gewesen bin! . . ."

Wanowski starrte den vor ihm Stehenden an. „Sie sind nicht klug, Tittmann," stieß er hervor.

„Mein Ehrenwort — ich leg' Ihnen die Hand ins Feuer —"

„Still!" rief Wanowski, „— da kommt sie zurück!"

Sie hatte beim Wenden changiert und nahm nun die Allee im Linksgalopp, aber nicht mehr in abgekürztem, sondern in freien langen Sprüngen, bis sie das Pferd abermals sammelte und plötzlich zum Halten durchparierte. Prustend, den Kopf auf- und niederwerfend, mit bebenden Flanken, stand der Hadubrand. Marie ließ ihn ein paar Minuten verschnaufen, während sie selbst sich

nach allen Seiten umschaute. Vorwärts und rückwärts dehnte sich die Allee menschenleer aus, eine gerade Linie durch den Buchenwald schneidend. Nun raffte Marie ihr Kleid und steckte es hoch. Sie trug fast absatzlose Saffianstiefel mit hohen Schäften. Sie beugte sich nach vorn und legte die Bügel an den Steigriemen über den Sattelknopf. Dann ritt sie ohne Bügel gemächlich an, mit langen, tief hängenden Zügeln ... Die beiden hinter dem Wacholdergebüsch blickten ihr nach. Ein neuer Galopp begann — und nun — Donnerwetter, stand sie nicht plötzlich auf dem Sattel, vom Saum ihres Kleides umflattert, und der Hutschleier wehte hinter ihr her?! ...

„Kommen Sie! ..." Wanowski zog Tittmann rasch quer über die Allee. Jenseit des Reitwegs setzte der Fußpfad sich fort. Die beiden verloren sich im Walde.

„Nun erzählen Sie," sagte Wanowski.

Tittmann hatte den Hut abgenommen und strich sich über die heiße Stirn. „Daß dich das Schockschwernot," murmelte er; „ist mir doch so, als hätte mir der Brettschneider erzählt, die Frau des Rittmeisters sei eine reiche Amerikanerin — aus Kanada — oder da irgend woher ... Mag sie schon sein — ja, Geld hatte sie immer — aber, Herr Doktor, wie gesagt, mein Ehrenwort — mein heiliges Ehrenwort, daß ich mit ihr zusammen im Zirkus Dobelli meine Mätzchen gemacht habe — wie lange kann's her sein? — vier Jahre vielleicht — viereinhalb oder fünf ..."

„Wo?" fragte Wanowski kurz.

„Zuerst in Südfrankreich. Das kam nämlich so. In Marseille saß ich mal wieder auf dem Proppen — vis-à-vis de rien — und wußte mir im Augenblick nicht recht zu helfen. Damals gab da der Zirkus Dobelli seine Vorstellungen. Dem bot ich mich denn als Stallmeister und Quadrillenreiter an. Ich bin immer ein firmer Reiter gewesen, müssen Sie wissen. Wurde auch angenommen. Na, und da fand ich denn die — die — die Antoinette Laize schon vor."

„Und Sie schwören darauf, daß diese Antoinette und die Frau Rittmeister Graetz ein und dieselbe Person ist?"

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich Frau Graetz noch nicht gesehen habe. Ich bin überhaupt noch nicht auf den Herrschaftshof gekommen. Aber wenn die Reiterin von vorhin die Frau Rittmeister ist, so schwöre ich darauf, daß das zugleich auch die frühere erste Schulreiterin Antoinette Laize aus dem Zirkus Dobelli ist. Haben Sie nicht beobachtet, wie sie plötzlich mit beiden Füßen auf dem Sattel stand? Das war ihr Applaustrick; so jagte sie gewöhnlich dreimal durch die Manege, eh' sie in den Stallgang ritt. Gar nicht schwer bei langem Galopp — aber es war etwas für die Südländer. Da brüllten sie vor Vergnügen . . ."

Wanowski schwieg einen Augenblick. In wildem Wirrwarr durchkreuzten die Gedanken sein Hirn. ‚Oho, Herr Rittmeister, nun wahren Sie Ihr Mandat, Ihre Stellung, Ihr bißchen Glück! Daß man mich auch in Stockhausen vor die Türe setzte, habe ich Ihnen zu danken — jetzt wollen wir in Behaglichkeit die Revanche vorbereiten. Jetzt habe ich Sie und halte Sie fest. Jetzt kommt der Fußtritt, mit dem ich mich von Ihrer Gesellschaft verabschiede . . .' Er warf den Kopf in den Nacken.

„Ich muß mehr wissen, Tittmann," sagte er. „Wie benahm sich die Antoinette? Wie war ihr Ruf? Hatte sie Liebschaften?"

„Nein — das heißt — also . . . Sie wollen doch die Wahrheit hören?"

„Sie läßt sich gefügig biegen — aber ich möchte sie hören."

„Schön. Also in Wahrheit: die Antoinette galt für ganz unnahbar. Ich weiß, daß sich in Nimes ein Offizier ihrethalben das Leben genommen hat — oder nehmen wollte — es war ein großer Skandal. Sie mußte Vermögen haben — man erzählte sich sogar, daß sie gar kein Gehalt bekomme, sondern aus reinem Vergnügen den Zirkus begleite . . . Ich hatte einmal einen Krakeel mit ihr. Das war schon in Marseille. Da war ich so ein bißchen angekneipt und wollte meinen Scherz mit ihr machen — und da schlug das Frau'nzimmer mit der Reitpeitsche zu. Wahrhaftig! Ein paar Tage später ging ihre Schimmelstute Mahsuma an der Maulsperre ein — man behauptete, ich hätte

dem Biest heimlich eine rostige Nadel in den Huf gebohrt — das war aber natürlich erlogen . . ."

„Natürlich," erwiderte Wanowski lächelnd, „das kann ich mir denken . . ." Er riß ein paar Blätter von einem Haselnußstrauch und warf sie in die Luft . . . „Höchst interessant, lieber Herr Tittmann. Ein Geheimnis, aus dem sich 'was machen läßt. Bloß schade das — das mit ihrer Unnahbarkeit. Also gar keine Liebelei, gar keine?"

Tittmann schielte mit seinem einen Auge zu Wanowski hinüber und nickte. „Doch," sagte er. „Nämlich — als wir Südfrankreich abgeklappert hatten, gingen wir herüber nach Afrika. In Algier machte die Antoinette wieder kolossales Furore. Aber eines Tages trat sie nicht mehr auf. Es hieß, sie habe einen Anbeter gefunden: den russischen Generalkonsul. Aber andere sagten wieder, das sei ihr Onkel. Ich trennte mich damals auch bald von den Gebrüdern Dobelli und weiß nichts Näheres."

„Es genügt," entgegnete Wanowski, „es genügt. ‚Onkel' . . ." Er lachte, zog dann sein Notizbuch und machte eine Eintragung . . . „Der russische Generalkonsul in Algier — vor fünf Jahren . . . da wird uns Herr von Robinski auf die Spur helfen können, der hat gute Verbindungen in Petersburg . . ." Das sagte er mehr zu sich selbst, steckte hierauf sein Taschenbuch wieder ein und schritt weiter durch den Wald, durch den das Abendrot zu glühen begann. Er schwieg einige Minuten und schaute wie sinnend vor sich hin. Es machte den Eindruck, als versenke er sich in den ästhetischen Genuß des Landschaftsbildes, in den Anblick dieses Zauberwaldes mit seinen feuerroten Stämmen und den Funkenwirbeln im Moose.

Stumm schritt Peter Tittmann neben ihm her. Der Gauner witterte in dem Polen längst eine Seelenverwandtschaft, auch eine Hilfe zur rechten Zeit. Er sprach aber kein Wort und zeigte die ergebene Miene eines unterwürfigen Schülers, der auf Belehrung wartet.

„Lieber Herr Tittmann," begann Wanowski von neuem, „ich kenne nun so ziemlich Ihre Lebensgeschichte — Sie sind auf

eine Sandbank geworfen worden und möchten gern rasch wieder freikommen — coûte que coûte, und wenn auch eine kleine Erpressung dabei notwendig sein würde . . . O bitte — bemühen sie sich nicht mit einer Unterbrechung — ich verstehe etwas vom Gedankenlesen, und wenn Sie gegen sich selbst ehrlich sind, werden Sie mir bestätigen müssen: Sie überlegten soeben, wie viel wohl das Geheimnis der Kunstreiterin wert sein könne . . . Herr Tittmann, das ist mehr wert als Gold — aber auch Gold wird genügend für Sie abfallen, wenn Sie sich nicht durch vorschnelles Handeln das ganze Geschäft gründlich verderben. Wollen Sie einen Rat von mir annehmen?"

„Mit Freuden, Herr Doktor," erwiderte Tittmann ohne weiteres, und etwas zaghaft fügte er hinzu: „Ich bin ein armer Kerl — und wem die Not so bis zum Halse geht wie mir —"

„Der kennt keine Skrupel," fiel Wanowski ein. „Herr Tittmann, mir gegenüber ist keine Entschuldigung nötig — ich verstehe Sie durchaus . . . Nun hören Sie zu: Sie sagen, Frau Rittmeister Graetz habe Sie noch nicht gesehen?"

„Bestimmt nicht."

„Weiß aber, daß Sie im Dorfe sind?"

„Das ist möglich. Aber sie kann nicht vermuten, daß Peter Tittmann der Stallmeister Pierre ist. Nur unter diesem Namen kannte sie mich im Zirkus Dobelli."

„Ausgezeichnet. Da suchen Sie ihr auch fernerhin nicht in den Gesichtskreis zu kommen. Verstehen Sie, Tittmann? Die Dame darf Sie nicht eher sehen und wiedererkennen, bis ich alle noch nötigen Erkundigungen eingezogen habe — nicht eher. Das wird sich doch machen lassen?"

„Selbstverständlich — wenn nicht ein unglücklicher Zufall dazwischen kommt."

„Man muß ihn nach Möglichkeit zu vermeiden suchen. Aber inzwischen habe ich noch einen weiteren Auftrag für Sie. Sie sprachen von den jungen Burschen aus der Kolonie, die Sie in — in — aufklärendem Sinne bearbeiten wollten."

„Jawohl, Herr Doktor."

„Nun gut, das tun Sie nach Kräften, aber gleichfalls mit der nötigen Vorsicht. Sie haben mir ja gesagt, daß Sie ein überzeugter Sozialdemokrat seien —"

„Aber wie!" rief Tittmann und schlug sich mit der flachen Hand an die Brust.

Wanowski lächelte boshaft. „Da wird Ihnen Ihre Aufklärungsarbeit also nicht schwer werden," meinte er. „Liebster Tittmann, welcher politischen Gesinnung ich selber bin, kann Ihnen schließlich gleichgültig sein. Aber Sie werden wohl schon gemerkt haben, daß es mir nicht allein um die Erledigung eines persönlichen Racheempfindens zu tun ist. Es wäre ein glänzender Triumph für die Sozialdemokratie, wenn ihr schon im ersten Wahlgange der Sieg ermöglicht werden könnte."

Tittmann nickte eifrig. „Sind der Herr Doktor selbst —"

„Lassen wir das, lieber Freund," fiel Wanowski ein, „es hat gar keinen Zweck, daß ich Ihnen lange Erklärungen gebe . . ." Sein Ton änderte sich plötzlich. Er war stehen geblieben, sein Auge flammte . . . . „Mensch," rief er, „wenn Sie nicht blind sind, müssen Sie doch schon gemerkt haben, woran mir liegt! Ich bin ein Ausgestoßener wie Sie. Meinetwegen auch ein Verkommener — aber mich ließ man verkommen! Ich will Ihnen nicht von meiner armseligen Kindheit erzählen . . . ich kam hierher, ein studierter Mann, hundertmal gescheiter als das ganze blöde Pack ringsum, aber ich hätte verhungern können, wenn es nach ihnen gegangen wäre! Ich gefiel ihnen nicht — warum nicht, fragen Sie die Bande selbst! Vielleicht, weil ich Pole bin und Katholik und einen krummen Rücken habe und den einen Fuß nachschleppe — ich weiß es nicht anders. Vielleicht auch bloß, weil ich meine eigenen Gedanken habe, weil mein Rock nicht so sitzt wie der ihre — weil ich nicht ihresgleichen bin! Ich weiß es nicht . . . Sie haben mich wie einen Aussätzigen behandelt — und das —" seine Stimme sank wieder — „das sollen sie mir büßen . . ." Er lachte. „Sacre bleu, nun bin ich gar dramatisch geworden. Das ist sonst nicht meine Art. Vergessen Sie es, Tittmann. Wir wollen wieder verständig miteinander reden . . . Vor allem eins, mein Lieber: Schweigen

gegen Piepmaul. Ich traue ihm nicht. Nun noch ein paar Instruktionen . . ."

Der Wald öffnete sich. Ein Feldweg führte in wenigen Minuten auf die Chaussee, die sich talabwärts neigte. Über dem rosig getönten Grau der Landstraße tauchte der Kirchturm von Rocknow auf, ganz umflossen vom Purpur des Sonnenuntergangs.

19.

Mitten im Trubel der Wahlzeit fand in Kütnersdorf das Erntefest statt. Graetz hätte es in der erregten Stimmung, in der er sich befand, gern ausfallen lassen; er hatte gerade jetzt nicht den Kopf zu den damit verbundenen Spielereien. Aber er wollte nicht ungerecht sein; bei dem glänzenden Ausfall der Ernte hatten sich die Leute die kleine Freude doppelt verdient.

Am Abend sollte ein Festessen in der Kolonie dem Tanz vorangehen. Für den Spätnachmittag war die Übergabe des Erntekranzes an die Herrschaft festgesetzt worden.

Auf der Schloßterrasse erwarteten Otto und Marie den Zug. Voran schritten die Musikanten, gleichfalls Arbeiter aus der Kolonie, dann kamen drei Mädchen, von denen die mittelste den aus Eichenlaub, Tannenreisern und Ähren geflochtenen, mit Goldpapier und bunten Bändern geschmückten Erntekranz auf einer Stange trug, während die beiden anderen Mädchen die herabfließenden Bänder hielten. Die gesamten Gutsleute folgten in ihrer Sonntagstracht; rechts und links gingen die Inspektoren, Volontäre und Vögte.

Der Zug umschritt das große Rosenrondel und stieg dann auf die Rampe. Wer oben nicht Platz fand, blieb unten stehen. Als die Musik schwieg, traten die drei Kranzjungfrauen vor, und die älteste sprach:

„Wir haben gebunden mit Reis und Korn
Und allerhand Bändern hinten und vorn,

Und wünschen dem Herrn ein gesegnetes Fest
Und der gnädigen Frau ein schön warmes Nest.
Wir wünschen der Herrschaft einen goldenen Tisch,
An allen vier Ecken einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitten eine Flasche voll rotem Wein,
Das soll der gnäd'gen Herrschaft ihre Gesundheit sein."

Nach Beendigung dieses uralten Erntespruches blies die Musik einen Tusch, und dann hielt Otto eine kurze Ansprache, in der er den Leuten für ihre Mühe und Arbeit dankte und die Hoffnung aussprach, mit ihnen noch lange in treuer Gemeinsamkeit schaffen und wirken zu können. Zugleich versprach er ihnen, mit seiner Frau das Tanzfest am Abend eröffnen zu wollen. „Und nun seid lustig und guter Dinge," schloß er, „und amüsiert Euch von Herzen!"

Hellmann gab den Musikanten ein Zeichen, von neuem einzusetzen. Aber die Musiker schwiegen zu seiner Verwunderung, und Fritz, der in der Nähe der Kranzjungfern stand, sah mit Befremden, wie sich August Laffert, einer der Unverheirateten, vordrängte und unschlüssig seinen Hut zwischen den Händen drehte. „Was gibt's denn noch, August?" flüsterte Fritz, und Hellmann rief etwas lauter: „Na nu' vorwärts, Kinder!"

Da trat August noch ein wenig weiter vor und sagte: „Herr Rittmeister entschuldigen, darf ich Herrn Rittmeister im Namen der Leute wohl noch etwas sagen —?"

Brettschneider machte eine ärgerliche Gebärde; ihm ahnte, was kommen würde. Hellmann schüttelte den Kopf. Die Leute schlossen, als Laffert gesprochen hatte, den Kreis um Marie und Otto unwillkürlich enger; die unten standen, drängten sich näher heran; der alte Schäfer Krampe schob eines der Mädel beiseite, stellte sich vor sie, klappte das rechte Ohr um und machte ein aufmerksames Gesicht.

Graetz glaubte, es solle nun auch so eine Art Ansprache kommen, vielleicht ein Dankwort für die Segnungen der Kolonie, nickte freundlich und sagte: „Nur los, Laffert — was gibt's denn noch!? . . ."

August wurde doch ein wenig bänglich zumute; er schlug

zuerst die Augen nieder, fingerte über seinen Hut und antwortete dann, die Augen auf einmal unnatürlich weit aufreißend: „Gnä'ger Herr Rittmeister, man hat mir beauftragt, ich möchte im Namen der Kolonie und vor die Allgemeinheit gern ein paar Beschwerden vorbringen . . ."

Ein leises Murmeln ging durch den Kreis; ein paar Leute nickten. Hellmann wurde unruhig. Zum Teufel, was sollte das heißen! Herr Arnemann, der Volontär, zwirbelte an seinem knospenden Bart und trat gleichsam schützend neben den Gutsherrn. Der alte Krampe drehte sich um und fragte den hinter ihm Stehenden: „Wat will he?" — Brettschneider wurde kirschrot; der Ingrimm packte ihn.

Graetz glaubte nicht recht verstanden zu haben. „Beschwerden, Laffert?" fragte er. „Sie sagten doch Beschwerden? Muß denn das gerade heute sein? Und warum direkt? Warum habt Ihr Euch nicht an Brettschneider gewandt, wenn Ihr etwas auf dem Herzen habt? Es wird sich doch wahrscheinlich nur um irgend eine Kleinigkeit handeln . . ."

Fritz schien jetzt der Augenblick gekommen zu sein, dem unerfreulichen Intermezzo ein rasches Ende zu machen. Er drängte Laffert zur Seite. „Selbstverständlich, Herr Rittmeister," sagte er, „um Kleinigkeiten — um was soll es sich sonst handeln. Die Leute sind mit dieser und jener Einrichtung noch nicht so recht zufrieden, aber das wird sich geben. Jedenfalls ist am heutigen Festtage —"

Ein drohender werdendes Gemurmel unterbrach ihn. „Laffert sull redden," sagte eine halblaute Stimme. „Herr Rittmeister," rief Laffert, „der Brettschneider is nich vor uns. Da wollten wir gerne zuerscht bitten, daß wir den wieder loswerden. Ennen Aufpasser als wie den brauchen wir nich . . ." „Er lauert uns uff," sagte ein anderer, „der is grade wie sonn Spijon . . ." In das wieder anschwellende Murmeln rief eine piepsige Frauenstimme: „Schinnerknecht!"

Fritz fuhr herum; sein drohendes Auge suchte nach der Ruferin. Graetz fühlte die Hand Maries auf seinem Arm; er sah, auch sie war einen Schatten bleicher geworden — gleich ihm.

„Nun 'mal Ruhe," sagte er ernst. „Rechtmäßige Beschwerden nehme ich immer entgegen. Also laßt den Laffert sprechen. Los, Laffert!"

August trat wieder vor: ein langer Bursche mit hübschem Gesicht und blonder, hoch pomadisierter Tolle. Nun hatte er seinen Mut gefunden und auch die Worte, die er sagen wollte. Er sprach rasch hintereinander, aber eintönig wie ein Schuljunge.

„Gnä'ger Herr Rittmeister, ich wollte mir namens der sobenannten Kolonie zu sagen erlauben, in Hochachtung vor dem Herrn Rittmeister und der gnä'gen Frau: als wie wir hier sind, wir erkennen an, daß der Herr Rittmeister es gut meinen —" Kopfnicken und Zustimmung verschiedenerseits — „aber, Herr Rittmeister, wo bleibt bei uns die indiwudihelle Freiheitlichkeit und die göttliche Gewährleistung vor den einzelnen, daß jeder, als wie natürlicherweise nur in seiner freien Zeit, machen kann, was er selber gerne möchte? Herr Rittmeister entschuldigen, es ist bei uns als wie in einer Kaserne. Herr Rittmeister entschuldigen, da hört die Beweglichkeit für den einzelnen Geschöpf gänzlich auf, und er wird untergeordnet in einem sozialen System, das der hergebrachten indiwudihellen Freiheit verspottet. Gnä'ger Herr Rittmeister, was ist die Freiheit? Es ist dies die Unabhängigkeit, gnä'ger Herr Rittmeister, sei es von die Gewalt bloß einen oder auch der besitzenden Klasse in der allgemeinen Gesamtigkeit. Herr Rittmeister sein kein Dispot, dies wissen wir. Aber wir möchten doch namens der Kolonie den Herrn Rittmeister bitten, daß wir uns das Recht der freien Persönlichkeit verwahren können. Dies soll ich aussprechen namens der Kolonie, Herr Rittmeister . . ."

Nun schwieg August Laffert. Er hatte sich seine Ansprache aufgeschrieben, unter Befolgung der Maximen Tittmanns, aber er hatte noch selbst einige Floskeln der Ehrerbietung eingestreut; das schien ihm wichtig. Die Ansprache hatte er auswendig gelernt. Es ging ganz gut, nur transpirierte er heftig dabei. Er wischte mit dem Rücken seiner Hand die Schweißperlen von der Stirn. Die Leute hatten schweigend zugehört; jetzt aber begann wieder ein vielköpfiges Nicken und ein beistimmendes Murmeln

wie auf der Bühne bei den Statisten vor der Bahre Cäsars. Verstanden hatten die wenigsten etwas von der Rede ihres Sprechers: aber was er wollte, das wußten sie. Unter dem Beifallsmurmeln ging auch die Kritik Fritz Brettschneiders verloren; der stand, die Hände geballt, dicht hinter Laffert und flüsterte ihm zu: „Du Ochse du! . . .“ Der Schäfer Krampe hielt noch immer das rechte Ohr umgeklappt und sah sehr aufmerksam aus. Ein anderer Alter, der weiter hinten stand, drängte sich jetzt nach vorn: es war der Fischmeister Sangermann, der das Erntefest mitmachen wollte.

Graetz hatte den Arm seiner Frau unter den seinen gezogen. Blitzschnell war ein leichtes Lächeln über seine Züge gegangen: dann wurde er um so ernster. Sollte er diese harmlose Rebellion als ein Symptom auffassen oder als ein Satyrspiel? — Er strich rasch über seinen Bart und sagte in ruhigem Tone: „Laffert, wir wollen uns allsamt über das ‚Recht der freien Persönlichkeit‘ nicht weiter streiten. Es ist ein verflucht bedingtes, beim Kaiser wie bei mir und dem Ärmsten unter Euch. Ich habe aus Ihrer schönen Rede vorläufig nicht viel anderes herausgehört, als daß Sie gut instruiert worden sind. Von wem Sie das alles haben —“

„Von Peter Tittmann, dem verdammtigen Lumpen, gnä'ger Herr Rittmeister,“ sagte der tiefe Baß Krampes. Der Schäfer nickte dazu, als wolle er jedes Wort markieren, und als einer der neben ihm stehenden jüngeren Burschen ihn heimlich rempelte, stieß er ihm stumm seinen spitzen Ellenbogen in die Seite. Brettschneider war aufgefahren. „Ah — der Kerl!“ rief er unwillkürlich. Noch ein paar Stimmen wurden laut. „Herr Rittmeister,“ schrie Laffert aufgeregt und streckte den Zeigefinger seiner rechten Hand empor wie ein Schuljunge, der etwas sagen will, „das ist nicht wahr! Krampe lügt! Das is enne entfamigte Lüge is das! Das kommt von mir selber!“

„Ruhe!“ rief Graetz. „Wer ist Tittmann? Ich habe den Namen doch schon gehört. Ah — ich entsinne mich — Ihr alter Kamerad, Brettschneider, von der Legion — was?“

„Befehlen, Herr Rittmeister, aber Kamerad — nein, längst nicht mehr.“

„Es ist auch gleichgültig für die Sache selbst. Ich will annehmen, daß es sich um eine dumme Verhetzung handelt. Ist das der Fall, so überlegen Sie sich den Inhalt Ihrer Rede in aller Ruhe noch einmal reiflich, Laffert. Ich rate Ihnen dabei nur eins: stecken Sie mir nicht auch die übrigen an, sonst sind wir geschiedene Leute."

Da wurde August trotzig. „Ich kann ja gehen, Herr Rittmeister," sagte er, „ich finde anderweng auch noch Platz. Aber das mit der Verhetzung is nicht wahr, das bestreite ich. Ich bin der Sprecher vor die ganze Kolonie."

Ein vielstimmiges „Jawoll, Herr Rittmeister" erscholl. Einer rief: „Herr Rittmeister, wir haben ihn beauftragt!" — Ein anderer: „Herr Rittmeister, Inspektor Hellmann hätte ja doch nich uff uns gehört!" — Ein älterer Tagelöhner, der Baumert, begann, die Mütze in der Hand und sich während des Sprechens hinter dem rechten Ohre krauend: „Entschul'gen Herr Rittmeister, dat is nich anso. Dat is eh ganz reputierlich zugangen. Mer ha'n uns zammergetan, un der Laffert sullte vor uns stehn, un als wie wir, mer stehn vor ihn . . ." „Es ist zum Verzweifeln," stöhnte Brettschneider. Wieder erhob sich Gemurmel. Plötzlich hörte man von hinten die dünne Stimme einer Häuslerin: „Nu' redd't doch man! Nu' zabbert 'r bloß, aberscht ehr redd't nich! . . ."

„Herr Rittmeister, wenn Sie erlauben, werd' ich mir die Gesellschaft mal alleine vornehmen," sagte Hellmann. „So wird der Deibel draus klug. Es ist ganz klar, daß die Leute aufgewiegelt worden sind. Da soll doch das Donnerwetter dreinfahren!"

„Bravo!" rief Herr Arnemann und umfaßte seinen Spazierstock. Krampe klappte wieder die rechte Ohrmuschel um.

Graetz winkte Hellmann ab. „Ich möchte selber hören, was eigentlich los ist, Hellmann. Laffert, nun sprecht Euch aus. Aber ohne die albernen Phrasen. Worüber wird geklagt?"

Baumert stieß den Laffert vor. „Herr Rittmeister," sagte der, „über allens. Zuerst: wir können uns ja gar nicht mehr bewegen und gleich kümmert man sich um uns. Der Brettschneider ist wie 'n Schandarm. Immerweng sitzt er uns auf dem Puckel —"

„Et werd uns zu ville uffgepaßt," fiel Baumert schwerfällig ein, „dat is es."

„Man guckt uns ja fortwährend auf die Finger, Herr Rittmeister. Es kann uns keiner nachsagen, als das wir nicht arbeiten täten. Das wolln wir ja auch. Aber nu' zum Beispiel: wenn einer von uns mal seinen Spaß mit den Mädeln macht —" ein kichernder Laut wurde hörbar — „da geht gleich das Schimpfen los —"

„Unwahr!" rief Brettschneider . . . „Jawoll ook," schrieen ein paar. „Daß de bloß stille bist, Brettschneider!" — „Die Mädel sitzen als wie in 'n Spritzenhaus!" — „Man darf sich ja nich mal mehr 'n bissen veramisieren," sagte eine zache Weiberstimme halblaut.

„Weiter, Laffert!"

„Und denn, Herr Rittmeister: was uns allens verboten ist. Schnaps gibt's nicht —"

„Soll's auch nicht, Laffert."

„Ja, Herr Rittmeister, nehmen Sie's nicht vor übel, aber kann uns denn so was überhaupt verboten werden? Sind wir nicht am Ende freie Menschen? Wir saufen doch nicht, warum soll'n wir denn nicht auch mannigmal unser Schnäpschen haben?"

„Und essen können, wat wir woll'n!" rief jemand.

„Na ja, auch das, Herr Rittmeister. Die Frauen kochen lieber zu Hause, wenn's da auch nicht alle Tage Fleisch gibt —"

„Gnä'jer Herr Rittmeister," sagte Baumert, „dat is sunne Sache. Nämlicht: dat Essen in der Speisenanstalt is gutt. Et is gutt; daderwider is nischt zu seggen. Nu hat sich neilich emoal wat die Rungen is, die hat sich 'n Teller Quark mit Leinöl vor ihre kleene Guste mitgenummen, und dat hat der Brettschneider verboten —"

„Nicht ich, sondern der Doktor!" fiel Fritz lebhaft ein; „aus dem einfachen Grunde, weil Rungens Guste krank gewesen ist und noch Diät halten sollte. Auch auf so etwas muß ich Obacht geben, Herr Rittmeister: die Anordnungen des Doktors werden sonst doch nicht befolgt."

Sowie vom Doktor gesprochen wurde, erhob sich reger Un-

wille. Nun drängten sich auch die Weiber dichter um die Herrschaftsgruppe. „Ach, der Dukter!" — „Ahle Wuche de Ression!" — Man kimmt ja mit sei' bißchen Zeit nich mehr aus! ..." Eine junge Tagelöhnerin wagte eine längere Klage. Sie hatte ihren Säugling in ‚Wiedergedeih' gebadet, ein Wasser, das mit jungen Kiefernsprossen vermischt wurde; dann mußte man drei Kreuze darüber schlagen und es eine Vollmondsnacht hindurch ins Freie stellen. Da hatte Doktor Harbs über Aberglauben geschimpft. „Ich kann doch man mit meinem Kinde machen, wat ich will," schloß die Frau entrüstet.

Ihr Mut fachte auch den der anderen an. Ein paar der Weiber wandten sich an Marie. Die eine klagte, sie habe die Windeln für ihr Kleines nicht selbst waschen dürfen; die seien in die Dampfwäscherei gekommen; da sei ‚alle Kraft fortgegangen'. Es war nicht klar, welche geheimnisvolle Kraft; aber Marie verstand schon: die Sitte gebot, daß die Wöchnerin die ersten Windeln eigenhändig wusch. „Nu' is de Kleene schwach gewurden," sagte die Frau. Wieder eine wehrte sich gegen ein neues Kindermehl. „Sunne Pampe — gnä'ger Herr Rittmeister, das freßt keen Schwein ..." Eine dritte hatte sich eine Brandwunde am Arm von der alten Varitschen besprechen lassen; da war der Doktor sacksiedegrob geworden, weil sie den Verband abgenommen hatte.

„Wo bleibt denn da unse' Freiheit?!" rief Laffert. „Und mit dem Baden —"

„Ja mit 'm Baden," fiel ein anderer ein, „Herr Rittmeister entschuldigen, aberscht so dreckicht sin mer noch lange nich, als daß mer uns gefallen zu lassen müssen brauchen, als daß uns der Brettschneider zum Baden kummandieren tut!"

„Mer sein duh keene Rekruten nich," sagte Baumert mit seiner schweren, rostigen Stimme.

Da machte der alte Sangermann eine Bewegung mit dem Arm, als ob er sich Ruhe erbitten wolle. „Nu seid mal stille," rief er.

„Wat will denn der?" rief einer zurück.

„Gehörst du verleicht ook zu uns?" fragte Baumert finster.

„Ja, Baumert — zu Euch als Arbeitern, wenn ich auch

zufällig einen andern Herrn habe. Ich bin zufrieden, dieweil ich ihn habe. Ich will keinen bessern. Aber Euch kann ich sagen: so einen Herrn wie Ihr einen habt, den könnt Ihr anderswo mit der Laterne suchen gehn. Da gibt er sich nu' mit seiner jungen gnädigen Frau Mühe, Euch aus Eurer Dämlichkeit und abergläubischen Schafsköpferei herauszubringen, und baut Euch schöne Häuser und allens und gibt Euch einen freien Doktor und tut für Euch, was er kann, und Ihr Rindsgeviech betragt Euch wie die gemeinsten Sozialdemokratschen!? Weil einer gekommen ist und hat bei Euch herumgestänkert und hat auch richtig ein dummes Luder gefunden, der seine Quasselei glauben tut, da macht Ihr hier gradezu Revoluzejohn!? Wenn iche Euer Herr wär', ich will Euch mal was sagen, da würde ich kurzen Prozeß machen und Euch allsamt zum Teufel jagen — aber auch gleich allesamt, damit nicht wieder der eine den andern verhetzt — — in so 'n Paradies, wie hier der Herr Rittmeister geschaffen hat, da paßt Ihr nicht 'rein, aber es gibt viele Tausende, die sich die Finger darnach lecken würden —"

„So is es," fiel Krampe wuchtig ein, doch sein Wort blieb unhörbar unter dem Lärmen der jungen Burschen. „Seid Ihr denn blödsinnig geworden?!" rief Brettschneider empört. „Ruhe zum Schockschwernot!" schrie Hellmann. Graetz hatte sich bisher beherrscht: jetzt aber stand seine Autorität auf dem Spiele. Mit kräftiger Faust packte er einen der Burschen, den Otto Flauß, der ihm am nächsten stand und der am lautesten lärmte, am Kragen und schüttelte ihn. „Lümmel, wirst du das freche Maul halten!" rief er zornig. Sein dräuendes Auge glitt über die Menge. „Respekt vor Euerm Herrn! Noch bin ich es: der Herr! . . . Ist das der Dank für die Mühe, die ich mir um Euch gegeben habe? . . ." Er ließ den Flauß los, aber seine Hand zitterte noch. Es war ganz still geworden. Keiner sprach mehr, keiner murrte. Marie stand fest und hoch aufgerichtet neben ihrem Gatten. Sie war sehr blaß, ihr Herz blutete; die obere Zahnreihe grub sich scharf in die Unterlippe.

„Ich will zu Ende hören, über was Ihr zu klagen habt," rief Graetz. „Vortreten, Laffert! Was haben Sie noch anzuführen?"

Aber Laffert schwieg; er schlug die Augen nieder und drehte wieder seinen Hut in der Hand hin und her und zuckte mechanisch mit der rechten Schulter. „Verleicht," sagte Baumert schüchtern, „daß wirsch dem gnä'gen Herrn schriftlich zu wissen tun derfen . . ." „Ja, Herr Rittmeister," fiel Laffert rasch ein, „wenn wir das dürften . . ."

Graetz schwankte einen Augenblick. Dann nickte er. „Gut — ich bin damit einverstanden. Brettschneider, ich beauftrage Sie, die Anliegen der Leute zu Protokoll zu nehmen."

„Zu befehlen, Herr Rittmeister."

Noch einmal ließ Graetz sein Auge über die Arbeiter schweifen: es lag viel Trauriges in diesem Blick. Nun winkte er. „Geht!" —

Hellmann gab ein Zeichen. Die Leute verließen die Rampe: anfangs ganz still; man hörte nur auf dem Pflaster das Trappsen und Knarren der Stiefel. Dann neigten sie die Köpfe zueinander, ein Tuscheln und Flüstern begann — man umdrängte Laffert und Baumert; auch Krampe sprach, der alte Sangermann fuchtelte mit den Händen durch die Luft.

Graetz war stehen geblieben, den Arm um die Schulter seiner Frau gelegt, und sah dem Abzug seiner Leute zu. Hinter ihnen stand Use, den Erntekranz tragend, das Symbol dieses merkwürdigen Festtages. Die Tagelöhner hatten am Fuße der Rampe Halt gemacht. Sie sprachen jetzt eifrig miteinander. Der Gutsschmied, ein dicker Junge, der in der Musik die Pauke schlug, gestikulierte sehr lebhaft mit Laffert; ein Kreis umgab die beiden. Die Stimmen schwirrten.

„Was wollen sie noch?" fragte Marie leise ihren Mann.

Da trat Laffert vor die Rampe, doch unten stehen bleibend, und rief: „Ach, Herr Rittmeister — wenn der Herr Rittmeister noch ein paar Worte erlauben wollten . . . Ich wollte bloß sagen im Namen der ganzen Kolonie, wir wissen wohl, daß der Herr Rittmeister nicht so sind — und daß wir dem Herrn Rittmeister auch sehr ville verdanken tun . . ." Allgemeines Ja und zustimmendes Gemurmel. „Und ooch der gnä'gen Frau," rief Krampe. „Der oof," hörte man ein paar Weiberstimmen . . .

„Gnäd'ger Herr Rittmeister," fuhr Laffert fort, „es ist ja auch nichts von Ungebühr, das wir gern möchten —"

„Bloß unse' kleen Endeken Freiheit," sagte eine junge Häuslerin.

„— Und wir möchten doch auch nicht gern mit unser gnä'gen Herrschaft auseinanderkommen, und dieserwegen wollten wir sehr bitten, der Herr Rittmeister und die gnä'ge Frau möchten's uns doch nicht etwa antun und heute abend beim Tanze wegbleiben und uns die Ehre nehmen —"

Nun umdrängten die anderen die Rampe. Es war ganz närrisch: jetzt verlegten sich die Leute plötzlich auf das Bitten — wieder schwirrten die Stimmen durcheinander . . . „Der Herr Rittmeister wer'n doch nich . . ." „Ach nee, gnä'ge Frau . . ." „Wat sull'n denn de Pau'rn von uns denken . . ." „Ach nee duch, gnä'g'r Herr Rittmeister . . ."

Es zuckte um Ottos Mund: wollte er lachen oder war es ein Ausdruck von Menschenverachtung oder von Mitleid über diese armselige Narretei? — „Schon gut," sagte er laut, „wir werden kommen . . ."

„Hurra!" schrie Baumert und schwenkte seine Mütze, und die ganze Gesellschaft schrie mit. Aber das war noch nicht genug. Der alte Krampe nahm die vermottete Pelzkappe ab, die er Sommers und Winters trug, stellte sich dicht an die Rampe und sagte: „Wir danken der gnä'gen Herrschaft ook schöne . . ." und plötzlich rief August Laffert: „Unse' gnä'ge Herrschaft, hoch soll sie leben — hoch — hoch — hoch! . . ." Die Musik blies Tusch, der dicke Gutsschmied hieb wie wahnsinnig auf seine Pauke ein, die Weiber gröhlten, die Hochrufe wollten kein Ende nehmen. Schließlich gelang es Hellmann, die aufgeregte Menge durch einige vernünftige Worte zu beruhigen. Langsam zogen die Leute ab, hinterdrein Sangermann, allein gehend, die braunen Hände auf dem Rücken, mit tief sinnendem Gesicht.

Brettschneider war noch einmal auf die Rampe getreten. „Haben Herr Rittmeister noch einen Befehl für mich?" fragte er. Sein Ton war immer der gleich militärische.

„Ich danke, Brettschneider ... doch — bleiben Sie noch einen Augenblick ..." Er winkte. „Kommen Sie mit!"

Sie traten in den Gartensaal. „Nun, Brettschneider, was sagen Sie dazu?"

„Herr Rittmeister verzeihen; daß es dahin kommen würde, ahnte ich nicht. Aber es mag stimmen: der Lump, der Tittmann, trägt die Schuld."

„Brettschneider, es wäre Ihre Pflicht gewesen, den Menschen fern zu halten."

Fritz errötete leicht. „Herr Rittmeister, der ist zu klug, als daß man ihm was anhaben könnte. In der Kolonie hat er sich nicht gezeigt; er hat hintenherum gebohrt und gehetzt. Er wird sich die jungen Bengel gelangt haben. Es ist ein ewiger Streit, daß das Herumgetreibe mit den Mädeln nicht mehr so geht wie früher."

„Also Sie wußten schon etwas von der allgemeinen Unzufriedenheit?"

„Jawohl, Herr Rittmeister. Aber ich habe gehofft, mit der Zeit, da würde sich alles bessern. Manchmal hab' ich mit Hellmann darüber gesprochen; der war derselben Ansicht."

„Und das glauben Sie heute auch noch?"

„Das glaub' ich noch immer, Herr Rittmeister. Zuerst war alles wunderschön. Herr Rittmeister haben ja selber gehört, wie man auf den Doktor schimpft. Der Ziehmann und die Baritschen mit ihrem Wundenbesprechen, und dann die alten verrückten Hausmittel, das sagt den Leuten mehr zu. Nach und nach war ihnen alles nicht so recht. Das elektrische Licht — na! — und dann die Warmwasserheizung — da wollten sie die alten Kachelöfen wieder haben, um sich im Winter Äpfel in der Röhre backen zu können. Von dem Geschimpfe wegen der kleinen Lohnabzüge für die Unterstützungskassen will ich gar nicht sprechen. Es gibt da noch hunderterlei ... Herr Rittmeister, wenn Sie den Leuten alles noch viel schöner und besser und praktischer eingerichtet hätten: es wär' doch so gekommen. Der Tittmann hat bloß den Anstoß gegeben. Aber mit der Zeit — mit der Zeit wird ja auch der Verstand kommen. Die Klügeren werden die Oberhand behalten."

„Sie meinen,“ sagte Marie, „auch da wird die Gewohnheit viel tun? Sie meinen nicht, daß wir — wir uns in der Beurteilung der Leute geirrt haben?“

„Ganz gewiß nicht, gnädige Frau.“

„Doch! . . .“ Graetz sprach das mit starker Stimme. „Wir haben uns geirrt, Marie. In allem und jedem. Wir haben die Leute zu hoch eingeschätzt, zu reif. Wir haben eingerissen, aber zu dem neuen Bau die Fundamente nicht tief genug gelegt. Zu plötzlich war für sie der Wandel in allen ihren Daseinsbedingungen. Jeder rasche Umschlag führt zu Reaktionen. Sind wir — wir in unseren Gesellschaftskreisen denn anders und besser? Keine jähe Reform würde ohne weiteres die tausend Vorurteile, in denen wir aufgewachsen sind, an denen wir hängen und kleben, wie mit einem Schwamm fortwischen können — wir würden toben wie jene . . . Was ich für Segnungen halte, sind Lasten für sie. Die Erkenntnis fehlt ihnen. Sie wird kommen — gewiß — aber eine Generation kann darüber sterben . . . . Soll ich zum Märtyrer für eine Wohltat werden, die man vielleicht Zeit meines Lebens als Tyrannei empfinden wird? — Bei Gott, ich muß mich fragen: wär' es nicht hundertmal besser gewesen, wir hätten die Leute in ihren alten Katen gelassen, unter unveränderten Lebensformen . . . da klagten sie wenigstens nicht — da waren sie glücklicher als heute! . . .“

„Nicht so bitter, mein Lieb,“ sagte Marie sanft und hing sich an den Arm Ottos. „Laß' uns doch auch gerecht sein. Wir leben in einer anderen Welt als sie und hätten wissen sollen, daß es gar nicht so leicht ist, sie unserm Empfinden nahe zu bringen. Habe Nachsicht, Otto, und Geduld . . .“

Unwillkürlich war Fritz einen Schritt näher getreten. „Herr Rittmeister — wenn ich mir erlauben darf: ich glaube, die gnädige Frau hat das Richtige erkannt. Die Leute sind ja nicht böse, nein, wahrhaftig nicht — aber man muß Geduld mit ihnen haben, viel Geduld. Sie sprechen nach, was sie hören. Sie sind wie die Kinder. Und so müssen Sie auch erzogen werden — möcht' ich mir zu sagen erlauben, Herr Rittmeister.“

Graetz reichte Fritz die Hand. „Sie sind ein braver Junge,

Brettschneider. Sie werden mich auch verstehen. Jede Täuschung bringt Schmerzen. Und die hier — äh —" er fuhr mit der Hand durch die Luft — „die — die stürzt mich klaftertief! . . . Lassen wir's gut sein, Brettschneider: Sie bringen mir die Liste ihrer Klagen. Wo ich nach bestem Gewissen abhelfen kann, soll es geschehen — aber nur da, nur da! Adjö, Brettschneider."

Fritz ging. Marie und Otto blieben allein. Sie umarmte ihn stürmisch. „Geliebter, Geliebter," rief sie, „wo ist dein stolzer Mut! Schau' mich doch an! Bin ich nicht noch da? Trage ich nicht deine Sorgen mit dir? Sind sie nicht auch die meinen? Und soll eine Torheit, ein kindisches Mißverstehen — ja, selbst ein Angstschrei aus verhetzter Seele, soll der uns unglücklich machen? . . . Du sahst ja die Leute und hörtest sie. Sie sind wirklich wie die Kinder. Sie klagen und rufen Hurra, sie tun entrüstet und feiern dich — alles in gleicher Tonart, alles im selben Moment. Lieber Einziger, stell' dich auf die höhere Warte und bleibe der strenge und gütige Herr — aber immer der Herr!"

Otto neigte sich zu Marie herab und küßte ihr Haar. „Marie," entgegnete er, „ich würde mich leichter über die Episode hinwegsetzen, über diese Tragikomödie, in der auch die Harlekinade nicht fehlt, wenn — ja, wenn ich nicht einsehen müßte, daß der grundlegende Fehler an uns liegt. Da hab' ich mir nun eingebildet, meinen Leuten ein Reich geschaffen zu haben, in dem sie sich glücklich fühlen — habe mit großen Worten davon gesprochen und mich meiner sozialen Reformen gerühmt, habe auf ihnen die Berechtigung meiner Kandidatur begründet. Und nun muß ich sehen, daß ich im Irrtum gewesen bin. Ich gab ihnen alles mit voller Hand, ohne Knickrigkeit, fast verschwenderisch; sie hatten für nichts zu sorgen, fanden, was sie brauchten, sie hätten kummerlos leben können: und doch habe ich ihnen im Mißverkennen ihrer Menschlichkeit das Beste genommen. Jetzt begreife ich, daß sie in ihren Lehmkaten glücklicher waren — ja, ich begreife es! — Was da der Laffert rief von dem Recht der Persönlichkeit, war eine aufgelesene und eingelernte Phrase. Aber was das eine der Weiber schrie: ‚Unse' kleen Endeken Freiheit', das kam aus dem Herzen, war Naturtrieb, Instinkt, war unbewußte

Vernunft! — Es ist wahr, es ist wahr, was mir meine Gegner zurufen: wir haben wie die Sozialdemokraten gehandelt — nach Dogma und Schema, aber nicht aus lebendigem Geiste! Wir können wieder herunterreißen und einstürzen, Marie, und auf unsern Idealen von gestern neue Utopien bauen. Utopien . . . oh, das macht mich so elend! . . .“

Seine Zähne knirschten, er fuhr mit der Hand über die Augen. Da hängte sie sich an seinen Hals, und ihre Lippen suchten seinen Mund. —

Fritz ging vom Schlosse aus direkten Wegs in das Dorf, zum Hause Piepmauls.

„Wo ist Tittmann?“ rief er dem blöden Hetzel zu, der im Hofe Holz zerkleinerte.

Hetzel wies nach dem Pferdestall. Fritz trat ein und zog die Tür hinter sich zu. Im halben Dämmerlicht sah er Peter auf der Haferkiste sitzen, einen Brief lesend. Beim Knarren der Tür schaute Tittmann auf.

„I — sieh da — der junge gnädige Herr Baron von Brettschneider,“ sagte er hämisch; „na, was verschafft uns denn auch mal die Ehre?!“

Fritz trat, ohne ein Wort zu entgegnen, dicht vor ihn hin, packte ihn mit schnellem Griff an beiden Armen und riß ihn von der Kiste. „Bist du blöde geworden?!“ schrie Tittmann.

„Wirst's sehen,“ antwortete Fritz. „Lump, du elender, gib Antwort: warst du's, der uns den Laffert und Baumert und Flauß und die ganze Kolonie verredet und aufgehetzt hat?!“ — Er riß die Peitsche vom Nagel, nahm sie umgekehrt in die Hand, den Bleiknopf nach oben, und hob sie drohend. „Antworte, Schuft, oder ich schlag' dir den Schädel ein!“

Tittmann war leichenblaß geworden. Dem stämmigen Burschen war er nicht gewachsen. Mit einem Sprunge war er an der Tür, Hetzel um Hilfe zu rufen. Aber Fritz war hurtiger. Er packte Tittmann von hinten am Rock, mit der Rechten am Kragen, mit der Linken am Schoß, und zwang ihn zu Boden. „Warst du's?!“ schrie er.

„Laß' mich los,“ ächzte Tittmann, „ich kann tun, was ich

will — ich kann reden, was ich will . . . geht's dich was an, Spion?!"

Fritz hatte Tittmann völlig zu Boden geworfen; er kniete mit Wucht auf seiner Brust. Eine Ohrfeige klatschte. „Das ist für den Spion . . ." noch eine . . . „das für die Hetzerei . . ." noch eine . . . „das für deinen Undank . . ." und die letzte: „die da zum Abschiede! . . ." Dann sprang er auf. Aber Tittmann blieb liegen. Seine Wangen waren geschwollen und brannten braunrot. Er blieb liegen, gleichwie gelähmt. Er schrie auch nicht. Nur sein einziges Auge schaute mit schrecklichem Ausdruck auf Fritz.

Der ging und schmetterte die Tür wieder in das Schloß. „Hetzel," sagte er zu dem blöden Knecht, „da drin' liegt der Tittmann. Kühl' ihm die Backen, ich hab' ihn verhauen."

„Wat?" erwiderte Hetzel und trieb sein Beil in den Klotz; „verhau'n? . . . Hihihihi . . ." Er lachte. „Neili' — neili' hot 'r mer ook verdrusche' — hihihihi . . . host's 'm derbe gegähn?"

„Feste, Hetzel — er wird sich's merken . . ." Er trat in das Haus. Piepmaul lag in seiner schmalen kleinen, unglaublich unsauberen Kammer im Bett. Der Alte sah schrecklich aus: abgemagert bis auf die Knochen, die Haut zitronengelb und wie eingetrocknet und durch graue Furchen gespalten; das Schlucken wurde ihm so schwer, daß er kaum noch etwas zu genießen vermochte.

Er schien sichtlich erfreut, als er Fritz sah, der sich auf sein Bette setzen mußte.

„Zeigst du dir auch mal wieder, Fritze," sagte er, und es fiel diesem auf, wie eigentümlich klanglos die Stimme des Alten war. „Ich wollte schon zu dir schicken, man liegt ja hier ganz alleene, der Tittmann kümmert sich gar nicht mehr um mir. Das ist auch so einer."

„Hast recht, Onkel, er taugt nichts. Aber er hat sein Teil weg. Ich hab' ihm eben ein paar Backpfeifen gegeben, an die wird er noch lange denken."

Das freute Piepmaul. „Ist er dir frech gekommen, Fritze?"

„Nee, Onkel, aber er hat sich heimlich hinter unsere Leute gesteckt und sie aufgewiegelt. Und da hat's einen großen Krakeel mit dem Herrn gegeben ..."

Fritz mußte erzählen. Er tat es; die Geschichte war ja doch nicht mehr geheim zu halten.

Piepmaul lachte. „Das mit den Deutschsozialen ist Blödsinn," sagte er, „da hat der Tittmann recht."

„Was er denkt, soll mir gleich sein. Aber seine Stänkerei laß' ich mir nicht gefallen. Er tut's aus Niederträchtigkeit, nicht bloß, weil er Sozialdemokrat ist."

„Der is gar nischt. Na warte man — wenn ich man bloß erst wieder uffstehn könnte! Ich möchte so gern mal dazwischenfahren. Ich möchte ooch mal 'ne Rede haalten. Euerm Rittmeister gönn' ich's, daß er feste 'rinfällt. Von wegen der Grenzgeschichte, das vergeß' ich ihm nicht."

„Du mußt nicht so nachträglich sein, Onkel. Er war doch im Recht."

„Hä? Er hat 'n Meineid geschworen. Dir hat er auch bestohlen — er hat dein Erbe verringert. Geh' mal in die Wohnstube, Fritze. Zieh' das letzte Kommodenfach auf — dahinter liegen sechs Hundertmarkscheine in einem Kuvert, die laß' liegen — ich hab' sie versteckt, ich traue dem Tittmann nicht. Aber das Schriftpapier daneben, das bringe mal her ..."

Fritz tat, wie ihm geheißen worden. Piepmaul richtete sich mühsam im Bette auf und entfaltete das Schriftstück. „Es ist mein Testament, Fritze," sagte er, „eine Abschrift, so wie's auf dem Gericht hinterlegt worden ist. Lies dir's durch. Nu' geht's ja doch bald zu Ende, da is kee Hinhaalten mehr ..."

Fritz durchflog klopfenden Herzens das Papier. Er war der alleinige Erbe des Alten. Er erhielt die Wirtschaft und das Barvermögen. Die Höhe der Summe erschreckte ihn fast. Piepmauls Geld lag auf der Reichsbankfiliale in Stanzig: es waren siebenunddreißigtausend Taler.

Das Auge des Alten musterte neugierig das Gesicht des Neffen. „Biste zufrieden, Fritze?" fragte er.

Fritz drückte die zitternde, schmutzige und abgezehrte Hand

Piepmauls. „Ich danke dir, Onkel," sagte er. Die Tränen waren ihm nahe: er dachte an seine Frieda. Dies ungeahnt große Vermögen würde auch den Starrkopf des Doppelschulze beugen.

Er mußte das Dokument an seinen alten Platz zurücklegen. Währenddessen hörte er ein Stöhnen und Ächzen in der Kammer. Piepmaul hatte wieder einen Anfall. Er war völlig braun im Antlitz, die Augen quollen vor, der ganze Körper erzitterte konvulsiwisch. Fritz riß ihm den Hemdkragen auf und hielt ihn fest. Vergeblich sah er sich nach einer Medizin um. Dabei fiel sein Blick aus dem Fenster: draußen schritten Doktor Wanowski und der Doppelschulze über den Anger. Er war schon im Begriff, das Fenster zu öffnen, als er Tittmann in das Wohnzimmer treten sah. In seiner Erregung vergaß er alle Feindschaft und rief verzweiflungsvoll: „Tittmann, Piepmaul stirbt! Wanowski ist draußen. Ruf' ihn herein — aber schnell, schnell — Piepmaul stirbt mir unter den Händen! . . ."

Tittmann fuhr zusammen, als er die Stimme des Verhaßten hörte. Ein böser, lauernder Blick traf Fritz — dann stürzte er hinaus. Eine Minute später erschien er wieder in Begleitung Wanowskis. Der Doktor nahm gar keine Notiz von Fritz, ließ warmes Wasser kommen, bespritzte damit die nackte Haut des Kranken und legte ihm ein Senfteigpflaster auf die Brust. Allmählich verlief der Anfall; Piepmaul atmete freier und fiel matt in die Kissen zurück.

Tittmann stand in der Wohnstube am Fenster und schaute auf den Dorfplatz. So ungern Fritz mit Wanowski sprach, schien es ihm doch nötig, eine Frage an ihn zu richten.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor," sagte er, „ist der Zustand gefährlich?"

„Natürlich ist er gefährlich," gab Wanowski herbe zurück, „— und was herrscht hier für eine entsetzliche Schweinerei! Ein klein wenig könnten Sie sich als Neffe doch um den alten Mann kümmern! Er verkommt ja ganz."

„Ich will ihm gern eine Krankenpflegerin nehmen."

„Ach was, es wär' schon besser, Sie erfüllten selber Ihre verwandtschaftlichen Pflichten!"

„Ich bin in Diensten, Herr Doktor, und nicht mein freier Herr. Aber — aber gut. Ich will mit dem Herrn Rittmeister sprechen und wieder hierherziehen. Es kann mir ein Bett in die Wohnstube gestellt werden. Da bin ich bei der Hand, wenn dem Alten etwas passieren sollte . . ."

Tittmann wendete sich halb in das Zimmer zurück, als wolle er eine Bemerkung machen. Aber er sprach nicht. Sein Auge traf Wanowski, der die Achseln zuckte. „Machen Sie's, wie Sie wollen," sagte dieser unwirsch. „Es kann sich noch lange hinziehen, wenn Piepmaul besser versorgt wird. Aber freilich — ich denke mir, das würde Ihnen wenig zupasse kommen."

Fritz richtete sich straff auf. „Ich verbitte mir derartige Ausfälle, Herr Doktor Wanowski," entgegnete er. „Danken Sie Gott, daß der Kranke nebenan liegt, ich würde sonst anders mit Ihnen sprechen. Fragen Sie den Tittmann, wie ich zu sprechen verstehe."

Wütend ging er davon. Er fand den Doppelschulze vor Piepmauls Hause auf und ab gehen. „Na — wie steht's mit dem Alten?" fragte Schulze.

„Wie immer. Der Doktor sagt, es könnte sich noch hinziehen. Aber ich glaub's nicht."

„Abwarten. Piepmaul ist wie 'ne alte Katze. Piepmaul ist zähe."

Sie schritten nebeneinander nach dem Schulzenhof. „Kann ich die Frieda wohl einmal sprechen?" fragte Fritz. „Ich hätt' ihr was Freudiges zu erzählen."

„Die ist nicht hier," sagte Schulze.

„Wo ist sie denn?"

„In Berlin bei der Tante. Soll ihre Aussteuer besorgen."

Fritz blieb stehen. Ein rasches Rot flammte über sein Gesicht. „Was heißt das, Schulze?"

„Das heißt, was es heißt. Die Weiber haben zu parieren. Bis zum ersten Oktober wart' ich noch. Doktor Wanowski hat jetzt die Ap'theke gekriegt —"

„Schulze!" schrie Fritz empört. Er mäßigte sich rasch.

Hedicke und der Nachtwächter gingen über den Platz. Die auf dem Anger spielenden Kinder sahen Fritz erstaunt an. „Ihr bildet Euch doch nicht etwa ein, Schulze," fuhr er leiser fort, „daß Ihr die Frieda doch noch 'rumkriegt? Daß sie den Wanowski am Ende doch noch nehmen wird?"

„Ich bilde mir gar nichts ein. Ich bin der Vater. Ich habe nichts gegen dir, aber der Wanowski ist mir lieber. Du bringst es dein Lebtag zu nichts. Es ist nicht nötig, daß die Frieda einen Knecht heiraten tut. Ein Knecht muß auch sein. Ihr macht sie uns abspenstig. Aber die Frieda soll was Bessres haben."

Fritz war außer sich. Er beherrschte sich nur mühsam. „Hört, Schulze. Auf mein Wort, ich habe Piepmauls Testament gesehen. Ich bin der Alleinerbe. Er hat siebenunddreißigtausend Taler liegen. Auf mein Wort."

„Hat er? I sieh. Es kann möglich sein. Er ist ein reicher Filz. Das kriecht allens die Bromnitzen."

„Ich krieg's, Schulze. Ich hab's mit eigenen Augen gelesen."

„Wo denn?"

„Piepmaul hat mir die Abschrift gezeigt."

Der Schulze blieb stehen. Er tippte an seine Stirn. „Was ist eine Abschrift, Fritze? Ein Stück Papier zum Wegschmeißen. Vor vier Wochen, so 'rum, war Piepmaul mal im Kruge. Klein-Hedicke war dabei, wie Piepmaul verzählt hat: den Hof kriegt die Bromnitzen, das Geld die Parteikasse. Natürlich die sozialdemokratsche."

„Da hat Piepmaul gelogen. Er macht immer seine Witze mit den Bauern."

„Fritze, laß gut sein. Es gibt noch mehr Mädel. Ich weiß, was ich weiß. Über Piepmauls Testament wird ofte gesprochen. Dem Kantor hat er mal gesagt, warum du nichts kriegst. Zum ersten: weil du von den Sozialdemokratschen abtrünnig geworden bist; zum zweiten: von wegen dem Grenzprozeß. Du wirst dir das leere Maul wischen können. Nimm dir doch Gutbiers Jette. Die ist ja immer hinter dir her . . ."

Er nickte und wandte sich. Von Piepmauls Hause aus schritt ihm Wanowski entgegen.

Fritz ging nach dem Herrschaftshofe zurück. Sein Blut kochte. Du lieber Gott, war das eine Qual mit dem dickschädligen Bauer! Es war ja auch heller Blödsinn. Nie und nimmer würde die Frieda den Polen nehmen. Michaeli stand bevor. Vielleicht war da Piepmaul schon tot . . . Fritz erschrak, als er daran dachte. Und doch mußte er sich sagen, daß dies die einzige Lösung in diesen Wirrnissen sein würde.

20.

Marie war allein daheim. Ihr Mann war zu einer letzten Besprechung nach Wendhusen zu Herrn von Hackert gefahren; sie erwartete ihn erst zu später Nachtstunde zurück. Die Kinder schliefen längst. Marie hatte einsam zu Abend gegessen und sich dann auf ihr Zimmer begeben. Das war ein lauschiger Raum, mit Geschmack und Behaglichkeit ausgestattet, die eine Querwand völlig durch ein großes Büchergestell ausgefüllt, dessen untere vorspringende Partie eine mit Polstern belegte Bank bildete. Die Seidengardine vor den Büchern war zurückgezogen, so daß die hübsche, in praktisch eleganten Einbänden steckende Bibliothek zum größten Teile sichtbar war: übrigens eine Bibliothek, die ihrem geistigen Inhalte nach auch in ein Herrenzimmer gepaßt hätte.

Die Hängelampe brannte und eine zweite Lampe auf dem Schreibtische, vor dem Marie sich niedergelassen hatte; sie wollte den freien Abend zur Ordnung ihrer Skripturen benützen.

Der Schreibtisch hatte an seiner rechtsseitlichen Wand ein Geheimfach, das augenblicklich offen stand und eine Fülle, zu verschiedenen Paketen zusammengeschnürter Papiere zeigte. Marie nannte das Geheimfach ihr Musen-Mausoleum. Da lagen ganze Haufen von Gedichten, kleinen Novellen, Aphorismen, auch ein

begonnener Roman. Ihre Schriftstellerei war ihr immer eine angenehme Abwechslung und Zerstreuung gewesen; aber sie hielt ihr Talent nicht für bedeutend genug, damit an die Öffentlichkeit zu treten. Sie hatte in früherer Zeit sogar öfters das Niedergeschriebene wieder vernichtet, war hinaus in die See gefahren und hatte die Manuskripte in die Wogen versenkt, hatte in plötzlicher Laune auch einmal einige hundert Blätter vom Sturme durch die Wüste tragen lassen. Das, was hier ruhte, war das Übriggebliebene und der schöngeistige Ertrag der in Kütnersdorf verlebten Jahre.

Marie nahm einige der älteren Manuskripte vor und durchflog sie. Sie lächelte. Das alles erschien ihr so schal und voller Trivialitäten; nur hie und da nickte sie, wenn ihr einmal ein Gedanke, eine Wendung, ein Ausdruck gefiel. Die Papiere raschelten und huschten durch ihre Finger; sie suchte andere heraus. Plötzlich erbleichte sie; es war ihr, als lähmte sich ihre Hand. Unter einem Haufen eng beschriebener Quartblätter fand sie ein in Saffian gebundenes, verschließbares Buch. Das erschreckte sie nicht: es war ihr Tagebuch, das sie zwanzigmal hatte vernichten wollen und das sie doch immer wieder auf seinen Platz zurückgelegt hatte. Aber darunter lag noch etwas: ein breites Kuvert, das eine Photographie enthielt. Wie kam dies Bild hierher? Sie entsann sich: sie hatte im Kamin ihres Zimmers zu Konstantinopel eines Vormittags ein förmliches Autodafé veranstaltet; sie hatte auch die letzte Erinnerung verbrennen wollen, die keine Erinnerung mehr sein sollte. Dies Bild mußte ihr entgangen sein. Vielleicht hatte es zwischen Papieren gesteckt, die sie ohne Durchsicht in ihren Koffer geworfen hatte.

Nun war es da — sie hielt es in zitternder Hand. Es war das Bild eines groß gewachsenen Herrn, dessen Alter sich schwer bestimmen ließ. Er konnte ein Vierziger — konnte auch schon über die Fünfzig hinaus sein: ein schöner Mann in englischem Reitkostüm, zu dessen Füßen eine Dogge lag. Das Gesicht des Mannes konnte wohl Anspruch auf Bedeutung erheben: es waren stolze, vornehme und durchgeistigte Züge — die Stirn hoch, frei und stark gewölbt, die Augen sehr klug, wenn auch

ohne Milde, Mund und Kinn voll Kraft und Leidenschaft. Jedenfalls ein höchst interessantes Gesicht: der Typus eines in raffinierter Kultur und feiner Geistesarbeit veredelten Herrenmenschen.

Marie warf einen scheuen Blick auf die Photographie — dann schien es, als sei sie unwillig über ihre Schwäche; sie lehnte sich im Sessel zurück und betrachtete das Bild genauer. Sie wußte nicht, wie es kam, daß ihr dabei ein Buchfragment in den Sinn kam, das sie kürzlich gelesen hatte: Sören Kierkegaards ‚Tagebuch des Verführers'. Ihre warmen Finger glitten über die kühle glatte Fläche der Photographie und griffen plötzlich fester zu und rissen das Bild mitten entzwei.

Es war ein Riß, den sie hörte und fühlte. Sie stand auf, öffnete die Ofentür, legte das zerrissene Bild auf den Rost und goß Eau de Cologne darüber, in die sie ein angezündetes Schwefelholz warf. Eine weiße Flamme schlug auf und fiel rasch wieder zusammen; dann wurden die kleinen Feuerzungen rötlich und zerfraßen das Kartonpapier, das sich schwärzte und krümmte und in Flocken auflöste, die mit sprühenden Funken im Ofenloch hin- und her fuhren.

Marie schloß wieder die Tür und setzte sich an den Schreibtisch zurück. Vor ihr lag das in Saffian gebundene Büchelchen. Sie fragte sich: ist es nicht Zeit, auch hiermit ein Ende zu machen? — Es war ihr eigentlich unfaßlich, daß das nicht längst geschehen war. Dies Buch sprach eine gefährliche Sprache. Aber es umschloß doch auch so viel — so viel vom Inhalt ihres jungen Lebens, daß es ihr schwer wurde, sich von ihm zu trennen. Sie hatte es auch hier in Kütnersdorf zuweilen vorgenommen und einige Eintragungen gemacht, die letzten nach der Geburt der Zwillinge, und dann immer wieder die Blätter gewendet, aus denen es ihr entgegenrauschte wie eine Welle von drüben, aus der stürmenden See der Vergangenheit ... Sie suchte das winzige vergoldete Schlüsselchen hervor, das die Schließe des Tagebuchs öffnete. Sie wollte noch einmal hineinschauen — dann sollte es dem Bilde in die Vernichtung folgen ...

Sie schlug die ersten Seiten um. Damals schrieb sie noch steiler und größer als heute; ihre Schrift war mit den Jahren

immer zierlicher geworden. Das Tagebuch begann mit ihrer ersten Reise. In den Jubel, frei zu sein, mischten sich Erinnerungen an das Elternhaus in Montreal, an den geliebten Vater und an die ihr stets fremd gebliebene Mutter, die kaum das Trauerjahr abgewartet hatte, um eine neue Ehe zu schließen. In den Reisenotizen offenbarte sich das ganze jauchzende Glück der Achtzehnjährigen, die zum ersten Male die Herrlichkeiten der Welt kennen lernt. Zwischen begeisterten Schilderungen fanden sich auch Aufzeichnungen praktischer Natur: Hotelpreise, Verrechnungen, Monita für den Bankier; es war das Tagebuch einer sehr verständigen kleinen Amerikanerin, die in ihrem Soll und Haben die Klarheit liebt. In Damaskus hatte sie sich das erste Pferd zu einer großen Tour über Land gekauft. Die Sportpassion war ihr gleichsam angeboren; ganze Seiten in ihren Erinnerungen waren ihren Pferden gewidmet. Auf einer Reise durch das pontische Gebirge machte sie in Tiflis längere Station, und hier war es, wo sie sich, einer Kaprize folgend, dem Zirkus Dobelli anschloß . . . Langsamer glitten die Augen Maries über diese Seiten des Tagebuchs . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

‚Tiflis. Seit acht Tagen im Hotel London. Alles besucht, alles gesehen. Wie überall in der ganz oder halb orientalischen Welt das Straßenleben hundertmal interessanter als alle Museen und Kathedralen und Standbilder. Ich könnte weiter, aber der Zirkus Dobelli auf dem linken Kuraufer hält mich noch fest. Eine große Truppe, gute Akrobatik, schlechte Pferde. Bis auf die Schimmelstute Masuhma der Antoinette Laize: ein Prachtgaul; übrigens reitet das Mädchen auch vortrefflich. Schade nur, daß die Dressur die ursprünglichen Anlagen teilweise verdorben hat. Ich möchte mir wohl einmal selber einen Gaul dressieren, aus eigenem Empfinden, nicht nach der hergebrachten Praxis.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Antoinette tritt nicht mehr auf. Sie liegt krank. Einer der Stallmeister sagte mir, daß Masuhma ihr persönlich gehöre und sie die Stute vielleicht verkaufen würde. Ich ging zu der

Laize. Sie wohnt südlich vom Bahnhof in einer kleinen Pension im deutschen Viertel. Sie ist selbst eine Deutsche, eine Breslauerin, erzählte mir, daß sie einen Sportsman mit adligem Namen geheiratet habe und daß dieser infolge einer Abscheulichkeit nach Amerika geflüchtet sei. Um sich durch das Leben zu helfen, sei sie Schulreiterin geworden, zuerst bei Renz; in Moskau habe Dobelli sie engagiert. Ich weiß nicht, ob das alles wahr ist; es ist mir auch gleichgültig. Jedenfalls ist sie ein reizendes Geschöpf, gebildet, klug, wie es scheint, auch anständig. Sie benimmt sich durchaus als Dame. Leider sehr krank, ich fürchte schwindsüchtig. Von ihren Pferden will sie sich nicht trennen. Außer Masuhma besitzt sie noch zwei: einen schönen Engländer und einen Trakehner; aber über ihren Araber geht nichts. Wie sie das Tier liebt, ist rührend. Ein Großfürst habe es ihr geschenkt (sagt sie; wer's glaubt). Die gleiche Passion bringt uns näher. Ich habe ihr gestern ein paar Flaschen Wein geschickt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Laize erzählt mir viel aus dem Zirkusleben. Die Gebrüder Dobelli sollen gute Geschäfte machen, obwohl die Unkosten enorm sind. Es ist der einzige große Wanderzirkus, der Rußland, Italien, Südfrankreich und den Orient durchzieht. Wo es keine festen Arenen gibt, werden Zelte aufgeschlagen. Ich habe ein paar Proben mitgemacht; das ist fabelhaft interessant. Das Stallparfüm hat einen eigenen Reiz. Aber die Frauenzimmer können ja alle nicht reiten, und mit der armen Antoinette scheint es zu Ende zu gehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie ist in meinen Armen gestorben. Ein schrecklicher Tod. Die langsame Verdunkelung der Augen ist ein unvergeßlich erschütternder Eindruck. Ich habe mit den Dobellis gesprochen und ihre Pferde gekauft. Das Begräbnis machte endlose Scherereien. Ihr Künstlername ist nur angenommen. Unter ihren Papieren fand ich einen Trauschein; darnach wäre sie eine Baronin Schrader oder Schroeder gewesen; der Name ist undeutlich geschrieben. Ich bin selbst auf dem deutschen Konsulat gewesen,

das sich der Sache angenommen hat. Gestern abend haben wir Antoinette begraben. Es war schon ganz dunkel; ein paar Grusen trugen Fackeln. Alles vom Zirkus war zugegen: eine seltsame Trauergemeinde. Einer der Männer weinte herzbrechend, der russische Clown Grjasi. Sein Weinen klingt wie das Heulen eines kleinen Hundes. — — — — — — — — — — —

Batum. Ich habe mir nicht anders helfen können: ich mußte den Zirkus begleiten, um Pflege für meine Pferde zu haben. Es macht mir auch Spaß. Eigentlich dachte ich an eine Tour über die Ossetische Heerstraße bis Kutaïs. Aber es ist schon zu spät im Jahre, und im Grunde genommen: für mich rastlosen Zugvogel ist es gleich, wohin ich mich wende. An Ritchie wegen Geld geschrieben; das Begräbnis Antoinettes hat ein tiefes Loch in meine Kasse gerissen. Aber wie gern habe ich es getan! Wie gern der armen Heimatlosen den Tod erleichtern helfen.

Von hier soll es in einem von den Dobellis gecharterten Dampfer nach Kertsch und Odessa gehen. Ist mir recht. Ganz Batum riecht nach Petroleum.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Odessa. Endlich wieder lebendig. Die Fahrt über das Schwarze Meer fürchterlich, der Dampfer miserabel. Die Truppe gibt Vorstellungen im Zirkus Sanzenbacher. Besuch gut; ich interessiere mich jetzt wahrhaftig schon für die Einnahmen. Jeden Vormittag reite ich in der Arena meine Pferde. Masuhma kennt mich bereits; ich übe mir auf ihr die Tricks ihrer ehemaligen Herrin ein. Es ist ein unbeschreiblicher Genuß, in einem so edlen Geschöpf die schlummernde Intelligenz zu wecken. Masuhma hat nie eine andere Reiterin gelitten als Antoinette; es ist fünfzigmal probiert worden: ich hatte sie gleich beim ersten Ritt willig am Zügel. Das Schönste an ihr sind die großen feurigen Augen; sie blicken mich oft so menschlich an.

An den Nachmittagen lese und schreibe ich. Habe eine kleine Novelle begonnen, auch eine Beschreibung meiner Reise durch Transkaukasien. Aber ich taxiere, ich werde die Blätter bald wieder dem Untergang weihen. Die Ausflüge sind mäßig;

die Umgebung Odessas ist ziemlich öde. Des Abends bin ich fast immer in meiner Loge im Zirkus. — —

Ich hätte nicht gedacht, daß ich den dummen Vorschlag Carlo Dobellis überhaupt in Erwägung ziehen würde. Er sah mich gestern die Masuhma reiten, applaudierte lebhaft und fragte mich schließlich allen Ernstes, ob ich nicht auch die künstlerische Erbschaft der Antoinette übernehmen und mich öffentlich zeigen wollte. Er behauptete, ich hätte ein merkwürdige Ähnlichkeit mit der Laize und ritte die hohe Schule besser als sie. Ich habe ihn ausgelacht. Aber in der Nacht träumte ich von meinem ersten Auftreten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Beide Dobellis bombardieren mich mit Anerbietungen. Die Dummheit geht mir nicht aus dem Kopf. Meine drei Pferde fesseln mich an den Zirkus. Selbst für die Masuhma allein würde ich bei meiner odysseeischen Veranlagung nicht den Pfleger finden, den das fein besaitete und empfindliche Pferd braucht. Und ich liebe das Tier wie einen mir nahe stehenden Menschen, den ich nicht habe. Ich liebe es mit Zärtlichkeit; ich weiß auch, es liebt mich wieder. In seinen glänzenden Augen liegt eine hingebende Treue.

Die ganze Zirkuswelt übt einen seltsamen Reiz auf mich aus. Ich habe mir freilich alles viel wilder und regelloser gedacht: ich muß gestehen, auch pikanter. Ein französischer Zirkusroman mit seinem frivolen Hautgout hatte mich beeinflußt; Edmond de Goncourts ‚Frères Zemganno‘ sind, wenn das Buch auch kleinere Verhältnisse schildert, ungleich wahrhaftiger.

Es ist lächerlich, welche Sensation ich mir davon verspreche, einmal öffentlich aufzutreten. Es liegt ein großer Zauber in der Öffentlichkeit. Ich glaube, ich würde glückselig sein, wenn ich eines meiner Gedichte gedruckt fände. Aber der Vollgenuß ist es noch nicht. Ich las neulich von der George Sand, daß sie vor Sehnsucht nach der Bühne verging. Auch Zola gesteht zu, daß ihn die Umarbeitung seines ‚Assomoir‘ zu einem mittelmäßigen, aber effektvollen Theaterstück förmlich neidisch gemacht habe. Gerade bei einem Dichter begreife ich den Heißhunger

nach der Bühne, die ihm eine verhundertfacht intimere Verbindung mit seinem Publikum ermöglicht, als es das Buch vermag.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ist es nicht töricht, einem wenn auch ehrlichen Lobwort, einem hellen ‚Bravo' Einfluß auf die gesunde Vernunft zu gestatten? — Ich habe heute früh auf der Masuhma den schwierigsten Teil der Schule geritten. Die Probe war soeben beendet, aber das Personal fast noch vollständig beisammen. Ich ritt wie vor besetztem Parkett. Nach den Pirouetten am Schluß, dem fünffachen Steigen und dem Barrierensprung applaudierte alles; die Stallmeister riefen laut Bravo, die Dobellis bestürmten mich wieder. Ich fühlte, wie ich vor Stolz errötete. Wahrhaftig, vor Stolz! Jeder Nerv in mir zuckte.

Ein einziges Mal möchte ich den Scherz wagen und am Abend die Schule reiten. Mein Gott, es ist eine Laune wie jede andere. Es kennt mich kein Mensch. Es ist ein unbändiges Verlangen und auch eine zitternde Angst dabei. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kiew. Köstliche Tage. Über diesem Jerusalem Rußlands liegt es wie eine Wolke der Schwermut, unter der ein Vulkan verhaltener Leidenschaft brodelt. Kirchenstimmung — und hinter dem Allerheiligsten ein fröhliches Gelage. Aber über allen malerischen Bildern die Frühnachmittage am Dnjepr, wenn die Oktobersonne ihren vollen Glanz über das Goldlaub auf den Höhen breitet und den Fluß in Farben taucht, die sich nicht wiedergeben lassen. Da reite ich viel auf dem Imperator spazieren, meinem lustigen kleinen Trakehner, der gar nicht böse darüber ist, daß er seinen Rang als ‚Blumenpferd' verloren hat.

Die Abendvorstellung nimmt mich nur eine halbe Stunde in Anspruch. Ich bin ‚Mademoiselle Antoinette' geworden, ich bin der ‚Star' der Dobellis. Das Gehalt habe ich ihnen geschenkt, dafür nur die Verpflegung meiner Pferde verlangt und Unabhängigkeit in bezug auf meine Person. Wir haben gar keinen Kontrakt; ich kann wieder gehen, sobald es mir paßt. Aber die cari Dobelli hüten mich wie einen Goldschatz.

Es ist ein spaßiges Dasein. Ich bilde mir ein, daß meine

Lebensanschauung eine ungleich höhere ist, von feinerem Sublimat als die meiner ‚Kollegen‘. Differenzen sind natürlich vorhanden, erhebliche, die meist in der Verschiedenheit der Erziehung wurzeln; aber im wesentlichen haben wir viel Gemeinsames. Vor allem in der Befriedigung, das angeborene oder anerlernte Talent zu möglichst hoher Entfaltung zu bringen. Das klingt fast drollig bei Zirkuskünstlern, die auch wieder untereinander ihre Varietäten haben: aber in der individuellen Entwicklung zur Freude am Genuß spielt die Qualität des Talents keine Rolle.

Jeder Abend ist mir ein erneuter Genuß. Ich ängstige mich nicht mehr wie anfangs. Ich freue mich wie ein Kind auf die Vorstellung. Das Glücksgefühl einer berühmten Tragödin oder eines Dichters nach einer erfolgreichen Premiere kann nicht größer sein als das, was ich empfinde, wenn ich unter dem rasenden Beifall der Menge über die letzte Barriere in den Stallgang sprenge. Ich möchte behaupten, ich spüre dabei auch zugleich, wie Masuhma mit mir fühlt, wie sie sich gleich mir freut. Ich habe bisher nur bei meinen Pferden die Tierpsyche studieren können. Aber ganz gewiß ist bei einem edlen Pferde das Auffassungsvermögen um so höher, je feiner sein Nervensystem entwickelt ist. Die Nerven Masuhmas sind eigentümlich sensibel; sie kann beispielsweise bestimmte Gerüche nicht ertragen. Auch störende Geräusche sind ihr unangenehm; als in die Box neben ihr einmal ein Krippensetzer einquartiert wurde, machte der Lufttón des Tieres meine arme Masuhma ganz krank. Bei aller sehnigen Kraft ist sie doch nur ein zartes Fräulein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich ziehe auch den Imperator und die Lieselotte etwas mehr heran, um der Masuhma zuweilen einen freien Tag zu gönnen. Ein großes Vergnügen macht das Einstudieren neuer Tricks. Die alte Dressur berücksichtigt viel zu wenig die Eigenart der Tiere. Ein feinfühliger Araber muß anders behandelt werden als ein dickfelliger Auvergnate. Jedes Schema ist ein Fehler. Nur die Longe ist immer von nöten, die Freiheitsdressur immer der Anfang. —

Gott sei Dank haben die lästigen Besuche aufgehört, seit

sich herumgesprochen hat, daß ich überhaupt niemand empfange. In einer alten Theatermutter, Madame Lejeune, einer der Garderobieren, habe ich eine vortreffliche Dienerin gefunden. Sie wacht über mich wie der Engel vor der Pforte des Paradieses.

Bei der Truppe respektiert man mich auf das höchste. Dafür sorgen schon die Direktoren. Im allgemeinen halte ich mich auch dort ziemlich einsam. Nur mit einer Quadrillenreiterin, Clotilde Mans, die aus guter Familie stammt, komme ich öfters zusammen, und mit dem alten Clown Grjasi kann ich stundenlang plaudern. Dieser wunderliche Mensch soll ein entlaufener Mönch sein. Aber es wird hier viel gedichtet . . .'

. . . Die Leserin überschlug rasch eine ganze Reihe von Seiten. Erst als sie das Stichwort ‚Nimes' las, wurde sie wieder aufmerksamer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

‚Nimes. Mit Daudets Tartarin-Geschichten und Mistrals Gedichten in der Tasche hier eingetroffen. Südfrankreich ist ein großer Garten. Nach dem geräuschvollen Treiben in Toulon und Marseille waren Aix, Avignon und Arles wonnige Ruhepunkte. Ich höre wieder ‚die Muse rauschen' und vergnüge mich sonst damit, den Dialekt zu lernen.

Dem Zirkus ist das Amphitheater eingeräumt worden; aber die Vorbereitungen erfordern viel Zeit: die erste Vorstellung soll erst morgen abend stattfinden. Ich bin ein wenig ermüdet, vielleicht auch blasiert geworden. Alles in allem bereue ich meine Kaprize nicht. Der Sport ist mir nun einmal mehr als Neigung — ist mir ein ewiger Jungquell, ein Genuß ohnegleichen — ich möchte sagen, ob es auch widerspruchsvoll klingt: eine geistige Erfrischung, an der der Körper teilnimmt. Und wie überreich an Reiz, Schönheit und bunter Abwechslung waren diese Fahrten durch die Lande! Wie haben sie meine Menschenkenntnis vermehrt, meinen ganzen Empfindungskreis erweitert. Die Unabhängigkeit meiner Stellung hat mir die Schattenseiten des Artistenlebens erspart, und dennoch habe ich so interessante Tiefblicke in das Dasein des fahrenden Volkes tun können. Ich meine, so recht hat es noch keiner zu schildern verstanden: nicht

aus dem Inneren heraus, aus der warmfühligen, leichtsinnigen und gutmütigen Seele. Ein paar Mitglieder haben wir verloren: Grjasi hat sich in einem Anfall von Melancholie erschossen; der Löwenbändiger Cooper ist von seinem Matho so zerfleischt worden, daß er zwei Tage darauf verstarb; die hübsche Clotilde ist in Neapel die Gattin eines Conte Marchi geworden. Andere sind dazugekommen: als angenehmster Neuling der Kunstschütze Wulff, ein ehemaliger Student, als fatalster der Stallmeister Pierre, gegen dessen Frechheit ich mich schon in Marseille wehren mußte. — —

Zuweilen überkommt mich das Empfinden, als sei es nun genug — als sei es Zeit, das Intermezzo abzuschließen. Wenn mir nur die Dobellis nicht so wahnsinnig in den Ohren lägen! Masuhma ist nicht mehr so frisch als sonst. Sie ist überanstrengt, ist wahrhaftig nervös geworden. Ich werde ihr hier Ruhe gönnen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bin ich schuldig? Nein. Aber mein reines Gewissen hindert nicht, daß ich unsäglich traurig bin. Leutnant de Cuvry hat sich gestern erschossen. Alle behaupten: meinetwegen. Ich habe ihn dreimal abgewiesen und seine Blumen und Geschenke zurückgesandt. Ich habe ein einziges Mal mit ihm gesprochen und ihn sonst nur auf seinem Platz im Zirkus gesehen. Ich habe von seinen Briefen allein den ersten wahnsinnigen Liebeserguß gelesen. Ich kannte den Unglücklichen kaum. Und doch weine ich um ihn.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich will auf acht Tage an die See. Ich fühle mich recht elend. Der Tod Masuhmas hat mich völlig krank gemacht. Ich behaupte, es ist ein Racheſtück Pierres. Die Bestie im Menschen ist die ärgere.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Le Grau du Roi. Hier am Meere finde ich die Ruhe wieder. Die Einsamkeit tut mir unaussprechlich wohl. Die Sonnenuntergänge sind zauberhaft; in Mondnächten bade ich zuweilen zwischen den Klippen. Meine Lektüre sind Peire Vidales Kreuzlieder und die Gedichte des Mönch von Montaudon. Aber am liebsten träume ich. Zum ersten Male im Leben spüre ich eine

Neigung zur Schwermut. Kierkegaard sagt, schwermütig werde der Mensch nur durch eigene Schuld. Schwermut: Hysterie des Geistes. Ein Leid ohne Ursache, etwas Unerklärliches. Der Tod Masuhmas schmerzt mich; aber das ist es nicht. Es ist ein Weh, dessen Grund ich nicht kenne. Vielleicht ist das Plötzliche der Einsamkeit schuld daran, das Unvermittelte des Wechsels. Ich grüble zuweilen und frage mich: was nun? Werde ungewiß, ob richtig war, was ich als gut empfand. Die Gesetze der sogenannten Gesellschaft sind nicht bindend für einen, der sich freieren Geistes dünkt als der Gesellschaftsmensch. Aber ‚freieren Geistes' ist auch nur ein Schlagwort, das die Alltagsweisheit erfunden hat.

Wenn mich die Dobellis nur nicht beständig mit ihren Depeschen langweilen wollten! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Algier. Also abgemacht: noch einen Monat in Algier, dann ade Zirkuswelt. Ich rüste bereits zu einer neuen Wüstenfahrt und freue mich auf die kommende Freiheit. So ein merkwürdiges Freiheitstierchen bin ich: selbst die weitgehende Unabhängigkeit, die mir bei den Dobellis gewährleistet ist, genügt mir nicht mehr. Ich habe auch die Lust an den Zirkusproduktionen verloren. Jedes Vergnügen erschöpft sich. — —

Die Dobellis sind verzweifelt. Ich glaube es: ich bin in der Tat ihr Magnet. Das Geschäft ist glänzend. Bei mir die gewohnte Zernierung und die rasche Aufgabe der Belagerung, sobald man erfährt, daß ich keinerlei Besuche annehme. Madame Lejeune erzählt mir, irgend ein Boshafter habe demzufolge Abscheulichkeiten über mich ausgesprengt. Ich lerne mit Eifer Arabisch oder vielmehr, ich nehme das Studium wieder auf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Etwas Ernsthaftes. Ein Chasseur-Offizier, Graf und ein hübscher Mensch, hat um meine Hand angehalten. Eine ehrliche Seele. Er gestand mir: seine Familie werde nie mit der Partie einverstanden sein, er werde auch den Abschied nehmen müssen. Aber er habe eigenes Vermögen, wolle sich in der Kabylie eine Farm kaufen und hoffe, mich glücklich zu machen. Ich habe nach

Möglichkeit scharmant abgeschrieben. (Spätere Anfügung:) Wir sind noch gute Freunde geworden. —

Carlo Dobelli ist ein Hanswurst. Er hat gegen die Verabredung mein nom de guerre gelüftet. Gestern abend folgte mir ein Herr in den Stall und stellte sich als Verwandter vor: Generalkonsul Gudowitsch. Er bat formell um die Erlaubnis, mir seine Aufwartung machen zu dürfen — im ‚Familienintresse‘

Das Familieninteresse hat gesiegt. Gudowitsch ist ein Vetter meiner Mutter. Er hat so lange in mich hineingeredet bis ich ihm versprochen habe, mit den Dobellis zu brechen Nun ist das Unglück groß. Der halbe Zirkus petitionierte: ich blieb fest.

Gudowitsch ist ein liebenswürdiger Mann. Ich glaube, er hat bei den Dobellis allerhand Erkundigungen eingezogen: sein Benehmen ist voll höchsten Respekts.

Ich habe meine Wohnung gewechselt. Madame Lejeune (untröstlich; dennoch, ein Hundertfrankbillett tröstete sie) ist durch eine Negerin ersetzt worden. Ich heiße noch immer Antoinette Laize. Es ist so unbequem, erst hundert Aufschlüsse geben zu müssen. Ende Januar will ich meine Reise antreten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Durch Gudowitsch komme ich mehr in die Geselligkeit. Er ist Witwer, sehr reich und ein glänzender Sportsman. Seinem Sichgeben nach das, was man eine interessante Persönlichkeit nennt. Ich muß gestehen, daß es eine Lust ist, sich wieder einmal in gebildeten Kreisen bewegen zu können. Ich habe sie während der Dauer meiner ‚Kaprize‘ keinen Augenblick vermißt, denn ich bereitete mir selber genügend geistige Beschäftigung. Aber nun merke ich doch, daß dieses Zurückziehen aus der Welt, der man angehört, nicht ohne Nachwirkung bleibt: man wird leicht einseitig. Sich selbst leben und sich selber besitzen, ist sehr schön, doch das Empfindungsterritorium verengt sich, je mehr man die äußeren Einflüsse abwehrt. Man beschränkt sich schließlich auf die Reflexion.

Einige Mal war ich bei Gudowitsch zu Gast. Immer nur in kleiner Gesellschaft: meist Russen und Franzosen. Die dame d'honneur eine unleidliche Person. Unbegreiflich, wie Gudowitsch

diese verkörperte Poesielosigkeit, diese hagerste Prosa ohne Nervenschmerzen um sich dulden kann. Er sagte mir, sie sei für ihn das ‚beruhigende Bewußtsein der Erdenschwere'. Hübsch, aber dunkel. Er liebt derlei Redewendungen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe mir noch nie klar gemacht, welchen Mann man schön nennen könne. Mir ist auch noch nie ein Mann als ‚schön' aufgefallen. Ich meine, Boris verdient dies Attribut. Er muß nahe an Fünfzig sein, ist aber von jugendlicher Elastizität. Die Uniform entstellt ihn; am elegantesten sieht er im Frack, am hübschesten im Reitdreß aus. Die Ruhe seiner Bewegungen wirkt so angenehm. Auch seine Stimme hat etwas ungemein Einschmeichelndes: ein sonores, modulationsfähiges Organ. Seine Sprache ist gewissermaßen unbewußt gewählt, nicht glatt geschliffen, aber wie getragen von feinem Bildungsduft.

Wir reiten jetzt öfters zu zweit spazieren. Das sind immer genußreiche Stunden. Er hat mich gebeten, ihn nicht Onkel zu nennen; Vetter genüge auch. Ein klein wenig Eitelkeit schaut aus dieser Bitte heraus. Ich glaube, er ist eitel. Er posiert zuweilen ein wenig.

Ich fragte ihn einmal ganz harmlos: ‚Sag', wird man nicht über unsere gemeinsamen Ausflüge klatschen?' — Da antwortete er sehr verständig. Man soll dem Klatsch nie wehren. Widerstand entzündet ihn nur mehr. Endgültig verzehrt er sich selbst. Der gesellschaftliche Zwang ist nur insoweit berechtigt, als er eine bestimmte gesellschaftliche Kaste zusammenhält und sie vor der Invasion sozial minderwertigerer Elemente schützt. Aber sich innerhalb dieser Kaste aus formalen Scheingründen oder um dem Geschwätz zu entgehen, den freien Willen unterbinden zu lassen, ist Unsinn. Nie imponiert man der Gesellschaft mehr als durch lächelnden Trotz. Sie wird zuerst schäumen und dann bewundern.

Er ist ein merkwürdiger Mensch und schwer zu beurteilen. Er kennt alle Literaturen, beherrscht alle Kultursprachen, ist auf allen Gebieten zu Hause. Er ist in der Tat von universaler Bildung. Und zuweilen entschlüpft ihm ein Ausdruck barbarischen Empfindens. Das ist mir um so unfaßlicher, als ich mich oft

über sein ethisches Feingefühl gefreut habe, dessen reine Schönheit den ernsten Mann wie mit einem Schimmer froher Jugend umkleidet.

Er hat etwas Wechselndes. Er ist ein scharmanter Causeur, ein ritterlicher Bewunderer der Frauen, ein gelehrter Forscher, ein Epikuräer, ein Asket. Er lebt dann und wann ein paar Tage lang nur von Wasser und Brot, um sich an die Möglichkeit der Entbehrung zu gewöhnen. Er schreibt an einem Kochbuch. Er kann vor Geist sprudeln und verzweifelt indifferent sein. Er haßt poetische Ideale als Unwirklichkeiten und ist selber Poet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Man lernt an ihm. Die Seele reckt sich, der Geist nimmt höheren Flug. Oft reizt er zum Widerspruch. Er ist fabelhaft belesen, seine Bibliothek groß. Ich bat ihn um einige Bücher. Er schickte mir Macchiavellis Fürstenspiegel, Buckles Zivilisation, Stuart Mills Hörigkeit der Frau und die Politik des Aristoteles. Seine Auffassung der Moral ist durchaus sozialistisch: der höchste moralische Zustand ist der der Freiheit und Gleichheit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gewiß hat Boris recht. Das, was wir Moral nennen, ist nichts als eine Überlieferung, der das ewig Bindende fehlt. Die kosmische Ordnung kann der moderne Geist anerkennen, doch nicht die übernatürliche, die in Zeiten erhöhterer Religiosität durch die Hoffnung auf unsichtbare Güter das Wesen der Moral beeinflußt. Der Begriff der Moral ist so wandelbar wie der soziale Zustand der Menschheit. Der Zwiespalt zwischen den tatsächlichen, klaren und sinnfälligen Erfahrungen des Lebens und den Forderungen der alten Moralgesetze drängt unwillkürlich zum Skeptizismus. Eindrücke sind stärker als Prinzipien, selbst da, wo das Gewissen der Regulator unserer Moral ist. Aber auch das Gewissen ist ein Produkt der Erziehung, die wiederum auf der Überlieferung basiert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Boris ist von eigentümlich werbendem Zartsinn. Ich merke ihm das Glück an, wenn er mir eine kleine Freude bereiten kann. Gestern abend allein zu Haus; da habe ich mich allen Ernstes

gefragt: was tun, wenn er um deine Hand anhält? — Der Gedanke erregt mich. Liebe ich den Mann? — Lieben? Wenn die Sympathie die tiefste Quelle der Liebe ist, so liebe ich ihn.

Ich sah noch nie einen Mann, bei dem Wesensart und äußere Erscheinung sich so frappierend decken wie bei Boris. Kraftvoll wie seine Persönlichkeit ist seine Seele. Mit Durchschnittsmaßen wird man ihn nicht beurteilen können. Ich glaube, daß ich immer nur einen starken Mann lieben könnte, einen, dessen Stärke sich mir selber mitteilt.

Es ist so lockend, zu fühlen, wie er mich zu gewinnen sucht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gestern sprachen wir über meine Zirkuskaprize. Er gestand mir zu, daß er sie begreiflich fand. Er sei nur Egoismus von ihm gewesen, daß er in mich gedrungen, mich von den Dobellis zu trennen. Und dann sagte er etwas, was mich lange beschäftigt hat. Er sagte: ‚Daß du so unantastbar durch eine Welt geschritten bist, deren sittliches Empfinden auf der Weiße deines Seelchens leicht hätte abfärben können, hat mich glücklich gemacht. Aber auch nur aus Selbstsucht des Herzens: wir lieben die unbeschriebenen Blätter. Doch frage dich, Marie: war das, was dich in deinem Milieu unantastbar hielt, Überzeugung des Gewissens oder die Wirkung bloß sozialer Moral oder war es sittliche Heuchelei?‘ —

Nur wenige Zeilen. Noch zittert jeder Nerv in mir Er hat mir seine Liebe gestanden. Nicht mehr leben können ohne mich — nicht mehr denken . . . es war ein Ausbruch rasender Leidenschaft, aber doch keine Exaltation, veredelt durch höhere Weihe, fühlbar im Sausen der sich übersprudelnden Worte — ein Sturm in der Morgenröte . . .

Er will keine offizielle Verlobung. Er haßt die langweilige Ethik in den Gesellschaftsformen. Er will den Dienst quittieren und seine Güter in Polen übernehmen. Bis dahin bleibt alles, wie es ist.

Nein, so bleibt es nicht.‘—

*

Die Lesende ließ das Buch fallen. Über ihre Wangen huschte ein blasser Schatten. Sie legte die Hände über das Gesicht; ein sachtes Beben ging durch ihren Körper.

Sie war sich längst klar darüber geworden und mußte es werden: sie hatte den Mann niemals wahrhaft geliebt. Er hatte alle Schätze seines reichen Geistes zu ihren Füßen gelegt und in den Blütenduft seines Gefühls das heimliche Gift verborgen, das die Widerstandskraft ihrer Seele lähmte. Er hatte sie mit allen Waffen siegender Verführungskunst erobert, mit der verschwenderischen Fülle seiner Huldigungen, mit den Listen und Fallstricken seiner Philosophie, mit strategischer Beharrlichkeit, mit dem kühnen Mut seiner Kampfnatur. Er hatte sie besitzen wollen, weil er sie leidenschaftlich liebte. Aber er hatte den großen Gott geschändet. Er war ein Schurke.

Er starb infolge eines Sturzes mit seinem Pferde. Auf dem Totenbette schrieb er noch ein Kodizill zu seinem Testamente. Aus dem Testamente erfuhr man, was niemand aus seiner Umgebung wußte: daß er auf einem seiner Güter noch eine arme verlassene Frau besaß, von der er seit langen Jahren getrennt lebte, ohne gerichtlich von ihr geschieden zu sein. —

Marie ließ wieder die Blätter des kleinen Buches durch ihre Finger gleiten. Seite für Seite ein Schrei, Selbstanklagen, dann Resignation, dann furchtbare Bitterkeit; Seite für Seite zerstreute Tränenflecken. Sie las:

‚Alles vorüber, ich kann wieder denken. Ich will wieder denken. Wie hat alles so kommen können? Ich weiß es. Es gibt nur eine Moral: die ruht nicht in der Freiheit und Gleichheit und ist unabhängig von den Flüchtigkeiten und Nichtigkeiten wandelnder sozialer Begriffe; die ruht im Urteil des Geistes über unser Handeln.

Ich habe nicht lieben, ich habe verachten und hassen gelernt.

Ich will Haß und Verachtung vergessen und will lieben lernen.

Ich bin niedergebrochen und will mich wieder aufrichten. Ich habe viel geweint und will wieder lachen. Ich will von neuem leben.‘ — —

. . . Das war die letzte Aufzeichnung vor einer Reihe leerer Seiten. Dann kam ein Blatt, das nur die Eintragung enthielt: ‚Konstantinopel, 29. Juni. Mein Hochzeitstag.‘ Auf dem folgenden Blatt war vermerkt: ‚Über ein Jahr habe ich das Buch ruhen lassen. Ein glückliches Jahr. Gefunden, was ich suchte: Vergessenheit, Frieden und Liebe. Heute aber kam die erste Mahnung: das Vermächtnis aus Petersburg. Ich wollte, man hätte mich nie gefunden. Otto spricht sich gegen die Ablehnung aus; ich fürchte zudem, sie würde erst wieder unnötig Staub aufwirbeln. Also bauen wir der Armut Hütten. Otto, wie liebe ich dich! Du mein Retter, mein Führer, mein guter Geist, ich will dir bis zum Tode dankbar sein . . .‘

Soweit hatte Marie gelesen. Da fuhr sie nervös zusammen und erhob lauschend den Kopf. Unten auf der Rampe wurde Hufschlag laut und das Rasseln eines Wagens. Die Haustür ging.

Otto kehrte heim. Marie warf das Buch in das Geheimfach ihres Schreibtisches zurück und ließ die Feder der Tür einspringen. Dann erhob sie sich. Ein scheuer Blick galt dem Ofen. Ihr war, als sehe sie durch die Kacheln noch immer das Aufhuschen des weißen Lichtes, das zu züngelnden Flammen wurde, die langsam ein Bild zerfraßen.

„Heute nicht,“ flüsterte sie; „aber morgen — übermorgen — in meiner nächsten freien Stunde, da soll das Buch folgen . . .“

21.

Am Abend vor dem Wahltage hielt Otto Graetz in Stanzig noch eine Versammlung ab. Der Widerstand seiner Arbeiterbevölkerung, die Unzufriedenheit mit den Einrichtungen in der Kolonie, hatten sich herumgesprochen und waren von den Gegnern genügend ausgebeutet worden; da galt es noch eine letzte Abwehr.

Hellmann und Fritz Brettschneider hatten auf Anordnung des Rittmeisters für diesen Abend die Kütnersdorfer in den Krug geladen. Krause, der Nachtwächter, hatte den Zettel von Haus zu Haus getragen, der auch im Speisesaal der Kolonie angeschlagen war: ‚Heute abend Versammlung im Gasthause von Kütnersdorf. Pünktlich 9 Uhr. Tagesordnung: 1. Instruktion für den Wahltag und Verteilung der Wahlzettel. 2. Ansprache des Herrn Ober-Inspektors Hellmann. Jeder Wahlpflichtige wird gebeten, zur Stelle zu sein.‘

Das große Zimmer im Kruge war gedrängt voll Menschen. Die Tür zur Hinterstube war geöffnet, und auch hier standen Bauern, Kossäten und Tagelöhner dicht nebeneinander oder waren auf Stühle und Tische geklettert, um in das Vorderzimmer schauen zu können. Keiner der Männer aus der Kolonie fehlte, auch kaum einer der Bauern. Schon beim Eintritt hatte Fritz zu seinem Ärger Tittmann bemerkt, der an der Wand stand und ein Glas Bier in der Hand hielt. Was wollte der denn hier?! Er gehörte gar nicht zu den Wählern des Kreises. Aber das Zimmer war nicht gepachtet, und wer seinen Schoppen trinken wollte, durfte nicht hinausgewiesen werden.

Noch einer war anwesend, den Fritz nicht vermutet hatte: Piepmaul. Seit einigen Tagen fühlte der Alte sich etwas wohler. Trotzdem schlief Fritz noch immer in seinem Hause. Am Morgen hatte Piepmaul gesagt, daß er etwas in die Sonne gehen wollte. Tagsüber hatte Fritz in der Kolonie und auf dem Felde zu tun — und nun fand er den Alten hier, zusammengesunken auf einem Stuhle sitzend, mit grinsendem Gesicht, in den gefalteten Händen das Achtelfläschchen mit Branntwein.

Die Versammlung verlief anfänglich ruhig. Fritz eröffnete sie mit der Mahnung an die Wähler, ihre Pflicht zu tun; das Wahllokal befinde sich im Schulzenhause und sei von morgens acht bis abends sechs Uhr geöffnet. Die Arbeiter des Gutshofes hätten den Vormittag über frei; auch die Bauern möchten ihren Knechten Zeit zur Ausübung ihres Wahlrechts lassen. Es folgten noch einige allgemeinere Instruktionen; dann erhielt Hellmann das Wort. Er sprach so, als ob es selbstverständlich sei, daß alle

Anwesenden dem Rittmeister Graetz ihre Stimme geben würden, zog noch einmal das Fazit der Bestrebungen der Deutschsozialen und wandte sich sodann spezieller an die Leute aus der Kolonie. „Es hat bei Euch in letzter Zeit Irrtümer und Mißverständnisse gegeben," sagte er. „Jawohl, Irrtümer und Mißverständnisse, die von gewissen Lausejungen, ich will keinen Namen nennen, aber — na ja, die unnötig aufgebauscht worden sind und die man breit getreten hat wie Quark. Ihr seid inzwischen wieder vernünftig geworden. Was Euer Recht ist, wird Euch werden; was dämliches Getue und Gehabe ist, soll vergessen werden. Ich bitte mir nun aber zum Dunderschock aus, daß Ihr Euch am morgigen Tage daran erinnert, was der Herr Rittmeister alles für Euch getan hat, und daß Ihr Mann für Mann den Stimmzettel für ihn an der Urne abgebt. Die Wahl ist geheim, das weiß ich wohl, aber merkt Euch: für mich bleibt's doch kein Geheimnis, wie Ihr wählt. Beeinflussung ist nicht. Ich will Euch auch gar nicht beeinflussen. Aber das sage ich Euch, Kinderkens: es ist schon besser, wir bleiben gute Freunde als wie anderschwie. Über den alten Hellmann hat sich von Rechts wegen noch keiner nicht zu beklagen gehabt; aber manchmal ist mit dem alten Hellmann auch schlecht Kirschen essen. Und nun, meine Herren Bauern und Freigrundbesitzer: ich bin auch ein Bauernsohn und brauche mir nicht das Maul extra zu schmieren, wenn ich mit Euch spreche. Bei mir zu Hause in Pommern galt's immer für eine Ehrenpflicht, politisch mit dem Gutsherrn Hand in Hand zu gehen. Warum? Darum, nämlich darum, weil so ein Großgrundbesitzer die bäuerlichen Interessen am besten vertritt. Ihr könnt sagen: der Barby will das auch. Er will es; aber er kann es nicht und tut es nicht, denn er ist von seiner Partei abhängig, und Ihr habt ja gesehen, wie die Euch in der Erbrechts- und Wildschaden- und Schulfrage und noch in neunundneunzig andern Fragen gedient hat. Das ist Euch oft genung vorgekäut worden, ich will da auf einzelnes gar nicht mehr eingehen. Ich wiederhole bloß zum letzten Male: wie Ihr da seid — morgen allesamt an den Wahltisch und allesamt für Herrn Rittmeister Graetz gestimmt!"

Er nickte und setzte sich. Der alte Schäfer Krampe, der am Nebentische saß, schlug mit der knöchernen Hand auf den Tisch, daß es krachte, fuhr auf und schrie: „Dies is unse' verfluchtige Schuldigkeit, sag' ich, unse' Herr Rittmeister lebe hoch, hoch, hoch!" — Aber es waren nicht allzuviel Stimmen, die in das Hoch einstimmten; es klang dünn. Tittmann war auf einen Stuhl geklettert. „Herr Hellmann," rief er, „darf ich auch ein paar Worte sagen?"

„Nein, mein Teurer," entgegnete der Inspektor, „Sie gehören nicht zu uns, Sie haben hier gar nichts zu sagen."

„Willst wohl noch 'ne Brandrede halten!?" rief Fritz zornig.

Ein paar Stimmen schwirrten durcheinander. „Hier kann am Ende jeder sprechen! — Wer hat denn wat zu verbieten! — Et is duch enn freies Lakohl! . . ."

„Herr Hellmann," sagte der Doppelschulze, „ich erachte dies für nicht honorig. Diskuschohn muß gewährgeleistet werden."

„Diskussion stand nicht auf der Tagesordnung —"

„Und wenn auch," rief Fritz heftig, „Herr Hellmann, eröffnen Sie die Diskussion, lassen Sie reden, wer da reden will — aber nur unsere Wähler! Tittmann ist nicht eingeschrieben."

„Fürchtet Euch wohl?!" schrie Tittmann. Er stand auf dem Stuhl und lehnte mit dem Rücken gegen die Wand. Seine lange Gestalt konnte jeder sehen. Sein Gesicht war verzerrt, er brüllte. „Hört doch nicht auf den Spion, den Fritze! Wählt Clasen! Das ist der Vertreter der Arbeiter — hat auch ein Herz für die Bauern! Morgen verteil' ich die Stimmzettel! Wählt sozialdemokratisch! . . ."

Hellmann war wütend aufgesprungen. „O du Hund!" schrie Fritz. Er gebrauchte die Ellenbogen und drängte sich zwischen Tischen und Stühlen hindurch; er wollte Tittmann an die Kehle. Aber man warf sich ihm entgegen. Ein Tumult entstand, der Staub von den Dielen wirbelte auf, an der Decke schwankte die Hängelampe. Auf einmal sah man, wie Piepmaul hoch in der Luft schwebte. Kräftige Arme stellten ihn mitten auf einen Tisch und hielten ihn fest. Die Stimme des Alten kreischte: „Uffgepaßt! Hurrt mir emoal an! Pauern un Arbeeter! . . ."

Es wurde still. Tittmann drängte sich leichenblaß in die Nähe der Türe; vor Fritzens Fäusten hatte er gewaltigen Respekt. Fritz selbst starrte entsetzt auf den Onkel; Herrgott, wollte der auch noch für Lorenz Clasen sprechen! — Piepmaul sah schrecklich aus: das blaue Gesicht mit weißen Borsten bedeckt, fliegend an allen Gliedern, in zerlottertem Anzuge. Und nun bemerkte Fritz etwas, was ihn in Erstaunen versetzte: der Alte trug seine Denkmünzen auf der Brust — die von neunundvierzig, vierundsechzig, sechsundsechzig und siebzig, die Gedächtnismedaille und das Ehrenzeichen, eine ganze Reihe. Die trug er sonst nie. Er rang noch nach Luft und sagte dann ruhiger mit seiner metalllosen krächzenden Stimme: „Hört mir mal zu. Ihr habt mir immer vor einen Sozialdemokraten gehalten. Da habt Ihr Euch gehörig betippeln lassen. Als wie so einer bin ich mein Lebtag nicht gewest. Ich habe Euch einfach was vorgeflunkert, weil es mir Spaß gemacht hat, Euch 'n bißken zu verärgern und verkietzen . . .“ Er riß seine Uhr aus der Hosentasche. „Seht 'mal, die hat mir der alte König geschenkt, das ist lange her, dunzumal stand ich in Breslau bei den Kürassieren, da hat mir der König die Uhr geschenkt. Und was ich auf der Brust trage, die Denkmünzen, die hab' ich auch von unserm Könige. Glaubt Ihr, so'n alter Soldat als wie ich, den unser König angeredet hat, der wird's mit den Republikanschen haalten?! Kinder, Ihr seid Dunnerludersch, daß Ihr Euch zehn Jahre lang habt von mir an der Nase 'rumführen lassen! Ihr könnt Euch in den Rittmeister seinen Schafstall sperren lassen! Aber nu' heute — heute woll'n wir wieder gutt mittenander sein. Heute hört nu' der Spaß uff. Hier hab' ich meinen Wahlzettel: dadruff steht ‚Graf Barby in Hohen-Eltz‘. Den geb' ich morgen ab. Ich wähle konservativ, wie ich immer gewählt habe. Und warum? Weil ich für Kaiser und Reich bin. Laßt Euch man bloß nischt vormachen. Euer Rittmeister — na, Ihr seht ja selber, wie zufrieden er Euch gemacht hat! Laßt Euch auch nicht von dem Einsputz, dem Fahgebunden, dem Tittmann die Köppe verdrehen. Der weiß grade, wie Euch zumute ist! Barby ist unser Abgeordneter von früher her und hat uns immer am besten ver-

treten: für den gebt Eure Stimme ab! Und nu' will ick ook noch 'n Hoch ausbringen. Kretschmann, Bier her! Aberscht keen Hoch auf Euern Rittmeister, das kann Krampe alleene rufen. Kretschmann, Bier her! Unser Kaiser und König und Kriegsherr, der lebe hoch — hoch — hoch! . . ."

Es war ein ungeheures Gebrüll, ein Hoch, daß die Scheiben klirrten — dann ein Schreien und Toben und Lachen. „Piepmaul," rief der Doppelschulze, „komm' her! Sonn Kerl, sonn niederträchtiger! Ich will dir 'n Kuß geben . . . Bier her, Kretschmann! 'n frisches Fäßchen. Auf meine Kosten . . ."

Fritz trat an Hellmanns Seite. „Soll man antworten?" fragte er.

Hellmann warf ein Geldstück auf den Tisch. „Ich gehe," erwiderte er. „Darauf kann man nicht antworten. Ein verdammter Kerl, der Piepmaul. Das Hoch auf den Kaiser, das hat's gemacht. Wir sind 'reingefallen, Brettschneider: alle guten Worte nützen nichts mehr. Der Herr tut mir leid."

„Mir auch," sagte Fritz. „So wie der's gemeint hat . . ."

Als er in der Nacht nach Hause kam, lag Piepmaul schon in seinem Bette. Vier Burschen hatten ihn heimtragen müssen. Er war völlig betrunken und stieß Schnarch- und Röcheltöne aus, die Fritz stundenlang nicht schlafen ließen. Zudem wanderte oben in der Mansardenstube Tittmann rastlos auf und ab; jeder Schritt dröhnte durch das Haus. — —

Am Tage nach der Wahl ging Otto Graetz die Berglehne hinauf, um sich den Stand der neuen Einschonung anzusehen. Es war prächtiges Herbstwetter, und oben auf dem Berge begann die Heide zu blühen. Zwischen den winzigen Kiefernsprößlingen, die aus den braunen Erdrillen hervorschauten, dehnte ein Riesenfeld leuchtender Erika sich aus, ein großer lilafarbener Teppich, über den weiße Falter flatterten und der Altweibersommer sein glitzerndes Maschennetz zog.

Graetz schritt langsam fürbaß, wie müde. Er war auch müde. Die Nachricht, die er in aller Frühe von Herrn von Hackert über das Wahlresultat erhalten hatte, war wenig erfreulich. Noch fehlten einige Bezirke; aber schon ließ sich konsta-

tieren, daß die Sozialdemokraten abermals einen erheblichen Stimmenzuwachs gewonnen hatten. Konservative und Deutschsoziale hielten sich vorläufig die Wage; wider Erwarten war auch eine starke Stimmenzersplitterung eingetreten.

Graetz hatte die Hoffnung auf den Sieg noch nicht aufgegeben. Aber er wußte, daß auch der Sieg ihn wenig erfreuen würde. Es konnte sich immer nur um eine Stichwahl mit Lorenz Clasen handeln, und dann war der deutschsoziale Kandidat auf die Hilfe der Konservativen angewiesen. Sie würden, bis auf wenige Mißvergnügte, zweifellos für ihn stimmen; aber aus einem bitteren Pflichtgefühl, das die gereizte Stimmung gegen ihn nur noch erhöhen mußte.

Otto fühlte sich unglücklich. Die Zeit der frohen Sorglosigkeit war längst vorbei. Und dennoch: er wünschte sie nicht zurück. Er war gerecht gegen sich selbst. Damals war er ziemlich gleichgültig durch die großen Kämpfe der Gegenwart geschritten. Heute stand er als ganzer Mann auf seinem Posten.

Viel Feind, viel Ehr. Gewiß. Er mühete sich auch, seiner verzweifelten Stimmung Herr zu werden. Es wurde ihm schwer. Alte Freunde hatten den Stab über ihn gebrochen, sie kannten ihn nicht mehr. Tückische Gesellen versuchten aus dem Hinterhalt ihn mit den Giftbolzen aus einem ganzen Arsenal von Verleumdung und Niedertracht zu erreichen. Die eigenen Leute, für die er mit väterlicher Güte sorgte, wandten sich gegen ihn: in ganz Kütnersdorf waren nur neun Stimmen für ihn abgegeben worden; ein alter versoffener Bauer übte eine größere geistige Macht aus als er. In der Tat: man mußte ein starker Charakter sein, um da nicht den Mut zu verlieren . . .

Er hatte sich mitten in das Heidekraut auf die Böschung des Grenzgrabens gesetzt. Er war müde.

Die Sonne flimmerte über das Violett der Erika. An diesem heiteren Herbsttage schien sich kein Lüftchen zu bewegen. Die Stille in der Natur war so groß, daß man das leise Flattergeräusch der Heidefalter deutlich vernahm.

Ein Pferdewiehern ließ Graetz aufblicken. Er sah zwei Reiter in der Kirschbaumallee; sie hatten ihn erkannt und wink-

ten ihm. Otto stand auf und legte die rechte Hand als Sonnenschutz über die Augen: es war der Alte aus Stockhausen auf seiner Karline, und neben ihm ritt Herr von Gerlach. Der Bartlauer hatte sich seit Beginn der Wahlkampagne nicht mehr sehen lassen; was wollte er? —

Otto ging den Herren entgegen. Sie sprachen von ihren Pferden und ließen die Gäule von dem alten Krampe halten, der seine Schafe zur Weide trieb. Otto lüftete seinen grünen Filzhut. „Tag, Vater — die Ehre, Herr von Gerlach . . ."
Man reichte sich die Hand.

„Gehen wir ein paar Schritt zurück," sagte der Feldrat, „ich habe mit dir zu sprechen."

„Unangenehmes?"

„Ja."

„Dachte ich mir. Erfreuliches gibt's nicht mehr. Schieß' los, Papa."

Der alte Herr hatte die Mütze abgenommen und sein rotes Taschentuch gezogen. Aber er sah nicht nach Kampfstimmung aus. Das Rotseidene war heute keine Kriegsfahne. Er tupfte sich den Schweiß von der Stirn.

„Die Wahl ist entschieden," sagte er. „Uhlenhausen hat mir telegraphiert. Stichwahl zwischen Barby und Clasen."

Otto blieb ruhig. „Also unterlegen."

„Mit wenigen Stimmen. Barby hat sechzehn mehr als du."

Otto lachte auf. „Meine Kütnersdorfer," sagte er bitter. „Auf über dreihundert hoffte ich, neun haben sie mir gegeben."

„Lieber Junge, ärgre dich nicht . . ." Die Stimme des Feldrats klang weich und gütig. „Das ist auch für uns kein Sieg, der des Rühmens wert ist. Es ist ein blinder Zufall. Aber immerhin — er hilft uns gegen die rote Bande. Du wirst wissen, was du zu tun hast."

„Meine Pflicht, Vater. Ich fahre nachmittags nach Wendhusen."

Der Feldrat nickte. „Gut. Nun das Schlimmere. Ich bitte dich, Otto, rege dich nicht auf. Bleibe ruhig. Ein Lümmel hat sich eine unverschämte Äußerung über deine Frau erlaubt."

Otto zuckte empor. Es war ein Ruck, der alle Muskeln spannte. Lohe flog über sein Gesicht. „Wer?!“ schrie er.

Herr von Gerlach trat näher. „Verzeihung, Herr Rittmeister, wenn ich mich einmische. Ich war Zeuge der Szene und bin zu Ihrem Herrn Vater geritten, mit ihm zu beraten. Unser Wahlkomitee tagte gestern abend in Rocknow. Es waren noch andere dabei: Fahrenheit, der den greulichen Wanowski mitschleppte, der Obersteuerkontrolleur, Metzner, Stiebecke, Hahnemann, Robinski. Robinski war angesäuselt. Als von Ihnen gesprochen wurde, schlug er auf die Brusttasche und rief: ‚Wenn der Rittmeister durchkommt, halte ich ihm den Brief unter die Nase, den ich bei mir trage! Ich wette, dann hat er genug‘. Es war ein Brief aus Petersburg, Antwort auf eine Erkundigung, ein häßlicher Klatsch, Ihre Gattin betreffend. Befehlen Sie, daß ich ausführlicher werde?“

„Ich bitte darum.“

Herr von Gerlach atmete geräuschvoll auf; die Mission war peinlich. „Herr von Robinski,“ sagte er langsam, „erfrechte sich, zu behaupten, Ihre Frau Gemahlin sei einmal Kunstreiterin gewesen, und ihre russische Erbschaft stamme aus dem Nachlaß eines ihrer Verehrer. Er nannte auch den Namen des verstorbenen Generalkonsuls Gudowitsch in Algier ...“

Otto röchelte. Kein Tropfen Blut schien in seinem Gesicht. „O du Kanaille!“ ächzte er.

Der Feldrat legte seinen Arm um die Schultern des Sohnes. „Ruhe, Otto — Ruhe, mein geliebter Junge ...“ Herr von Gerlach nahm Ottos Hand und drückte sie herzlich. „Herr Rittmeister, ich stände nicht hier, wär' ich nicht der erste gewesen, der Verwahrung gegen diesen infamen Klatsch eingelegt hätte. Und ich blieb nicht allein. Barby, der Forstmeister, Metzner, Harbs, der Kolziger, Stiebecke — die meisten waren entrüstet wie ich. Es gab eine — ja, eine recht lebhafte Szene. Barby und Feldern gerieten hart aneinander. Schließlich wurde Robinski hinauskomplimentiert. Er hat mir heute früh eine Forderung zukommen lassen. Aber ich meine, zunächst haben **Sie** Ihre Sache mit ihm auszufechten. Da auch ich gefordert bin,

kann ich mich Ihnen nicht als Kartellträger anbieten. Aber ich möchte meinen Volontär, Herrn von Eschwege, empfehlen, Reserveoffizier von den neumärkischen Dragonern . . ."

Otto strich mit der flachen Hand über Stirn und Augen. „Ich danke Ihnen, Herr von Gerlach," entgegnete er, und er wunderte sich selbst darüber, wie ruhig er sprach; „ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Beihilfe. Ich nehme sie an. Wir wären verpflichtet, die Angelegenheit erst dem Ehrenrat unserer Regimenter vorzulegen. Ich verzichte darauf. Ich will keinen Aufschub. Haben Sie die Güte, Herrn von Eschwege zu instruieren. Harbs als Arzt; als Unparteiischen werde ich den Grafen Limbach bitten."

„Ich möchte mich als Unparteiischen vorschlagen," sagte der alte Graetz. „Herr von Robinski wird ja wohl nicht daran zweifeln, daß ich trotz meiner Verwandtschaft mit seinem Gegner mir keine Begünstigung zuschulden kommen lassen werde. Wüßte auch nicht, wie das zu machen wäre . . . Jedenfalls möchte ich —" der Feldrat würgte die Worte hervor — „möcht' ich dabei sein."

„Vater," rief Otto in bittendem Tone; er sah die tiefe Bewegung des Alten. Doch der wehrte ab; seine in einem abgetragenen Reithandschuh steckende Rechte fuhr durch die Luft. „Laß gut sein. Wie soll die Forderung lauten?"

„Setzen Sie sich bitte mit dem Sekundanten Robinskis in Verbindung, Herr von Gerlach. Mein Vorschlag ist: glatte Pistolen ohne Stecher, drei Kugeln, zehn Schritt Distanz. Rendezvous morgen früh sechs Uhr im Birkenwäldchen hinter dem Fuchsberg . . ."

Gerlach machte eine Notiz auf seiner Manschette. „Schön, Herr Rittmeister. Ich denke, Robinski wird einverstanden sein. Und wenn er revoziert? Wenn er sich hinter den Petersburger Briefschreiber versteckt?"

„Er hat die Infamie weiter getragen, ich habe mich also an ihn zu halten. Zweifellos hat er die Verleumdung auch veranlaßt. Aus persönlicher Rankune, das ist mir ganz klar. Ich denke mir, er hat von der Verwandtschaft meiner Frau mit dem verstorbenen

Gudowitsch etwas läuten hören und nun durch seine Freunde in Petersburg nachschnüffeln lassen — in der Hoffnung —"

„In der Hoffnung," ergänzte Herr von Gerlach kopfnickend, „aus allerhand gesellschaftlichem Tratsch und Klatsch ein Waffe gegen Sie schmieden zu können. Ich entsinne mich: er sagte, sein Gewährsmann sei ein ehemaliger Konsulatssekretär, der sich wiederum auf das Zeugnis des Doktor Hackert berief —"

„Ah — des Doktor Hackert!" fiel Otto lebhaft ein; „er war zu Gast bei dem Wendhusener — ich bedauere, daß er nicht mehr hier ist — er hätte dies ganze Gewebe von Bosheit und Niedertracht mit einem Schlage zerreißen können. Er war Dragoman bei Gudowitsch und hat mit Marie harmlos über den Verstorbenen geplaudert . . . Und auf einen Ehrenmann beruft sich ein Schurke!"

„Es ist ja ganz klar, wie der Klatsch entstanden ist," sagte der Feldrat finster. „Ich erinnere mich einer sehr komischen Äußerung Eures Kapitäns Dietrichsen am Tauftage deiner Jungen, Otto. Er hatte da in Algier eine ehemalige Dienerin deiner Frau getroffen, eine Negerin —"

„Ganz richtig, Papa, ich entsinne mich auch. Niedriger Klatsch entstammt immer niedriger Gesinnung. Eine Ohrfeige wäre besser am Platze als die ehrliche Kugel."

„Darf ich mich empfehlen?" fragte Herr von Gerlach. „Ich habe Eile, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Es bleibt also bei der Beredung, Herr Rittmeister. Ich lasse Ihnen durch reitenden Boten die Antwort Robinskis sagen."

„Ganz einverstanden, Herr von Gerlach — und nochmals tausend Dank . . ." Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

„Noch ein Wort, Otto . . ." Der Feldrat setzte sich auf einen breiten Grenzstein am Wege . . . „Du bist ein zuverlässiger Schütze —"

„Ich glaube nicht, daß ich fehlen werde, Papa."

Der Alte seufzte. „Vielleicht — vielleicht zielte ich auch aufs Herz . . . Dieser Bube!" — Er erhob sich wieder . . . „Otto, deine Frau darf vorderhand nichts von der Geschichte

wissen. Auch die Mama nicht. Wenn alles vorbei — gut. Ja — und wenn nun alles vorbei ist, mein Junge . . . mein Verwalter schrieb mir neulich aus Przygowiecze, daß es doch besser sein würde, wenn einer von uns mal 'n paar Jährchen die polnischen Güter bewirtschaften wollte — das Auge des Herrn täte viel . . . Na — Otto — und da meine ich — meine ich — übernimm doch die polnische Herrschaft und bringe sie ordentlich in Zug . . . da hast du schließlich ein noch größeres und reicheres Feld der Tätigkeit als hier — einen Polacken haben sie auch wieder in den Reichstag gewählt . . . du baust dir ein neues Herrenhaus in Przygowiecze, es ist landschaftlich ja alles sehr schön — es ist eigentlich hübscher wie hier . . . Gott mein Junge, es wird mir von Herzen schwer, dich fortzulassen — und die Marie — und die beiden süßen Bengels . . . ich darf gar nicht dran denken, was die Mama dazu sagen würde . . . aber nu' hast du dich hier doch mal so in die Nesseln gesetzt — — Otto, ich will keine langen Faxen machen: du weißt, wie ich's meine . . ."

Die Tränen standen dem Alten in den Augen. Otto umarmte ihn. „Ja, Vater, das weiß ich. Was wird — davon später. Vorläufig will ich Gericht halten. Morgen früh um sechs. Addio — und grüß' die Mama . . ." Er ging. Er war in der Stimmung, weich zu werden. Das wollte er nicht.

Der Feldrat rief ihm nach. „Du — Otto . . . wenn du dem morgen gegenüberstehst: die linke Schulter etwas zurück . . . das ist erlaubt. Nicht die ganze Brust bieten . . . Ich bin ja dabei. Gott behüt' dich, mein Junge . . ."

Als sie schon einige hundert Schritte auseinander waren, sahen sie sich gleichzeitig um. Der Feldrat ritt ganz langsam auf seiner Karline; er nickte, und Otto nickte freundlich zurück.

Otto schritt stark aus. Er hielt seinen Ziegenhainer fest in der Hand, so fest, daß die Haut über seiner Hand sich spannte und die Muskeln schwollen. Auf das Herz zielen, dachte er. Der Gedanke verließ ihn nicht. Auf das Herz zielen! —

Daheim wartete Marie mit dem zweiten Frühstück. Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Vater und Gerlach waren hier," sagte sie, „sie wollten dir nach. Hast du sie getroffen?"

Otto nickte. „Liebling, laß' abräumen — ich kann nichts genießen. Aber du . . . warte, ich setze mich zu dir —"

Sie umschlang ihn. „Otto, Papa hat es mir erzählt: du bist unterlegen. Um eine Handvoll Stimmen. Eine Niederlage, aber bei Gott, eine ehrenvolle. Kränkt dich das so? —"

„Nicht die Niederlage an sich, Kind. Ich habe ehrlich auf meinem Posten ausgehalten, habe auch tapfer gekämpft. Eine verlorene Schlacht ist keine Schande. Was mich kränkt, was mich elend macht — ja, elend, ist etwas anderes. Es ist möglich, daß das, was ich erstrebte und wollte, voller Irrtümer ist. Ich glaube es nicht, denn ich wäre sonst nicht mit Begeisterung dafür eingetreten: immerhin, auch Ideale können Trugbilder sein. Aber an der Reinheit meiner Überzeugungen hätte man nicht zweifeln sollen. Das hat man getan. Man hat mir niedrige Motive untergeschoben, hat mich mit Schmutz beworfen, mit Bann und Interdikt belegt — auch vor der gemeinsten Verleumdung ist man nicht zurückgeschreckt. Ich habe ein gutes Stück Glauben an den Anstand und an das Rechtsgefühl derer verloren, die mir einst nahe standen . . . Aber das ist noch nicht alles. Ich verlor mehr. Ich bin auch schwankend geworden in meinem Glauben an die Menschheit. An die Menschheit — wahrhaftig! Wir haben die Menschheit in unseren Leuten aufwecken wollen, haben sie aus der Verkommenheit emporgezogen, aus Dunkel zum Licht — und sie haben uns mit Undank gelohnt. Haben wir Fehler gemacht, ich bin kein Starrkopf, ich mache gern wieder gut, was töricht war. Aber daß diese Leute eher auf einen hergelaufenen Vagabunden hören und einen Trunkenbold als auf mich, der sie mit Guttaten überhäuft und dessen wohlmeinendes *Streben* sie doch zweifellos erkennen mußten: siehst du, das setzt ein so tiefgewurzeltes Mißtrauen voraus, daß ich — daß ich wirklich verzweifle! Mein Gott, was soll ich denn tun, um diesen Menschen die Binde von den Augen zu nehmen?! Ihnen die Binde belassen, damit sie im Finstern bleiben? — Ja, Marie, ich bin bankrott mit meinen Hoffnungen. Vater riet mir, Przygowiecze zu übernehmen — da fände ich ein neues Feld der Tätigkeit. Es ist doch immer wieder das alte. Ich habe den Glauben verloren . . ."

Sie sah, daß seine Augen feucht waren, und sah die tiefe Schwermut auf seiner Stirn. Da nahm sie seinen Arm und zog ihn mit sich. „Komm'," sagte sie, „ich weiß ein Allheilmittel. Ich weiß einen Sorgenbrecher. Komm' mit . . ." Sie sprang voran, öffnete das Kinderzimmer und schickte die Wärterin hinaus. Die beiden Buben krochen auf einem weichen Teppich umher und lachten und krähten, beide rosig und frisch und entzückend in ihrer täppischen Unbeholfenheit.

Marie schmiegte sich an Ottos Brust und schaute zu ihm auf. „Sieh hier, geliebter Mann," sagte sie voll inniger Zärtlichkeit, „das sind deine Glücksstifter und ist dein Sonnenschein. Erlaube, ich zähle mich auch dazu. Fragst du mich: hierbleiben oder nach Przygowiecze, ich würde dir antworten: hierbleiben und furchtlos weiterkämpfen! Der Sieg kommt doch einmal. Er kommt — und wenn wir auch nur den Grund legen, wenn wir auch nur den Samen streuen können, wenn wir nichts weiter tun als die Erde vorbereiten — die Ernte ist uns gewiß. Aber du bist der Herr, auch mir gegenüber. Ebenso gerne ziehe ich mit dir nach Polen, ebenso kampfgemut. Nur an dem Glück im Nest, da laß' uns festhalten; an diesem hellen Sonnenfleckchen unter dem Sturmhimmel — an uns selbst! . . ." Sie nahm die Buben, jeden auf einen Arm, und hielt sie dem Vater hin . . . „Otto, wir vier! Und nun sag' noch, daß du den Glauben verloren hast und daß du verzweifelst an der Menschheit! . . ."

Er nahm die Buben und herzte sie ab. Keine Wolke lag mehr auf seiner Stirn — sein Antlitz strahlte. „Marie," sagte er weich, „wenn ich dich nicht hätte . . . Vergiß meine dummen Worte. Ich habe nichts verloren, denn ich habe Euch. Ich bin so reich an Glück . . ."

Die Buben strampelten und wurden ungemütlich. Marie lachte. „Ich will die Galla rufen. Dann komm' zum Frühstück, Otto, und dann wollen wir satteln lassen und in den Herbstwald reiten . . ."

Sie eilte voran. Otto folgte ihr. Wie ein Blitz schoß ein niederträchtiger Gedanke durch sein Hirn. Seine Züge wurden hart. „Ins Herz," murmelte er. — —

— — Zur selben Zeit spielte sich im Hause des alten Brettschneider ein seltsames Drama ab.

Wie immer in den letzten Wochen, so hatte Fritz auch am heutigen Tage in aller Morgenfrühe das Haus Piepmauls verlassen, nachdem er sich überzeugt, daß der Alte noch ruhig schlief. Er war seinen Arbeiten in der Kolonie nachgegangen und während der Frühstückszeit noch einmal zu dem Onkel zurückgekehrt, weil er gemerkt hatte, daß ihm ein kleiner Hornknopf fehlte, mit dem er den Bandsaum seines Hemdärmels zu schließen pflegte. Er glaubte, er hätte ihn auf dem Fensterbrett im Wohnzimmer Piepmauls liegen lassen.

Er ging über den Hof. Tittmann schirrte die Füchse vor den kleinen Leiterwagen, um auf das Feld zu fahren. Weder er noch Fritz grüßte; die beiden wechselten kein Wort miteinander. Aber von dem Augenblick ab, da Fritz in das Haus trat, ging die Arbeit Tittmann merkwürdig langsam von der Hand; er zögerte und schien auf irgend etwas zu warten, kehrte in den Stall zurück, noch einen Riemen zu holen, putzte die schon an der Deichsel stehenden Füchse mit der Kartätsche ab und säuberte sorgfältig ihre Hufe von den Spuren der Streu.

Inzwischen war Fritz in das Wohnzimmer getreten und suchte nach dem verlorenen Knopf, ohne ihn zu finden. Das Zimmer war noch nicht aufgeräumt; die Magd wurde immer fauler, Tittmann kümmerte sich um gar nichts mehr, es war eine heillose Wirtschaft.

Lauschend blieb Fritz an der nur angelehnten Tür zum Nebenzimmer stehen. Schlief Piepmaul noch? — Sicher nicht, sonst hätte man ihn schnarchen gehört. Fritz öffnete die Tür. Der Alte lag noch im Bett, bis zum Kinn zugedeckt, und die Zipfel des blauweiß gestreiften, dick mit Federn gefüllten Kopfkissens schlugen fast über seinem Gesicht zusammen. Nur die spitze, bläulich rote Nase schaute hervor.

Fritz trat näher. „'Morgen Onkel," sagte er. Keine Antwort. Da drückte Fritz den Kissenzipfel zurück; seine Hand streifte die Wange Piepmauls; die Wange war eiskalt. Fritz sah, daß der Alte tot war.

Er war tot. Im ersten Augenblick, da Fritz dies erkannte, war ihm, als müsse auch ihm das Herz still stehen. Dann raste das Blut um so heftiger durch seine Adern, alle Pulse klopften wie fieberhaft. Der Onkel war tot, er der unanfechtbare Erbe: nun war Frieda sein! —

Aber als er Piepmaul näher in das fürchterliche Antlitz schaute, erschrak er. Der Tod mußte schwer gewesen sein. Dies Gesicht hatte nichts Menschliches mehr: es war fast schwarzblau, der Mund stand weit offen und zeigte einen dunklen zahnlosen Rachen, der Unterkiefer hing herab, die erloschenen Augen starrten gräßlich in unbekannte Weiten.

Es durchschauerte Fritz. Er wollte dem Toten die Augen schließen, griff auch schon nach einem Tuch, das Kinn aufzubinden: aber unwillkürlich stockten seine Hände. Erst der Arzt — der mußte den Totenschein ausstellen — bis dahin Nichtrühran . . . Fritz stürmte in den Hof. „Hetzel!" rief er; „Bengel — Hetzel!" — Sein Blick fiel auf Tittmann, der noch immer an den Pferden hantierte. „Wo ist Hetzel?"

Tittmann gab keine Antwort. Fritz wurde zornig. „Himmeldonnerwetter, jetzt ist keine Zeit zu alberner Tückscherei! Hetzel soll nach Rocknow fahren, den Doktor Harbs holen. Piepmaul ist tot."

Jetzt schaute Tittmann auf; sein Auge blitzte, die Oberlippe schob sich zurück, so daß man den schwarzen Zahn in dem weißen Gebiß sah. „Was?" sagte er, „Piepmaul tot? Na endlich. 's kommt dir wohl recht?"

Fritz zuckte mit der linken Schulter. „Laß' deine dummen Bemerkungen. Wo steckt der Hetzel?"

„Auf der Wiese, er soll Asche streuen."

Fritz schwankte. Sollte er selber den Hetzel holen? — Aber nein; er mußte das Haus bewachen, jetzt durfte keiner hinein. „Tittmann," sagte er bittend, „willst du nicht nach Rocknow fahren?"

Wider Erwarten nickte Tittmann. „Zu Harbs oder Wanowski?" fragte er.

„Zu Harbs."

Da schlug der Hund mit hellem, lang gezogenem Heulen an. Die kleine Hoftür ging. Wie auf ein Stichwort hin, wie auf Verabredung erschien Wanowski, in seinem grauen Havelock, den Schlapphut auf dem Kopfe, den Stock mit schwerer Silberkrücke (ein Stock des Herrn von Albinus) in der Hand. „'Morgen," sagte er; „na — was macht der Alte? — Hatte bei Klein-Hedicke zu tun und wollte mich mal nach ihm umsehen. Famoser Kerl, der Piepmaul. Habe schon gehört, daß er die politische Ehre von Kütnersdorf mannhaft gerettet hat. Liegt er noch in der Klappe?"

„Er ist tot," sagte Fritz.

Wanowski riß die Augen auf. „Psiakrew! Tot?! Seit wann denn?"

„Ich ging heute früh halb fünf fort. Da schlief er noch. Wie ich jetzt wiederkam, fand ich ihn tot im Bette. Vielleicht weiß Tittmann —"

„Nichts," sagte Tittmann und schüttelte den Kopf. „Seit vierzehn Tagen sprech' ich nicht mehr mit dem Alten. Wir haben uns verzankt. Heut hab' ich ihn überhaupt noch nicht gesehn."

Wanowski trat in das Haus, Fritz folgte ihm und nahm ihm in der Wohnstube den Mantel ab. Dann ging Wanowski an das Bette Piepmauls. Er stutzte schon, als er den Toten erblickte. „Wie sieht der denn aus!" murmelte er halblaut. Er schlug die Bettdecke zurück und begann die Untersuchung. Sie währte lange. Fritz stand indessen an der Türe; seine Gedanken weilten bei Frieda.

Wanowski deckte die Leiche wieder sorgfältig zu. Dann wandte er sich an Fritz und sagte in ruhigem Tone: „Herr Brettschneider, Ihr Onkel ist keines natürlichen Todes gestorben. Er ist gewaltsam erstickt worden."

Fritz wurde totenbleich. „Herr Doktor," stammelte er, „ich — ich verstehe nicht. Er—stickt —?!"

„Ja. Die Erstickung an sich hätte auch die Folge eines Anfalls sein können, darüber haben wir ja öfters gesprochen. Das Atmungszentrum des Alten war schwer erkrankt, ein Lungenödem vorauszusehen. Hier liegt jedoch die Sache anders. Die fast

schwarze Färbung von Lippen und Zunge, die hochgezogenen Kniee und die zusammengekrümmten Finger haben mich zuerst stutzig gemacht. Entscheidend sind aber die Strangulationsmarken am Halse. Der Alte ist mittels eines Tuches oder Kissens erstickt worden; man sieht hier deutlich die Eindrücke der Daumen, in denen sich Sugillationen gebildet haben . . ."

Fritz richtete sich fest auf und schaute Wanowski an. Er wußte ganz genau: er stand einem erbarmungslosen Feinde gegenüber. Aber er wußte auch, daß er gerade deshalb die äußerste Kaltblütigkeit bewahren mußte. „Soll ich zum Schulzen gehen, daß der Gendarm geholt wird?" fragte er.

„Tun Sie das," antwortete Wanowski. „Aber erst lassen Sie uns . . . Schlafen Knecht und Magd im Hause?"

„Nein, die schlafen im Stall."

„Aber Tittmann, nicht wahr? Wer hat mir denn erzählt, daß der Tittmann die Oberstube bewohnt —?"

„Ganz richtig, Herr Doktor: Tittmann schläft in dem Zimmer über der Kammer."

„Rufen Sie ihn."

Fritz ging hinaus. Tittmann stand noch immer bei den Pferden; er hielt jetzt einen Eimer Wasser in der Hand. „Tittmann," sagte Fritz, „Doktor Wanowski will dich sprechen."

Peter stellte den Eimer hin und ging in das Haus. Hier hatte Wanowski die Tür zwischen Wohnzimmer und Kammer geschlossen. „Ich möchte ein paar Fragen an Sie richten, Herr Tittmann," begann er. „Sie schlafen oben in der Mansardenstube?"

„Jawohl, Herr Doktor."

„Und haben einen festen Schlaf?"

„Einen ganz miserabeln."

„Piepmaul soll in der Nacht gestorben sein. Nach dem Befunde der Leiche ist der Tod wahrscheinlich zwischen vier und fünf heute früh eingetreten, jedenfalls nicht später. Es müssen Angstrufe und starkes Röcheln und Stöhnen vorangegangen sein. Haben Sie etwas vernommen?"

Tittmann nickte. „Ja — so gegen vier. Da hörte ich hier unten ein lautes Poltern, als ob ein Stuhl umgefallen wäre.

Darauf ein Rumoren, ich kann's nicht näher beschreiben: es war ein Rumoren. Kein rechtes Stöhnen. Aber ich habe nicht weiter darauf geachtet. Dann hörte ich bloß noch Tritte, hier in der Stube und im Flur; auch die Haustür ging. Das war Brettschneider; das wußte ich. Er geht immer um diese Zeit weg."

„Und Sie selbst sind nicht in der Stube und in der Kammer Piepmauls gewesen?"

„Nein. Ich sagte Ihnen ja schon, ich hatte schon seit vierzehn Tagen nichts mehr mit ihm zu tun. Wir redeten kein Wort miteinander. Ich bin nachher nochmal eingeschlafen, dann hab' ich mir in der Küche meinen Kaffee gekocht und bin mit Hetzel auf die Wiese gegangen, zum Düngerstreuen."

„Gut, Herr Tittmann. Ich danke Ihnen . . ."

Peter ging wieder. Wanowski setzte sich auf einen Stuhl am Tische und schlug die Beine übereinander. „Hören Sie mich einmal an, Brettschneider," sagte er, mit seinem Hörrohr spielend. „Aber lassen Sie mich ruhig aussprechen; es hat gar keinen Zweck, daß Sie heftig werden. Und wenn Sie Lust verspüren sollten, mich anzufallen, so machen Sie sich auch klar, daß das die Verdachtsmomente gegen Sie höchstens verstärken könnte. Verdachtsmomente, so sage ich. Ich will sie zusammenfassen. Sie warteten auf den Tod Piepmauls. Das wissen alle im Dorfe. Vor einigen Wochen erst haben Sie dem Doppelschulze erzählt, Sie hätten das Testament des Alten gesehen, das Sie zum Erben einsetzt. Schulze glaubte das nicht; und weil er es nicht glaubte, verweigerte er Ihnen nach wie vor seine Tochter. Nun wußten Sie andererseits durch mich, daß das Leiden Ihres Onkels sich möglicherweise noch lange hinziehen konnte. Inzwischen aber konnte Ihnen Ihr Mädchen entgehen — ja, Brettschneider, auch das war Ihnen bekannt, daß Doppelschulze mir die Hand seiner Frieda zugesagt — — aber Sie kalkulierten nicht ungeschickt: der verdrehte Alte wird ja wohl mit sich sprechen lassen, wenn man ihm erst als echter, rechter und tatsächlicher Erbe Piepmauls entgegentreten kann. Allzu lange zu leben hatte Piepmaul ja sowieso nicht mehr — immerhin noch zu lange für Sie, denn Sie hatten Eile. Und da . . ."

Er streckte beide Hände vor, als fürchte er einen Angriff des jungen Mannes. Aber Fritz rührte sich nicht. Er stand mitten im Zimmer, sehr blaß, ein drohendes Wetter in den Augen, doch unbeweglich. Gerade diese starre Ruhe aber mochte Wanowski nicht recht behagen. Er erhob sich rasch, trat hinter seinen Stuhl und stützte sich auf die Lehne.

„Brettschneider," fuhr er fort, „wir sind Feinde. Die Gunst des Zufalls gibt mir im Moment Gewalt über Sie. Ein Verbrechen ist an Ihrem Onkel begangen worden, das wird auch der Gerichtsarzt ohne weiteres konstatieren, das wird die Sektion ergeben. Alle Indizien sprechen gegen Sie — selbst die scheinbar geringfügige Aussage Tittmanns . . ." Jetzt machte Fritz eine rasche Bewegung; aber Wanowski winkte ihm. „Bitte," fuhr er fort, „ich bezichtige Sie ja nicht —" seine Hände umkrallten fester die Stuhllehne — „ich bin kein Ankläger — doch wenn ich gefragt werde, muß ich die Wahrheit sagen . . . Nein, ich muß es nicht, wenn ich nicht will . . ." Seine Stimme wurde leiser; er sprach fast flüsternd, aber Fritz verstand jedes Wort . . . „Wir sind allein. Ich schlage Ihnen ein Abkommen vor. Ich war der Arzt des Verstorbenen. Ich verpflichte mich, Ihnen laut Totenschein zu bestätigen, daß Piepmaul einem asthmatischen Anfall erlegen ist; der Tod ist durch Lungenschlag eingetreten — Catarrhus suffocativus. Dann hat das Gericht sich nicht einzumischen; Sie begraben den Alten, verkaufen Haus und Hof, stecken Ihr reiches Erbe in die Tasche und siedeln sich irgendwo im Auslande an. Aber Sie verzichten auf Frieda. Ein Wort von Ihnen — und die Geschichte ist abgemacht . . ."

Fritz sprach dies Wort nicht aus. Man sah ihm nicht an, wie es in ihm gärte. Es kochte und brodelte in seinem Hirn. Nerven und Muskeln zuckten: er hätte sich am liebsten auf Wanowski gestürzt und ihn mit Fäusten und Füßen bearbeitet. Aber das wäre Wahnsinn gewesen. Er mußte ruhig bleiben. Ruhig — du lieber Gott — wie sollte er ruhig bleiben, da man ihn eines Mordes beschuldigte! Wanowski log. Der Alte war wirklich einem Anfall erlegen, wie man es längst vorausgesehen hatte . . . Aber da sah Fritz wieder die Druckmarken an dem dürren Halse,

bräunlich angelaufen und doch deutliche Vertiefungen, rot durchädert ... Er sah den Alten vor sich liegen, mit seinem geschwärzten Gesicht und der aufgeschwollenen Zunge, dies gräßliche Gesicht, in dem die offenen Augen stumme Anklagen schrieen ... Er schauderte. Langsam begann sich vor seinem Blick die Stube zu drehen. Er fuhr mit den Händen an den Kopf. Was sollte er tun? Zum Schulzen eilen oder zum Inspektor Hellmann, der zugleich Amtsvorsteher war, und sie herbeiholen? Er war ja doch unschuldig — unschuldig ... Er war in der Frühe fortgegangen, da hatte der Alte noch geschlafen. Und als er zurückgekommen war ... Der Gedanke riß ab. Fritz sah Graetz mit seiner Gattin am Hause vorüberreiten. Im Nu war er am Fenster, öffnete es und rief hinaus:

„Herr Rittmeister ... ach, Herr Rittmeister entschuldigen ... Wenn Herr Rittmeister doch einmal hereinkommen könnten! Der Onkel ist gestorben, und Doktor Wanowski sagt, ich sei sein Mörder! ...“

22.

Es war ein plötzlicher Einfall gewesen. Im Moment, da Fritz seinen Herrn gesehen, war es ihm jäh durch den Kopf geschossen: da ist deine Rettung! —

Seinen Ruf hatten auch noch andere gehört. Die Kinder, die auf dem Dorfplatze im Sande spielten, schauten verwundert auf. Wilhelm Krause, der zum Krämer wollte, sich eine neue Rolle Tabak zu kaufen, blieb stehen, fuhr mit der Hand über seine knollige Wundernase und machte große Augen. Hatte er denn recht gehört? Was schrie der Fritze? Piepmaul tot — und noch etwas wie Mörder!? — Krause schüttelte den Kopf. In seinen Ohren wuchsen dichte Haarbüschel; da hörte er schlecht. I Gott bewahre — Mörder! In Kütnersdorf war überhaupt noch kein Mord passiert ... Da vernahm er die Stimme des Ritt-

meisters. „Krause — he! Kommt mal her, Alterchen, und haltet uns die Gäule! . . ."

Beide waren abgestiegen. „Begleite mich, Schatz," hatte Otto gesagt. Marie raffte ihr Reitkleid auf. Fritz öffnete ihnen die Haustür. Als er seine Herrschaft in die Wohnstube ließ, sah er, daß vor ihm Tittmann eingetreten war. „Geh' hinaus!" herrschte er ihn leise an. „Ich bleibe hier," gab Peter ebenso leise zurück. Er stand am Kleiderschrank, hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet und beobachtete Wanowski. Nach dem wollte er sich richten.

Otto begrüßte Wanowski mit kurzer Kopfneigung. Er hatte einen Widerwillen gegen den Mann. Dann fiel sein Auge auf Tittmann. „Wer sind Sie?" fragte er.

„Mein Name ist Tittmann," antwortete dieser in bescheidenem Tone.

„Ah ja . . . Sie sind . . ." Ein scharfer Blick maß ihn von oben bis unten.

„Wir werden seiner als Zeuge bedürfen," wandte Wanowski höflich ein. —

Marie war an das Fenster getreten, mit dem Rücken gegen das durch die Scheiben fallende Tageslicht. Ihr Gesicht war aschfarben. Im Augenblick hatte sie Tittmann erkannt. Aber im selben Moment fragte sie sich auch: kennt er dich wieder? — Es schien nicht so. Es lagen Jahre zwischen heute und damals — es waren absolut veränderte Verhältnisse . . . Nochmals fragte sich die Ärmste zitternden Herzens: ist er es wirklich? Pierre, der Stallmeister — die Bestie, die Masuhma getötet — der elende Bursche, der einstmals deine Reitpeitsche gekostet hat? — Es war gar kein Zweifel: der schwarze Zahn im weißen Wolfsgebiß war sein Kainszeichen . . . Da stieg eine furchtbare Bitterkeit in der Seele der jungen Frau auf. So hart, so grausam war das Schicksal, daß es sie über Meer und Land und Jahr um Jahr mit gleicher Erbarmungslosigkeit verfolgte, mit der Wut der Erinnyen, die ihr Opfer nicht locker lassen, bis es unter ihren Krallen verblutet . . . Sie hob langsam die linke Hand, um sie gegen das laut pochende Herz zu pressen. Nur still, du

mein Herz — er erkennt dich nicht . . . Scheu flog ein rascher Blick zu dem Einäugigen hinüber. Sicher, er kannte sie nicht wieder. Er hatte sich vor ihr verbeugt, ohne mit der Wimper zu zucken. Er erkannte sie nicht . . .

Otto hatte seinen Reitstock auf den Tisch gelegt. „Also nun," sagte er: „was ist passiert? Sprechen Sie, Brettschneider."

Fritz erzählte. Er habe den Onkel tot aufgefunden; Doktor Wanowski sei zufällig im Dorfe gewesen und habe konstatiert, daß der Alte erstickt worden sei. Er habe auch gesagt, allen Indizien zufolge könne nur er, nur Fritz der Mörder sein; aber er habe sich angeboten, das Verbrechen zu vertuschen, wenn Fritz auf sein Mädchen verzichten und auswandern wolle . . . Es war schwer, der Erzählung des Erregten zu folgen, der die Worte hervorsprudelte und zwischen jeden Satz die Beteuerung seiner Unschuld einschob. Dennoch verstand Otto: Hellmann hatte ihm gelegentlich bei einem Ritt über die Felder von der Nebenbuhlerschaft der beiden geplaudert.

Wanowski hatte ruhig zugehört; nun nahm er das Wort. „Es wäre lächerlich, wollte ich mich gegen diese Insinuationen verteidigen," sagte er hochmütig. „Daß ich um die Frieda Schulze angehalten habe, bestreite ich keinen Augenblick. Wenn aber dieser Bursche es wagt, mich gewissermaßen zu seinem Mitschuldigen machen zu wollen —"

Er kam nicht weiter. Fritz sprang ihm mit heiserem Aufschrei an die Brust. „Wollen Sie lügen — lügen!" keuchte er und schüttelte ihn. Otto riß ihn zurück. Er packte ihn mit beiden Fäusten und zerrte ihn von dem andern fort. „Ich bitte mir's aus, Brettschneider," sagte er in befehlendem Tone; „keine Prügelei, so lange ich hier bin!"

Fritz zupfte sich Rock und Weste zurück. „Verzeihung, Herr Rittmeister," stammelte er, „— ich konnte nicht anders . . ."

„Bezwingen Sie sich und nehmen Sie Rücksicht auf die gnädige Frau," entgegnete Graetz scharf. „Herr Doktor Wanowski, Sie haben untrügliche Beweise, daß der alte Brettschneider ermordet worden ist?"

„Untrügliche, Herr Rittmeister. Vor allem die Strangulationseindrücke. Überzeugen Sie sich selbst.“

Er öffnete die Tür zur Kammer und ließ Graetz voran. Dann trat er an das Bette, legte den Kopf des Toten ein wenig zurück und entblößte den Hals. In diesem Augenblick fiel aus den Kissen ein leichter Gegenstand zur Erde und hüpfte noch einmal auf. Graetz bückte sich. „Ein Hemdenknopf,“ sagte er.

Wanowski nahm den kleinen Hornknopf zwischen die Finger und warf dann einen Blick auf die Leiche. „Aber nicht von dem Toten,“ erwiderte er. „Der Alte trug gar keine Hemdenknöpfe.“

„Vielleicht hilft uns das auf die Spur,“ wandte Graetz ein. Er rief Fritz heran. „Wissen Sie, wem der Knopf gehört?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Rittmeister,“ entgegnete Fritz ohne Besinnen, „er gehört mir. Ich hatte ihn heut früh in der Wohnstube, in der ich schlafe, liegen lassen und habe ihn später gesucht, aber nicht gefunden.“

„Aha,“ sagte Wanowski und lächelte.

Graetz schaute Fritz fest in die Augen. „Brettschneider, der Knopf lag im Bette Ihres Onkels. Das ist notorisch. Sie müssen doch wissen, wie er dahingekommen ist.“

Fritz starrte Graetz und starrte Wanowski an. Er faßte an seine Stirn. „Mein Gott,“ stotterte er, „— bin ich denn verrückt?! — Im Bette — hier — hier im Bette lag er?“

„Ganz recht,“ sagte Wanowski, und ein Blick unauslöschlichen Hasses traf Fritz. „Es scheint mir auch klar, wie er dahin gekommen ist. Sie haben ihn verloren, als Sie das Kopfkissen über den Alten warfen. Piepmaul mag sich gewehrt haben, soweit er konnte. Ein Stuhl fiel um. Das hat Tittmann oben in seiner Stube gehört . . .“

Fritz drehte den Hemdenknopf in seinen Fingern hin und her. Seine Gedanken verwirrten sich. Er versuchte sich zu fragen: wie kam's, daß der Knopf im Bette Piepmauls lag? — Der arme Teufel zermarterte sein Hirn. Als er gegen fünf Uhr fortgegangen war, hatte er durch die Kammertür geschaut und

das Schnarchen des Alten gehört. Er war gar nicht an das Bette herangetreten. Es war also nur möglich, daß irgend einer mit Absicht diesen verräterischen Knopf in das Bette des Onkels gesteckt hatte . . . Und da kam ihm auf einmal eine jähe Erleuchtung. Wortlos stürzte er vor der Kommode im Wohnzimmer nieder, zerrte das unterste Schubfach heraus und fuhr mit dem Arm in die Höhlung. Da lag noch die Kopie des Testaments — aber das Kuvert mit den Hundertmarkscheinen fehlte.

Er stand wieder auf. „Herr Rittmeister," sagte er unter hastigem Atmen, „so wahr mir Gott helfe: ich bin unschuldig. Aber ich weiß wer den Alten umgebracht hat — kein anderer als Tittmann! . . ." Nun schrie er es heraus: „Tittmann — ja, du! Du hast gesehen, wo Piepmaul sein Geld versteckt hat — das hast du gestohlen und hast den Verdacht auf mich gelenkt! . . ." Ein Zittern überlief ihn; er stand mit geballten Händen da, und seine zornigen Augen schienen Tittmann zermalmen zu wollen.

Ein weniges färbten die Wangen des Einäugigen sich heller. Aber er lächelte nur spöttisch. „Du bist verrückt," sagte er; „hätte ich Piepmaul bestehlen wollen, ich hätte es hundertmal gekonnt . . ." Ein Ausdruck des Staunens malte sich auf seinem gelben Gesicht. Er war einen Schritt vorgetreten, jetzt trat er wieder zurück, bis er den Schrank im Rücken fühlte. Marie näherte sich ihm. Ihre Stirn war finster, ein Zug harter Entschlossenheit lag um ihren Mund; ihre Hand rührte an seiner Brust. „Schurke, was leugnen Sie!" sagte sie; „da — da hängt ja noch ein Büschel von dem weißen Haar des Ermordeten . . ."

Otto und Fritz sprangen herbei. Um den zweiten Knopf der Jacke Tittmanns hatten sich ein paar eisgraue Haarsträhnen gewickelt. Nun aber gab es für Fritz keine Rücksichten mehr. Er packte Tittmann und warf ihn zu Boden und zerrte dem Schreienden die Jacke vom Leibe. „Aufheben, Herr Rittmeister," rief er, „das ist wichtig!" — Es war ihm noch nicht genug. Er kannte die Stelle, wo Tittmann seine Brieftasche trug. Er kniete auf die Brust des sich vergeblich Wehrenden, riß ihm die Weste auf und fuhr in die innere Tasche. „Da!" rief er, „hattest

du keinen besseren Versteck?! O du Hund, o du Esel! . . ." Er schwang ein graues Kuvert in der Hand und schleuderte es auf die Erde. „Das ist das Gestohlene!" — Er sprang wieder auf. „So . . . und nun lüge weiter!" — —

Das alles hatte sich binnen wenigen Minuten abgespielt. Wanowski saß auf der Armlehne des schwarzen Ledersofas; grüne Schatten liefen über sein Gesicht, ein tückischer Blick streifte Marie. Was in der verlorenen Seele des Polen sich regte, spiegelte dieser wuterfüllte Blick wider. Aber der Mann rührte sich nicht; er wartete ab: seine Stunde sollte noch kommen.

„Stehen Sie auf, Tittmann," befahl Graetz. „Sie sehen, daß Ihnen ein Leugnen nichts mehr nützt. Also heraus mit der Wahrheit!" —

Tittmann stand wieder auf seinen Füßen. Der schwarze Tuchfleck, der sein fehlendes Auge verdeckte, war herabgefallen: man sah die leere, rote entzündete Höhlung; aber das lebendige Auge lohte. „Ich lüge nicht," stieß er hervor; „das ist alles Unsinn. Die paar Haarsträhnen — beweist mir doch, daß sie von dem Alten sind! Und wenn auch — ich habe mich neulich mal mit Piepmaul gezankt, wir haben miteinander gerauft, haben uns an die Köpfe gekriegt — daher vielleicht . . . Nichts kann mir bewiesen werden! . . . Das Geld hat mir Piepmaul geschenkt — ich kann es beschwören!"

„Die Untersuchung wird's ja ergeben," sagte Graetz. „Brettschneider, bringen Sie den Mann vorläufig im Spritzenhaus unter und benachrichtigen Sie Hellmann, daß er an den Staatsanwalt telegraphiert."

„Zu befehlen, Herr Rittmeister."

Tittmann stieß einen gurgelnden Laut aus. „Oho!" schrie er, „Spritzenhaus! Auf wessen Befehl? Ich bin nicht Ihr Untergebener. Ich gehöre nicht zu Kütnersdorf. Ihre Frau —" er lachte schrill auf — „Ihre Frau will sich bloß an mir rächen, weil ich weiß — weil ich weiß, wo sie herkommt! He — mademoiselle Antoinette, vous souvenez-vous encore de notre engagement chez les Dobelli?! Sapristi, das war eine lustige Zeit — und wir haben alle bedauert, als Sie Seine Exzellenz

der Herr von Gudowitsch aus dem Zirkus nahm, weil er sein Liebchen für sich haben wollte . . ."

Es entstand eine kurze schreckhafte Stille. Für einen Moment schloß Marie die Augen; ihr Hirn schien sich plötzlich alles Bluts zu entleeren, ihre Stirn wurde schneeweiß. Ein Riß ging durch ihr Herz; es sprang etwas in ihr. Alles war vorbei: Glück, Lieben und Leben. Satan hatte gesprochen.

Graetz stand vor Tittmann, gereckt, mit bebenden Gliedern, einen Flammenschein in den Augen. Seine rechte Faust hob sich — da duckte sich der Schurke vor ihm und entwich mit heiserem Angstlaut. Mit krummem Rücken, wie ein furchtsamer Hund, kroch er zu Wanowski hinüber.

Marie legte ihre Hand auf Ottos Arm. „Komm'," sagte sie sanft, „du besudelst dich nur."

„Ja, mein Kind, du hast recht . . ." Er wandte sich an Fritz. „Brettschneider, Sie sorgen mir dafür, daß der Schurke nicht etwa entkommt. Sie haben Kraft, wenden Sie nötigenfalls Gewalt an."

„Er entschlüpft mir nicht, Herr Rittmeister," erwiderte Fritz und lachte. Es war ein helles und fröhliches Lachen. —

Draußen hielt Krauses Wilhelm noch immer die Pferde der Herrschaft. Ein Kreis von Kindern hatte sich um ihn geschart. Auch ein paar Bauern waren hinzugetreten: Berndaugust, der kleine Kurnick, der Doppelschulze. „Was is denn los, Willem?" — „Pscht," machte Krause und deutete auf die Wohnstubenfenster Piepmauls.

Am Ausgange des Dorfes blitzte etwas im Sonnenschein. „De Schandarm," sagte ein flachsköpfiger Bube. Ein Wagen rasselte heran: die kleine Strohwiepe des Bürgermeisters Metzner aus Rocknow; neben ihm saß Doktor Harbs. Ein großer Leiterwagen ratterte hinterher; rechts und links trabten zwei Gendarmen zu Pferde.

Marie und Otto traten aus dem Hause des alten Brettschneider. Metzner sah sie und ließ halten; er kletterte mit Harbs aus dem Wagen, er stürmte mit seinen fetten kleinen Beinen über den Platz.

„Herr Rittmeister — Herr Rittmeister Graetz!"

„Ja —? — Ah, Sie, lieber Bürgermeister — und mit großer Eskorte. Sie kommen mir gerade recht . . ."

Der Bürgermeister zitterte vor Aufregung. „Herr Rittmeister, der Wanowski soll hier sein. Haben Sie den Menschen gesehen. Er soll hier sein."

Graetz wies nach rückwärts. „Da drin, lieber Bürgermeister. Was ist los?"

Metzner wisperte geheimnisvoll: „Ganz toll, Herr Rittmeister, ganz toll . . . Albinus hat sich erhängt. Gräßlich! Erhängt. In seinem Salon — an einem Kronleuchter. Unter seinen Füßen fünf dicke Folianten, Paracelsus' ‚Gesammelte Werke', die hat er umgestoßen — es ist grauenvoll . . . Sein alter Diener brachte die Meldung — hat ausgesagt, der Wanowski habe seinen Herrn in den Tod getrieben — durch seine verfluchten Mixturen und die blödsinnigen Experimente . . . Gott im Himmel, was der Diener alles erzählt hat! . . . Harbs hat Arzneien und Rezepte gefunden, die den Wanowski schlankweg dem Staatsanwalt überliefern — sagt er —"

„Schlankweg," wiederholte Harbs, der hinzugetreten war. „Narkotische Gifte, Belladonna, Eisenhut, Opium, Datura und Lolium — in wahnsinnigen Zusammensetzungen. Lieber Rittmeister, ich behaupte, das ganze Zeug hat dem Wanowski nur dazu gedient, die nervöse Reizbarkeit seines Patienten zu erhöhen, die Suggestibilität — ich behaupte, der Wanowski hat in verbrecherischer Weise seinen hypnotischen Einfluß ausgeübt — ich werde das beweisen —"

„Wo ist der Kerl?" wisperte Metzner und machte Augen wie ein Henkerknecht, der auf sein Opfer wartet. „Hier drüben? Wem gehört das Haus?"

„Dem alten Brettschneider," erwiderte Graetz. „Sie sind zur rechten Zeit gekommen, lieber Herr Metzner. Es gilt noch einen zweiten Fang . . . Marie, reite bitte voran — nach Haus. Ich komme sofort nach — ich will nur dem Bürgermeister helfen, seine Pflicht zu erfüllen . . ."

Marie saß wieder zu Pferde. Sie grüßte die Herren. Otto

hatte ihr die Hand gereicht. Sie hätte diese Hand festhalten können — lange — lange . . . Sie drückte sie, als sei es ein letzter Abschied. Sie haschte nach seinem Blick . . . Er schritt schon mit Harbs und Metzner die kleine Treppe zu Piepmauls Hause hinauf. Der Menschenkreis hatte sich vergrößert. Durch die Luft waren seltsame Gerüchte geflogen. Die Weiber eilten herbei. Sie kamen vom Herd, die Gesichter vom Feuer gerötet, und wischten sich mit ihren Schürzen und dem Rockzipfel den Schweiß ab. Der Pastor war an den Gartenzaun getreten. Gendarmen im Dorf? — Er rief seine Frau. „Mutter, sind das nicht Gendarmen?" — „Ja natürlich, Vater, das sind Gendarmen . . ." „I, was wollen die denn? . . ." „Ja, Vater, ich weiß auch nicht. Es wird gestohlen worden sein . . ." Der Pastor lächelte und schüttelte den Kopf. „Nein, Mutterchen, das kommt bei uns nicht vor . . ." Von nebenan, aus dem Gehöft des Kantors, raste ein gelber, stichelhaariger Hund mit wütendem Gekläff gegen die ihn befremdende Menschenansammlung los. Jetzt wurden auf allen Höfen die Köter rebellisch; ein großes Geheul begann. Vor dem Stall Piepmauls saß Blubber, streckte den Kopf empor und antwortete mit langgezogenem Jaulen. —

Marie ritt im Schritt, mit hängendem Zügel, nach dem Schlosse zurück. Sie sah die Dorfstraße hinab, sie sah das ganze Dorf vor sich — im gelben warmen Lichte dieses freundlichen Herbsttages, das einem heiteren Lächeln auf dem Antlitz eines alternden Mannes glich. Schwer wie ein Stein hing ihr das arme Herz in der Brust. Hier hatte sie glückselige Tage verlebt, hier hatte sie sich wiedergefunden. Das war das stille Eiland, auf das sie sich nach dem großen Sturme gerettet — und nun kam eine ‚Welle von drüben', brandete die Vergangenheit zurück, überströmte das Meer ihre Insel und spülte sie selbst mit sich fort.

Sie ritt in den Park ein. Das Laub färbte sich schon. Die großen Akazien reckten ihre wunderlich gekrümmten Äste und ihre voll schwarzer Schoten hängenden Zweige hoch über die Fliederboskette. Von den Kastanien fiel zuweilen mit leichtem Aufschlag eine Frucht mit zerplatzter Hülse zu Boden. Der wilde Wein

hing dunkelrot über die Sandsteinumfassung der Terrasse herab. Mit einem einzigen tränenschweren Blick umfaßte Marie das alles. Sie hatte hier ihre besonderen Lieblinge: einen Christusdorn, der einem Ausschnitt aus einem japanischen Farbendruck glich — ein paar Rosenstämme, die sie selbst okuliert hatte, eine junge Eiche mit weiß gefleckten Blättern, eine Platane, die auf Rotdorn gepfropft worden war . . .

Use stand auf der Rampe: er hatte die Herrin schon am Parktore gesehen. Da zwang sie sich zu einem Lächeln.

„Wir sind nicht weit gekommen, Use," sagte sie beim Absteigen. „Der Herr hat noch im Dorfe zu tun. Bitten Sie ihn, er möge mich in einer kleinen Stunde in seinem Arbeitszimmer erwarten: ich bin abgespannt und will mich erst ein wenig ausruhen . . ."

Sie ging in die Kinderstube. Die Zwillinge schliefen, die kleinen Fäuste gegen die Wangen gedrückt, Hans-Jochen mit einem winzigen Fältchen auf der Stirn, Hans-Jürgen lächelnd. Marie küßte sie; sie rührten sich nicht. Sie blieb noch einen Augenblick zwischen den Bettchen stehen — dann lief sie davon. Sie lief — es war wie eine Flucht.

Schwer atmend warf sie sich in ihrem Zimmer auf die Chaiselongue und sprang hastig wieder empor. Sie öffnete das Geheimfach ihres Schreibtisches und nahm ihr Tagebuch heraus. Wie gut, daß es noch sprechen konnte! Dann setzte sie sich, griff zur Feder und schrieb:

‚Geliebter Mann! Jede Schuld rächt sich. Es war meine Schuld, daß ich eine Heimlichkeit im Herzen trug, die ich mich schämte, Dir einzugestehen — und nicht allein schämte: ich fürchtete mich auch. Einmal war ich nahe daran. Entsinne Dich des Frühlingsmorgens, als wir von der Birkhahnbalz heimkehrten. Da erzähltest Du mir, daß Du auf Bills Anraten Erkundigungen über mich eingezogen habest, ehe wir uns heirateten — und ich fragte Dich: wenn die Antwort Ritchies nun ungünstiger ausgefallen wäre, was hättest Du getan? Du zogst mich an Dich und küßtest mich und sagtest: alles hätte meine Liebe verziehen und überwunden. Überwunden, so sagtest Du. —

Ich habe eine Dummheit begangen, keine Sünde: ich habe im Drange einer abenteuerlichen Laune und in der Freude an meiner Sportpassion zwei Jahre einen Zirkus begleitet. Das beiliegende Tagebuch gibt Dir darüber Auskunft. Es wird Dir noch mehr erzählen. Ich bin in die Gewalt eines Menschen geraten, der ein Verbrechen an mir beging.

Lies mein Tagebuch und dann urteile: nach Deinem Gewissen, doch auch nach Deinem Herzen. Ich erwarte Dein Urteil. Ich will mich gedulden; ich will mir selbst eine Frist setzen. Otto, bis fünf Uhr warte ich auf Dich: auf meinen Richter — nein, auf meinen Erlöser.

In ewiger Liebe

Deine Marie.'

So war es genug . . . Sie warf die Feder hin, nahm Brief und Buch und ging in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Dort legte sie beides an auffallender Stelle auf seinen Schreibtisch. Auf diesem Schreibtisch stand eine Stutzuhr. Als Marie das Zimmer wieder verlassen wollte, schlug die Uhr dreimal an.

Marie warf einen Blick auf das Zifferblatt, das in ihr Armband eingelassen war. Sie nickte: beide Uhren stimmten auf die Minute überein.

Sie kehrte in ihr Gemach zurück, trat an das Fenster und schaute in den Park. Durch die schnurgerade Einfahrtsallee und das offene Tor konnte sie bis auf den Dorfplatz sehen, auf dem heute ein reges Leben herrschte . . . Da stieg Otto zu Pferde . . . Langsamen Schritts kam er näher. Aber ganz plötzlich wurde aus dem Schritt ein wilder Galopp. Marie vernahm den Hufschlag auf dem Pflaster der Terrasse und hörte die Stimme ihres Mannes . . .

Sie zog sich für einen Augenblick vom Fenster zurück; sie wollte nicht, daß sein Blick sie träfe. Dann setzte sie sich in den Erker und schaute hinein in das falbe Laub der Bäume, die draußen ihre Wipfel wiegten. Noch sprangen ihre Gedanken hin und her. Ist diese Welt eine gerechte? Gibt es eine Versöhnung, die auf Adlerschwingen sich über den Menschengeist hebt? Ist es ein Gott, der die Herzen lenkt? —

Mit dem Moment, da sie Algier verließ, lag ein Leben hinter ihr. Ein neues Leben begann. Aber nicht nur vorwärts führten die Wege — immer wieder zeigten sich Gewalten, die sie nach rückwärts zerrten. Bleischwer hing das, was war, an ihren Sohlen, und immer von neuem tauchte ein Bild der Vergangenheit auf, Länder und Zeiten überholend. Es gibt keine Lethe, es gibt kein Vergessen.

Es gibt kein Vergessen. Auch für ihn nicht. Langsam kehrte der seelische Ausgleich zurück. Alles stand klar vor ihren Augen: er würde vergeben, doch nicht vergessen. Das hatte sie sich hundertmal gesagt: das konnte er nicht. Seine Erziehung, seine Ehrbegriffe, sein Wesen, seine ganze Natur widersprachen der Möglichkeit, daß er vergessen würde — wirklich vergessen. Und damit war ihr Geschick besiegelt. Ein Leben nebeneinander, ohne das reine, fleckenlose, ungetrübte Glück tiefer und hingebender Liebe, das war kein Leben mehr. Das war kein Leben mehr, von Tag zu Tag voll bebender Angst in des anderen Auge spähen zu müssen, ob da nicht eine wehe Erinnerung wach werde — bei jedem raschen Wort, bei jeder zärtlichen Berührung, bei jedem Kuß heimlich zu zittern — sich ewig zu sagen: er kommt niemals, nein niemals darüber fort — — das war kein Leben mehr! . . .

Ihr Blick schweifte über das bunt schattierte Blättermeer des Parks, das fast bewegungslos sich unter dem blauen Himmel dehnte. Herbststimmung: aber eine unsagbar friedliche, ein freundlicher Zauber, eine stille Heiterkeit, in die sich ganz, ganz leise ein Hauch von Melancholie mischte wie ein Gedanke an baldiges Scheiden.

Rascher klopfte ihr Herz und lebendiger pulsierte ihr Blut: die Freude am Dasein sträubte sich gegen den Gedanken des Scheidens. Sie war noch so jung — und sie liebte . . . War denn die Liebe nicht die demantene Brücke über die Widersprüche des Empfindens? War die Liebe nicht die große Überwinderin? — Dies Wort Ottos: ‚Alles hätte meine Liebe überwunden,‘ kam ihr immer wieder zu Sinn. Und zugleich stiegen auch die Zweifel auf, schwarze Schatten, die durch ihre Seele strichen.

Sie kannte ihn, seine tausend guten Seiten und auch die starke Macht des Vorurteils, die sein ethisches Gefühl beeinflußte. Es ist die grundlegende Wahrheit alter Sittengesetze: das sittliche Urteil richtet sich nicht auf die Handlung, sofern sie geschieht, sondern sofern sie gewollt ist; nicht auf das Tatsächliche selbst, sondern auf das Innere der Gesinnung, aus der sie geboren wurde. Aber dies sittliche Urteil wird hundertfach verschieden ausfallen je nach dem Maße der Einsicht, nach der Weite des geistigen Horizonts, nach der Größe der gesellschaftlichen Freiheit. Und gerade der ungeschriebene Kodex der Gesellschaft ist ein stärkeres Gewicht in der Wage der Gerechtigkeit als das Gesetz der praktischen Vernunft. —

Alles das sagte sich Marie. Sie hatte sich erhoben und schritt unruhig auf und ab. Zuweilen warf sie einen Blick auf die Uhr. Erbarmungslos rückte der Zeiger vor. Schon war über eine Stunde verflossen, seit Otto heimgekehrt war. Plötzlich kam ihr der Gedanke: wird er deinen Brief auch gefunden haben? — Aber ja — sonst hätte er längst an ihrer Türe gepocht . . . Er hatte den Brief gefunden und auch das Tagebuch. Jetzt las er ihre Bekenntnisse . . . Das heiße Hirn der jungen Frau malte sich seinen Zustand aus; sie versuchte, sich in ihn hineinzudenken. Wie würde sie unter gleichen Verhältnissen gehandelt haben? — Die Frage war unsinnig, sie ließ sich nicht stellen. Es gab auch keine Antwort darauf.

Sie blieb vor der Standuhr stehen, die in einem Gehäuse aus dunklem Eichenholz vernehmbar tickte. Sie verglich die Uhr mit der in ihrem Armband, die wiederum dieselbe Stunde zeigte wie jene auf dem Schreibtisch Ottos. Zehn Minuten vor fünf. . . . In ihrer Brust regte sich ein leises Flattern; es war so, als wolle das verängstigte Herz davonschlüpfen . . . In ihrer Brust regte sich ein unendliches Leid, ein Schmerz, der zu einem verzweifelten Aufschrei drängte. Doch sie schrie nicht. Sie preßte die Zähne zusammen und lauschte — und lauschte . . . Kam er nicht? — War das nicht sein Schritt? . . . Doch! — Ein Rascheln vor der Tür . . . Es war nur ihr Hund, der da auf der Matte schlief . . .

Zwei Minuten vor fünf . . . Ihr Antlitz veränderte sich seltsam. Es wurde zur Maske einer Niobe. Es kam eine Erstarrung über sie. Eisige Kälte durchrieselte ihre Glieder. Sie stand wie angewurzelt. Dann wandte sie sich mechanisch um und trat an ihren Gewehrschrank. Zu Füßen des hübschen Selbstspanners, den ihr Otto einmal geschenkt hatte, lag ein kleiner, fein gearbeiteter Revolver: halb so groß wie eine Hand, der Griff aus Silber und wundervoll ziseliert. Sie hatte ihn einst in Damaskus gekauft und auf allen ihren Reisen mit sich geführt. Er war geladen und enthielt drei Schüsse.

Sie nahm ihn, schloß den Schrank wieder sorgfältig und legte die Waffe auf ihren Schreibtisch. Auf dem Sessel davor ließ sie sich langsam nieder . . . Die Standuhr begann zu schnarren und schlug in tiefen Tönen fünfmal an . . .

Marie rührte sich nicht. Nur ihre Augen erweiterten sich; die Pupille wurde unnatürlich groß. Ihr bleiches Gesicht färbte sich wieder, das Blut wallte in die Wangen zurück. Noch einmal überstürzten sich die Gedanken in wilder Flucht. Großer Gott — hatte er sie denn nicht verstanden?! Fünf Uhr — das sollte die Stunde sein — der letzte Augenblick ihres Harrens. Wollte er ihren Tod?! — Das war ja unmöglich . . . auch wenn er nicht vergaß — vergeben konnte er doch! Er liebte sie, das wußte sie — liebte sie von ganzem Herzen . . . Und wenn ihm der jähe Zorn, der plötzliche Sturz aus seinen Himmeln auch die Besinnung raubte — fand er im Tagebuch nicht die Lösung für alles Unbegreifliche? Und begriff er selbst nicht im Ungestüm der Erregung, was diese Blätter sprachen und klagten — konnte er denn in einem einzigen Augenblick fünf langer Jahre beseligenden Glücks vergessen?! . . .

Wieder lauschte Marie. Kein Schritt — — nichts . . . Aber da . . . Ihr war, als vernehme sie einen hellen fröhlichen Schrei, ein Lallen und Stammeln . . . Das waren ihre Kinder und seine . . .

Sie schloß die Augen. Ihre Finger zuckten . . .

— — Otto war im Hause des alten Brettschneider noch Zeuge einer widerwärtigen Szene gewesen. Die Verhaftung Wa-

nowskis schien die Wut Tittmanns plötzlich gegen diesen zu kehren: er beschuldigte den Polen geifernden Mundes der Anstiftung zu der Ermordung Piepmauls. Während Wanowski mit einem höhnisch überlegenen Lächeln auf dem kalkweißen Gesicht den Haftbefehl entgegennahm und sich willig fügte, mußte der wie ein Rasender um sich schlagende Tittmann gebunden werden. Vom Fenster der Wohnstube aus sah Fritz den Wagen mit den Gefangenen davonfahren. Er sah auch, wie der Doppelschulze mit tief geneigtem Kopfe durch die aufgeregte Menge seinem Hause zuschritt — und da hielt es ihn nicht mehr: er stürmte hinaus — ihm war, als hätte er die Stimme Friedas vernommen, einen jauchzenden Ruf, einen Jubelschrei . . .

Langsam, wie vordem Marie, ritt Otto zum Schlosse zurück. Nun erst kam er zum Nachdenken. Bei der Infamie Tittmanns war eine rasche Gedankenverbindung in ihm aufgetaucht: Wanowski war zugegen gewesen, als Herr von Robinski am gestrigen Abend seine Verleumdungen vorgebracht hatte — durch Wanowski wußte Tittmann davon, und Tittmann hatte sie aufgenommen und in einem unklaren Empfinden schmähsüchtiger Rache Marie in das Gesicht gesprudelt . . . Aber jetzt kam Otto eine klarere Erinnerung: hatte dieser Schuft nicht von einem ‚gemeinsamen Engagement‘ gesprochen, ehe er seinen Haupttrumpf ausgespielt —? Siedend stieg ihm das Blut zu Kopf. Er jagte auf die Rampe und sprang ab. —

Use meldete ihm den Auftrag Maries. Kopfschüttelnd, den schweren Druck des Ungewissen im Herzen, mit einem dumpfen Ahnungsgefühl, das sich wie mit Eisenklammern um seinen Kopf legte, schritt er die Treppe hinauf in sein Arbeitszimmer. Sein erster Blick fiel auf den Brief Maries. Er durchflog ihn und brach wie zerschmettert in dem Armstuhl vor seinem Schreibtisch zusammen.

Es war also keine Verleumdung, sondern Wahrheit: seine vergötterte Frau war eine Kunstreiterin gewesen und — und . . . Er stemmte den Kopf in die Hände und glotzte in den vor ihm liegenden Brief. Da stand es: ‚Ich bin in die Gewalt eines Mannes geraten, der ein Verbrechen an mir beging . . .‘

Er wuchtete sich so schwerfällig empor, daß eine der eichenen Armstützen des Stuhles krachte . . . Hinauf zu ihr! Sie soll selber reden! Sie soll alles gestehen — und dann fort mit ihr! Hier ist kein Raum für eine kecke Abenteurerin — seine Zähne knirschten, es schwollen seine Adern — für eine Dirne! . . . Dann kam die jähe Reaktion. Die Tränen schossen in seine Augen, sie tropften heiß über die Wangen in den ergrauenden Bart . . . Sie war die Mutter seiner Kinder — und wie hatte er sie geliebt! —

Er schritt ein paarmal durch das Zimmer. Er trank ein Glas Wasser. Er versuchte, seine wahnsinnige Erregung niederzukämpfen. Er setzte sich wieder und nahm das Tagebuch zur Hand. Er las.

Er las und las. Er vergaß seine Umgebung — auch sein Herzeleid über dem unmittelbaren Interesse, das ihm diese Aufzeichnungen abnötigten. Er fühlte wohl: das war für keine fremden Augen geschrieben, war kein kokettes Spiel mit den Gefühlen, keine Novelle für ein bestimmtes Publikum; es waren stofflich Erinnerungen und reflektiv die Eindrücke einer jungen Menschenseele, die noch zwischen Höhen und Tiefen flatterte, ohne ihr Ziel zu finden. Es sprach auch nichts von Selbstgefälligkeit aus diesen Tagebuchblättern, viel eher — neben einer gewissen naiven Lebensfreude — das Bedürfnis, sich in inneren Zwiespältigkeiten zurechtzufinden, in den Gegensätzen von Stimmung und Handeln, von Objekt und Subjekt. Ein angeborenes Stiltalent hatte der Niederschrift der Gedanken Glätte gegeben; aber die Wahl des Ausdrucks vermochte doch nicht die innere Unklarheit zu verdecken, den romantischen Nebel der Empfindungen, aus dem das Bewußtsein des eigenen Wesens sich erst langsam gestalten sollte.

In diesen Blättern sah Otto die ganze seelische Entwicklung seines Weibes vor sich. Das warme Mutterherz hatte ihr immer gefehlt, der Einfluß des Vaters sich nur äußerlich, vor allem in ihren wachsenden sportlichen Neigungen kund gegeben. Sie hatte viel gelernt und war vortrefflich erzogen worden. Diese Erziehung wirkte auch nach, als sie, kaum achtzehnjährig, in den

Genuß unbeschränkter Freiheit trat. Und sie genoß das Leben nach ihrem Geschmack: sie durchreiste die Welt. Nicht mit dem Bädeker in der Hand, von Hotel zu Hotel, sondern wahrhaft genießend. Es war verständlich, daß in einer sich zweifellos über den Durchschnitt erhebenden Natur die Eindrücke dieser weiten Reisen sich zu einem Weltbilde vertiefen mußten, gegen dessen Größe die landläufigen gesellschaftlichen Verhältnisse zu winziger Kleinlichkeit zusammenschrumpften. Die mutige Kaprize, sich aus Sportpassion einem Zirkus anschließen und schließlich als Schulreiterin öffentlich aufzutreten, war der erste Bruch mit dem gesellschaftlichen Herkommen. Aber er blieb doch nur ein äußerlicher, während die innerliche Wandlung sich erst vollzog, als Marie jenen Mann kennen lernte, dessen überlegener Geist sich ihrer noch dunkel kreisenden Vorstellungen bemächtigte und sich in das System der eigenen Lebensanschauungen zwang.

Dann kam der Rückschlag: die furchtbare Einsicht, daß jener wie ein Schurke gehandelt hatte. Nun wurde das Verlangen nach wesenhafterem Gehalt des Daseins zu stürmischer Sehnsucht. ‚Ich will von neuem leben,‘ las Otto. Und er las weiter: ‚Otto, ich liebe dich. Du mein Retter, mein Führer, mein guter Geist, ich will dir bis zum Tode dankbar sein . . .‘

Er saß noch vor dem Schreibtisch, den Kopf auf den Armen ruhend. Er dachte daran, was auch er ihr zu danken hatte. Er täuschte sich nichts vor, er war wahrhaftig gegen sich selbst. Sie hatte ihn aus den Niederungen des Alltags zu freierer Höhe geführt, sie hatte ihm ein unermeßliches Glück gespendet, sie hatte ihn auf der großen Wahlstatt des Lebens auch kämpfen gelehrt. Was galt es, daß er den Kampf verloren, durch den sein Menschentum eine leidenschaftliche Steigerung erfahren und der ihn aus der Enge des Daseins hinausgetrieben hatte auf das offene Feld vordringender Taten — was galt das? Den unter dem Pfeilregen der Feinde Niederbrechenden hatte sie mit starken Armen umfangen und ihm frischen Mut eingeflößt; nun stand er wieder und reckte die Brust, bereit zu neuen Kämpfen und neuer rühriger Arbeit, der Mann am Werk . . .

Er richtete sich auf und stützte den Kopf in die Hand. Auf dem Schreibtische lehnte ein Bild Maries in Gesellschaftstoilette, daneben ein anderes, auf dem sie ein Reitkleid trug. Diese tolle Zirkuslaune, es war nicht das Schlimmste. Wenn sie ihm das erzählt hätte, würde er vielleicht auch ein herbes Wort ernsthaften Tadels dafür gehabt haben. Man springt nicht mit keckem Lächeln über alle gesellschaftlichen Barrieren fort; man spielt nicht ungestraft mit einem lockenden Feuer. Trotzdem . . .

Er erhob sich rasch. Eine kindische Torheit . . . . . . ‚Kunstreiterin!‘ — Ah, es sollte noch einer kommen mit dem schmähenden Wort! Der Schuß in morgiger Frühe würde die Lästermäuler schon zum Schweigen bringen . . . Aber der Russe — o dieser Schurke! Wie er sich hineingestohlen hatte in ihre irre wandelnde Seele! . . . Otto umkrallte mit den gekrümmten Fingern etwas Unsichtbares in der leeren Luft. Schurke — Schurke! . . .

Es war ein schwerer Kampf. Er warf sich auf das Sofa und sprang wieder empor. Eines Verbrechens Opfer — ein Opfer! . . . Und wenn sie nun log? Wenn auch ihr Tagebuch log? — Nein — nein, sie log nicht . . . Er stürzte an seinen Schreibtisch und nahm ihr Bild in die Hand. Sie log nicht . . . Er küßte ihr Bild. „Meine Marie,“ sagte er weich, „meine geliebte, süße Marie . . .“ Es schien, als gehe ein großer leuchtender Stern, eine Gnadensonne über ihm auf, mit hellen und warmen Strahlen die wirre Trübnis seiner Gedanken teilend. Es schien ihm auf einmal, als sei sein brennender Schmerz eine Kleinheit, als müsse er sich selber an höheren Maßstäben messen — als spinne sich durch all sein Leid immer nur die schleichende Furcht vor dem Urteil der Welt. Wieder hielt er das Bild seiner Frau vor sein umflortes Auge. Wenn sie gefehlt hatte: das unerschöpfliche Glück, mit dem sie sein Leben erfüllt, war der Sühne genug.

Es war hell geworden in der Seele Ottos. Das war kein resignierender Ausgleichsversuch mit einem widrigen und verzweiflungsvollen Geschick: es war ein Durchringen zur Größe

freier Menschlichkeit. Das Schicksal geht der Freiheit voran. Aber auch das Schicksal kann sich in Freiheit wandeln unter der sicheren Entfaltung einer starken Natur, die sich aus Kämpfen und Erschütterungen zurückfindet in sich selbst und im festen Halt des eigenen Wesens. —

Überlegend trat Otto an das Fenster. Ein Skandal war unvermeidlich. Das Duell mit Robinski konnte eine Warnung sein für die allzu lauten Krakeeler. Aber die Flüsternden blieben. Vielleicht war es gut, den Rat des Alten zu befolgen und sich unten in Polen ein neues Nest zu schaffen . . .

Die Uhr schlug fünf. Herrgott! — Otto riß den Brief Maries vom Schreibtisch. ‚Bis fünf Uhr warte ich auf dich . . .' Einen Augenblick noch blieb er wie gebannt stehen. Ihm war, als vernehme er einen hellen, fröhlichen Schrei, ein Lallen und Stammeln . . . Das waren seine Kinder und ihre . . .

Der Hund Maries, der vor ihrer Zimmertür zu schlafen pflegte, schlug an.

Wie ein Rasender stürzte Otto davon.



Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 9

Dem Wahren, Edlen, Schönen!

Ein Großstadtroman von

Fedor von Zobeltitz

Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

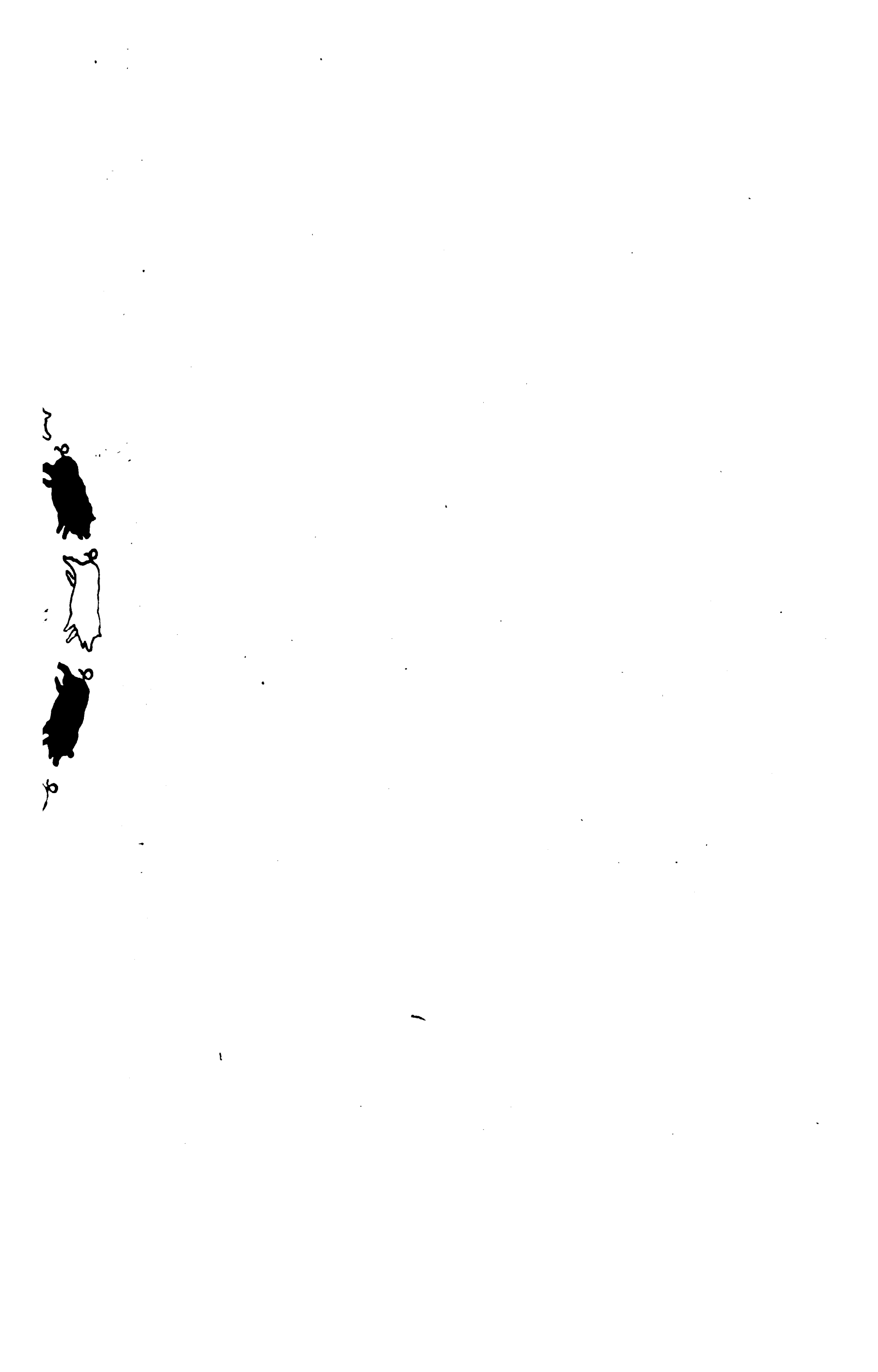
Aus den Besprechungen:

Vossische Zeitung: Aus vielen Einzelheiten, die der unmittelbaren Wirklichkeit entlehnt sind, hat der Schriftsteller ein hochinteressantes Kultur- und Sittenbild der Berliner Gesellschaft gestaltet. Seine flotte Schilderung führt uns eine Fülle von Persönlichkeiten vor, mit denen wir gelegentlich tatsächlich Bekanntschaft gemacht zu haben glauben. Es wäre aber völlig verkehrt behaupten zu wollen, mit dieser oder jener Figur sei eine bestimmte Persönlichkeit gemeint. Fedor von Zobeltitz ist viel zu gewandt im Fabulieren, um derartige Taktlosigkeiten zu begehen; seiner Phantasie strömen die Bilder in einer solchen Menge zu, daß er keine Photographieen zu studieren braucht. Dichtung und Wahrheit versteht er so geschickt zu vermischen, daß wir die Grenzlinien nicht zu bemerken vermögen.

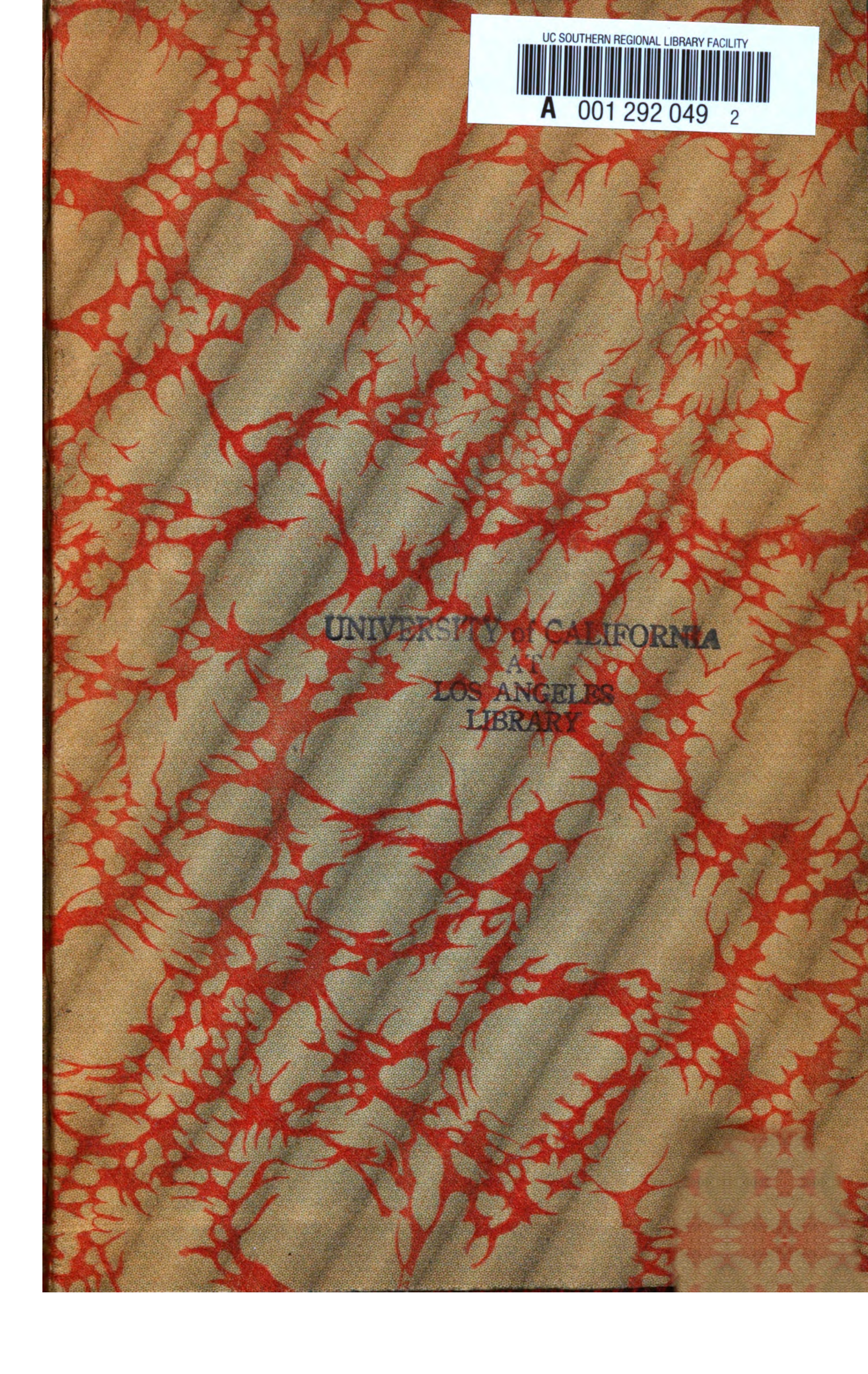
Tägliche Rundschau: Mit allem Glanz und allem Bestrickenden des Unterhaltungsromans ist der Theater-Großstadtroman von Fedor von Zobeltitz geschrieben. Die Geschichte eines Theaterbaues mit allen Illusionen, übertriebenen Hoffnungen, Enttäuschungen, Machenschaften, Intrigen der Beteiligten, mit allen hochfliegenden Plänen im idealen Sinne und allen sehr realen Phantasieen der Geldleute. Alle Reize dieser besonderen Welt des Theaters und die mannigfache Abenteuerlichkeit der Existenzen, die sich da zusammenfinden, Ernst und Humor, Naivität und Raffinement, Lebewelt und Armut, Intrige und ehrliche Treue, eine endlose Kette von Ereignissen und Kombinationen und Komplikationen, unterhaltend, interessant, spannend, geistreich, originell, scharmant, lustig, traurig, begeistert, schwelgend, enttäuschend — man kann schon das ganze Sprachlexikon abschreiben — das alles ist mit eingehendster Sachkenntnis, Beherrschung, Geschicklichkeit, mit viel Geschmack und Erfahrung dargestellt und lebendig gemacht.

Buchdruckerei Noitzsch, Albert Schulze, Noitzsch.

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 001 292 049 2
UNIVERSITY of CALIFORNIA
AT
LOS ANGELES
LIBRARY

